



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





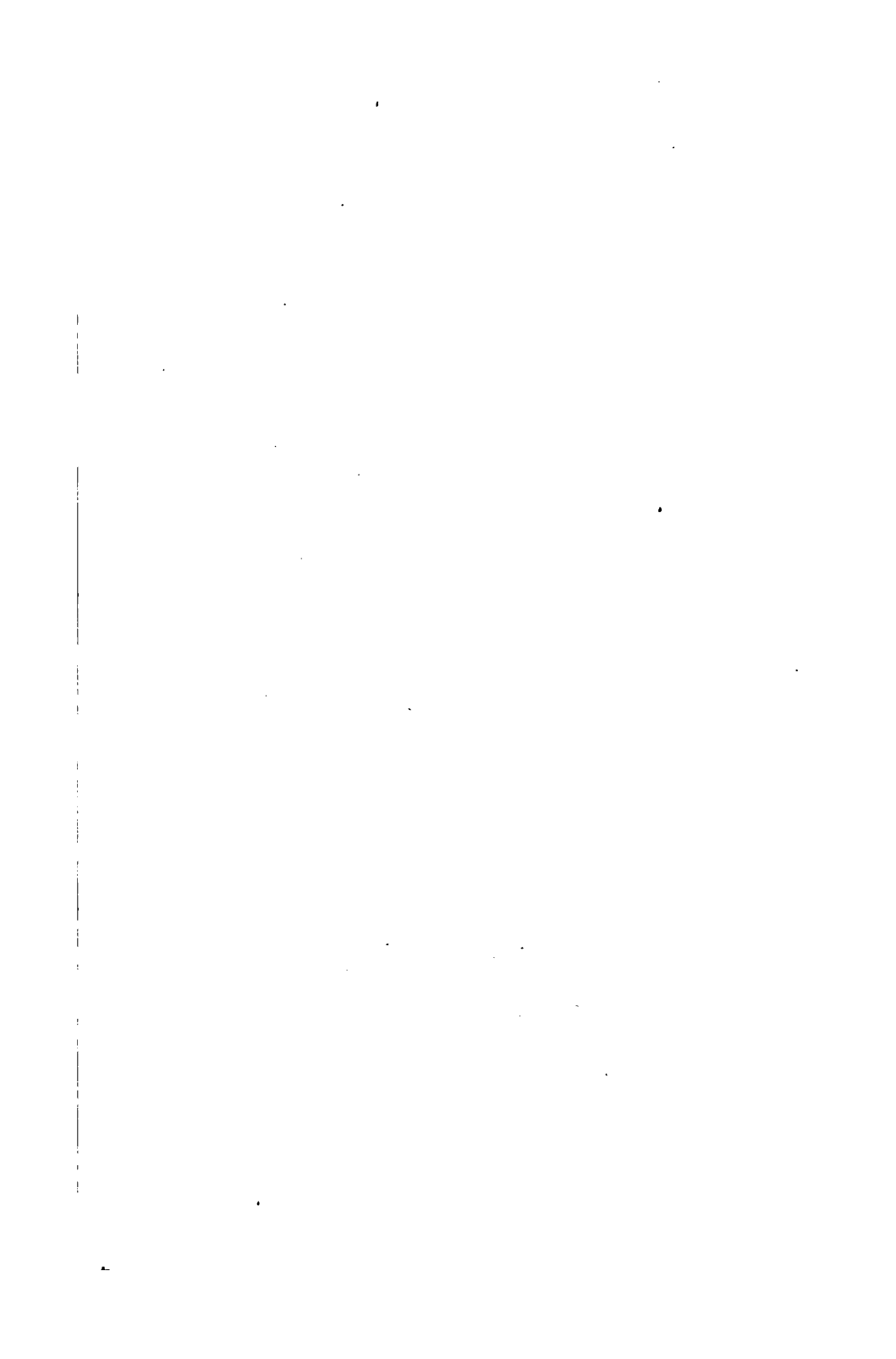
Vet. Gen III B. 408











**Bilder**  
aus der  
**Geschichte der Kirche.**

Von  
**Ida Gräfin Hahn-Hahn.**

---

**Zweiter Band.**  
**Die Väter der Wüste.**

---

**Mainz,**  
Verlag von Franz Kirchheim.  
1857.

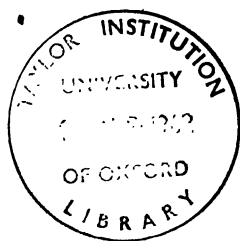
# Die Väter der Wüste.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

---

Mainz,  
Verlag von Franz Kirchheim.  
1857.



---

Wain,  
Druck von F. Kupferberg.

## V o r w o r t.

---

Hier ist nun wieder eine Sammlung von Bildern aus der Geschichte der Kirche, wieder ein Kranz von Passionsblumen zu Füßen des heiligen Kreuzes. Aber die Zeit ist eine andere. Freundliche, ja goldene Tage sind dem Christenthum aufgegangen und der Christ findet kein äußeres Marterthum mehr. Darum erfindet er ein innerliches. Denn ohne Martyrium lebt die heilige Liebe nicht. Das ist ihr Vorrecht und ihre Signatur. Aber darum ist denn auch der Schauplatz ein anderer, nicht mehr das tobende Amphitheater mit seiner blutbesprengten Arena, mit seinem mörderischen Folterapparat, mit seinen glerigen Bestien, mit seinen leidenschaftstrunkenen Zuschauern. O nein! ganz wo anders ist er! Ein einsames Menschenherz in öder Felle und ringsum das Schmelgen der Wüste: das ist der Schauplatz dieser neuen Passion. Jene hatte ihr Vorbild in Christus auf Golgatha; diese in Christus im Stalle zu Bethlehem, auf der Flucht nach Egypten, in der Zimmermannshütte zu Nazareth, in der Nacht am Oelberg — lauter Stätten seiner mystischen Passion! Und diese theilen die großen heiligen Einsamen, die Väter der Wüste, mit ihrem Heiland. Sie wandeln auf dem Wege zum Himmel, auf dem Er zeitlich in seiner heiligsten Menschheit gewandelt ist, um uns ewig durch seine Gottheit zu befehlen; sie wandeln freiwillig auf dem Wege des Leidens



aus Liebe. Es liegt ich weiß nicht was für ein namenloser Zauber auf dem Leben dieser Einsamen, wie es von der Demuth, vom Stillschweigen und von der Gönade, mit seinen Kämpfen, Trübsalen, Opfern, Schmerzen lind verschleiert wird, doch so klar, so schön vor den Augen der Welt, aber über ihr sich entwickelt und an dem Himmel der Kirche als ein fester Regenbogen steht, als ein Zeichen der Versöhnung des Geschöpfes mit dem Schöpfer, gebildet aus der „Sonne der Gerechtigkeit“ — Christus; aus dem trüben Gewölk der Zeitlichkeit und aus den Herzblutropfen, die man Thränen, Thränen der Buße, der Reue, der Liebe nennt. Man fühlt ich weiß nicht was für eine unsägliche Sympathie mit diesen stillen Heroen, deren Wunden nur nach Innen bluten, deren Siege nur der König der Ewigkeit belohnt. Ich meine, kein Menschenherz könne sich ungerührt von diesen Geisterschlächten wegwenden, die in höherer Sphäre zur Erstürmung des Himmelreichs geliefert werden, während es in niedriger und für geringe Zwecke so jämmerlich sich abquält. An ihnen steht es, wie das Auge des Glaubens die irdischen Dinge mißt und schätzt, und wie die Hand der Hoffnung sie wegwirft, um nach den himmlischen zu greifen, und wie die Liebe das Himmlische findet im herben Kelch der Entfagung, und wie aus der Entfagung ein wonnevoller Triumph ersteht. Und welch Menschenherz hat nicht die Entfagung zu üben? Nun wohl! so übe es sie in der Vereintigung mit der heiligsten leidenden Menschheit des Erlösers.

Man hat mir gerathen, ich möchte nur nicht zu viel Mystisches, dem die Zeit abhold sei, in diese Bilder bringen. Das hätte ich ohnehin nicht gewagt, weil die Mystik ein Buch mit sieben Siegeln ist, das nur die Heiligen und die Gotterleuchteten, aber mit nichten die Anfänger, die, wie ich,

kaum auf der Schwelle der heiligen katholischen Kirche stehen, öffnen können. Nur war freilich die Rundgebung der Kraft und Liebe Gottes in seinen durch die christliche Askese gereinigten Geschöpfen nicht zu vermeiden, da sie ja einen wesentlichen Theil des Lebens der großen Anachoreten ausmacht, und das ist denn allerdings wunderbar geheimnißvoll, d. h. mystisch. Da muß man sich einfach an den heiligen Einsiedler, den großen St. Johannes Climacus, halten, der in seiner „leiter zum Paradiese“ mit so lieblicher Kindes-einfalt schreibt: „Da, wo Gott wirkt, der über die Natur ist, wird auch immer sehr Vieles gewirkt werden, was gleichfalls über die Natur ist.“

Zwischen den „Vätern der Wüste“ befinden sich sehr viel Frauen. In der Ordnung der Gnade gilt aber weder Mann noch Weib, sondern nur die „neue Schöpfung,“ sagt der heilige Apostel Paulus den Galatern, und deshalb gehören die großen Ascetinnen in diesen Kranz von Passionsblumen. Welche Frauen — so eine Macrina, an deren liebendes Herz drei Bischöfe, drei Heilige, ihre Brüder, sich lehnen! So eine Paula, die ganze Generationen ihrer Familie in die Heiligkeit hineinzieht!

Gelesen hab' ich zuerst und vor Allen und immer wieder „Die Leben der Väter“ von P. Geribert Kosweyd S. J., der über diesen Gegenstand die Schriften des Hieronymus, Rufinus, Theodoret, Palladius, Cassian, Sulpicius Severus, Evagrius u. A. gesammelt und zu einem unvergleichlich schönen Buch vereinigt hat, aus dessen Reichthum ich nur Einzelnes auswählen konnte, was nun leider unter meiner Feder zu verwelkten Rosen geworden ist. Dann las ich Stolbergs, Döllingers, Fleury's, Rohrbachers, Alzogs Kirchengeschichte; dann Möhlers „Athanasius;“ P. Zingerle's „Simeon Stylites;“

Böttigers „Sabina;“ Nidel und Rehrein „Berebtsamkeit der Kirchenväter;“ Butler „Leben der Heiligen Gottes;“ Johannes Climacus „Vetter zum Paradiese;“ und ein altes französisches Werk „Vie des Pères du Désert“ von einem Unge-  
nannten.

Jetzt geht das Buch in die Welt und zu dir, mein Leser, für den ich es mit großer Liebe und in der Hoffnung, daß es dir Freude machen werde, geschrieben habe. Jetzt aber mache auch du mir wiederum Freude. Siehe! zitternd und zagend steh' ich da, daß dies kleine Buch mir nicht dereinst zum Gericht werde, weil ich die Tugenden, die ich darin beschrieben, zwar erkannt, geliebt und bewundert, aber nicht geübt habe. Ach, hilf mir den lieben Gott bitten, daß es doch endlich geschehen möge!

Mainz, am Tage der heiligen Theresen,  
15. Oktober 1857.

Ida Hahn-Hahn.

## Inhaltsverzeichnis.

---

### Das Christenthum in der Freiheit.

Wie es Besitz von der Welt nimmt: durch die Lehre alleinseligmachend zu sein; durch den Zusammenhang der alten Prophezeiungen mit ihrer Erfüllung; durch wissenschaftliche Begründung; durch Sittigung der Menschen; durch Werke der Liebe. S. 1—12.

### Der christliche Cultus.

Warum sich die Christen über jedes neue Gotteshaus freuten. Beschreibung der Kirche zu Tyrus, nach Eusebius. Basiliken. Ausschmückung derselben. Das Kreuz. Bilder und Votivbilder. Liturgie des Gottesdienstes. Oblation. Eulogie. Das heilige Messopfer. Privatmessen. Votivmessen. Messen für Verstorbene. Die kirchlichen Tagzeiten. S. 12—27.

### Feste und Buße.

Der Sonntag. Das Ostersfest. Himmelfahrt. Die Bitt-Tage. Pfingsten. Das Weihnachtsfest. Epiphania. Marien- und Heiligtage. Bußgeist. Das geheime und öffentliche Sündenbekenntniß. Die vier Stufen der öffentlichen Buße. Erhaltung des Bußeifers. S. 27—38.

### Bosporus und Nil.

Byzanz: Lage, Umgebung, Größe, Reichthum, Schönheit, Prachtgebäude, Kirchen- und Kunstschätze. Der Nil und seine Ufer. S. 38—50.

### **Die Einsiedler.**

Wie die Einsiedler nach den drei evangelischen Rätthen, die Christus gab, zu leben trachteten. Wie die evangelischen Rätthe den Stand der Vollkommenheit durch die christliche Asceſis begründen. Wie deren Blüthe die Mystik, die Vereinigung der Seele mit Gott, ist. Wie die Buße oder das Leiden aus Liebe zu Gott, dem Reiche Gottes in der Seele vorübergehen muß. S. 50—66.

### **Die Wüste.**

Die Wüste des Orients: die große syrische Wüste, vom Antilibanon bis zum Euphrat. Damaskus am Eingang. Die kleine arabische Wüste zwischen Gaza und Cairo. Die ägyptische Wüste zwischen Cairo und den großen Nillatarakten. Die Thebais zwischen dem Nil und dem rothen Meere. Die Höhlen und die altägyptischen Felsengräber. S. 66—76.

### **Paulus von Theben.**

(Geb. 229, gest. 342.)

Patriarch der Einsiedler. Wie er die Welt fliehet und Gott findet. Wie Antonius ihn entdeckt. Wie er stirbt. S. 77—89.

### **Der heilige Antonius.**

(Geb. 251, gest. 356.)

Wie seine Herkunft und Erziehung war. Wie das Evangelium ihn dem Stande der Vollkommenheit zuführt. Wie er sich abt in heiliger Ascese. Wie der Versucher ihn peinigt. Wie er sich in die Thebais begibt und in einem verfallenen Thurme zwanzig Jahre sich verschließt. Sein Einfluß auf seine Zeit und auf alle Zeiten. Seine Wunderthaten. Seine Belohnungen. Seine Weissagungen. Wie er sich auf den Berg Colzim begibt. Wie er vom Leben scheidet. S. 90—135.

### **Der heilige Hilarton.**

(Geb. 291, gest. 371.)

Wie er, vierzehnjährig, bei dem heiligen Antonius Belehrung sucht und sich in die Wüste am Mittelmeere unfern Gaza zurückzieht. Wie gewaltig er sich abtödtet. Wie seine Gebetskraft Wunder wirkt.

Wie seine Einsiedelei zum Wallfahrtsorte wird. Wie sich Jünger um ihn sammeln und Lauren mit Anachoreten, Klöster mit Mönchen in Palästina, Syrien, Mesopotamien erblihen. Wie er vor der weltlichen Ehre flieht: nach Egypten, Sicilien, Dalmatien, Cypern. Sein Tod. S. 135—153.

### **Paul der Einfältige.**

(Gest. Ende des vierten Jahrhunderts.)

Wie er als sechzigjähriger Greis ein Jünger des heil. Antonius, und groß wird durch kindlichen Gehorsam. S. 153—160.

### **Ammon, Abt zu Nitria.**

(Gest. Mitte des vierten Jahrhunderts.)

Wie er vermählt wird und mit seiner Braut im jungfräulichen Stande verbleibt. Wie sie nach achtzehn Jahren sich trennen und er in der Wüste Nitria sich ansiedelt. Wie dort nach und nach eine zahlreiche Genossenschaft sich ansammelt. Wie man dort lebt, sich beschäftigt, gastfrei ist. Wie man sich noch strenger in der Wüste Celsia abschließt. Wie Antonius im Geiste Ammon's Tod schaut. S. 160—168.

### **Der heil. Pachomius, Abt von Tabenna.**

(Geb. 292, gest. 348.)

Welchen Eindruck Christen auf den heidnischen Jüngling machen. Sein Kriegezug, Lauf und Entschluß. Wie er zu dem Greis Palemon kommt und in der Äscese sich übt. Von einem hochmüthigen Einsiedler. Wie Pachomius Klöster und Orden von Tabenna stiftet und Regeln gibt. Wie die Mönche leben. Wie die Nonnen leben. Von Bruder Zachäus. Wie Pachomius einem Kinde gehorcht. Von Bruder Sylvanus. Von Macarius aus Alexandrien und von dem ägyptischen Macarius. Von Bruder Titheos. Wie Pachomius Crocodile bändig und verleumbet wird. Wie er an der Pest stirbt. S. 169—205.

### **Scrapion der Sindonite.**

(Gest. im vierten Jahrhundert.)

Wie er sich in Corinth zum Sklaven eines Gauflers macht und ihn bekehrt. Wie er sich in Lacedämon einem Manichäer verkauft und ihn bekehrt. Wie er sich in Rom noch zwei Mal verkauft. Wie er in die ägyptische Wüste zurückkehrt und stirbt. S. 205—210.

### **Der heilige Arsenius.**

(Geb. 355, gest. 450.)

Wie er von Rom nach Constantinopel und von dort nach der Wüste Scete geht. Wie Bruder Johannes der Kleine ihn prüft. Wie er sich als einen Abgestorbenen betrachtet. Von seiner Demuth und Schweigsamkeit. Von Bruder Alexander. Von einem alten Einsiedler. Von einer vornehmen Römerin. Wie Arsenius aus einer Wüstenei in die andere flieht. Wie er in Frieden stirbt. S. 210—224.

### **Der selige Moses.**

(Geb. im fünften Jahrhundert.)

Wie er Slave ist in Aethiopien; dann Räuber. Wie er in die Wüste Scete flieht und furchtbare innere Kämpfe besteht. Wie der heilige Isidor ihn tröstet. Was Moses für Lehren erteilt. Von Bruder Zacharias. Wie Moses Besuche empfängt. Wie er Priester wird. Wie er umkommt. S. 224—236.

### **Bruder Valens, Bruder Ero und Bruder Ptolomäus.**

(Geb. im fünften Jahrhundert.)

Wie Bruder Valens sich vom Hochmuth blenden läßt und in Irrsinn verfällt. Wie Bruder Ero fromm beginnt, aber sich später von der Eitelkeit behörden läßt und in's Elend geräth. Wie Bruder Ptolomäus am Eigenwillen kläglich zu Grunde geht. S. 236—246.

### **Der heil. Ephrem, der Syrer.**

(Geb. 306, gest. 378.)

Seine Herkunft. Sein Bußgeist. Sein ascetisches Leben bei dem heil. Jacob von Nisibis. Seine Freundschaft mit dem Mönche Julian. Der heil. Jacob und der König Sapor. Wie Ephrem Diakon wird, Bußprediger, Kirchenlehrer, Dichter, Missionär. Wie er die heilige Mutter Gottes feiert. Wie er für die Pestkranken in Edessa sorgt und stirbt. S. 246—266.

### **Die heilige Marcellina.**

(Geb. 328, gest. 378.)

Ihre Großmutter, die ältere Marcellina. Ihre Eltern, der heil. Basilus und die heil. Emmelia. Ihre Kindheit, Erziehung, Verlobung, Gottverlobung. Ihre Tugenden. Ihr Kloster. Ihre Leiden. Ihr Tod. S. 266—275.

### **Die selige Marana und die selige Thyra.**

(Geft. im fünften Jahrhundert.)

Wie diese beiden vornehmen und reichen Jungfrauen zu Beröa in Syrien aus Liebe zu Christus im Kerker ein gewaltiges Bußleben führen. S. 275—279.

### **Die heilige Chais.**

(Geft. im vierten Jahrhundert.)

Wie sie in Alexandrien einen sündhaften Lebenswandel führt. Wie der Abt Paphnutius zu ihr kommt. Wie sie sich bekehrt und drei Jahre in einer Zelle einsam verschlossen Buße thut. S. 280—283.

### **Die heilige Pelagia.**

(Geft. im fünften Jahrhundert.)

Der Delberg bei Jerusalem. Wie Bruder Pelagius in einer Höhle desselben Buße thut. Wie ihn Jacobus, Diakon von Edeffa, besucht. Wie er todt gefunden wird. Wie Bischof Romanus von Edeffa die Schauspielerin Pelagia zu Antiochien bekehrt hat. S. 283—300.

### **Der heilige Simeon Stylites.**

(Geb. 398, gest. 459.)

Seine Geburt im Dorfe Sisan in Syrien. Seine Kindheit als Schaffhirt. Seine Liebe zu Gott. Seine Opferfreudigkeit. Sein Eintritt in das Kloster von Teleba, bei vierzehn Jahren. Seine gewaltige Bußstrenge. Seine Prüfungen. Verläßt Teleba. Geht in das verödete Kloster von Telnesche. Bei vierundzwanzig Jahren in die Mandra. Bei fünfunddreißig Jahren besteigt er Säulen; erst niedrige, dann höhere. Seine Lebensweise auf denselben: Kleidung, Andacht, Predigten, Leiden. Seine Wunderthaten. Völkerwanderung zu ihm. Wie er seine Mutter empfängt. Kaiser Theodosius II. Pulcheria. Eudocia. Nestorius und seine Irrlehre verdammt durch das Concil von Ephesus, 431. Eutyches und seine Irrlehre verdammt durch das Concil von Chalcedon, 451. Die Kaiserin Eudocia hängt letzte-  
rer an; wendet sich an Simeon; bekehrt sich. Erdbeben zu Antiochien. Simeons Tod. Andere Styliten: Daniel, bei Constantinopel, † 489. Der jüngere Simeon, † 596, auf dem wunderbaren Berge bei Antiochien, nachdem er seit seinem sechsten Jahre auf Säulen gestanden. S. 300—361.



### **Der heilige Nilus.**

(Gest. im fünften Jahrhundert.)

Stammt aus Ancyra, studirt zu Antiochien, lebt in hohen Ehren, glücklich vermählt zu Conſtantinopel. Begibt ſich um 390 mit ſeinem Sohn Theobul in die Wüſte des Berges Sinai. Gelangt zu hoher Erleuchtung und wird durch ſeine Schriften ein Lehrer der Kirche. Die ſelige Jungfrau Magna. Der Ueberfall der Saragenen. Wie Theobul geraubt wird. Wie Nilus ihn wiederfindet. Wie beide zu Prieſtern geweiht auf den Sinai zurückkehren. S. 362—372.

### **Der heilige Johannes Climacus.**

(Geb. 525, geſt. 605.)

Stammt aus Palästina; wird vortreflich erzogen und gebildet; geht bei ſechzehn Jahren in die ſinaitiſchen Wüſten; wird ein Schüler des Einſiedlers Martirius; legt die Ordensgelübde ab; ſteigt zu hoher Tugend empor; ſchreibt auf Veranlaſſung des Abtes vom Kloſter Kaitchu: „die Leiter zum Paradiſe.“ Vom Gehorſam: Bruder Abba-cyrus, Bruder Laurentius, Bruder Menas, Bruder Iſidor. Von der Buße. Von der Sanftmuth und Demuth. Vom Gebet und der Stille des Geiſtes. Johannes wird Abt auf dem Sinai; zieht ſich nach vier Jahren wieder in die Wüſte Thola zurück; entſchläft in Frieden. S. 372—393.

### **Die Töchter der Grachen.**

Ueber die große Anzahl der Kloſterleute beiderlei Geſchlechtes im Morgenlande, namentlich in Egypten. Wie der heilige Athanaſius genaue und tiefe Kunde des Ordenslebens nach Rom bringt. Das Leben der vornehmen Frauen im heidniſchen Rom. Slavinnen und ihre Dienſte. Luxus in Kleidern, Schmuckſachen und Hauſrath. Graufamkeit und Menſchenverachtung. S. 393—410.

### **Die heilige Marcella.**

(Gest. 410.)

Ihre Familie. Einfluß des heiligen Athanaſius auf ſie und auf ihre Schweſter Afella. Ihre Petrath. Ihr Wittwenſtand. Ihre Beſchäftigungen. Ihr heilsamer Einfluß auf andere Frauen. Ihr geiſtlicher Eifer. Ihre Freundschaft mit dem heiligen Hieronymus. Ihre Pfliegertochter Principia. Roms Eroberung durch den Gothenkönig Alarich. Marcellas Tod. S. 410—421.

### Die selige Sabiola.

(Geb. 400.)

Wie sie sich von ihrem ersten Mann trennt und einen zweiten ehelicht. Wie sie öffentliche Kirchenbuße thut. Wie sie sich glorreich zu Gott bekehrt. Wie sie in Rom das erste Spital stiftet und darin als Magd dient. Wie sie nach Jerusalem pilgert, mit dem heil. Hieronymus sich befreundet, nach Rom zurückkehrt und stirbt. S. 421.—429.

### Die selige Paula.

(Geb. 347, gest. 405.)

Bethlehem und die heilige Grotte. Paula's Geschlecht. Ihr Gemahl Torotius. Ihre glückliche Ehe. Ihre fünf herrlichen Kinder. Ihr Gram um den Tod ihres Gemahles. Ihre Belehrung zu Gott. Ihr ascetisches Leben. Ihre Seelenführung durch den heiligen Hieronymus. Ihre und ihrer Töchter Studien der heiligen Schrift. Eustochium verlobt sich dem jungfräulichen Stande; Bessila vermählt sich und stirbt früh; Paulina heirathet den Pammachius und Rufina den Aetius. Paula geht mit Eustochium nach Palästina; durchpilgert es; besucht Egypten; baut in Bethlehem ein Mönchskloster sammt Herberge für Pilger und ein Nonnenkloster, dem sie vorsteht. Labet Marcella ein. Rufina's und Paulina's Tod, 398. Pammachius baut ein Spital zu Ostia, stirbt 410. Paula's Sohn Torotius vermählt sich mit Leta und stirbt früh. Seine kleine Tochter, Paula die jüngere wird zur Großmutter nach Bethlehem geschickt. Tod der heil. Paula. Eustochium wird Vorsteherin des Klosters. Wie der heil. Hieronymus sie verehrt. S. 429—467.

### Die beiden Melanien.

(Geb. 410 und 439.)

Die römische Wittve Melania bestellt ihr Haus und reist 372 nach Egypten zu den Einsiedlern. Der heilige Isidor, Spitalmeister zu Alexandrien. Ditymus der Blinde. Die selige Alexandra. Eine geizige Jungfrau. Der Abt zu Nitria, Por. Der heilige Pambo und das Silbergeräth. Die Ermahnung des Vinuppius. Lehren der Altväter. Warum Abt Sylvan den Bruder Marcus liebt. Bruder Johannes fängt die Löwin und begießt den Stoch. Von zwei friedfertigen Asceten. Verfolgung der Einsiedler. Wie Melania sich ihrer annimmt. Sie gründet ein Kloster in Jerusalem und lebt in guten Werken. Evagrius Ponticus. Rufinus. Melania streift an Irrlehre. Ihr Sohn

Publicola und seine Frau Albina. Ihre Enkelin Melania und deren Gatte Pinian streben nach evangellischer Vollkommenheit. Melania geht nach Italien, besucht mit ihrer Familie den heiligen Paulin zu Nola, bekehrt in Rom den Apronian, geht 408 mit den Ihren nach Tagaste zum heiligen Bischof Alypius. Wie sie dort leben. Publicola stirbt. Melania die ältere geht allein nach Jerusalem zurück und stirbt, 410. Pinian, die jüngere Melania und Albina reisen 417 in's Morgenland. Ihr ascetisches Leben. Volusian ruft seine Nichte Melania nach Constantinopel. Sie bekehrt ihn zum Christenthum. Ihre Freundschaft mit der Kaiserin Eudocia. Pinian stirbt 435. Eudocia pilgert nach Jerusalem. Melania's seliger Tod, 439. S. 468—512.



## Soli Deo Gloria.



### Das Christenthum in der Freiheit.



Der Glaube, den der Sohn Gottes zur Erlösung und Befreiung der Menschheit vom Himmel herabgebracht, durch die Wunder seines Lebens und Todes besiegelt, und zur Reibewahrung und ferneren Verkündigung einer Anstalt übergeben, deren heilige Verfassung Er Selbst nach göttlicher Weisheit angeordnet und eingesetzt hatte: dieser Glaube war durch Gottes Werkzeug, Kaiser Constantin, aus der äußern Unterdrückung aufgerichtet und gegen die heidnische Verfolgung beschirmt. Aber nicht blos als ebenbürtig andern Religionslehren nahm dieser Glaube zwischen ihnen seinen Platz ein: sondern als der allein berechtigte, weil durch die ewige Wahrheit Selbst allein geoffenbarte, nahm er für sich eine überirdische Weltherrschaft in Anspruch. Andere Religionsysteme — der Egyptianer wie der Griechen, der Indier und Perser wie der Römer, ja auch das der Israeliten — gehörten immer ihrem Lande und ihrem Volke an, waren von einander geschieden durch Berge und Flüsse, begrenzt durch eine fremde Sprache, eingeengt durch die Anschauungsweise der verschiedenen Völker, die ihnen anhängen. Die Gottheit, welche an der südlichen Küste des Meeres angebetet wurde, war an dessen nördlicher Küste unbekannt; und am westlichen Abhang des Gebirges standen Tempel und Altäre,

deren Dienst am östlichen Abhange fremd oder verachtet war. Die Völker setzten eine Art von Stolz darein, daß ihre Götter gerade Gottheiten ihres Landes waren. Weil abgefallen von der ewigen Wahrheit, war das Ebenbild Gottes, nach dem sie geschaffen waren, in ihnen verwischt; war die Signatur der Gnade in ihnen untergegangen vor jener der Natur. In diesem natürlichen Boden mit allen Kräften des Geistes, des Willens, des Gefühls wurzelnd, wurden sie zum Gegenfatz der Gnadenordnung: sie schufen sich ihre Götter, und schufen sie so, wie zu jeder Zeit die glaubenslose Selbstsucht schafft: für sich, für ihre Zwecke, für ihre Bedürfnisse und ihre Neigungen. Diese Götter waren Spiegelbilder des gottentfremdeten Innern des Menschen und der Mensch diente ihnen in dem Wahne, daß sie wiederum ihm dienstbar wären, ihre Macht und ihren Schutz ihm gewährten, sein Vaterland ihm beschürzten, fremden Völkern und Ländern feindlich und drohend waren. Er hätte eine Beinträchtigung seines Besitzthums und eine Verkümmernng seiner Rechte darin erblickt, wenn er die Gottheit seines Landes mit einem andern Volk hätte theilen sollen. Daher bestanden Landesgottheiten, wie Landes sitten und Landesgesetze. Dies zersplitterte, engherzige Mehlerelei; dies unvermeidliche Product der Selbstsucht, war im Polytheismus zur höchsten Höhe und größten Verwirrung gestiegen, und hatte seinen Gipfelpunkt erreicht, als der Sohn Gottes Mensch ward, um die traurige Zerrissenheit zur seligen Einheit zurückzuführen und alle Völker und Geschlechter der Erde für Gegenwart und Zukunft zu Kindern eines Vaters, zu Anbetern eines Gottes zu machen. Die Lehre Jesu nahm Etwas für sich in Anspruch, Etwas, das seit 4000 Jahren noch Niemand und Nichts in Anspruch genommen hatte: sie war göttlich unfehlbar, sie war allein seligmachend, und deshalb nicht beschränkt auf eine Zeit und ein Volk; sondern zu allen Menschen in allen Zeiten sprach Christus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“; der Weg, dem ihr folgen sollt, die Wahrheit, die ihr aufnehmen sollt, das Leben, das ihr in Ewigkeit genießen sollt. Welchen Wieder-

flang dies Wort in der Menschheit fand, zeigen die ersten Jahrhunderte, in denen Christus seine Verheißung in Erfüllung gehen ließ: „Wenn ich von der Erde erhöht bin, werde ich Alles an mich ziehen.“ Dieser Zug war so gewaltig, so allgemein, so hinreißend, daß er von dem Märterleben und dem Märtertode in diesen drei ersten Jahrhunderten statt unterdrückt — entflammt, statt abgeschreckt — angefeuert wurde. Nach diesen drei Jahrhunderten hatte das Christenthum das Heidenthum überwunden.

Aber jeder einzelne Christ hatte deshalb noch nicht mit dem göttlichen Helland „die Welt überwunden.“ Die Bevorzugung, die Constantin augenscheinlich den Christen gewährte; die äußeren Vortheile, durch die er sie begünstigte; die hohe Ehrfurcht, die er gegen Bischöfe und Priester bei jeder Veranlassung aussprach; die Theilnahme, welche er der würdigen Feier des Gottesdienstes schenkte; die außerordentliche Großmuth, mit welcher er die Gotteshäuser bis zur höchsten Pracht ausstattete — Alles das trug bei Vielen dazu bei, gab wohl sogar Manchen den Anstoß dazu, daß sie sich einer Religion zuwendeten, die der mächtige, siegreiche, kluge und edle Kaiser so hoch stellte, daß er sich ganz unfeugbar zu ihr hielt und sich als Christ betrachtete, obwohl er nicht getauft war \*), weil er das damals herrschende Vorurtheil angenommen hatte, man müsse sich erst auf dem Sterbebette taufen lassen, um nicht in das Unglück zu gerathen, die Taufgnade durch eine Sünde zu verlieren. Dies war nun freilich eine verkehrte Ansicht, denn die Seele ist ohne Taufe auch ohne Gnade, ist von der Erbsünde und ihren eigenen Sünden zwiefach besetzt, also unfähig zum ewigen Leben; und Niemand war versichert, daß der Tod nicht plötzlich kommen und dann die Taufe unmöglich machen werde. Dennoch zeugt dieser Irrthum für den hohen Werth, den man damals darauf legte, durch das Sacrament zur gänzlichen Reinheit hergestellt zu

\*) Es sollen jedoch auch gute Gründe für die Ansicht bestehen, daß sich der Kaiser nicht an seinem Lebensende, sondern schon viel früher durch Papst Sylvester taufen ließ.

werden, um in der Taufanschuld vom Leben abzuschneiden und vor den Richtersstuhl des gerechten Gottes zu treten. Constantin sprach und benahm sich als Christ — wenn auch nicht als ein vollkommener — und das war Veranlassung genug für eine Menge Menschen, ihm darin nachzuahmen. Sie hatten ja die heidnischen Imperatoren als Götter angebetet; hatten ja auf deren Wink und nach deren Laune verflucht und verfolgt, und kein höheres Glaubensgesetz gekannt, als deren Willen. Der ungeheure Umschwung, der jetzt für Viele innerlich und in den Ideen eintrat, erfaßte Andere nur äußerlich und versetzte sie nur der Form nach auf die Bahn, auf welcher Constantin fortschritt. Das Beispiel der Gewaltigen wirkt in weitesten Kreisen; aber um so tiefer, innerlicher und hinreißender nur in dem Maße, als Der, welcher das Beispiel gibt, selbst heiliger ist. So stürzten denn jetzt, gleichsam im Gefolge Constantins, ganze Ströme von Menschen in die Kirche Christi hinein, denen das Wesen derselben unerschlossen blieb, die sich immer nur auf der Oberfläche des Lebens bewegten, nie hinabstiegen zu der Schatzkammer der Gnaden und nie hinaufreichten nach dem Ziele, zu dessen Erstrebung die Gnaden ausrüsten sollen.

Die alten Christen aber, welche durch die harten Tage der Vergangenheit zum Theil als Bekenner gewandelt und aus der großen Trübsal gekommen waren, sie frohlockten und priesen die Wunderthaten Gottes, die er in der bis vor Kurzem so feindlichen heidnischen Welt für sie wirkte. Aus den Metallgruben in Numidien, aus den Porphyr- und Granitbrüchen in Oberegypten, aus den Gebirgen und Wäldern Kleinasiens, aus den arabischen Wüsten, wo viele Tausende theils in Verbannung, theils als Flüchtlinge gelebt hatten, kehrten sie jetzt zurück in ihre Heimath, zu ihrer Familie, zum lieben häuslichen Heerde und zu den geliebten heiligen Stätten ihrer Andacht. Nach jahrelanger Trennung sah endlich der Vater seine Kinder, der Mann seine Gattin, der Freund seinen Jugendfreund wieder; vereinigte der Priester, der Bischof, sich wieder mit seiner theuren Gemeinde. Manche Bekenner trugen an ihrem Leibe das Siegel der Martern,

welche sie um ihrer Glaubensstreue willen ausgestanden hatten : sie waren eindugig oder sie waren gelähmt durch ein heißes Eisen im Kniegelenk und so in die Bergwerke geschickt worden, um ihnen die Flucht unmöglich zu machen. Andere waren grau und gebrochen durch Krankheit, Mißhandlung und unerhörte Entbehrung. Aber um so freudiger stimmten sie ein in das Frohlocken der Glaubensbrüder ; denn sie durften mit dem Apostel Paulus sagen : „Ich werde nicht zu Schanden, denn ich weiß, an Wen ich geglaubt habe.“ (II Tim. 1, 12.) Sie hatten mit ihm empfunden : „Wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.“ (II Cor. 4, 16.) Sie wußten, daß das ächt christliche Leben äußerlich immer Passionswoche, innerlich immer Ostertag, ein täglich absterbendes und täglich auferstehendes ist ; und daß „die gegenwärtige Trübsal, die augenblicklich und leicht ist, eine überschwängliche, ewige Herrlichkeit bewirkt.“ (II Cor. 4, 17.) Ein irdischer Widerschein dieser Herrlichkeit erglänzte jetzt in der Welt : die Wahrheit hatte gesiegt ! die Wahrheit wurde angebetet ! und die Menschen betrachteten es als ihr Glück und ihre Ehre, zu diesen Anbetern zu gehören. Und weil ihre Freude sich auf Ewiges richtete, so war sie rein ; war frei von Groll gegen die früheren Unterdrücker, frei von Selbstüberschätzung in dem gegenwärtigen Triumph. Denn sie waren es nicht, die triumphirt hatten ! Es ging nun jetzt in Erfüllung, was der heil. Sänger David, der König, mit seiner großen Seele vorhergesehen und gesungen hatte. „Es stehen auf die Könige der Erde und kommen zusammen die Fürsten wider den Herrn und wider seinen Gesalbten, sprechend : Laßt uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihr Joch ! Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr spottet ihrer. Dann redet er zu ihnen in seinem Zorne und verwirret sie in seinem Grimme. Und nun, ihr Könige, verstohet ; laßt euch weisen, die ihr Richter seid auf Erden. Dienet dem Herrn in Furcht und frohlocket ihm mit Bittern. Huldt dem göttlichen Sohn, daß nicht etwa zürne der Herr und ihr zum Untergange gehet.“



(Ps. 2.) Diese wenigen Worte umfassen im kurzen prophetischen Abriss die Schicksale der Kirche in ihren ersten Jahrhunderten. Jetzt fing Kaiser Constantin an „zu verstehen“ und der Krieg gegen den ewigen Gott, den seine Vorgänger zu ihrem Schaden und ihrer Beschädigung geführt hatten, hörte auf.

Der Geschichtschreiber Eusebius, Bischof von Caesarea, ein Augenzeuge dieser Tage, erzählt, daß die Christen mit Wonne die prophetischen Hymnen Davids gesungen hätten, in welchen er vierzehn Jahrhunderte zuvor die Belehrung der Welt weis-  
sagte. „Singet dem Herrn ein neues Lied; singet dem Herrn, alle Lande. Verkündet unter den Völkern seine Herrlichkeit, unter allen Nationen seine Wunder.“ (Ps. 95.) „Der Herr regiert, darum frohlocke die Erde.“ (Ps. 96.) „Der Herr hat kundgethan sein Heil, im Angesichte der Völker geoffenbart seine Gerechtigkeit. Er gedachte seiner Barmherzigkeit und seiner Wahrheit für das Haus Israel. Alle Grenzen der Erde schauen das Heil unsers Gottes.“ (Ps. 97.) Denn nicht wie ein Fremdling, ohne Beglaubigung, ohne Ankündigung, trat das Christenthum jetzt in die Welt. Nein! eine feierliche Reihe von Heroen ging ihm vorher und im Paradiese schon erklang die erste Verkündigung desselben und Gott der Herr Selbst eröffnete dem unseligsten Menschenpaare eine ferne Hoffnung, als er zur Schlange sprach: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; er wird deinen Kopf zertreten und du wirst seiner Ferse nachstellen.“ (Gen. 3, 15.) Seitdem steht sich die Hoffnung auf diesen Schlangenzertreter, diesen Wiederhersteller, diesen Messias, durch die ganze Geschichte des israelitischen Volkes, wie eine Ader reinen und glänzenden Goldes durch das dunkle und felsige Gestein. Seitdem frischen die gottbegeisterten Propheten, die mit reinem Auge über die Welt hinweg und auf die göttliche Verheißung blickten, durch ihre Weissagungen den oft nur schwach glimmenden Funken der Hoffnung in dem abtrünnigen Volke auf, dem der sinnliche Götzendienst mehr zusagt, als der Glaube an den Erlöser;

und, vertrösten den bessern Theil der Nation auf zukünftige bessere Zeiten. „Damit stärkten sie Jacob und erlösen ihn mit des Glaubens Kraft.“ (Ecclesi. 49, 12.) Da sprach Isaias, auf die wunderbare Ankunft des Messias, hinweisend: „Der Herr selbst wird euch ein Zeichen geben: siehe! die Jungfrau wird einen Sohn gebären und man wird seinen Namen Emmanuel (Gott mit uns) nennen.“ (4, 14.) Da flehte er: „Herr, sende das Lamm, den Beherrscher der Erde.“ (16, 1.) Da rief er den Kleinmüthigen zu: „Seid getrost und fürchtet nicht; siehe! Gott selbst kommt und erlöst euch.“ (35, 4.) Da frohlockte er: „Ein Kind ist uns geboren; ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schulter Herrschaft ruhet und man nennt seinen Namen: Wunderbar.“ (9, 6.) Da klagte er um „den Verachteten, den Mann der Schmerzen, der unsere Krankheiten trägt und auf sich ladet unsere Schmerzen, der verwundet ist um unserer Missethaten und zer schlagen um unserer Sünden willen; der geopfert wird, weil er selbst wollte.“ (53, 3—5.) Da brach er aus in den Jubelsang: „Mache dich auf, werde Licht, Jerusalem! denn siehe! Finsterniß bedeckt die Erde und Dunkel die Völker; aber über dir gehet der Herr auf und seine Herrlichkeit erscheinet in dir.“ (60, 1—2.) In dieser Weise sprechen sie Alle, immer hindeutend auf die messianische Zukunft, sogar auf einzelne Umstände. Mehr als ein halbes Jahrtausend vor Isaias sprach David: „Sie haben meine Hände und meine Füße durchbohrt, all meine Gebeine gezählt, meine Kleider unter sich vertheilt und das Loos geworfen über mein Gewand.“ (Ps. 21, 17—19.) Und immer näher kommt die Erfüllung, immer bestimmter wird die Weissagung. Daniel, „der Mann der Sehnsucht“, berechnet unter dem Bilde der Wochen genau die Ankunft des Herrn. Aggäus ruft: „So spricht der Herr der Heerschaaren: noch eine kleine Weile ist's; so erschüttere ich den Himmel und die Erde, das Meer und das Trockene, und alle Völker; und es wird kommen der von allen Völkern Ersehnte — und ich will den Frieden geben.“ (2, 7—10.) Und Zacharias fragt: „Was sind denn das für Wunden

mitten in deinen Händen?" (13, 6.) Aber Malachias, der letzte dieser heiligen Seher, ruft: „Siehe, er kommt!“ (3, 1.) und mit ihm verstummt der Mund der Propheten.

Staunend hörten die Heiden von diesen Dingen, von diesem wunderbaren Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit, der Menschenschicksale mit den Plänen Gottes; von diesen Weissagungen, die von so vielen verschiedenen Tippen, dem Wesen nach gleichförmig, durch die Jahrtausende gingen und unbeirrt durch die Stürme, welche Völker und Reiche durchwühlten und ver störten, unbeirrt durch die tiefe Versunkenheit, in welcher sich die Menschheit abarbeitete, einen gewaltigen Retter prophezeigten, einen Erlöser für Alle. Und viele Heiden wendeten sich mit tiefer Ueberzeugung dem Glauben an diesen Erlöser zu.

Was die Gnade begann, setzte die Wissenschaft fort, um auf dem geistigen Gebiete nach allen Richtungen hin Seelen zu gewinnen. Der Erzieher des Kaisers Crispus, der Afrikaner Lactantius, schrieb im ciceronianischen Latein verschiedene Werke, in denen er heidnische Unkenntniß aufklärt, Mißverständnisse widerlegt, den Weg zur Wahrheit zeigt und Die, welche bereits darauf wandeln, befestigt und aneifert. Das Endziel der Menschheit und den Endzweck ihres Daseins faßt er so zusammen: „Die Welt ist geschaffen worden, damit wir geboren werden. Wir werden geboren, damit wir den Schöpfer der Welt und unserer selbst erkennen. Wir erkennen ihn, damit wir ihn anbeten. Wir beten ihn an, damit wir als Lohn dieser Hingebung die Unsterblichkeit empfangen, denn die Anbetung Gottes erfordert eine Hingebung aller unserer Kräfte. Wir werden mit der Unsterblichkeit belohnt, damit, wir den Engeln ähnlich, dem höchsten Vater und-Herrn auf immer dienen und Gott ein ewig dauerndes Reich bilden. Das ist der Inbegriff aller Dinge, das Geheimniß Gottes, das Mystrium der Welt.“ Um das Jahr 330, im Kaiserpalast zu Trier, starb der christliche Cicero, wie man ihn, seiner feinen und anmuthigen Beredsamkeit wegen, zu nennen pflegte. Zu derselben Zeit schrieb Eusebius, Bischof von

Cäsarea, der gelehrteste Mann seiner Zeit und einer der gelehrtesten des ganzen Alterthums überhaupt, in griechischer Sprache zwei Werke „von der Vorbereitung auf das Evangelium“ und den „Beweis des Evangeliums,“ die zusammen ein großes Ganze bilden, in welchem die Erweise der Göttlichkeit der christlichen Religion bündiger und vollständiger enthalten sind, als in irgend einem andern, aus dem christlichen Alterthume auf uns gelangten Buch. Die Schattenseiten desselben sind die Verstöße gegen die Rechtgläubigkeit des gelehrten Bischofs. Eine gewisse Verstandestrockenheit, die der Gelehrsamkeit mit ihrem Wissen, Sammeln und Zusammenstellen nicht selten eigen ist, aber einem hohen Schwung der Seele, einer Versenkung des Geistes in eine übersinnliche Welt und ihre göttlichen Geheimnisse, von denen das Reich der Gnade und der Erlösung das tiefste ist, widerstrebt: diese Nüchternheit hielt den Eusebius an der Oberfläche gefangen. Sie machte es möglich, daß dieser berühmte Schriftsteller der irrigen, schaaalen Auffassung des Sohnes Gottes, welche mit dem Namen des Arius gebrandmarkt ist, beipflichtete. Die Fundamentallehre des Christenthums, das Mysterium des dreipersonlichen Gottes, war dem Eusebius verschlossen. Der Mann der Wissenschaft muß ganz besonders ein Mann des Glaubens und des Gebetes sein, um nicht der höchsten Blüthe der Intelligenz beraubt zu werden.

Wohin der heidnische Sinn sich wenden mochte, nirgendß fand er Nahrung, überall fand er Gegner. Auf dem Thron — Kaiser Constantin und seine Familie; in der Welt — die Angesehensten, die Vornehmsten; in der Wissenschaft — die Gelehrtesten. Trotz der Imperatoren waren die Götzen gefallen; um wie viel mehr fielen sie, als keine kaiserliche Hand sie aufrecht hielt. Christliche Ideen und Ansichten fanden Eingang im bürgerlichen Leben: die Ehe zur Würde eines Sacramentes erhoben, zum Bilde der Vereinigung Christi mit seiner Kirche, also geheiligt, also unausslöschlich: welchen sittigenden Einfluß mußte sie allein schon auf alle Verhältnisse üben! Denn durch sie wurde das Weib dem Manne als eben-

bärtig, als gleichberechtigt zur Seite gestellt. Es hörte auf eine Sache zu sein, die man kauft, die man fallen läßt, die man wieder nimmt. Priesterliche Benediction segnete den Bund, welchen zwei erlöste Menschen schlossen, um sich selbst und ihre Kinder, die Kinder Gottes, für das Himmelreich zu bilden. Die ganze Erziehung der Kinder verpflanzte sich auf einen andern Boden, in eine andere Luft, da die Mutter aufhörte als eine Sache oder eine Sclavin betrachtet zu werden. Das Kind erbt seinen Theil von der Wiedereinführung des Weibes in verlorene Rechte. Das Kind, bis dahin ebenfalls wie ein Ding oder ein Sclave Eigenthum des Vaters, der es schon bei seiner Geburt verstoßen und tödten durfte, wurde jetzt auch als ein Geschöpf Gottes betrachtet und behandelt, wurde ein Glied der Anstalt, welche allein aus dem Christenthume hervorgegangen ist: der Familie; und hatte als solches seine Berechtigung, seine Ansprüche, seine Pflichten. Das Sclaventhum war allzusehr mit allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens verwachsen, um plötzlich und allgemein aufgehoben werden zu können. Die Sclaven bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung und waren ohne Vermögen, ohne Eigenthum, folglich ohne die Mittel und zum Theil ohne die Geschicklichkeit und Fähigkeit, eine selbstständige Existenz zu begründen. Es kam wohl vor, daß reiche Leute, wenn sie zum Christenthume sich bekehrten, ihren Sclaven die Freiheit und die nothwendigen Subsistenzmittel schenkten. Andere aber konnten oder wollten das nicht. Da war es nun eine heilige Angelegenheit der großen Bischöfe, der berühmten Kirchenlehrer, mit feurigem Eifer auf ein achthristliches Verhältniß zwischen Herren und Sclaven, auf die Erziehung und Bildung der letzteren, endlich sogar auf deren Freilassung zu dringen. Dieser Eifer fand solchen Wiederhall, daß sogar eine Reihe von Staatsgesetzen zu Gunsten der Sclaven erlassen wurden, der Sclaven, die ein paar Jahre früher von ihren heidnischen Herren wie irgend ein Wurm zertraten worden waren. Die Sonne des neuen Tages lockte auch die Blüthen der heiligen Nächstenliebe an's Licht. Werke der Barmherzigkeit waren

von jeher die Lieblingsbeschäftigung der Christen, mußten sich aber bis dahin, der Verfolgung wegen, meistens im Dunkel der Kerker und Katakomben verbergen, oder auf die Abgeschiedenheit des eigenen Hauses beschränken. Nach den Werken der Barmherzigkeit, und nach nichts Anderem, wird der einst Christus der Weltrichter belohnen oder verdammen, in das Reich der Himmel oder in's ewige Feuer weisen. (Matth. 15.) Wie mußten sich die Christen beeifern, denen jetzt der Spielraum für diese heilige Thätigkeit geöffnet war, dem Tage des Gerichtes entgegen zu gehen im Hinblick auf die Verheißung: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ (Matth. 5, 7.) Pilgerherbergen, Krankenhäuser, Pestspitäler wurden eingerichtet; für Waisen, für ausgelegte Kinder, deren es so viele bei den Heiden gab, wurde gesorgt; für Schwache, Krüppel und Greise entstanden Verpflegungsanstalten. Die Bischöfe regten an: die Gläubigen führten aus. Große Summen, ja große Vermögen wurden auf diese Weise Christo in den Armen geschenkt. Heilige Seelen, Männer und Frauen, begnügten sich nicht damit, Hab und Gut hinzugeben: sie gaben sich selbst dem Dienste des Heilandes in seinen leidenden Gliedern hin, und walteten demüthig, fromm und hingebend in den Spitälern. In kleineren Orten, wo der Gemeinde die Mittel fehlten, machten fromme Bischöfe auch wohl ihre eigenen Häuser zu Hospizien und Spitälern, oder nahmen zärtlich Bedürftige bei sich auf, um Dienste der Liebe zu verrichten und des Segens theilhaft zu werden, den Gott darauf gelegt hat. Der heil. Augustinus, Bischof von Hippo, speiste gemeinschaftlich mit den Kranken an einer Tafel. Der heilige Paps Gregor der Große bediente täglich zwölf Arme bei Tisch. Lieblich erzählt die Legende, einst habe sich ein dreizehnter Armer eingefunden und mit demüthigem Erstaunen habe der heilige Gregor in diesem armen Fremdling den göttlichen Heiland Selbst erkannt. Damals war die Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke noch nicht verwässert worden durch die Behauptung, man müsse gute Werke thun ohne Rücksicht auf ihre Verdienste.

lichkeit; was gerade so viel heißt, als sie thun ohne Liebe zu Gott. Denn da der Sohn Gottes ausdrücklich gesagt hat, er wolle „den Bedenkezeiten seines Vaters“, die Ihn in den Hungrigen gespeist und in den Nackten bekleidet haben, „ins ewige Leben eingehen lassen“ (Matth. 15.), so ist es klar, daß man nicht an den Sohn Gottes glaubt und folglich nicht Ihn liebt, also nicht Gott liebt, wenn man gute Werke in einer andern Gesinnung verrichtet, als Er sie verrichtet haben will, d. h. mit der Hoffnung auf einen Lohn im ewigen Leben. Und worin besteht dieser Lohn? Auch darauf antwortet Er mit der Verheißung: „Ich Selbst will euer sehr großer Lohn sein.“ Und Er, „der verheißet hat, ist getreu.“ Daß diese Vorschriften, diese Verheißungen, unmittelbar aus dem Herzen Gottes strömten und deshalb Den, der sie gläubig befolgte, an's Herz Gottes zurückführen mußten, bezweifelte kein Christ. Auch die Gastfreundschaft wurde zu Ehren des göttlichen Fremdlinges auf Erden mit Liebe geübt. Um Mißbrauch und Unfug zu verhüten, war es Sitte, daß sich Reisende ein Zeugniß von ihrem Bischofe ausstellen ließen, um sich überall als Mitglieder der katholischen Kirche ausweisen zu können. Der armen Kirchen, die etwa neu entstanden waren oder tief in heidnischen Gegenden lagen, gedachten die reicheren mit Theilnahme und sandeten ihnen Unterstüzungen; eine Milbthätigkeit, welche die Kirche zu Rom im größten Umfang übte. Mit einem Worte: wo sich ein Leid, eine Bedürftigkeit, ein Gebrechen, eine Noth, ein Mangel kundgab, da war die Hand der thätigen Liebe zur Hilfe bereit, und dies war der erste Gebrauch, den das Christenthum von seiner jungen Freiheit machte, damit trat es seine Weltherrschaft an.

---

### Der christliche Cultus.

---

Während der letzten furchtbaren Verfolgung, welche man die Diocletianische nennt, weil dieser Kaiser sie begonnen hat,

welche aber Jahre lang nach seiner Abdanfung fortwäthete: wurden unzählige Kirchen niedergerissen oder verwüstet. Die Herstellung derselben und ihre öffentliche feierliche Einweihung war eine Veranlassung zu heiligem Frohlocken von Seiten der Christen. Nicht blos die betreffende Gemeinde mit Bischof und Geistlichen feierten dankbar und freudig dies erhabene Fest; sondern Schaaren von Gläubigen zogen von allen Seiten theilnehmend herbei und Bischöfe aus benachbarten Diocesen, zuweilen sogar aus weiter Ferne, eilten, sich dabei zu betheiligen. Was war denn der eigentliche Grund dieser Theilnahme? welche Freudigkeit verband all diese Herzen? Ist denn ein schönes Gebäude, sind Säulen von Marmor und Kelche von Gold — mag das Alles auch einer edlen Bestimmung gewidmet sein — ist das eines solchen Frohlockens werth? O nein! der Grund liegt ganz wo anders. In dem Abschnitte aus der geheimen Offenbarung, der alljährlich am Feste der Kirchweihe bei dem Gottesdienste vorgelesen wird, heißt es: „Siehe! das Gezelt Gottes bei den Menschen und Er wird bei ihnen wohnen“ (21, 3.) und im Evangeliumsabschnitt desselben Tages heißt es: „Bei einem Sünder ist Er eingekehrt“ (Luc. 19, 7.). Das war es! der Glaube war es an das Mysterium von der wirklichen Gegenwart Gottes in der heiligen Eucharistie zwischen den Sündern; an das geheimnißvolle, gnadenreiche, zärtliche Leben und Verweilen Gottes unter den Menschenkindern. Darum waren Kirchen geheiligte, erhabene Stätten; darum betrachtete man sie in Wahrheit als das Haus Gottes, weil Er sich auf den Altar herabließ, um seinen erlösten und ach! dennoch so schwachen Kindern, hilfreich nahe zu sein. Erfüllt von diesem Glauben flossen die Herzen der Christen vor Wonne über, daß unter dem zarten mystischen Schleier der heiligen Hostie „der verborgene Gott“ (H. 45, 15.) Besitz nahm von der Erde und aus jedem Alter sein Golgatha und seinen Thron machte. Ohne das Mysterium von der wirklichen eucharistischen Gegenwart — welch ein unsinniges Mauerwerk wäre eine Kirche! Denn um nur an Gott zu denken oder von ihm zu sprechen, dazu wären Flur und



Wald oder das stille Zimmer geeigneteren Stätten, als solch ein leerer, weitläufiger und doch beschränkter Raum. Aber „der König der Herrlichkeit zog ein“ und „die Fürsten öffneten ihm die Thore“ (Ps. 23, 7.), und seine sichtbare Kirche trat freudig aus den Katakomben hervor in die anbetende Welt; das war es: die wirkliche Gegenwart und die sichtbare Kirche. Da fand der Mensch in seiner zwiefachen Bedürftigkeit, als ein geistiges und ein sinnliches Wesen, seine volle Befriedigung; die erhabenste Fähigkeit seines Geistes, der Glaube, fand dort seinen Gegenstand und der menschlichen Sehnsucht, diesem Gegenstande in möglichst vollkommener Weise und Gemeinsamkeit den Ausdruck der Anbetung darzubringen, geschah ihr Genügen. Der tief sinnige katholische Cultus, so unermesslich reich für den Geist, so unerschöpflich süß für das Herz, entfaltete sich um das heilige Messopfer wie eine prachtvolle Blume aus der Knospe, die seit dreihundert Jahren in den Katakomben auf ihre Entfaltung hatte warten müssen. Die innere Religion durfte sich nach Außen hin ausdrücken. Ihr, die anregend und seelenvoll wie keine andere ist, mußten tausend Mittel der Belebung zu Gebote stehen, um auf Alle zu wirken; denn sie sollte im höheren Sinne, als der große Apostel von seiner Wirksamkeit spricht, „Allen Alles werden“ und in der Feier ihrer Geheimnisse die Kräfte einer höheren Welt auf die Erde herabziehen.

Deshalb dies unbeschreibliche Frohlocken über die Einweihung der Gotteshäuser, welche jetzt aus den Trümmern aufgerichtet oder auch ganz neu und größer, herrlicher als früher, erbaut wurden. Eusebius erzählt von dem Freudenfeste, welches bei Gelegenheit der Einweihung der neuen Kirche zu Tyrus ganz Palästina in Bewegung gesetzt habe.

Tyrus liegt an der syrischen Küste nördlich vom Berge Carmel; Cäsarea, Bischofssitz des Eusebius, südlich vom Carmel. Zwei bis drei Tagereisen trennen beide Städte und sie waren damals voll der Pracht, des Luxus und des Wohllebens, welche aus orientalischem Reichtum und römischer Genusssucht hervorgingen; obwohl Tyrus schon damals längst nicht mehr den Glanz und

die Macht seiner alten Tage, als Hauptstadt Phöniciens; besaß. Jetzt ist Cäsarea ein riesenhafter Schutthaufen von Gemäuer und für Tyrus ist die Weissagung des Jsaías (23, 15.) erfüllt: „Du wirst vergessen werden, Tyrus, du weiland Gefrönte;“ denn sie hat sogar ihren Namen verloren, wird Sur genannt und hat ein verlasseneres, stilleres Ansehen, als irgend eine Stadt jener Küste, weil ihr gänzlich die Gärten fehlen, die in der Regel jede orientalische Stadt überaus äppig und freundlich umgeben. Dadurch bekommt jede mehr oder minder den Character einer frischen lachenden Dase in der Wüste und liegt, wie ein Smaragd in goldener Fassung, glänzend grün im gelben Sande und Gestein. So Beirut und Sidon diesseits des Libanon; so vor allem „das paradiesesduftende Scham,“ wie Damascus von seinen Dichtern genannt wird, jenseits desselben. Tyrus aber liegt ganz kahl und traurig auf einem Vorsprung der Küste in's Meer.

Aus des Eusebius Beschreibung jener Kirche geht der Reichtum und der feine Geschmack hervor, mit welchen die Christen ihre Gotteshäuser bauten. Ein freier, geräumiger Vorhof, von vierfachen, bedeckten Säulengängen umgeben, öffnete sich gegen Osten durch ein hohes Portal, das weithin sichtbar war und Alle zum Eintritt einzuladen schien. In der Mitte des Vorhofs befanden sich Springbrunnen, die theils zur Zierde und zur Kühlung der Luft, theils zu Ablutionen dienten. Dem äußern Portal gegenüber öffneten sich drei mächtige Thüren, deren mittlere besonders hoch und majestätisch war, als Eingang in die Kirche. Die Flügel dieser Thüren waren von Bronze und von der bildenden Kunst zierlich bearbeitet. Das Innere der Kirche war durch zwei hohe Säulentreihen in drei Schiffe (wie man diese Abtheilungen nennt, die ja das Schifflein Petri versinnbildlichen) zerschnitten. Das Mittelschiff, höher und breiter als die Seitenschiffe, entsprach der großen Eingangsthüre. Am andern Ende des Mittelschiffes lag, um einige Stufen erhöht und durch ein überaus zierliches Gitterwerk abgeschlossen, der Chor und in der Mitte desselben, frei ringsum, der Altar. Die Rückwand des Chores

war im Halbrund gebaut und hieß die Abſis. Da ſtand der biſchöfliche Thron und die erhöhten Stühle der Geiſtlichen zogen an beiden Seiten ſich hin; alle von kunſtvollem Schnitzwerk. Die Decke beſtand aus Cedernholz, ebenfalls reich geſchnitz; der Fußboden aus Marmorgetäfel von verſchiedenen Farben und Zeichnungen. Die Wände waren eingelegt mit bunten Steinen. Durch die Fenster, welche über die Säulen des Mittelschiffes angebracht und ſtatt durch Glas, durch ein feines Gegitter geſchloſſen waren, ergoß ſich von oben herab Licht und Luſt in den inneren Raum. Nebenthüren in den Seitenschiffen führten in die Sacriſtei, wo die heiligen Geräthe und priesterlichen Gewänder aufbewahrt, in Säle, wo die Katechumenen unterrichtet wurden, und in das Baptiſterium, wo ſich der Taufbrunnen befand, der damals, durch den Gebrauch der völligen Untertauchung bedingt, keine bloße Schaaſe, ſondern ein in den Boden vertieftes, weites geräumiges Waſſerbecken ſein mußte. Kirche, Nebengebäude und Vorhof waren dann noch mit einer Mauer umgeben, um alles weltliche Treiben möglichſt fern zu halten. Dieſe Mauer abgerechnet iſt die Kirche des heil. Clemens zu Rom noch jezt ein treues Bild, wenn auch im kleineren Maſſſtab, von jener Kirche zu Tyrus, die ſpurlos von der Erde verſchwunden iſt; und im Ganzen iſt ja die gegenwärtige Form und Eintheilung unſrer Kirchen gerade ſo geblieben, wie Eusebius ſie vor anderthalb Jahrtausenden beſchrieb.

Heidniſche Tempel, welche meißtens nur klein, weil nicht dazu beſtimmt waren, viel Menſchen auf Einmal aufzunehmen, wurden zuweilen in Chriſtliche Kirchen umgewandelt; häufiger die ſehr geräumigen öffentlichen Gebäude für gerichtliche Verhandlungen, welche Baſiliken hießen. Daher übertrug ſich auf alle größern Kirchen ſeitdem der Name Baſilika. Die gewöhnliche Form war das längliche, dreigetheilte Schiff; aber allmählig kam die Kreuzform auf; d. h. zwischen dem Thor und dem Schiff breittete ſich das Gebäude nach jeder Seite mit einem Arm aus und bildete ein Querschiff. Zuweilen, doch ſehr ſelten, wendete man das Achteck bei den Kirchen an; häu-

figer bei den Baptisterien, die auch ganz rund gebaut wurden und meistens, von der Kirche selbst getrennt, kleine besondere und sehr schön geschmückte Gebäude bildeten.

Außerhalb der Eingangspforten, die man „große“ oder „königliche“ Thüren nannte, lag die von Säulen getragene Vorhalle, in welcher sich die Katechumenen, die Büßer und die Ungläubigen während des Gottesdienstes aufhielten. Im Schiff befanden sich die Gläubigen, beide Geschlechter auf getrennten Plätzen, und bei den Frauen in besonderer Abtheilung die geweihten Jungfrauen und Wittwen. An den Schranken des Chores, zuweilen auch im Schiff selbst, erhob sich ein um einige Stufen erhöhter Stand, der Ambon, von welchem herab geistliche Vorlesungen gehalten wurden. Der Chor, der auch Presbyterium hieß, und mehr oder minder erhöht, immer aber nach dem Schiff zu durch eine Schranke geschlossen war, wurde nur von der Geistlichkeit betreten. Außer dem Thron an der Hinterwand des Chores für den Bischof, war diesem noch ein besonderer Platz bestimmt: ein erhöhter Stand neben dem Altar, von wo aus er seine Belehrungen an die Gläubigen richtete. Ueber dem freistehenden Altar erhob sich in größeren Kirchen zuweilen ein Baldachin, zuweilen der heilige Geist in Gestalt einer Taube. Ewige Lampen brannten fortwährend, als ein Symbol der ewigen Verherrlichung und Anbetung, welche dem über Tage und über Nächte wechsellos erhabenen Gott gebührten.

Der heidnischen Abgötterei mit Bildern wegen, hatten die Christen der ersten Zeiten keine Bilder in ihren Gotteshäusern, denn sie hätten für die Neubekehrten eine Gefahr werden und bei den Heiden Mißverständnis wecken können. Ueberhaupt war der Glaube durch die lange Verfolgung nach Außen hin so verschleiert, daß Symbole desselben dem christlichen Sinn mehr zusagen mochten, als wirkliche Abbildungen. Indessen finden sich doch schon einige in den Katakomben. Nach der Niederlage des Heidenthums verschwand auch hinsichtlich der Bilder die Furcht vor Entweihung und Mißverständnis, und unter ihnen nahm den ersten Platz ein —

das Kreuz, das aus dem Zeichen der Verwünschung und äußersten Strafe ein Zeichen des Heils und der Liebe geworden war. Nicht bloß über den Altären und an den Wänden der Kirche prangte, nicht bloß die Privatwohnungen schmückte es, sondern es triumphirte auf den Dächern, auf den Schiffen, auf den Spitzen der Berge, an den Häusern, an den Waffen; — und erinnerte den Christen überall auf Erden an seine Bestimmung: für die Sache Gottes zu leiden und unter Leiden mit Christus zur ewigen Herrlichkeit einzugehen. Diesem Zeichen der Erlösung wurde jede Ehre erwiesen und tiefe Verehrung gezollt; deshalb erhoben die Heiden auch wohl den Vorwurf, die Christen wären Anbeter des Kreuzes; was aber nichts weiter sagt, als daß man den Christen keinen gewichtigeren Vorwurf zu machen wußte. Bald entstanden auch Bilder aus der biblischen Geschichte, Bilder Christi, der heiligen Jungfrau Maria, der Apostel Petrus und Paulus; Bilder der Märtyrer in den ihrem Andenken gewidmeten Kirchen; und große Kirchenlehrer und fromme Bischöfe empfahlen dringend diesen Gebrauch, weil Bilder vortreffliche Lehrtafeln wären, besonders für das Volk, das sich nicht aus Büchern unterrichten könne. So Gregor von Nyssa, Paulinus von Nola und Papst Gregor der Große. Letzterer erwähnt als eine Sitte seiner Zeit (er starb im Jahre 604), daß man sich vor dem Bilde des Erlösers niederwerfe; so gänzlich war die Furcht vor Idolendienste verschwunden. votivbilder, d. h. goldene und silberne Figuren geheilter Glieder, oder sonstige Darstellungen der Abhilfe eines Leidens, pflegte man schon im fünften Jahrhundert in den Kirchen der Märtyrer, deren Fürbitte man die Heilung verdankte, aufzuhängen.

Im vierten Jahrhundert zählte Rom bereits vierzig Basiliken. Sieben derselben baute, schmückte, gründete Constantin selbst. Die vornehmste und älteste ist St. Johannes zum Lateran. Der Lateranische Palast hatte früher der römischen Familie dieses Namens, zuletzt der Kaiserin Fausta, Constantins zweiter Gemahlin, gehört. Jetzt wurde neben ihm eine Basi-

Alt erbaut und während mehrerer Jahrhunderte wurde er die Residenz der Päpste, in der viele Kirchenversammlungen gehalten wurden. In unsern Tagen herrscht eine wunderbare Stille und Abgeschiedenheit um diese Basilika. Das ganze alte und neue Rom liegt ihr im Rücken; nichts Weltliches kommt an sie heran und aus ihrer riesenhaften Vorhalle streift der Blick ungehemmt über die melancholische Campagna mit ihren zerbrochenen Aquaducten, die im Osten von dem bläulich und violett schimmernden Albaner- und Latemergebirg begrenzt wird. Zu dieser Basilika gehörte ein besonderes Baptisterium, welches dem Johannes dem Täufer — wie diese Gebäude immer — gewidmet war; von ihm empfing sie ihren Namen. Um die Grabstätte des Apostelfürsten in den Katakomben des Vatikanischen Hügels zu ehren, erbaute Constantin über den Trümmern eines Apollotempels die Basilika von St. Peter. Die von St. Paul, auf der Stelle, wo er seinen Martyrertod fand, an dem Wege nach Ostia; die von St. Agnes, sammt einem Baptisterium, auf Bitten seiner Tochter und seiner Schwester Constantia, welche beide der heilige Papst Sylvester taufte. Dann die von St. Petrus und St. Marcellin, in welcher Constantins Mutter, Kaiserin Helena, ihr Grab fand; die von St. Laurentius am Wege nach Tibur; und endlich die zum heiligen Kreuz von Jerusalem, die ihren Namen von einem Theil des wahren Kreuzes empfing, welchen sie aufbewahrt. Diese Basilika liegt ebenfalls in großer Abgeschiedenheit unsern vom Lateran. Diesen Kirchen schenkte Constantin liegende Gründe in Italien, Sicilien, Afrika, Egypten und Kleinasien, welche ihnen ein jährliches Einkommen von ungefähr 280,000 Gulden brachten. Die Kirche von St. Marcellin und Petrus besaß die ganze Insel Sardinien. Die von St. Peter Häuser in Tyrus, in Alexandrien, und Venedig bei Tarfus in Cilicien und am Euphrat. Außerdem mußte ihnen der Orient jährlich 20,000 Pfund der köstlichsten Wohlgerüche an Parfüm, Storax, Zimmt und andere aromatische Substanzen für ihre Räucherkerzen und Lampen

liefern. Die kostbaren Oele und Rauchwerke brannten in goldenen Ampeln und Rauchfässern; goldene Kelche dienten beim heiligen Opfer. Schwere silberne Candelaber mit Wachskerzen umgaben den Altar; sogar silberne Kronleuchter hingen von der Decke herab. Nichts war zu schön, zu reich, zu köstlich, um die geheimniß- und wundervolle Feier zu verherrlichen, durch welche das Blut Christi wieder und wieder dem himmlischen Vater zur Sühne aufgeopfert, dem Menschen zur Entsündigung und Heiligung verströmt wird.

Daß früh eine gewisse Ordnung der Gebete und der feierlichen Handlungen — eine Liturgie — beim Gottesdienste, dessen Mittelpunkt, Kern und Quell das heilige Mesopfer ist, stattfand; und daß dem wesentlichen Inhalte nach Uebereinstimmung zwischen den Kirchen der verschiedenen Länder und Völker herrschte: geht daraus hervor, daß die ältesten Urkunden, z. B. Justin der Märtyrer (+ 167) in seiner ersten Apologie, eine gebrängte Darstellung der heiligen Feier gibt, welche dem Wesen nach dieselbe wie in unsern Tagen ist. Längere oder kürzere Gebete, manche Anrufungen, einzelne Acte, oder eine andere Aufeinanderfolge derselben bewirkten gewisse äußere Abweichungen in den verschiedenen Liturgien, deren einzelne Hauptkirchen sich bedienten. Man gab einer jeden den Namen des Stifters der Kirche oder ihres berühmtesten Bischofs. So bediente man sich in Jerusalem und in Syrien der Liturgie des heil. Jacobus; in Alexandrien der des heil. Markus; in Constantinopel der des heil. Chrysostomus; in Mailand der Ambrosianischen; im Orient verschiedener anderer. In Spanien hatte man die mozarabische. Die römische Liturgie wird aus apostolischer Tradition hergeleitet. Gewiß ist es, daß der wichtigste und heiligste Theil der Messe, der Canon, seit dem fünften Jahrhundert auch den Worten nach fast ganz so besteht, wie er gegenwärtig ist, und daß seit Papst Gregor dem Großen nicht das mindeste daran verändert ist. Dieser heilige Kirchenlehrer gab dem Vater Unser eine andere Stelle und schaltete das Gebet: „Gib unsern Tagen den Frieden“ ein. Seit

mehr denn zwölfhundert Jahren ist dieser Canon in der ganzen römisch-katholischen Welt unzertrennlich von der belebenden Sonne dieser Welt, dem heiligen Messopfer.

Das öffentliche, für die ganze Gemeinde bestimmte Messopfer wurde von dem Bischof unter dem Beistande der Priester und Diakonen dargebracht, und das Volk nahm durch die Oblation und Communion thätigen Antheil daran. Die Oblation war die Darbringung des Weines und Brodes, welche für das heilige Opfer nothwendig waren; der consecrirte Theil derselben wurde bei der Communion genossen; der nicht consecrirte für den Clerus und die Armen zurückgelegt; auch an manchen Orten gesegnet und zum Zeichen der Gemeinschaft und christlichen Liebe den Laien gereicht, als diese nicht mehr täglich die Communion empfangen. Man nannte die so gesegneten Brode Eulogien, und hie und da hat sich die Sitte seitdem erhalten, daß am Sonntag gegen das Ende des Gottesdienstes Brod in kleine Würfel zerschnitten und gesegnet, in der Kirche umher gereicht wird. Auch gewisse Erstlingsfrüchte waren Gegenstand der Oblation, wurden während der Messe von den Gläubigen dargebracht und vom Bischof geweiht; aber nur solche, die in einem gewissen Zusammenhang mit Altar und Opfer standen; frische Trauben nämlich, Aehren, Del und Weihrauch. Dabei überreichte der Darbringende dem Diakon seinen geschriebenen Namen, und der Priester gedachte desselben in der Secrete. Mit dem sechsten Jahrhundert kam der Gebrauch auf, nur am Sonntag Oblationen darzubringen, und mit dem siebenten hörten sie im Abendland ganz auf, weil die Kleriker das nunmehr ungesäuerte Brod selbst bereiteten. Gelboblationen traten an die Stelle der Naturalgaben, oder wie wir jetzt sagen: Messstipendien.

Aber auch Privatmessen wurden von einem einzigen Priester ohne Laien-Communion gelesen; in kleinen Märtyrer-Kapellen auf dem Lande, in Oratorien, in Privathäusern, zu Zeiten der Verfolgung im Gefängniß. Als der Bischof Paulin von Nola im Sterben lag, ließ er einen Altar neben seinem Bette errichten und die heilige Messe lesen. Votivmessen wegen be-



sonderer Anliegen, für das Heil lebender Gläubigen, zur Erflörung von Regen, zur Abwendung eines unfruchtbaren Jahres, oder um Gott für eine besondere Wohlthat zu danken, waren ganz gebräuchlich. So auch Messen für die verstorbenen Gläubigen und zwar wiederholt am Jahrestag ihres Todes und nach einer besondern Liturgie. Das ganze christliche Leben stand in einem so engen und innigen Zusammenhang mit dem Glauben, daß jeder Act des Daseins auch eine kirchliche Lebensäußerung beehrte. Messen, um das Andenken der Martyrer an ihrem Triumphtage zu feiern, wobei man besondere Vorträge aus den Acten ihres Marterthums, auch Vorträge zu ihrem Lob und Ruhm hielt, waren schon ganz früh in Gebrauch und bald kamen ähnliche Messen für andere Heilige dazu. Wenn nicht der Inhalt des katholischen Cultus ein Gegenstand der Anbetung für Engel und Menschen wäre: so würde seine uralte Liturgik schon Ehrfurcht in Anspruch nehmen, da sie, als etwas Geheiligt, wechsellos durch die wechselnden Zeiten so vieler Jahrhunderte und Geschlechter gegangen ist.

Ein Hammer Schlag auf Metall rief, bevor die Glocken im siebenten Jahrhundert erfunden waren die Gläubigen sowohl zu den gemeinschaftlichen Morgen- und Abendandachten, als auch zur Feier des heiligen Opfers zusammen. Alle folgten dem Rufe und Jeder nahm seinen bestimmten Platz ruhig ein. Die Messe zerfiel in zwei Haupttheile: in die Messe der Katechumenen und in die der Gläubigen. Bei der ersten durften auch Heiden, Juden, Büßende, sogar Häretiker gegenwärtig sein. Sie begann mit Psalmengesang des Volkes, entweder einstimmig oder in zwei Chöre getheilt als Antiphonen und Responsorien gesungen. Der Bischof oder Priester bereitete sich durch das allgemeine Sündenbekenntniß darauf vor, zum Altar hinzutreten und der Psalm, der ihn bei diesem Eintritt begleitete, ist der Introitus, der Eingang unserer jetzigen Messe. Darauf folgte das Flehen um Erbarmen (Kyrie eleison), welches den Kindern des Staubes so sehr zukommt, besonders bevor sie ihre Lippen dem Lob und Preise des Allheiligen in dem Gloria widmen. „Friede mit euch“ (pax vobis), grüßte

nun der Bischof das Volk und als der geistliche Vater Aller, faßte er die Anliegen oder die Andacht Aller zusammen in einem kurzen Gebet (Collecta), das stets an den himmlischen Vater gerichtet und mit Anrufung des göttlichen Sohnes geschlossen wurde. Dann nahm der Bischof Platz auf seinem Thron; der Lector bestieg den Ambo und hielt die Vorlesung aus den Apostolischen Briefen oder dem alten Testament; zuweilen auch aus den Schriften und Briefen ausgezeichnete frommer Männer, was aber mit dem vierten Jahrhundert aufhörte. Am Schluß der Vorlesung sang man einen Psalm (Gradualis) und nun las der Diakon einen Abschnitt des Evangeliums. Stehend, mit großer Ehrerbietung, hörte das Volk zu und der Bischof, entweder vom Throne herab oder am Altare stehend, streute Erklärungen und praktische Bemerkungen ein (Homilie) oder hielt einen freien Vortrag (Predigt).

Hiermit war die Messe der Katechumenen beendet. Auf den Ruf der Diakonen zogen sie sich mit den Ungläubigen und Büßenden aus dem Schiff der Kirche in die Vorhalle oder Vorhof zurück, die Thüren wurden geschlossen und das Glaubensbekenntniß gebetet. Denn nur im Lichte dieses Glaubens war das erhabene Mysterium zu erfassen, welches Gott nun durch seinen Priester vollzog. Von heiliger Liebe für Den entzündet, der im Fleisch erschien, um die Menschheit zu einem Volk von Brüdern zu machen, grüßten sich die Anwesenden mit dem Friedensfuß — nämlich in der Art, daß zuerst der Bischof den Diakon umarmte, dieser den Nächststehenden und so fort Jeder den, der ihm zunächst war — was bei der Trennung beider Geschlechter und bei der großen Demuth, welche hinsichtlich des Ranges und Standes die Christen befeelte, möglich gemacht werden konnte. Nun geschah die vorhin erwähnte Oblation von Seiten der Gläubigen, aus welcher der Diakon und Subdiakon das sonderten, was zur Communion nothwendig war — und der Bischof betete darüber die Darbringung (Offertorium) des Sühnopfers nämlich, das unter den Gestalten des Brodes und des Weines verborgen, durch die Consecration vollzogen werden soll. Nach der Aufopferung

reichte der Diakon dem Bischof Wasser zur Händewaschung und dieser richtete im Stillgebet (Secreta) gewöhnlich die Bitte an Gott, er möge die Gaben gnädig annehmen und die Gläubigen selbst geeignet machen, ihm als wohlgefälliges Opfer dargebracht zu werden. In der wunderbar schönen Präfation ermahnt er darauf die Gläubigen, zum Herrn das Herz zu erheben (Sursum corda) und dessen unendliche Majestät, Allmacht und Herrlichkeit, die er aus den unergründlichen Mysterien seiner Liebe zu unserm Heil erstrahlen läßt, mit allen himmlischen Heerschaaren anbetend zu preisen. Dieser unaussprechlich schöne und erhabene Hymnus — wechselnd nach den Zeiten und Festen des Kirchenjahres — geht über in den seraphischen Gesang: Sanctus! Sanctus! den alles Volk mit anstimmte. Und als nun die Engel herabgerufen und anbetend bei dem hochheiligen Opfer gegenwärtig sind, da beginnt der wichtigste Theil der Messe, der Canon, mit Gebeten für die ganze streitende Kirche, wobei zuerst der Name des Papstes genannt wird. Daran schließt sich eine Anrufung der triumphirenden Kirche, der heiligen Jungfrau und Gottesmutter, der Apostel und Martyrer, deren Liebe und Fürbitte Hilfe und Schutz im Streit gewähren sollen. Dann folgt eine Anrufung Gottes, daß er das Wunder seiner Liebe vollziehen möge; der Bischof spricht die Consecration von Brod und Wein mit den Einsetzungsworten, die Christus selbst sprach und denen die Kraft inne wohnt, welche „das Wort, das im Anfange war und das Gott war“ (Joh. 1.) haben muß — und die Wandlung ist geschehen. Der Bischof hebt nacheinander die heilige Hostie und den heiligen Kelch in die Höhe, fällt auf die Knie und betet an das lebendige, auf dem Altar gegenwärtige Schlachtopfer; und alles Volk fällt auf die Knie bei der Elevation und betet an. Mit der Liebe, welche nur in einem Mutterherzen wohnt, gedenkt die Kirche in diesem erhabenen Augenblicke ihrer Abgeschiedenen, die in der Gnade Gottes entschlafen sind und im Reinigungsort leidend auf den Himmel harren. Die erste Bitte des Priesters ist für sie; den ersten Tropfen Blut des Lammes wendet er ihnen zu! nie hat die Liebe für die Abge-

forbenen einen rührenderen, tieferen Ausdruck gefunden. Und während nun alle Kinder des ewigen Vaters, freilich getrennt durch ihre verschiedenen Häuser — Himmel, Erde und Purgatorium — aber innigst verbunden durch die heiligmachende Gnade, vom Priester gleichsam herbei gerufen sind, um Jedes seinen Antheil am Opfer zu empfangen, betet er das Pater noster, steht um Erbarmen zum Lamm Gottes (Agnus Dei), bereitet sich in Demuth vor auf die Communion und empfängt sie. Der Ruf: „Das Heilige den Heiligen“, worauf das Volk mit „Amen“ antwortete, ging der allgemeinen Spendung der Eucharistie vorher. Nach dem Bischof oder Priester empfangen sie zuerst die Geistlichen und zwar am Altar; dann, an den Schranken des Chores, die Äsceten, Mönche, Nonnen, endlich die übrigen Gläubigen. Der ausspendende Priester sprach dabei zu Jedem, entweder: „Der Leib Christi, das Blut Christi“, oder: „Der Leib des Herrn erhalte deine Seele.“ Während der Communion wurden Psalmen gesungen. Darauf folgte ein Dankgebet, die Segnung des Volkes durch den Bischof und die durch den Diakon gesprochene Entlassung (*missa, dimissio*; daher: Messe). Bei der öffentlichen Feier der Eucharistie wurde die Communion gewöhnlich unter zwei Gestalten gereicht; doch glaubte man stets, die Substanz des Sacramentes sei auch in Einer Gestalt vollständig enthalten, wie schon der Apostel sagt (I Cor. 11.): „Wer unwürdig ist oder trinkt“. In Zeiten der Verfolgung, oder auf langen Reisen, namentlich zu Wasser, oder den Einsiedlern in der Wüste, den Mönchen in ihren abgeschiedenen Zellen wurde gestattet, die Eucharistie in Brodgestalt mitzunehmen; denn es war damals noch nicht zu befürchten, daß der Leib des Herrn außerhalb des Gottesdienstes weniger ehrfurchtsvoll behandelt und genossen werden könne, als während desselben. Dieser Gebrauch drückt unzweideutig den Glauben an die wirkliche Gegenwart unter einer Gestalt aus. In frommer Scheu und Ehrfurcht wurde die Communion freiwillig nüchtern genossen; doch bald wurde diese Sitte zur kirchlichen Vorschrift, um jeder möglichen Verunehrung vorzubeugen.

Außerdem wurden in den uralten Apostolischen Constitutionen\*) die Gläubigen zu einem täglichen sechsmaligen Gebet, aufgefordert, wenn möglich, im Gotteshause. Beim Hahnenschrei, wegen des wiederkehrenden Tages; bei Sonnenaufgang, um Gott für den neuen Tag zu loben; um die dritte Stunde, weil in ihr unser Heiland zum Tode verurtheilt wurde; um die sechste Stunde, da er gekreuzigt wurde; um die neunte Stunde, da er verschied; Abends, zum Andenken an seine Ruhe im Grabe, mit dem Hinblick auf die eigene ewige Ruhe nach glücklich vollbrachtem Lauf. Mit der ersten Liebe der Christen für ihren Erlöser erkaltete aber allmählig der Gebetsseifer in der großen Masse. Deshalb gab aber die Kirche keinesweges diese Anforderung auf; doch stellte sie sie nur an diejenigen, welche sich vorzugsweise dem Gebetsleben widmeten, an die Klosterleute beiderlei Geschlechts, welche zu den kanonischen Stunden (Horen, Tagzeiten) gemeinschaftlich im Chor ihrer Kirche bestimmte Gebete zu verrichten haben; an die Stifts- und Chorherren; und endlich an alle Kleriker, vom Subdiakon an, welche zum Gebet des Breviers, aber nicht gemeinsam, sondern jeder für sich, verpflichtet sind. Der Mißbrauch des Gebetes sollte ebenso ununterbrochen wie der Qualm der Sünde zum überhimmlischen Throne Gottes durch die Jahrtausende der erlösten Welt emporsteigen und den mystischen Thron Gottes im Tabernakel mystisch umgeben. Der Glaube an das Ge-

---

\*) In den ersten Zeiten wurde die Kirche nicht nach geschriebenen Gesetzen, sondern nach der Ueberlieferung der Apostel und ihrer ersten und angesehensten Nachfolger regiert. Die sechs ersten Bücher der sogenannten „Apostolischen Constitutionen“ sind das älteste Werk, in welchem Gesetze, Einrichtungen, Gebräuche der Kirche, Pflichten der Geistlichen und Laien, heilige Handlungen, Gottesdienst, Feste und Glaubenslehren dargestellt und beschrieben werden. Der Verfasser ist wahrscheinlich ein syrischer Bischof oder Priester gegen Ende des dritten Jahrhunderts gewesen. Die Form ist die der Apostolischen Sendschreiben.

heimlich der wirklichen Gegenwart zieht von selbst das ewige Gebet nach sich: die Liebe spricht zu dem Geliebten.

---

## Feste und Buße.

---

Alte Kirchenlehrer, wie Origenes und Clemens von Alexandria, fassen das christliche Leben als einen immerwährenden Festtag auf, freilich nicht als einen solchen, der mit Schmausereien und Gastmählern und im irdischen Wohlbehagen zu feiern wäre; aber als einen Tag heiliger Freude, weil die Nacht der Sünden durch die Erlösung überwunden ward, weil die Versöhnung mit Gott der Seele einen süßen Frieden und in ihm die wahre Freude gibt, und weil von dieser Freude Niemand ausgeschlossen ist, der sich nicht freiwillig von Gott trennt. Deshalb sangen die Engel in heiliger Weihnacht ihr Jubellied: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ (Luc. 2, 14.) Der „Friedensfürst“ — wie Malas ihn nennt — war in die Welt gekommen, und brachte Frieden und Freude vom Himmel herab, die der Apostel Paulus zu der „Frucht des heiligen Geistes“ zählt. (Gal. 5, 22.) Damit aber Christus desto sicherer in dem Christen sich gestalte, damit der Christ desto gewisser und vollkommener „das Bild des himmlischen Menschen trage, nachdem er das des irdischen getragen hat“ (I Cor. 15, 49.), mußte er sich unausgesetzt von den heilbringenden Mysterien des Christenthums durchdringen und heiligen lassen, und Schritt vor Schritt dem Leben des Heilandes betrachtend nachfolgen und an dieser Betrachtung sich entwickeln. Dazu waren denn besonders festliche Zeiten angeordnet, die wie treue Glaubensboten alljährlich wiederkehrten, das Werk der Erlösung unaufhörlich verkündigten, durch entsprechende Feier die sinnlich-geistige Menschennatur anregten und lebendig erhielten

und die Seelen auf den ewigen Festtag im Himmel hinwendeten und vorbereiteten.

Der Festtag, der am häufigsten wiederkehrte, weil er nie genug gefeiert werden konnte, war der Sonntag oder, wie er häufiger hieß, der Tag des Herrn (Dominica), schon zu apostolischer Zeit dem Gedächtniß der Auferstehung Christi geweiht. Da durfte nicht gearbeitet werden, da mußte alle Gebrechlichkeit, alle Armseligkeit des irdischen Lebens aus den Gedanken schwinden, denn da triumphirte das ewige Leben. Am Mittwoch und Freitag war es anders! Der Tag, da Judas den Herrn verkaufte, der Tag, da der Herr am Kreuze starb, waren dem halben Fasten — bis drei Uhr — und besonders eifrigem, gemeinschaftlichem Gebet gewidmet. Sie hießen Stationstage, Tage, an denen die Krieger Christi auf ihren Posten Wache hielten. In Rom wird die Erinnerung an diese alten Stationstage in der Weise festgehalten, daß in der Faste täglich, im übrigen Jahre aber häufig in gewissen Kirchen, wie der heilige Papst Gregor der Große es geregelt hat, Station ist, d. h. eine andächtige Zusammenkunft der Gläubigen. Das an diesem Tage in einer solchen Kirche verrichtete Gebet ist mit einem Ablass begnadigt.

Die ältesten Jahresfeste waren Ostern und Pfingsten. Christus der gekreuzigte, Christus der verherrlichte, bildete die Grundlage des Christenthums. Mit ihm zu sterben, um mit ihm verherrlicht zu werden, das war die praktische Idee der Nachfolge, welche sich aus jener Grundlage entwickelte und in tausend Beziehungen zum Leben der Gläubigen stand. Eine lange Bußzeit von unbestimmter Dauer, die jetzt auf die vierzig tägige Faste (Quadragesima) beschränkt ist, ging der Feter und Betrachtung vom Leiden und Sterben des Herrn in der großen Woche, wie man sie nannte, vorher. Die späte Stunde der Mahlzeit, um Sonnenuntergang, und die Enthaltung von Fleisch und Wein, war der allgemeine Charakter der kirchlichen Faste; und weder Hochzeit noch Geburtsfest wurden während ihrer Dauer gestattet. Der Eifer der Gläubigen übte sich aber in strengerer Entsagung, nament-

lich im Orient, wo man sich allgemein mit Wasser Brod und höchstens einigem Gemüse oder getrocknetem Obst begnügte. Im Occident war dies nur für den Charsfreitag vorgeschrieben. Für die Stärkung der Seele war man um so eifriger bedacht und es wurden fortlaufende Fastenpredigen, z. B. vom heil. Chrysostomus zu Constantinopel, täglich gehalten. Sie waren ungefähr immer des Inhaltes, den Origenes angibt: „Faste von allen Sünden; nimm keine Speise der Bosheit zu dir, genieße nicht die Mahlzeit der Begierden, trinke nicht den Wein der Lüfte. Enthalte dich von bösen Handlungen, Worten und böseren Gedanken. Beghehre nicht das Brod der falschen Lehren, nicht den Genuß einer trügerischen Philosophie, welche sich von der Wahrheit entfernt.“ Es war nicht genug, daß der Leib sinnlichen Genuß sich versagte; auch die Seele mußte sich in der Selbstüberwindung üben. Und das war der große Vortheil der Enthaltbarkeit vom Sinnlichen: sie erleichterte den geistigen Sieg, indem sie den Menschen beständig in Athem hielt durch die Gewohnheit, den Kampf gegen die gröberen Begierden zu führen.

Der Donnerstag in der großen Woche war der Einsetzung der Eucharistie gewidmet und daher am Morgen ein Freudentag. Seit dem fünften Jahrhundert nahm an diesem Tage der Bischof die Weihung des heiligen Deles für die Täuflinge, Firmlinge und Kranken vor. In der Nacht begann die Vorfeier des Tages des heiligen Leidens, des Kreuzes (dies crucis). Man versammelte sich in der Kirche und die Passionsgeschichte wurde vorgelesen. Der Tag selbst wurde mit Gebet, Arbeit, Abtödtung und Fasten nie mit Ruhe von der Arbeit oder mit Zerstreuungen begangen. Die noch jetzt üblichen Gebete für die Ungläubigen, Juden, Häretiker und Schismatiker, mit der darauf folgenden Verehrung des Kreuzes, wurden seit dem fünften Jahrhundert an diesem Tage verrichtet und sind ganz im Sinne Desjenigen, der für Alle am Kreuze starb, der Allen die Erlösung zuwenden möchte und der für seine Feinde und Feindtöchter betete: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“



Am Samstag Abend begann die große Vigilie des Osterfestes und währte bis zum Tagesanbruch des Sonntags, so daß die Gläubigen zehn bis zwölf Stunden ununterbrochen in der Kirche blieben. Da geschah die Benediction der Osterkerze, als Symbol der Auferstehung; da die Wethung des Taufwassers. Wunderbar schöne Gebete und Lesungen aus dem Alten Testamente begleiteten sie. Da fand auch die Laufe der Katechumenen statt, und endlich am Ostertag die Messe der Auferstehung. Das war nun ein Bonnetag! Die Gläubigen umarmten sich mit dem Gruße: „Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaft auferstanden.“ Die Neophyten feierten ihre eigene Auferstehung aus der Todesnacht der Sünde, ihre Wiebergeburt „aus dem Wasser und aus dem Geiste“ zugleich mit der Auferstehung ihres Erlösers. Und diese Feier dauerte eigentlich nicht bloß während der Osterwoche, sondern die ganze Zeit bis zum Pfingstfeste, so daß Tertullian sich auf sie beruft, um zu zeigen, daß die Christen noch mehr Feste hätten, als die Heiden.

In dieser Zeit nimmt der Alleluja-Jubel einen neuen Aufschwung am Tage der Himmelfahrt des Herrn. Da hat er die geheimniß- und gnadenvollen vierzig Tage nach seiner Auferstehung mit seinen Jüngern zugebracht und ihnen den Geist aus der Höhe verheißen, der sie darüber trösten soll, daß Er Selbst nicht sichtbar mehr unter ihnen weilen, nicht hörbar mehr zu ihnen reden wird. Da hat Er sie so vergeistigt, daß sie die Trennung von Ihm nicht mehr mit irdischem Herzen als einen Schmerz, sondern mit geheiligter Seele als eine neue Gnade annehmen. Ueber den vierzig Tagen in der Wüste, die seinem Auftreten in der Welt als Messias vorhergingen, liegt ein Schleier; und auf den vierzig Tagen, die seinem Scheiden von der Welt vorhergehen, ruht abermals ein Schleier. Das Geheimniß seines weltüberwindenden Kampfes und seiner überweltlichen Verkürung soll im Schweigen und im Glauben betrachtet und angebetet werden.

Ebenfalls seit dem fünften Jahrhundert gingen dem Himmelfahrtsfeste drei Witt-Tage vorher, in welchen der Segen

Gottes für die leimenden Felder und Fluren angerufen wurde. Die ganze Natur war ja durch den Fall des ersten Menschen in die Folgen der Sünde verwickelt; wie konnte sie zur rechten Blüthe, zur Spendung ihrer Früchte gelangen ohne den Thau und die Sonne der Gnade? Hatte der Mensch sie in seinen Abfall hineingerissen, so mußte er auch suchen, sie durch Gebet vom Fluche zu befreien. Der Bischof Mamertus von Vienne in Frankreich war der erste, welcher diese Witt-Lage mit Prozessionen durch die Fluren anordnete, nachdem seine Stadt im Jahre 469 durch Erdbeben und Mißwachs furchtbar gekittet hatte. Von dort aus gingen sie durch die ganze katholische Christenheit.

Zehn Tage nach der Himmelfahrt kam das liebliche Pfingstfest, das die Fülle der Guld des Erlösers bringt, die Frucht seiner Liebe, den heiligen Geist. Ohne den heiligen Geist gäbe es keine Kirche; er ist ihre Seele und macht sie lebendig; er ist ihr Herz und gibt ihr den Pulsschlag der Einheit. Seine Ausgießung ist der Geburtstag der Kirche in der Welt.

Es ist ganz eigenthümlich, daß die Geburt Christi, dies Fest der Heiligung der menschlichen Natur, diese „Mutter aller anderen Feste,“ wie der heil Chrysostomus es nennt, minder alt ist, als die Feier von Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten. Die Ungewißheit über den Geburtstag des Herrn soll dazu Anlaß gegeben haben. Man vermuthet, daß er zuerst in Rom auf den 25. Dezember festgesetzt ward, um dem heidnischen Fest der wiederkehrenden Sonne eine christliche Richtung und Bedeutung zu geben, indem man den Aufgang der Sonne des Christenthums auf diesen Tag verlegte. Bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts war aber auch das Weihnachtsfest aus dem Occident in den ganzen Orient übergegangen. Eine vierwöchentliche Fasten, als Vorbereitung der sündigen Welt auf die gnadenreiche Ankunft (Advent) des Herrn zeigt, wie hoch man es in Ehren hielt.

Neue Feste kamen im Verlauf späterer Jahrhunderte hinzu, die den Kranz heiliger Erinnerungen mehr und mehr ver-

vollständigten, als die Kirche ihr eigenthümliches Leben auch nach Außen hin ungehemmt entfalten durfte. Aber uralt ist das Fest der Epiphania, der Erscheinung oder Kundgebung des Herrn, das am 6. Januar begangen wird und dem vereinigten Andenken der drei Ereignisse gewidmet ist, durch welche er sich der Welt kund gab: die Anbetung der Magier, die ein Stern zu seiner Krippe führte; die Taufe im Jordan, wo die Himmel sich über ihm öffneten; und die Hochzeit zu Cana, wo er sein erstes Wunder that. Auch den Marienfesten wurde nach und nach von der Andacht und Liebe der Gläubigen ihr Platz angewiesen. Kaiser Justinian bestimmte schon im Jahre 542, daß das Fest der Reinigung Mariens oder der Darbringung Jesu im Tempel an keinem anderen Tage, als am 2. Februar gefeiert werde. Etwa hundert Jahre später findet sich am 25. März das Fest der Verkündigung Mariens, wie wir es nennen, eigentlich der Ankündigung des Herrn. Auch andere für die Christenheit wichtige Tage schlossen sich mit einer Erinnerungsfeier diesen an, wie das Andenken an das Episkopat des heiligen Petrus zu Rom, das unter dem Namen Petri-Stuhlfeier am 18. Januar begangen wird; der Todestag der Apostel Petrus und Paulus am 29. Junius; der Geburtstag St. Johannes des Täufers, der mit dem Erlöser und dessen heiligster Mutter die Auszeichnung theilt, daß seine Geburt für die Erde gefeiert wird, während es bei den übrigen Martyrern und Heiligen der Tag der Geburt für den Himmel, d. h. der Todestag ist. Kurz, unser Kalender, den wir so gleichgültig des Datums wegen ansehen, oder weil wir uns für diesen oder jenen Tag irgend Etwas vorgenommen haben, besteht aus lauter Denkmälern des übernatürlichen Lebens, nach denen wir unser tägliches Leben richten und ordnen sollen.

Weil aber die Bestimmung des Christen sich nicht mit einer spielerischen und oberflächlichen Fröhlichkeit erreichen läßt, sondern nur in der übernatürlichen Freude eines ganz in Gott ruhenden Herzens und eines ganz Gott geheiligten Lebens: so mußte sich der Eifer für diese Heiligung auch auf alle Richtungen

und Beziehungen erstrecken. Eifriges Gebet, eifrige Theilnahme am Gottesdienst, eifrige Erfüllung der kirchlichen Anordnungen hinsichtlich der Faste, des Almosens und mannigfaltiger Abtödtungen, waren nur die Blüthen eines anderen Eifers, der ein wesentlicher Bestandtheil des Strebens nach Vervollkommenung ist. Ein eifriger Bußgeist legte das Fundament zur Vollkommenheit in die Gesinnung der Christen, denn er führte sie durch die Zerknirschung der Reue zur Demuth, und Demuth ist das unscheinbare, dunkle, mit Füßen getretene Erdbreich, aus dem das reichste Erntefeld ersprießt. Christ werden hieß nicht urplötzlich der Sünde unzugänglich sein; o mit nichten! Der Versucher trat in der Wüste sogar an den göttlichen Heiland heran, um Sinnlichkeit, Hochmuth, Herrschsucht in ihm zu wecken. Christ werden hieß: durch die Sacramente, und zuerst durch die Taufe, die Gnade empfangen, die Versuchung zur Sünde bekämpfen und besiegen zu können. Der Christ blieb Mensch, und der armselige, gebrechliche Mensch will diesen Kampf nicht immer mit jener Kraft und Beharrlichkeit führen, ohne welche der Sieg nicht errungen werden kann. Dann fällt er; fällt durch seine Schuld, fällt durch Verschmähung der Gnade, die immer bereit ist, mit göttlichem Beistand ihm zu Hülfe zu kommen; er fällt aus dem Reich des Heiles in das Reich des Bösen. Je mehr Abscheu vor der Sünde in einer Seele, je empfänglicher sie für den Stachel des Gewissens ist, desto klarer erkennt sie nach ihrem Fall das verlorene Gut ihrer Glückseligkeit und schreit auf aus dem Abgrund nach Rettung. Da erhört Gott ihren Angstruf und reicht ihr die Vaterhand, um sie auf das Sacrament der Barmherzigkeit, wie man es nennen sollte, hinzuweisen; auf das heilige Bußsacrament, das die Kirchenväter mit einem Brette, welches aus dem Schiffbruche rettet, zu vergleichen pflegen.

Die Nothwendigkeit, alle schweren Sünden, verborgene und öffentliche ohne Ausnahme, einzeln dem Priester zu bekennen, wurde allgemein behauptet und als der Anfang der Seelenheilung betrachtet. Diese Nothwendigkeit beruhete auf

dem christlichen Glauben an die priesterliche Vinde- und Ose-  
genwalt, der kein unerschütterliches Fundament hatte in heiliger Schrift. „Friede sei mit euch! Wie mich der Vater  
gesandt hat, so sende ich auch euch. Da Christus dies gesagt  
hatte, hauchte er sie (die Apostel) an und sprach zu ihnen:  
Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden  
nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen  
ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ (Joh. 20,  
21–33.) Nach seiner Auferstehung, in dem Zeitpunkte, da  
er seinen Aposteln gleichsam die höheren Weihen erteilt  
und ihnen das tiefere Verständnis seiner Sendung und ihrer  
Nachfolge erschließt: nimmt der Heiland diese Handlung vor.  
Die Vollmacht, welche der Vater dem Sohne zur Entsün-  
digung und Heiligung der Menschen gegeben hat, gab der  
Sohn seinen Aposteln und in den Aposteln auch deren Nach-  
folgern, weil das Entsündigungs- und Heiligungsbedürfnis  
nie aufhört hienieden. Durch das Anhauchen sinnbildete er  
das Ausgehen des heiligen Geistes von ihm und das Ueber-  
gehen desselben auf sie, als eine wahre und wirkliche Kraft  
Gottes, die nur seinen wahren Gesandten und Stellvertre-  
tern im heiligen Richteramt der Gewissen innewohnt, sie  
erleuchtet und ihrem Richtspruche Wirksamkeit gibt. Diese  
Kraft ist eine der Gnaden des Priesterthums und erlischt  
außerhalb desselben, wie die Flamme erlischt, wenn die Kerze  
herabgebrannt ist. Nur der katholische Priester kann in der  
Kraft Gottes die Entsündigung vollziehen.

Die Nothwendigkeit des Sündenbekenntnisses behaupten  
die ältesten Lehrer der Kirche. Tertullian vergleicht Die,  
welche sich dieser Pflicht nicht unterziehen wollen, mit Kran-  
ken, welche elend zu Grunde gehen, weil sie aus falscher  
Scham dem Arzte nicht die verborgenen Wunden ihres Kör-  
pers zeigen wollen. Der große heilige Cyprian, Erzbischof  
von Carthago (+ 258) bemerkt, daß der bloße Gedanke durch  
Opfer das Leben zu retten, sündhaft und deshalb dem  
Priester zu beichten sei. Pacian, Bischof von Barcelona um  
370, warnt gegen jeden Versuch, den Priester zu täuschen

aber nur halb in Reue zu setzen, und tadelt Alle, welche zwar ihre Sünden vollständig bekannt hätten, sich aber der auferlegten Buße nicht unterwerfen wollten. Chrysostomus, Patriarch von Constantinopel († 407) hebt als eine besondere Würde des Priesters hervor, daß er nicht, wie weltliche Fürsten, Gewalt über den Körper, aber eine solche besitze, die bis in den Himmel reiche, da das im Himmel gelte, was er vermittelst der Sünde- und Lösegewalt auf Erden vollbringe. Ambrosius, Erzbischof von Mailand († 397) vertheidigt gegen die Häretiker die Ausübung dieser Gewalt als ein dem Priester übertragenes Amt. Basilus der Große, Erzbischof von Cäsarea in Cappadocien († 379), schreibt: „Bei dem Bekenntniß der Sünde verhält es sich gerade, wie bei Verzeigung körperlicher Gebrechen. Letztere zeige man nur dem künftigen Arzte; erstere bekenne man nur bei denen, die sie heilen können.“ Und Gregor, Bischof von Nyssa († 400), ermahnt: „Sage kühn dem Priester das Verborgene und enthülle ihm die Geheimnisse deiner Seele. Er wird zugleich für deren Verzeihung und für deine Ehre Sorge tragen.“

Die Ablegung des Sündenbekenntnisses geschah in verschiedener Weise; zuweilen öffentlich, theils vor versammeltem Klerus und Gemeinde, theils vor dem Klerus allein; und zuweilen geheim, bei dem Bischof oder einem Priester. Vergehen, welche durch ihre Natur oder durch Zufall bekannt geworden waren und öffentliches Mergerniß gegeben hatten, erforderten in der Regel eine öffentliche Anklage. Aber auch bei verborgenen Sünden fand sie nicht selten Statt, manchmal aus eigenem Antrieb, gewöhnlich aber auf den Rath des Priesters, dem man zuvor geheim gebeichtet hatte, wenn dieser solche Verdemüthigung für zweckmäßig erachtete. Es wurde aber nicht leicht Jemand zur Veröffentlichung genöthigt, wenn dieselbe für ihn von nachtheiligen bürgerlichen Folgen sein konnte. Auf die öffentliche Anklage der schwersten Sünden, wie Abfall vom Glauben, Götzendienst, Mord, Unzucht, folgte immer öffentliche Buße; auf die geheime Anklage zuweilen nach dem Rathe des Priesters.

Die Bußdisciplin war keineswegs überall und zu allen Zeiten gleichmäßig; am strengsten war sie im zweiten und im Anfange des dritten Jahrhunderts. Da war es für einen großen Sünder eine Gnade, überhaupt nur die Buße antreten zu dürfen. Man betrachtete sie als eine langsame, schmerzliche Heilung, die eine ernste und dauernde Besehrung bewirken und dem Sünder Gelegenheit geben sollte, schon in diesem Leben eine möglichst vollkommene Genugthuung zu leisten und seine Seele auch von den letzten Spuren der Sünde zu reinigen. Ferner sollte nicht bloß der Sünder selbst, sondern auch Andere durch das Beispiel so schwerer Bußübungen abgeschreckt und mit tiefem Abscheu vor der Sünde erfüllt werden. Deshalb gab man die Erlaubniß, die Buße zu beginnen, um sich wieder mit der Kirche und ihren Sacramenten zu versöhnen, nur Denen, welche anhaltend, dringend und demüthig darum baten. Bis sie ihnen gewährt wurde, war ihr Name, wenn sie große Verbrechen begangen hatten, aus den Reihen der Gläubigen gestrichen und sie durften nie an den gottesdienstlichen Versammlungen Theil nehmen. Die Bußübung begann, als ein feierlicher, kirchlicher Act, gewöhnlich am ersten Mittwoch der Fasten während einer mit Gebet verbundenen Handauslegung des Bischofs und des ganzen Klerus. Der Büßende erschien dabei mit abgeschnittenem Haar, das Haupt mit Asche bestreut, im ärmlichen Gewande, mit bloßen Füßen. War er verheirathet, so mußte seine Frau ihre Einwilligung zu seiner Uebnahme der öffentlichen Buße geben, denn so lange sie dauerte, mußte er nicht bloß fern von allen Vergnügungen, sondern in seinem eigenen Hause wie ein Fremdling leben. Zur Erde niedergeworfen und das Antlitz auf den Boden gedrückt empfing er das nach den Kirchengesetzen ihm zuerkannte Urtheil, das ihn oft Jahre lang mit Uebungen der Abtödtung, der Reue und der Verdemüthigung prüfte und läuterte. Mußte er alle vier Bußstationen durchmachen, so begann er damit, außerhalb der Kirche im Vorhof sich aufzuhalten und die eintretenden Gläubigen um ihre Fürsprache bei Gott und

dem Bischof anzusehen. Die zweite Stufe erlaubte ihm, an den Thüren der Kirche in der Vorhalle zu stehen und dort den Gebeten, aber nicht der Katechumenen-Messe beizuwohnen. Die dritte Stufe hieß vorzugsweise der Eintritt in die Buße, und die zwei früheren Stationen waren nur Vorbereitungen auf sie, um die Beharrlichkeit zu prüfen. Sie dauerte auch am längsten. Der Büßende durfte mit den Katechumenen und Energumenen (Beseffenen) das Schiff der Basilika bis zum Ambo des Lectors einnehmen, der Messe der Katechumenen beizuwohnen und mit ihnen die Kirche verlassen, sobald die Messe der Gläubigen begann. Unmittelbar vor seiner Entlassung aus der dritten Klasse empfing er abermals die Handauflegung des Bischofs und hörte auf den Knien die Gebete an, welche für ihn besonders verrichtet wurden. Als Büßer der vierten Klasse war ihm vergönnt, an allen Gebeten und Feierlichkeiten der Kirche Theil zu nehmen, auch dem vollständigen Messopfer beizuwohnen; aber es war ihm noch nicht gestattet, eine Oblation darzubringen und die Communion zu empfangen. Beides geschah erst nach vollständig geleisteter Genugthuung, mit feierlicher Genehmigung des Bischofs.

Das war keine alltägliche Gesinnung, die eine solche Reue zu erzeugen vermochte! die eine so demüthige Ergebung an den Tag legte! die allen Hochmuth und alle Selbstgefälligkeit so herrlich mit Füßen trat! In der großen Masse erlosch aber die heilige Bußfertigkeit mit dem vierten Jahrhundert gar sehr und immer geringer ward die Neigung, sich diesen strengen Strafen zu unterwerfen. Damit hörte denn von selbst die öffentliche Anklage und Buße, so wie auch das Amt eines besonderen Bußpriesters auf, der die Beichten der Pönitenten hörte, ihnen den Grad und die Weise ihrer Buße vorschrieb, ihr Verhalten überwachte, ihren Uebergang von einer Stufe zur andern und endlich ihre Zulassung zur heiligen Communion bestimmte. Dem Pönitenten wurde fortan gestattet, nach eigener Wahl bei einem Priester zu beichten und es blieb seinem Gewissen überlassen, die von demselben auferlegten Bußwerke mehr oder minder pünktlich zu verrichten. Papst Leo der Große (+ 461)



verbrachte sehr dies Verfahren, enthob es durch feste Regeln und Gesetze der Willkür des einzelnen Geistlichen, und die geheime richterliche Beicht, die den Priester in den Stand setzte, über Nachlassung und Behaltung der Sünden zu entscheiden, blieb seitdem in voller Kraft in der Kirche. Da das Annehmen der Beichten zunächst ein Recht der Bischöfe war, sie selbst aber dem Bedürfnis nicht genügen konnten: so ertheilten sie den Geistlichen ihrer Diocese, später auch den Mönchen, die dazu nöthige Gerichtsbarkeit. Daher dürfen noch jetzt die Priester nur in ihren betreffenden Diocesen Beicht hören; in fremden aber nie ohne die Erlaubnis des Diocesanbischofs.



## **Bosporus und Nil.**

Als das ewige Wort Fleisch ward, verband es mit seiner Gottheit die Menschheit, trat in das eigenthümliche Gebiet der Menschheit, in die Sichtbarkeit ein, und begann den Kampf des Erlösungswerkes, in welchem er für das Ganze wie für den Einzelnen sterbend triumphirte. Die Gemeinschaft, die er auf dem Fundament des christlichen Glaubens stiftete und welche die Erbschaft antrat, sein Erlösungswerk unter den Menschen und für sie fortzusetzen, mußte demnach sichtbar und streitend sein. Fortgesetzt mußte es werden in jedem einzelnen Menschen, für den der Heiland alle Kräfte der übernatürlichen Welt, und Sich Selbst zuerst, als Bundesgenossen in Bereitschaft hielt. Denn wie der Leib nicht auf immer dadurch gesättigt wird, daß er Einmal an der Königstafel speist, sondern täglich Hunger empfindet und ihn zu stillen sucht: so ist die Seele nicht auf immer dadurch gerettet, daß der Heiland für sie stirbt, sondern dasjenige wofür er stirbt, muß in ihr täglich sterben: die Sünde. Dies ist ihr Streit. Alle haben ihn zu führen und Jeder, und er zieht sich unerbittlich durch das ganze irdische Leben. Sein Zweck ist Befreiung vom Bösen;

sein Ziel, Triumph über das Böse; sein Lohn, der ewige Genuss des ewigen Gutes.

In dieser großen, für Menschen und aus Menschen bestehenden Gemeinschaft, die sich durch das Bekenntniß eines und desselben Glaubens in die Ordnung der sichtbaren Kirche zusammenfügt, kämpft aber nicht Jeder seinen Streit mit aller Kraft, aller Ausdauer, allem guten Willen. Das Erlösungswort ruhet nie; aber ebensowenig der Geisteraufstand. Bei Vielen, bei den Meisten vielleicht, kommt es zum Fall; bei Manchen zum Abfall. Aber der Gefallene und der Abgefallene können sich wieder zur Freiheit der Kinder Gottes erheben. Feindselig gegenüber steht der Geist des Bösen und erzeugt durch Sünde eine Knechtschaft, welche in neue Sünde stürzt, so daß die in solchem Kreislauf Gefnechteten Sklaven des Bösen werden, indem ihre ungezügelten Leidenschaften ihr Herz mit einem verderbten Willen und ihren Geist mit einer getrübbten Erkenntniß erfüllen. Von dieser Slavery erzählt die Geschichte der Menschheit in den vier Jahrtausenden, die zwischen dem Paradiese und dem Kalvarienberge liegen. Dieselbe Slavery, nur etwa in anderer Gestalt und Kleidung, läuft nun auch durch die Jahrtausende diesseits des Kalvarienberges und durch die sichtbare Kirche selbst. Die, welche ihr verfallen, streiten nicht für den Geist Gottes, sondern wider ihn; sind nicht lebendige, sondern todtte Glieder am mystischen Leibe Christi; aber so lange sie nicht aus eigenem Antriebe von dem geoffenbarten Glauben, auf dem die sichtbare Kirche gebaut ist, sich trennen und deren Lehren verwerfen, so lange harret die Kirche mit Bangmuth auf ihre Bekehrung, weil dieser Glaube sie noch in ihrer letzten Stunde retten kann und Gott allein sich das Recht vorbehalten hat, am Tage des Gerichtes die Spreu vom Weizen zu scheiden.

Zwei Richtungen, die in ihrem Endziele schneidend auseinander laufen, werden also innerhalb der Kirche von den Menschen verfolgt: die der Gnade und die der Natur. Jene läuft mit ihren Kämpfen durch Wege der Läuterung und Bervollkommnung zu der Vereinigung mit Gott; diese läuft mit ihren Be-

strebungen auf den Wegen der Welt in der breiten Strömung des Selbstzweckes dahin. Der Impuls zu beiden liegt in jedem Menschen, der da ist geboren aus der Natur, wiedergeboren aus der Gnade; und ihm ist die Wahl freigegeben, auf welchem Wege er wandeln will.

In Tagen großer und allgemeiner Drangsal, wenn die ohnehin schon armseligen Freuden des vergänglichsten Lebens wie mit Dornen und Wermuth umhegt sind, und Keinem sichere Ruhe, Keinem einen tiefen Labetrunk vergönnt, weil Kerker, Mißhandlung, Veraubung, Verbannung, Marter, Tod ihn und die Seinen bedrohen: da wendet sich auch der irdische Sinn leichter den himmlischen Dingen zu und die Nichtigkeit der Freuden, der Güter und der Genüsse der Erde, drängt sich auch den flatterhaften Gemüthern auf. Da ist es minder schwer, kein Gewicht auf Reichthum und Wohlleben, auf Ehren und Auszeichnungen zu legen. Ein Edict der Imperatoren, und der ganze Glücksbau eines Lebens zerfiel in Blut und Staub! Aber wenn die Trübsal vorüber ist und ganz besonders, wenn der Freudenrausch vorüber ist, der einer plötzlichen, unverhofften günstigen Wendung der Verhältnisse folgt: dann tritt für sehr Viele, die eine stille Neigung zum Irdischen haben, ein Zustand von Seelenerschlaffung, von geistiger Mattigkeit ein, in welcher die Begeisterung für die überirdischen Güter leicht abstirbt. Man setzt sich nun breit, ruhig und möglichst bequem auf der Welt zurecht und sucht Alles an Wohlbehagen nachzuholen, was man so lange und peinlich entbehrt hat. Wird die bis dahin unterdrückte und verfolgte Idee gar zur herrschenden, zur bevorzugten, zur gepriesenen; fällt ihr die Macht und das Ansehen und ein gewisser äußerer Glanz von hohen Beschirmern zu; so wirkt sie selbst auf ihre alten Anhänger nicht immer in ihrer vollen Reinheit mehr und sie schleppt leicht ein Flitterwerk von Rücksichten und Absichten nach sich. Für viele der neuen Anhänger wird nun gar das Flitterwerk oftmals zur Hauptsache, so daß sie, wenn die Idee nicht ihren persönlichen Absichten und Rücksichten entspräche, sich kaum um dieselbe kümmern würden.

So ging es auch im Christenthum, seitdem es mit Constantin auf dem Thron und in seiner kaiserlichen Stadt Byzanz Platz nahm. Die Strömung der Welt ging zugleich mit hinein und es entwickelten sich nun in ihm alle Erscheinungen, welche der Weltgeist bei Denen hervorruft, die mehr ihm, als dem Geist Gottes gehorchen und folgen. Ehr- und Herrschsucht, Stolz und Hoffart, Geiz und Sinnlichkeit, Eitelkeit und Eigenliebe, Hochmuth und Dünkel bemächtigten sich auch der Christen, weil, wie gesagt, Jeder die freie Wahl hat, ob er für Christus oder Lucifer streiten will. Auf dem Thron und um ihn, überhaupt in der Nähe des kaiserlichen Einflusses war die Gefahr am größten, weil die Versuchung sich zu verweltlichen am nächsten lag. Auch wirkte mächtig dazu die Pracht des Kaiserhofes, der Glanz der Anstalten und Bauwerke der Stadt, die wunderbare Schönheit ihrer Lage, ihr anmuthiges Klima. Da war Alles beisammen, was den Menschen blenden und betrauschen kann.

Fährt man aus dem unruhigen, stürmischen schwarzen Meer in den Bosporus ein, der sich mit sieben Windungen zwischen den Küsten Europas und Asiens in die Propontis (Marmora-Meer) hinein schlängelt: so blättern sich Bilder eines Zauberspiegels auf, die immer schöner und schöner werden bis zu dem Punkt, wo der Bosporus in die Propontis mündet und wo das uralte Byzanz, wie eine Königin zweier Welttheile, auf ihren sieben Hügeln thront. Die Stadt bildet ein Dreieck, dessen eine Seite die Wellen der Propontis bespülen; die zweite wird von dem Goldenen Horn begrenzt, dem Hafen, welchen ein tiefer Arm des Bosporus bildet; und die dritte Seite ist dem Lande zugewendet; da geht es durch das Hügelland von Thracien dem Balkangebirge zu. Auf dieser Seite lag das goldene Thor, durch welches Constantin und seine Nachfolger ihre Triumpheinzüge hielten. Aber Byzanz sank und sank, und schon Jahrhunderte, bevor der Türke es in Stambul verwandelte, war das goldene Thor zugemauert, aus Furcht, die Völker des Westens, die Lateiner, könnten triumphirend durch dasselbe einziehen. Auf der äußersten Landspitze

seewärts, wo das Goldene Horn, der Bosporus und die Propontis zusammenfließen, erhob sich der Palast Kaiser Constantins, ein riesenhafter Prachtbau, mit unzähligen Gemächern, Sälen, Hallen, Säulengängen, Vorhöfen, Bädern und Gärten, der sechstausend Bewohner fassen konnte, mit Mauern, Thürmen und Thoren umgeben war und in der großen Stadt eine kleine bildete. Jetzt heißt dieser wunderbar schöne Punkt, der wie eine gigantische Fjola bella aus den blauen Meereswellen auftaucht, „Spitze des Serails,“ und trägt den Palast des türkischen Großherrn, nachdem er den des ersten christlichen Kaisers getragen. In seiner Agglomeration von Gärten, Terrassen, Pavillons, Thürmen, Kuppeln und Minarets, mit seinem hellen Bauftein, den der Sonnenstrahl zu einem lichten Weiß anglänzt, mit seiner ganzen phantastischen Architektur, die durchweht und umschattet von der Laubeshülle kräftiger Platanen und dem dunkeln Gezweig majestätischer Cypressen ist, sieht er eigentlich aus wie die Residenz eines Geisterkönigs oder wie die funkelnde Krone, die der Bosporus, die schillernde Zauberschlange, auf dem Haupt trägt, nach jenen Märchen, wo Schlangen nicht giftig, sondern glückbringend und Boten von guten Feen sind. Die ganze europäische Küste des Bosporus, mit ihren mehr und minder tiefen oder flachen Buchten, hügelte sich unmittelbar vom Ufer auf, und über diese Hügel wälzt sich in grünen Kaskaden eine unbeschreibliche Fülle der Bepflanzung. Eichen, Platanen, Nußbäume, Cypressen Kastanien, Ahorn steigen von den Abhängen auf Wiesen herab, die das Ufer besäumen oder tauchen ihre Zweige unmittelbar in die Wellen ein. Die asiatische Küste ist nicht überall so üppig, sondern theilweise von kahler Vergessbde; aber dafür hat sie einen andern Juwel: den Bithynischen Olymp, dessen Schneegipfel im Glanz der Abendsonne wie eine feurige Rose des Ostens herüber glüht.

Ueber dem Gewirr der Paläste, Häuser und Thürme erhob sich in Byzanz die riesige Kuppel des Prachtbaues, den Constantin zu Ehren der göttlichen menschgewordenen Weisheit errichtete: den Dom der Sta. Sophia; „dies wunderbare Ge-

hände, in welchem noch jetzt das christliche Dogma mit der grandiosen inbrünstigen Mystik der uralten Zeiten, mit der flammenden Glaubensglut der Kirchenväter durchweht und durchweht, ganz unverkennbar ist.“ (Orientalische Briefe, September 1843.) Es war ein verschwenderischer Reichthum über sie ausgegossen, den später Kaiser Justinian noch erhöhte, als der Bau durch Erdbeben gelitten hatte und erneuert werden mußte. Die Sage spricht, daß damals zwischen jeden zehnten Stein eine heilige Reliquie eingemauert wurde. Die Thüren waren von Cedernholz, mit Eisenbein und Bernstein eingesezt; die Wände: heilige Bilder und Geschichten in Mosaikarbeit ausgeführt und in Marmor eingelassen. Der Marmorfußboden glänzte spiegelhell. Säulen von Porphyry, Alabaster, Verde antico und Granit bildeten Gallerien über den Seitenschiffen. Rachenförmige silberne Lampen schwebten mit dem ewigen Licht unter diesen Hallen. Silberne Bäume, deren Blätthen Flammen waren, erhoben sich aus dem Marmorfußboden. Ueber dem Ambo ruhte ein Dach mit goldenem Kreuz, hundert Pfund schwer und mit Diamanten und Perlen besetzt. Aus dem Gitter, welches den Chor abschloß, stiegen zwölf mit Silber überzogene Säulen auf und zwischen ihnen die Bilder des Erlösers, seiner heiligsten Mutter, vier Propheten und vier Evangelisten von Silber. Im Chor befand sich der Altar auf goldenem Gestell, und die Platte war eine Masse von zerstoßenen Edelsteinen und Perlen mit Gold zusammengeschmolzen. Der Bischofssstuhl war mit vergolbetem Silber überzogen und den silbernen Thronstimmeln umgaben goldene Pillen. Die Schatzkammer bewahrte unermessliche Reichthümer; 6000 Leuchter aus reinem Golde; sieben goldene Kreuze, jedes von hundert Pfund Gewicht; 42,000 mit Perlen und Juwelen gestickte Reichthümer; 24 Evangelienbücher mit Goldbeslag, von denen jedes zwei Centner wog; Kelche, Rauchfässer, Kannen gar nicht zu zählen an Menge, gar nicht zu beschreiben an Kostbarkeit. 950 Geistliche versahen den Dienst in diesem Gotteshause. So war die Sta. Sophia, der Stolz der Kaiser und der Jahrhunderte, die Freude der Gläubigen, die

Kleinodien Sammlung der Kunst, der Schmuckkasten von Byzanz, bis am 29. Mai des Jahres 1453 Sultan Muhamed II. zu Pferd in sie hineinritt und vor dem Altar mit Donnerstimme rief: „Es ist kein anderer Gott als Gott, und Muhamed ist sein Prophet.“ Da mußte die göttliche Weisheit vor dem menschlichen Irrwahn weichen, das Lamm Gottes vor dem Rismeth (Fatum) des Islams verschwinden. Da wurde das heilige Kreuzzeichen überall ausgekratzt, aber hie und da eins vergessen; da wurden die Mosaikbilder der Wände und Kuppel mit weißem Kalk übertüncht, der grell und roh abstricht gegen die Marmortafeln, welche ihre Rahmen bildeten. Aber es existirt bis zu dieser Stunde bei den Christen und Muhamedanern eine kleine Legende, welche den Glauben ausspricht, daß hier nicht immer der Islam herrschen werde. Sie erzählt: „Als der Türk Constantinopel einnahm, las ein frommer Priester Messe in der Aja Sophia \*). Im Augenblick der Wandlung drang die Schreckensbotschaft in die Kirche und der Priester betete mit heißer Inbrunst, Gott möge den heiligen Leib des Herrn vor Entweihung schützen. Siehe! da umschloß plötzlich die Wand Hostie und Priester, und an dem Tage werden Beide unverfehrt aus ihr hervortreten, da Constantinopel von den Christen wieder eingenommen wird.“

In der Kirche der zwölf Apostel bereitete sich Constantin sein Grab. Auch sie war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, und das Haupt des heil. Andreas wurde in ihr verehrt. Die Standbilder der zwölf Apostel in Porphyrr schmückten sie und zu deren Füßen wollte Constantin begraben sein, um seine Ehrfurcht vor ihrer Heiligkeit und sein Vertrauen auf ihre Fürbitte recht an den Tag zu legen.

Die profanen Gebäude der Stadt waren in demselben überreichen kaiserlichen Geschmaç: Marmor, Porphyrr, Bronze, wohin das Auge blickte. Den Marmor lieferten die Brüche der nahen Insel Proconnesus in der Propontis, welche dieser

---

\*) Aja, vom griechischen agia, die heilige. Die Griechen nennen die seligste Jungfrau Maria „die Panagia,“ die allheilige.

ihren zweiten Namen, das Marmora-Meer gaben; Porphyry, Alabaster und Granit kamen aus Egypten und dem Orient; das Bauholz aus den ungeheuern Wäldern am Bosporus und vom Taurus in Bithynien. Auch in dieser Beziehung war die Lage von Byzanz äußerst günstig. Das Forum Constantins, mit Hallen und Gerichtssälen umgeben, zwischen denen Bildsäulen von Porphyry aufstiegen, hatte, wie Trajans Forum in Rom, als Mittelpunkt auch eine Säule, 87 Fuß hoch, von Porphyry mit vergoldeten Lorbeerkränzen um ihre Fugen, die Constantins Standbild trug. Sie ist jetzt ein von Feuersbrünsten zerstörter und verfallener Stumpf, dessen Trümmer durch eiserne Ketten kaum noch zusammen gehalten werden, und den man den Reisenden unter dem Namen der „verbrannten Säule“ zeigt. In dem großen Circus, wo die Wagenrennen statt fanden, sammelte Constantine die berühmtesten Kunstschätze aus den Tempeln und von den öffentlichen Plätzen der glänzendsten Städte seines Reiches. Die vier Pferde von Bronze, Werk des Lyfippus, die jetzt über dem Portal der St. Marcus-Kirche zu Venedig stehen und die einst den Hafen von Athen schmückten, waren eine Hauptzierde des Circus. Rom allein hatte ihm sechzig der schönsten Bildsäulen abgeben müssen; Egypten einen seiner herrlichsten Obelisken, aus rosenfarbenem Granit, 60 Fuß hoch in einem Stück; Delphi das Denkmal des Sieges bei Plataea: drei in einander gewundene Schlangen, deren Häupter den berühmten delphischen Dreifuß trugen. Mit einem Wort: Reichthum, Kunst und Herrlichkeit der ganzen Welt waren Byzanz tributpflichtig geworden, und wie für den Glanz und Schmuck der Stadt, sorgte Constantine und seine Nachfolger für ihr Wohlbehagen. Ungeheure Speicher errichtete er, in welchen das Getreide Egyptens niedergelegt und dann dem Volk umsonst ausgetheilt wurde; große Aquaducte, die das Wasser aus den Bergen Thraciens herbeiführten; zahlreiche und geschmackvolle Brunnen, die das Wasser durch die ganze Stadt verbreiteten; zahlreiche Badeanstalten, mit verschwenderischem Luxus ausgestattet und Allen zugänglich. Kurz, es kam aus dem Heidenthum und mit allen diesen Tributen Roms,



Griechenlands und Afiens ein gewisses kuppiges Element in das chriſtliche Byzanz hinein, welches dem Chriſtenthum um ſo gefährlicher, als es ihm neuer war. Bis jetzt hatte man ihm kaum Friſtung des Lebens gegönnt, und jetzt wurde es mitten in alle Genüſſe des Lebens verſetzt und zugleich in die volle Sicherheit, ſich derſelben erfreuen zu dürfen. Aber mit Sammet-Leppichen iſt „der ſchmale Weg, der zum ewigen Leben führt,“ nicht belegt, und die große Maſſe fand es doch ungleich behaglicher, auf Sammet-Leppichen einherzugehen! Dennoch waren unter dieſer Maſſe immer auch fromme, heilige Seelen, große Seelen von erhabenem Geiſte, welche nicht geblendet wurden von den irdiſchen Gütern, nicht geſchelt vom irdiſchen Glüd und ſogar zwiſchen den im Purpur Geborenen entwickelten ſich Lieblinge Gottes, Heilige. Denn wenn ſich ſchon in jeder Menſchenbruſt das Reich des Lichtes und der Finſterniß begegnen, um wie viel weniger werden ſie im großen und allgemeinen Treiben der Welt äußerlich mit ſcharfer Linie abzugrenzen ſein. Die Lebensfaden kreuzen und berühren ſich und mit einem goldenen Fann ein ſchwarzer verwebt ſein.

So war denn die Weiſſagung erfüllt, welche H. 49, 22—23. über Jeruſalem, dem Vorbild der chriſtlichen Kirche, verkündigt: „So ſpricht Gott der Herr: Siehe, ich erhebe meine Hand den Heiden zu. Den Völkern zu errichte ich mein Banner, und ſie werden in den Armen deine Söhne bringen und auf den Schultern deine Töchter tragen. Könige werden deine Ernährer und Königinnen deine Säugammen ſein, werden mit zur Erde geſenktem Antlitze vor dir anbeten und küſſen den Staub deiner Füße.“

Aber noch einen andern Segen hat Iſaias dem von Chriſtus geſtifteten Reiche geweiffagt. „Da freuet ſich die öde und ungebahnte Wäſte, da frohlocket die Einöde und blühet wie eine Lilie. Sie ſproffet und frohlockt in Freude labſingend. Man gibt ihr des Libanon Herrlichkeit, die Pierde des Carmel und Saron. Denn in der Wäſte brechen Ströme hervor und Gewäſſer in der Einöde. Das durſtige Land wird zu Waſſerquellen; in den Lagern, wo die Drachen wohnten, grünen Rohr

und Schiffs hervor. Da ist Bahn und Straße, die man heilige Straße nennt; kein Unreiner wandelt darauf; sie ist die richtige Straße, auf welcher selbst Einfältige nicht irre gehen. Dort wird kein Löwe sein und kein böses Thier, sondern die Gelbsten werden darauf wandeln. "Ewige Freude krönt ihr Haupt; Freude und Bönne erlangen sie; Schmerz und Senseser fliehen" (35, 1—10.). Und auch diese Prophezeiung sollte in Erfüllung gehen; die eine in Byzanz, die andere in der Wüste; jene am Bosporus, diese am Nil.

Es ist wohl kein größerer Gegensatz denkbar, als der zwischen den lachenden, farbenreichen, bewegten, buntgeschmückten Ufern des Bosporus und den stillen, einförmigen, eintönigen des Nil. Der Bosporus ist lauter Bewegung und Abwechslung: das Meer mit seinem endlos wechselnden Farbenspiel, mit seinen Schiffen und Rähnen und Rachen, mit seinen Stürmen und seiner Anmuth; die Küsten aus- und eingebuchtet, gehügelte, bewaldet, felfig, wiesengrün; eine Fülle von Licht, die eine ganz magische Farbenpracht verbreitet, so daß nirgends die Wellen so blau, die Belaubung so grün, die Inseln so violett, das Schneegebirg so rosenfarben, die Menschenwohnungen so blendendweiß, der Morgennebel so perlenmutterfarbig erscheinen und doch mit tausend Schattirungen in einander hinüberspielen und verschmelzen. Aber der Nil, welche Stille, welche Ruhe, welche Gleichmäßigkeit in seinem Lauf von Süden nach Norden, von den großen Katarakten an der Grenze Nubiens (dem alten Aethiopien) vorüber an Assuan (dem alten Syene), an Theben, an Memphis, an Cairo, bis er unsern Alexandrien, das Delta bildend, ins Mittelländische Meer sich ergießt. Die ganze Landschaft vom zweiundzwanzigsten bis zum einunddreißigsten Breitengrad hat nur zwei Farben: die gelbe Sandwüste, das grüne Feld; hat nur eine Linie: die gerade Linie. Das libysche Gebirg im Westen, ganz glatt geschnitten, das Arabische im Osten, leicht gewellt, beide ohne Kuppen, ohne Spitzen, ohne Regel, ziehen langgestreckt sich hin. Und die Palme, der stille Baum, steht mit seiner Blätterkrone gerade aufrecht und unbeweglich, wie eine schlanke Säule mit ihrem

Enauf, und bringt keine Unruhe in diese majestätische Ruhe, in diese feierliche Erhabenheit der Natur hinein, mit welcher die ebenso feierliche Erhabenheit ihrer alten Kunstwerke, der Tempel und Pyramiden, vollkommen übereinstimmt. Was der europäische Industriemensch oder Agronom davon halten, wie er diesen Boden verwerthen oder bebauen möchte, diese Fragen, diese Interessen liegen auf einem andern Gebiet. Egyptens Natur — und Egypten ist weiter nichts als das breite Flußbett des Nils — mit ihrem Charakter von Abgeschlossenheit, Einförmigkeit, Ernst und Schweigen, ist anziehend und großartig wie das geheimnißvolle Bild der Sphynx, die in ihrem Sande begraben liegt. Diese große Einförmigkeit entspringt daraus, daß der Nil in seinem ganzen Lauf durch Nubien und Egypten in fast ganz gerader Richtung, obzwar mit tausend kleinen Krümmungen, von Süden nach Norden fließt; daß sich nicht ein einziger Bach, viel weniger ein Fluß, in ihn ergießt; und daß die beiden Gebirgszüge zu seiner Rechten und Linken genau dieselbe Richtung haben wie er. Nur auf der Grenze von Nubien und Oberegypten, oberhalb Assuan, muß er sich Bahn brechen durch einen Höhenzug von Granit, der von Westen nach Osten durch die Wüste läuft und dessen Brüche noch gerade so herrliches Material an Syenit und Rosengranit liefern, wie zur Zeit Constantins; nur unbenützt. Dort bildet der Nil die sogenannten kleinen Katarakten, die aber durchaus keine Wasserfälle sind, sondern nur Strudel zwischen Felsklippen und Felsblöcken, und um die Inseln Philae, Elefantine und Widscha mit ihren prachtvollen Tempelruinen herum. Assuan liegt unter dem vierundzwanzigsten Breitengrad; und von dort an kommt der Nil nicht mehr aus seiner Ruhe. Sein alljährlicher regelmäßiger Austritt ist auch durchaus keine wüste, zerstörende Ueberschwemmung, sondern gegen Ende Junius beginnt er zu steigen, langsam, allmählig, zuwellen mehr und dann wieder minder bemerkbar, aber nie plötzlich und rasch. Durch sein Steigen füllen sich die Canäle, die von seinen Ufern auslaufend ins Land hinein gegraben sind und von denen sich dann noch kleinere Canälchen, ja Furchen und Rinnen verzweigen, um

dem Erdboden möglichst weit Wasser zuzuführen und ihn fruchtbar zu machen. Gegen Anfang October hat der Nil in der Regel seine Höhe erreicht und ist an manchen Stellen so ausgetreten, daß er immense Teiche bildet. Nun stehen die Wasser eine Zeitlang und werden vorsichtig und sparsam, vermitteltst Oeffnen und Schließen von Schleusen, von einem Punkt zum andern geleitet, wenn der erste hinreichend getränkt worden ist und einen Bodensatz von befruchtendem Schlamm erhalten hat. Dann folgen Saat, Wachsthum, Reife und Ernte rasch auf einander. Gegen Ende des Winters beschränkt der Nil sich wieder auf sein Bett und im April und Mai herrscht schon wieder vollkommene Dürre. Ohne die künstliche und systematische Canalisirung des Nils und ohne seine regelmäßige Anschwellung, deren Schlüssel die Wissenschaft nicht gefunden hat, würde alle Vegetation aufhören und die Kultur des Landes unmöglich werden; denn Bäche und Flüsse hat es gar nicht, höchst selten einmal einen Quell mit erträglichem Wasser; und Regen eigentlich nie: in Alexandrien etwa zehnmal im Jahre, in Cairo dreimal, in Oberegypten in zehn Jahren vielleicht Einmal. In alten Zeiten war dies Bewässerungssystem viel ausgedehnter und vollkommener wie jetzt; damals war Egypten die Kornkammer des Römerreichs und hatte sieben Millionen Einwohner. Jetzt zählt man nur noch zwei und eine halbe Million, und es muß dennoch die beiden heiligen Städte des Islams, Mecca und Medina, mit Getreide versehen. Es hatte aber auch damals schon seinen Wüstencharakter, der sich augenblicklich zeigte, so wie die Kultur nachließ. In der Nähe von Dörfern, von Städten lagen Wüsten; die größte aber zwischen dem rechten Nilufer und dem rothen Meer in der Landschaft Thebais. Hauptsächlich in ihr sollte die zweite Weissagung des Jesaias in Erfüllung gehen. Byzanz wurde zum Repräsentanten der sinnlichen Strömung, die durch das Christenthum ging und geht, und die durch Feinheit, Geist, Klugheit, Wissenschaft, Geschicklichkeit eine glänzende Vergoldung empfangen kann. Die Thebais wurde ein Gesamt-

ausdruck für die geistige Strömung des Christenthums, deren höchste Blüthe der Stand der Vollkommenheit ist.

---

## Die Einsiedler.

---

Dies ist nun etwas, das die Welt so schwer versteht, und es ist doch so leicht zu verstehen, wenn man bedenkt, daß der göttliche Stifter des Christenthums die Vollkommenheit Selbst war, zur Nachfolge seiner Vollkommenheit aufforderte und durch seine Gnadengaben diese Nachfolge möglich machte.

Die Einsiedler waren nicht bloß demüthige Christen, die sich in Wälder und Wüsten auf eine Zeitlang zurückzogen aus Besorgniß, die langsamen Martern der Verfolgung, wie sie seit der Mitte des dritten Jahrhunderts unter Valerian und Decius üblich wurden, nicht aushalten zu können und vom Glauben abzufallen. Nicht bloß fromme Christen, die vor den Gefahren und Verlockungen der Welt für immer in die Abgeschlossenheit flüchteten. Nicht bloß ein Gegengewicht zu dem Sinnenmenschen voll Hoffart und Selbstsucht, der sich nur zu bald geltend machte, als die Welt ruhig wurde und keine Blutebide mehr zu fürchten hatte. Sondern sie waren die Vertreter der übernatürlichen Richtung des Christenthums, und hatten dazu die selbstständige Berechtigung durch das Wort des göttlichen Heilandes empfangen: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Wie der natürliche Mensch zu dem Wunsch nach den Gütern und den Genüssen der Erde sich gedrängt fühlt und seinen Antheil an ihnen als sein Recht in Anspruch nimmt und es Glück nennt: so ist es das Recht des übernatürlichen, nach den Gesetzen der Gnade lebenden Menschen, sie verschmähen zu dürfen. Jener fühlt sich durch tausend Banden zu der Welt hingezogen, durch tausend Fäden mit ihr verknüpft, und solche Wechselverbindung thut ihm wohl. Diesem würde sie wehe thun, weil eine höhere Wechselver-

Bindung darunter leiden müßte, wenn er den Zug seiner Seele in die Welt und ihr Glück hineinzulenken hätte. Er sagt sich nicht eigentlich: Ich will nun Alles fortschicken und entbehren und mir die Welt aus dem Sinne schlagen; sondern er braucht es nicht, und deshalb entbehrt er es nicht, und die Welt fällt ihm gar nicht ein. Er sagt auch nicht: Ich will jetzt ganz allein an Gott und das ewige Leben und gar nicht mehr an die Menschen denken; sondern seine Seele ist so voll von Gott und von himmlischen Gedanken, Vorstellungen und Bildern, daß sie im Irdischen keine Anknüpfungspunkte findet. Er sagt auch nicht: Nun will ich aus Liebe zu Gott leiden; sondern er liebt Gott, und fällt ihm Leid zu, so gehört das eben zur Liebe und er achtet es nicht; denn für ihn gibt es nur ein Leid: Gott nicht lieben. Dies ist nun allerdings eine ganz neue Ordnung der Liebe; aber Christus Selbst hat sie vom Himmel auf die Erde gebracht, hat den heiligen Geist zum Heerd dieser neuen Liebe gemacht, und von ihrem Feuer gesagt: „Was will ich anders, als daß es brenne?“

Der Mensch, der in der Gnade lebt, kann auch ein vollkommenes Leben mitten in der Welt, theilnehmend an ihrem Glück und ihren Freuden, führen, sobald er sie „besitzt, als besäße er sie nicht,“ d. h. sein Herz nicht an sie hängt. Das beweist die Geschichte vom reichen Jünglinge im Evangelium. Als er den Heiland fragte, was er thun müsse, um zum ewigen Leben zu gelangen? antwortete Christus einfach: „Halte die Gebote.“ Denn sie sind von Gott und heiligen das Leben, indem sie den Menschen an seine heiligsten Pflichten mahnen, gegen seine heftigsten Leidenschaften ihn beschützen und die Ehe, den Besitz und das Eigenthum Anderer seiner Willkür entrücken. Aber der Jüngling hatte die Ahnung von etwas noch Höherem und die Sehnsucht danach. Da sagte der Heiland: „Willst du vollkommen sein, so gib, was du hast, den Armen und dann folge mir nach.“ Damit hat er eine höhere Vollkommenheit nicht befohlen, aber angerathen: die evangelische Armuth. Ebenso setzte er die Ehe

in ihre ursprüngliche Heiligkeit und Unauflöslichkeit wieder ein und verlieh ihr eine neue Würde durch das Siegel des Sacramentes; dennoch preist er die Jungfräulichkeit höher, die nur Sinn für das Himmelreich hat, und setzt mit heiliger Vorsicht hinzu: „Wer es fassen kann, der fasse es.“ Damit hat er wiederum eine höhere Vollkommenheit, als die des Ehestandes, nicht befohlen, sondern angerathen: die evangelische Jungfräulichkeit. Und endlich gab er noch einen dritten Rath, nicht sowohl durch Worte als durch die That: den des unbedingten Gehorsams, indem er, der Sohn Gottes, nicht bloß seinem himmlischen Vater, sondern in seiner heiligsten Menschheit auch geringen Menschen, seinen Geschöpfen, ja sogar feindlich gesinnten Geschöpfen, demüthigst gehorchte.

Von ihrem Herrn und Meister hat die Kirche gelernt, Denjenigen die drei evangelischen Rätthe, wie man sie nennt, zu geben, welche ihre Befriedigung nur in der möglichst vollkommenen Ablösung des Geistes von den Fesseln der vergänglichen Güter der endlichen Welt finden können. Daß es solche Seelen gibt, wer könnte das bezweifeln? In allen Menschen ohne Ausnahme ist eine geheime, oft unverstandene, oft uneingestandene Sehnsucht nach etwas Besserem. Alle sind in Adam gefallen; darum sehnen sich Alle nach ihrem reineren Zustand zurück. In Einzelnen nun ist diese Sehnsucht so feurig, so mächtig, so überwältigend, daß sie nichts verlangen, als sich hienieden möglichst in diesen Zustand zu versetzen und zu leben gemäß den Bedingungen ihrer ursprünglichen, ihrer gottverwandten Natur. Gewiß hat mancher Christ, wenn auch nur in flüchtigen Augenblicken, diese Sehnsucht und die mit ihr verbundene unaussprechliche Ruhe und namenlose Wonne empfunden. Was bei ihm und bei Vielen vorübergehend war, weil jene Sehnsucht nicht mit allen Kräften des Gemüthes genährt, nicht durch alle Fähigkeiten des Geistes unterstützt wurde und daher in Zerstreuung unterging, weshalb sollte es nicht bei den Wenigen dauernd sein können, welche ihr Gemüth nur damit erfüllen, ihren Geist nur damit beschäftigen? In Folge der Sünde Adams durch-

drang ein unbeschreibliches Verderben alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, vergiftete, zerriß oder verkehrte sie. Ursprünglich liebte der Mensch seinen Schöpfer und in ihm das Geschöpf; aber die Sünde verwandelte die Liebe der Hingebung in das Gift der Selbstsucht, und die Liebe zum Geschöpf verdrängte die zu dem Schöpfer. Ursprünglich besaß der Mensch in Gott alle Reichthümer der überreichen Erde in Fülle; aber die Sünde zerriß diese beseligende Gütergemeinschaft und der Mensch, der jetzt die Eigenliebe kannte, wollte auch ein Eigenthum besitzen und schätzte es so hoch, daß er, je mehr er besaß, um desto mehr sich bückte. Ursprünglich ruhte der Mensch mit seinem Willen in Gott, war das Organ des göttlichen Willens; aber die Sünde brachte ihn in beständige Empörung gegen denselben und der Wille, der in der Vereinigung mit Gott Theil nimmt an der Macht, der Weisheit, der Kraft, der Liebe, der Seligkeit Gottes, sank in der Abkehr von Gott zu Unmacht, Unverstand, Schwäche, Bosheit, Elend, sank zum Eigenwillen herab. Der eine Tropfen der Sünde ergoß sich in diesen drei wilden, zerstörenden Strömen durch die Menschheit: Eigenliebe, Eigenthum, Eigenwille; von ihnen gehen alle Verheerungen im Leben der Einzelnen und der Völker, alle Zerstörungen auf sittlichem, geistigen und materiellen Gebiete aus. Da kam der menschgewordene Erlöser und zertrat der Schlange ihr dreifaches Haupt: der Eigenliebe durch die Virginität; der Gier nach Eigenthum durch freiwillige Armuth; dem Eigenwillen durch Gehorsam. Und da er fortleben wollte hienieden in seinem mystischen Leibe, der Kirche, so schuf er durch die evangelischen Rätke, zu deren Beobachtung Niemand gezwungen werden kann außer durch den heiligen Geist, ein Glied an diesem Leibe, welches seine verklärte Menschheit auf Erden fortsetzt oder wenigstens fortzusetzen strebt, welches zugleich aber auch eine ewig lebendige Erinnerung der gesammten Menschheit an ihren ursprünglichen höheren Zustand, und ein ewig lebendiger Seufzer der Sehnsucht nach Rückkehr zu demselben ist: den Stand der



Vollkommenheit. Er wußte wohl, der göttliche Heiland, und die Kirche durch ihn, daß die menschliche Natur vermöge ihres schweren irdischen Ballastes eine große Neigung zu den fetten, breiten Niederungen des Lebens hat, und daß Gnaden- und Heilmittel für die große Menge keine andere Wirkung haben werden, als höchstens die, daß sie die Güter der Erde gebrauchen und nicht mißbrauchen. Aber um so mehr wollte er, und die Kirche nach ihm, den Weg zu einer idealen Höhe offen halten, der gebahnt werden mußte, weil es für Einzelne das Bedürfniß ihrer dem Idealen zugewendeten Natur ist, ihn einzuschlagen, und weil es eine Verkümmernng ihres durch Christus Selbst geweckten Rechtes wäre, sie von jener Höhe zurück zu halten. Seitdem verfuhr die Kirche auch in dieser Beziehung, wie überall und immer, mit himmlischer Weisheit, d. h. zugleich mit Begeisterung und mit Besonnenheit: dem Durchschnittsmaß des Menschen gehören die Niederungen der Erde, und sie heiligt deren Güter und ihre Genüsse. Denen aber, welchen der heilige Geist ein größeres Maß ertheilt, preiset sie die Höhen eines entsagenden Lebens an. Seitdem die ersten Jünger Hab' und Haus verließen, um dem Erlöser nachzufolgen, bis zu dieser Stunde, hat sie die freiwillige Armuth um Christi willen höher gestellt, als den edelsten Gebrauch der Glücksgüter. Und seitdem der Apostel Paulus es den Corinthern schrieb, bis zu dieser Stunde, hat sie den Ehestand für heilig und unverbrüchlich erklärt, jedoch minder hoch als den jungfräulichen Stand um Christi willen. Und seitdem der Sohn Gottes gehorsam bis zum Tode am Kreuze starb und auf den Altären der Christenheit täglich von Neuem gehorsam sich opfert, stellt sie den demüthigen Gehorsam um Christi Willen höher, als über Völker, Länder und Welttheile klug zu befehlen. Denn diese heiligen Drei müssen immer von Neuem anschaulich machen, beweisen, darstellen, mit stummem Munde predigen, daß mit Christus das dreifache Haupt der Schlange zu zertreten sei. Diese himmlischen Grundsätze hält die Kirche mit fester Hand aufrecht durch die Jahrtausende, unheirrt durch

die Angriffe, welche von Anfang an dawider gemacht wurden, da auch gegen diese Lehren, wie gegen alle übrigen, Irrlehren sich erhoben. Die Einen verwarfen ganz und gar und für alle Menschen ohne Ausnahme die Ehe. Andere verdamnten die zweite Ehe. Noch Andere betrachteten die Ehe als vom Teufel eingekehrt. Diese krankhaft und schief überspannte, geistig hohle Richtung machte der gefunden, kräftigen, einfachen Lehre der Kirche den Vorwurf: sie sei lange nicht streng genug, während eine andere in die Sinnlichkeit versunkene und dem christlichen Ideal durchaus abholde Richtung gegen die Virginität eiferte und der Kirche, welche dieselbe anpries, vorwarf, sie verlange Unmögliches vom Menschen. Allein die Kirche verlangt nur das vom Menschen, was Christus Selbst verlangt hat: „Halte die Gebote.“ Und darüber hinaus rath sie nur das an, was Er Selbst gerathen hat: „Und dann folge mir nach.“ Und wenn sie das Eine nicht verlangen und das Andere nicht rathen würde: so würde sie lügen wider den heiligen Geist, der in ihr ist. Das kann sie nicht.

Die geheimnißvolle Ueberzeugung, dem Aelteren entsagen zu müssen, um Höheres zu gewinnen; der Glaube, daß auf der Entsagung ein besonderer Segen ruhe, ist ein mystischer Zug, der durch viele vordriftliche und unchristliche Völker geht, sobald sie nicht im ganz wilden Zustande sich befinden, der sie noch nicht hat zum geistigen Bewußtsein erwachen lassen. Dieser Zug spricht für eine gemeinsame Abstammung, in welcher sich die Tradition des Abfalls und der zu hoffenden Erlösung dunkel fortgeerbt hat. Etwas Verlorenes, Unschätzbares wiedergewinnen, sich reinigen, um dieses Gutes würdig zu werden, büßen und entsagen, um sich von jeder unlauteren Begier zu reinigen: das ist die Ahnung des göttlichen Geheimnisses der Erlösung durch die Menschwerdung Gottes, welche sich bei vielen Völkern regt, aber freilich ohne die christliche Offenbarung nur mißverstanden und häufig verzerrt wird. Was man von den gewaltigen Völkern bei Völkern des tiefen Asiens, in China, Tibet und Hindostan

lieft, was von den großen Gesetzgebern uralter Völker, die sich in Wüsteneien zurückzogen, um ihren Geist vom Sinnlichen abzugiehen und in höhere Betrachtung zu versenken, damit sich die Wahrheit ihnen entschleierte; was von den in tiefe Geheimnisse eingeweihten weisen Frauen und Priesterjungfrauen, denen überirdische Mächte gehorchten, aber um den Preis der Entsagung: Alles das spricht diesen einen, gemeinsamen Familienzug aus, und zwar einen solchen, der sich nach etwas Idealem gebildet hat. Es muß also die Richtung auf das Idealische eine große Macht im Gesamtbewußtsein der Menschheit sein, um sich trotz dem Abfall und in ihm erhalten zu können. Diese Richtung verfolgte auch eine jüdische Secte, die Essäer, die sich Jünger des Propheten Elias nannten. Sie hatten alle Verbindung mit dem übrigen jüdischen Volk aufgegeben, sogar den Tempelgottesdienst, und lebten in den Gegenden am Jordan und am todtten Meer in großer Strenge, beobachteten Ehelosigkeit und Gütergemeinschaft und bearbeiteten den Acker. Aehnlich waren die Therapeuten in Egypten, die auch ein gemeinsames, aber ganz beschauliches Leben führten. So herrschte auch bei den Juden des Alten Testaments der Gebrauch, daß Eltern ihre Kinder, und Jünglinge und Jungfrauen sich selbst für eine gewisse Zeit dem Tempel weiheten. Dann hießen sie Nazaräer, d. h. Gott geheiligt, wohnten unter Aufsicht in besonderen Gebäuden des Tempels, mußten leichte Dienste in demselben verrichten, wurden in den heiligen Schriften unterrichtet und hatten gewisse Gebräuche zu beobachten, wie: keinen Wein trinken, das Haar nie abschneiden u. dgl. mehr. Das Fest Mariä Opferung, am 21. November, bezeichnet den Tag, da nach uralter Tradition die seligste Jungfrau Maria als Kind von ihren Eltern in den Tempel gebracht und in besonderer Weise Gott geheiligt, eine Nazaräerin wurde. Durch eine solche Opferung hofften die Eltern, die sich von ihren lieben Kindern trennten, und die Kinder, wenn sie freiwillig aus ihren Familien sich zurückzogen, Gott wohlgefällig und seines besten Segens theilhaft

zu werden. Die Idee eines begnadigten Opfers taucht überall auf, jedoch unklar und verschleiert.

Als aber das wirkliche Opfer gefallen, das Lamm Gottes geschlachtet war, da zerrissen die Schleier, da sanken die Nebel, da wurde es klar: nur ein Opfer gibt es, und dies ist das reine Opfer, welches Malachias der Prophet täglich vom Aufgang bis zum Niedergang verkündet hat; und in der Vereinigung mit diesem Opfer hat fortan auch der Christ sich zu opfern. Wie gründlich die Gläubigen der ersten Jahrhunderte das auffaßten, das ausführten, zeigt ihr Leben und ihr Tod. Sie betrachteten sich Alle, nach dem Ausdruck des Apostels Paulus, wie begraben in Christo, wie getauft auf seinen Tod. Mehr oder minder führten Alle ein Leben der Buße und Entfagung, zwischen denen aber Diejenigen hervorragten, Laien und Priester, die mit besonders feuriger Gesinnung begabt waren, ihr Vermögen den Armen überließen, in tausend Liebeswerken sich übten, oft aus Demuth vom Ertrag ihrer Handarbeit lebten und vorzüglich in Zeiten der Verfolgung ein Mittelpunkt für Alle wurden, die Rath, Hilfe, Trost, Ermuthigung bedurften. Auch gottgeweihte Jungfrauen gab es in nicht geringer Anzahl in den ersten Zeiten. Je reiner die Seele, um desto tiefer wird sie ergriffen von der reinen Liebe, der vollkommenen Liebe; und wo die ganz herrscht, da ist es nicht wohl möglich, Unvollkommenes mit einer ausschließlichen Liebe zu umfassen, oder mit dem Vollkommenen nur anzufangen und bei dem Unvollkommenen aufzuhören. Eine Jungfrau, die den Entschluß gefaßt hatte, sich Gott zu weihen, bekannte ihn öffentlich und feierlich in der Kirche, gelobte Keuschheit und empfing aus der Hand des Bischofs den Schleier und eine goldene Kopfbedeckung, die Mitrella. Sie lebte bei ihrer Familie, aber zurückgezogen von der Welt, denn sie war „verschleiert“, nämlich verborgen in Christus; und hatte einmal eine das Unglück, sich später zu verheirathen, so ward sie durch den Ausdruck des heil. Cyprian: „ein Ehebruch an Christus!“ gleichsam gebrandmarkt und, nach einem Canon

der Synode von Chalcedon, excommunicirt; der Mann aber durch das Gesetz mit dem Tode bedroht. Denn mit dem Heiligsten ist kein leichtsinniges Spiel zu treiben! Jeder prüfe sich, erwäge seine Kräfte, überschätze sich nicht; demüthig ziehe er sich zurück von dem Höheren und dränge nicht als ein Unberufener sich hinzu. Bevor er eine Wahl getroffen hat, ist er berechtigt, seinen Weg durch das Leben so oder anders zu ordnen, und ist verpflichtet, mit aller Gewissenhaftigkeit und Ueberlegung es zu thun. Nach der Wahl gehört er aber nicht mehr sich selbst an, sondern Demjenigen, dem er feierlich Treue gelobt hat; möge dies nun Gott allein sein, der Liebhaber der Seelen, dem der jungfräuliche Stand sich anverlobt, oder ein Mensch, der Gatte, der zum Ehestande gewählt wird. Auf jeder Wahl liegt ein ihr entsprechender Segen und eine besondere Gnade Gottes; aber dafür ist die Treue und mit ihr die Ehre und die Würde des Menschen Gott verpfändet; denn Er ist der Empfänger des Gelübdes. Wer es bricht, bricht einen Vertrag mit Gott, tritt aus der Verbindung mit Gott heraus und wird ein Feind Gottes in beiden Fällen; denn die Gelübde unterscheiden sich nur dadurch, daß das eine, der Virginität, direct auf Gott gerichtet ist, und das andere, der Ehetreue, indirect. Irrlehren, welche dem ersteren kein Gewicht und keine bindende Kraft beilegen wollen, sind folgerichtig dahin gekommen, auch die dauernd bindende Kraft des letzteren zu verwerfen, haben die Ehe für auflöslich erklären müssen und somit in ihrem Bereich die Heiligkeit des verpfändeten Wortes und die sittliche Ordnung mit Füßen getreten, welche Gott für das irdische Glück und das ewige Heil der Menschheit eingesezt hat.

Eigenthum und eheliche Bande waren also die ersten Fesseln, welche die zum Stande der Vollkommenheit berufenen Christen abstreiften, um sich einem höheren Geistesleben ungestört hingeben zu können. Weil sie damit alle Ansprüche an irdische Wohlfahrt aufgaben, nannte man sie Asketen, d. h. Entsagende. Sie blieben in ihren äußeren weltlichen

Verhältnissen, weil in den ersten Zeiten die Welt mit nichts sie bedrohte, als mit dem Tode, und weil der Martirertod für Christus, der augenblicklich zur unzertrennlichen Vereinigung mit ihm und zur Anschauung Gottes führt, das glücklichste war, was dem Gläubigen zu Theil werden konnte. Aber die Zeiten änderten sich und die Welt wurde reich an Gefahren, namentlich in der Mitte des dritten Jahrhunderts. Da hatte die Verfolgung lange geruht und diese äußere Ruhe hatte eine laue, trübe Luft über das Christenthum ausgehaucht. Es war mannigfach in Verbindung mit dem Heidenthum getreten, hatte sich von dessen bequemen, schlaffen Grundsätzen anstecken lassen, war weichlich und irdisch gesinnt worden, hing an Reichthum, an Wohlbehagen, an Glanz und Ansehen, an Hab und Gut, mit einem Wort, an vergänglichen Dingen wie an einem Schatz; und „bei diesem Schatz war sein Herz“, wie der Heiland warnend gesprochen hatte. Als sich nun eine Art der Verfolgung unter Kaiser Decius erhob, welche bis dahin unbekannt gewesen war und darauf ausging, das Christenthum in der Wurzel auszurotten, indem dessen Anhänger nicht sowohl zum Tode, als zum Abfall gedrängt werden sollten: da zeigte sich die innere Vermorschung bei gar Vielen, und Verleugnung und Apostasie waren zahlreich traurige Erscheinungen, wenn auch weit überwogen durch den heldenhaften Glaubensmuth der treuen Bekenner. Dies warnende Beispiel that große Wirkungen! War die Welt so gefährlich, so verlockend, daß ihre Nähe bethörte und die Berührung mit ihr den Schwung der Seele lähmte, wie weise war es dann, sich ihrer entnervenden Einwirkung zu entziehen und in möglichster Absonderung von ihr sich zu halten: so dachten viele für ihr ewiges Heil besorgte Seelen, und sehnten sich, den Basilisken der Hoffart und der Sinnlichkeit, die in der Welt wimmeln, möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Andere, die immer einsam im Geist eine weltentfremdete Richtung verfolgt hatten, fühlten sich um so lebhafter zum abgeschiedenen Leben mit Gott hingedrängt, als dieser Zug sich in der Zeit überhaupt regte.

Es geschah besonders häufig im Morgenland, unter diesen Völkern von ungemein großer und reicher Phantasie, die, wenn sie vom Glauben gereinigt, gezügelt und getragen wird, ihrerseits den Willen zu einem mächtigen Adlerflug emporträgt, indem sie ihm die erhabensten Ideale fest vor's Auge hält. In Egypten zuerst zeigten sich die Asceten des Christenthums nicht mehr in dem Weltgetümmel, sondern in der Abgeschiedenheit, als Einsiedler (Anachoreten). Sie sind die Väter der späteren unter mannigfaltigen Formen, nach verschiedenen Regeln und Satzungen, mit und ohne Gelübde, sich verzweigenden und gestaltenden Mönchsorden. Sie wurden die höchsten sittlichen Charaktere ihrer Zeit und deshalb, trotz ihrer Einsamkeit, deren Bildner. Sie hatten durch ihr Eingehen in Gott eine solche Fülle von Licht eingefogen, daß sie Mit- und Nachwelt damit überstrahlten. Sie waren wunderfame lebendige Wegweiser zum Himmel, weil die Dinge der Erde sie nie beirrte, nie getäuscht hatten, weil ihr Blick mit ungetrübter Klarheit auf dem Urgrund alles Seins haftete und in dessen Strahlung alle Erscheinungen in ihrem Zusammenhange erfaßte. Der Evangelist Johannes, der heilige Einsiedler auf Patmos, sagt im Anfange seines Evangeliums von dem ewigen Wort: „Allen, die Ihn aufnahmen, gab Er Macht, Kinder Gottes zu werden.“ Kinder sind im Hause des Vaters zugleich auch Herren. „Alles das Meinige ist dein“, spricht der frohe Vater im Evangelium zu dem ältesten Sohne. Das zeigte sich bei den Einsiedlern. Sie brachten den Stand der Vollkommenheit zu einer wundervollen Blüthe.

Nichts Irdisches haben und begehren, genüget nicht zur Vereinigung mit Gott, selbst dann nicht, wenn man sich arm macht, um mit Christus die Armuth zu theilen. Nicht irdisch sein: das ist die unerläßliche Bedingung; und zu dieser Entäußerung vom Irdischen führt nur die tägliche Abtödtung des Willens, der Neigungen, der Begierden und Leidenschaften. Der Körper an sich ist kein Hinderniß, um mit Gott und den Geistern vertraulich umzugehen und sie zu schauen; denn der paradiesische Mensch sah Gott und sprach

mit ihm. Aber als der Mensch sich durch die Sünde von Gott trennte, da verlor er sein himmlisches Vorrecht und wie früher der Leib durch die Seele vergeistigt worden, weil sie durch ihre Verbindung mit Gott des Leibes Herrin war: so verirdischte jetzt der Leib die Seele, nachdem sie die Oberherrschaft über ihn verloren und sich der Sinnlichkeit dienstbar gemacht hatte. Wem man dient, nach dem richtet man sich; auf den hört und sieht man; dem gehorcht man, von dem hofft man Genuß und Lohn. Die Seele folgte mit Gedanken und Vorstellungen, mit Wünschen und Verlangen, mit Bestrebungen und Willen so blindlings der neuen Herrin, daß es bald nicht mehr hieß: „Der Herr, Er ist Gott,“ sondern es gab keinen andern Herrn mehr, als die böse Lust, und die verkörperte sich und ließ sich anbeten in tausend Abgöttern. Dahin war es mit der Seele gekommen! so tief war sie gefallen! freiwillig hatte sie vom Himmlischen sich losgerissen, um der Sinnlichkeit zu folgen: dafür nun hatte sie Sinnliches vollauf, konnte es sehen, fühlen, schmecken, genießen; aber in demselben Maaß gingen ihr all diese Fähigkeiten für das Himmlische verloren. Ihr geistiges Auge war blind, ihr geistiges Ohr taub; ihr Verlangen nach etwas Geistigem war krankhaft, ihr Wille zum Staube gebeugt, ihre Erkenntniß getrübt; im wilden glühenden Opiumrausch taumelte sie dahin durch die Jahrtausende. Da kam der Erlöser, nahm die Sünde der sinnlichen Menschheit als Mensch auf sich, ließ sich, um sie zu sühnen, an's Kreuz nageln, und ließ zugleich der Menschheit ein Pfand der Erlösung zurück, durch welches sie auf ewig mit ihrem Erlöser verbunden blieb: die heiligmachende Gnade. Diese Kraft lebte nun fort in den Seinen, und da sie eine Frucht seiner Kreuzigung und aus dem Blutregen des Kreuzes geboren war: so wurden die Seinen von dieser Kraft angetrieben, wie Er ein gekreuzigtes Leben, ein Leben des Leidens aus Liebe zu führen. Dies Geheimniß vom Kreuz ist nun für Viele ein Aergerniß und eine Thorheit, und sie befolgen es gar nicht; für Viele eine bittere Nothwendigkeit, der sie



unvollkommen gehorchen aus Furcht vor der Hölle; aber für Viele die Leiter zum Himmel, auf der sie, mehr oder minder hohe Stufen erklimmend, hienieden schon zum Ziel ihrer Sehnsucht, der mehr oder minder vollkommenen Vereinigung mit Gott gelangen. Denn Leiden aus Liebe gibt äußere Gleichförmigkeit mit dem menschgewordenen Gott und bewirkt die innerliche Herstellung der Ebenbildlichkeit Gottes. Will also der Mensch wieder zu seinen übernatürlichen Vorrechten gelangen, was ihm durch die heiligmachende Gnade möglich ist, so muß er nothwendig das Leiden aus Liebe umfassen, und das ist nichts Anderes, als die Kreuzigung des Ichs, die Abtödtung der sündigen Natur, das Absterben des sinnlichen Menschen. Ist der todt: dann kann der Erlöste Gott schauen, denn Gott spricht: „Der Mensch kann mich nicht sehen, ohne zu sterben.“ In diesen Tod einzugehen, das beruht nicht auf Menschenwerk und Menschenkraft; und von den Vielen, welche liebend das Geheimniß des Kreuzes umfassen, bringen nur die Wenigsten es bis zu den letzten, höchsten Stufen der Himmelsleiter und haben doch treu ihren Kampf gestritten. Die großen Gnaden sind es eben dadurch, daß sie frei aus der Hand Gottes strömen. Selig ist aber gewiß die Zeit zu preisen, in der sie sich in Fülle auf die Seelen ergießen. Die gründlichste Schule nun für die Kreuzigung des Ichs ist der Stand der Vollkommenheit.

Durch die Sinnlichkeit war die Sünde in die Seele eingebrungen und deren Meister geworden. Schritt für Schritt muß die Sinnlichkeit bekämpft werden, wie man eine Festung aushungert, damit der Feind abziehe. All die Verwöhnungen und Verweichlichungen und Verfeinerungen des materiellen Lebens, und all die schmeichlerischen Genüsse für Aug' und Ohr, und all die tausend Producte der Bildung und Civilisation wirken auf die Seele, wie feuchte Luft auf Harfensaiten: machen sie schlaff. Der Körper gewöhnt sich daran, so viel zu brauchen und so Vieles als eine Nothwendigkeit zu betrachten, daß, bis das Alles beisammen ist, an die Befriedigung höherer Bedürfnisse kaum, und der höchsten gar nicht

gedacht werden kann. Da wuchert denn die Stanktheit und nimmt breiten Besitz von den endlichen Dingen. Dagegen erhebt sich eine andere Ordnung, und die beginnt, nach der Befriedigung der höchsten Bedürfnisse zuerst zu streben. Weil die höchsten, sind sie auch die umfassendsten, und je mehr sie sich ausbreiten, um desto weniger finden die niederen den Boden, der ihnen zusagt, so daß diese allmählig welken und absterben müssen. „Ihr seid von Unten und ich bin von Oben,“ hatte der göttliche Heiland zu den Juden gesagt. (Joh. 8, 23.) In seiner Kirche mußte es demnach ein Glied geben, welches immerdar Zeugniß ablegte, daß der Herr von Oben sei. Zu einer solchen Abtödtung der sinnlichen Natur und einer solchen Beherrschung des eigenen Willens, wie sie bei manchen Einsiedlern sich finden, erhebt sich unsere verzärtelte Vorstellung ebenso schwer, wie zu den Qualen, welche die Martyrer erduldeten. Vielleicht noch schwerer. Denn einestheils litten die Martyrer nicht so lange; einige Tage oder Wochen, höchstens einige Monate, und der Kampf war zu Ende. Andernteils hatten sie nur die Wahl zwischen einer Todsünde — der Verläugnung Gottes — und dem Marterthum. Da wählten sie, was jeder gute Christ wählen muß: den Tod. Aber die Einsiedler gingen in ihr Leben der unerhörtesten, martervollsten, täglich und stündlich sich erneuernden Abtödtung auf zwanzig, dreißig, fünfzig und noch mehr Jahre, ohne daß ihnen auf der andern Seite nur die Wahl einer Todsünde geblieben wäre, ganz freiwillig. Sie wurden, wie „Jesus, voll des heiligen Geistes, vom Geist in die Wüste geführt“ (Luc. 4, 1.), und wie die Martyrer in Jesus ihr blutiges Leiden selig litten und frohlockend starben: so trugen die Einsiedler in der Vereinigung mit Ihm ihr unblutiges Leiden frohlockend und führten ein seliges Leben. Der scharfe und stachelige Dornbusch der Ascese trug für sie die holdselige Rose der Mystik und ihr Leben glich jenem Cactus in Aethiopien, dessen dorniges Gezweig zu der wunderbaren bezaubernden Blume erblüht, die nur in stiller Mitternacht ihren duftenden, sonnengoldenen Kelch erschließt und die man „Königin der Nacht“ nennt. Wie der entsagende Mensch sich wie-

der zum paradiesfischen Menschen erheben, und schon hienieden, theilweise, die Vorrechte und das Ziel der seligen Geister erreichen und ein gottschauender Mensch werden kann: und wie der Heiland gesagt hat: „Ströme des lebendigen Wassers werden von Denen ausgehen, die an mich glauben;“ diese übernatürliche, segenvolle, heilbringende Wirksamkeit sehen wir an den alten heiligen Einsiedlern. Aber die Buße geht dem Reich Gottes vorher, wie der große einsiedlerische Täufer Johannes es verkündet hat.

Die Lebensbeschreibungen dieser wunderbaren Menschen sind uns zum Theil durch die größten Lehrer der Kirche selbst, die ihre Jünger oder Schüler ihrer Jünger waren, aufbewahrt worden. Der heil. Athanasius, der heil. Hieronymus, Theodoret, Bischof von Cyrus in Syrien, Rufinus, der gelehrte Presbyter von Aquileja, beschäftigten sich damit, waren an Ort und Stelle, sammelten Zeugnisse und genaue Nachrichten ein. Andere minder berühmte, doch deshalb nicht minder glaubwürdige Männer folgten jener Anregung, so daß wir eine Sammlung von Lebensbeschreibungen der Einsiedler besitzen, welche ebenso erhaben, ehrwürdig und erbaulich ist, wie die Acten der Martyrer sind. Es ist nicht zu läugnen, daß die Wunderseite in manchen dieser Leben legendenartig aufgefaßt ist. Die Legende ist nämlich im religiösen Gebiet, eine subjective Ergänzung und Ausmalung der objectiven Wahrheit. So hat die Kirche es immer gehalten und mit ihr jeder Verständige: die naive, subjective Auffassung des Einzelnen läßt sie, als die Schale, auf sich beruhen; den innern Kern der Wahrheit aber schätzt sie nach seinem Werth. Unter den altflorentinischen Malern ist einer, der Sandro Botticelli heißt und Bilder von unvergleichlich idealtischer Anmuth malt; aber die Mutter Gottes und das Jesukindlein haben immer goldenes Haar; nicht goldfarbened, sondern er tauchte seinen Pinsel in aufgelöstes Gold und malte damit ihr Haar, um dessen Schönheit und den Glanz, der sie umfloß, auszudrücken. Niemand wird deshalb den Bildern Botticellis ihren hohen Werth absprechen und ebensowenig wird Niemand glauben, daß die

Mutter Gottes und der göttliche Erlöser in seiner heiligsten Menschheit Goldfaden statt des Haupthaars gehabt haben. Ungefähr so ist es auch mit der legendenartigen Auffassung mancher geschichtlichen Thatsachen im Leben der Heiligen. Im Uebrigen aber ist der Ursprung der Wunder in Gott, und die Wunderthäter führen sie aus, weil sie mitten im Reich Gottes stehen, das ihnen zugekommen ist. Es ist nur ein kleines Gebiet und ist rings umzingelt von dem großen Reich der Welt, in dem wir mitten inne stehen. Es wird uns nicht zugemuthet, zu der gewaltigen Höhe der Heiligkeit uns zu erschwingen, von der die Bäche der Gnaden als Wunder herabrieseln. Niemand muthet dem Zwerge zu, mit der Rüstung des Riesen sich zu bekleiden. Es wäre aber erstaunlich lächerlich, wenn der Zwerg, weil er die Riesenrüstung nicht bewältigen kann, behaupten wollte, das vermöge Niemand und es gäbe überhaupt gar keine Riesen. Wer nicht die Riesenkämpfe jener Gewaltigen gekämpft hat, was weiß der? Die menschliche Natur ist so schmiegsam, so dehnbar, so sich fügend einer mit Ausdauer fortgesetzten Ascese, daß man ihr gewiß nicht nach subjectiven sinnlichen Empfindungen von Wohl- und Mißbehagen Grenzen setzen darf. Und bleiben Tausende dießseits, und Zehn, ja nur Einer geht hinüber: so beweist dies, daß es die Grenzen für Tausende, aber nicht die der menschlichen Natur überhaupt sind. In dem gegenwärtigen Zustand seiner durch die Sünde verdorbenen, in Christus wiedergeborenen Natur kann der Mensch gleichsam nur über sich oder unter sich selber stehen, über sich durch die heiligmachende Gnade, unter sich durch die Sünde. Jene alten Gewaltigen nahmen von der Gnade die Flügel, nach denen sich Davids große Seele in seinen Psalmen sehnte: „die Flügel der Taube, um zu fliegen und zu ruhen,“ zu ruhen in Gott. Welche Kräfte sich da in sie ergossen haben, welches Licht sie erleuchtet, welche Freiheit sie gehoben hat, ach! wie kann das Derjenige ermessen, der nicht bloß nie einen solchen Flug gewagt, sondern nicht einmal den Wunsch gehabt hat, ihn wagen zu dürfen.

O ihr alten Einsiedler, ihr lebendigen Tempel des heiligen Geistes in der Wüste, ihr seid in der Welt weniger gekannt und weniger berühmt als eure steinernen Nachbarn, die Tempel von Rucfor, von Theben, von Baalbek. Von den Pyramiden, über die euer Auge hinweg und in den Himmel sah, weiß jedes Kind zu erzählen, als von einem der sieben Wunder der alten Welt; aber von euch, die ihr lebendige Wunder der neuen, der erlösten Welt seid, erzählt Niemand. Von der Memnonsäule, die an der Grenze eurer Wüste steht und die fabelhaft getönt haben soll, wenn die Morgensonne sie bestrahlte, singen und sagen tausend Lieder; aber von euch, die ihr den Hymnus von der Verherrlichung des Schöpfers durch sein Geschöpf Tag und Nacht ertönen ließt, von euch ist Alles stumm. Tiefer als die Hieroglyphen im Sande eurer Heimath, seid ihr in der Vergessenheit der Welt begraben; und doch ist der Schlüssel nicht verloren, der die erhabenen Geheimnisse eures Wesens erschließt und deutet: — der Glaube an die Erlösung durch die Menschwerdung Gottes.



## Die Wüste.

Um zu einem so gesteigerten geistigen Dasein zu kommen, wie es in den alten Einsiedlern sich kund gibt, dazu gehört eine außerordentliche Sammlung und Zurückziehung der Thätigkeit der Seele von vergänglichen Dingen und oberflächlichen Beschäftigungen. Um die leiseste Ansprache Gottes zu verstehen, muß das lärmende Gerede der Menschen verhallt sein, und um sich fest und ruhig zu dem Einen hinwenden zu können, muß das zerstreuende Getümmel des Vielerlei, das die Welt bewegt, aufhören. Darum hat der einsiedlerische Zug sich nach den Gärten des Orients hinbewegt, nach Mesopotamien, Syrien, Palästina und Egypten, wo die Ansiedelungen der Menschen sich auf gewisse Punkte und Stätten beschränken mußten, weil

nur dort ihre physische Existenz möglich war. Daher diese Riesenstädte des Orients, wie Ninive am Tigris, Babylon am Euphrat, Theben am Nil — Theben, dessen Tempeltrümmer so riesenhaft sind, daß das Coliseum neben ihnen verschwindet und St. Peter winzig erscheint — Theben, das in dem einen einzigen Saal von Karnak 122 Säulen, jede von 27 Fuß im Umfang hat und 12 Säulen von 37 Fuß. Diese und andere Städte benutzten gleichsam ihre glückliche Lage an den großen Strömen, um sich, wo möglich an beiden Ufern, weit und breit auszudehnen und eine ungeheure Bevölkerung in sich zu sammeln. So weit ihr Reichthum reicht, ihre Gärten, ihre Anpflanzungen, Alles was zum Reich und zu den Erfordernissen einer großen glänzenden Stadt gehört, da ist die blühendste Cultur. Aber da, wo die Menschenhand einen Augenblick ruht und wohin das Wasser des Stromes nicht mehr bringt, da tritt sogleich der Wüstencharakter hervor, bald steinig, bald sandig. Eine solche Wüste ist die große syrische vom Antilibanon bis zum Euphrat, an deren Eingang Damascus liegt mit seinem ungeheuren Kranz von grünen Obstgärten, in denen Wallnuß-, Aprikosen-, Del-, Granaten- und Feigenbäume in unbeschreiblicher Fülle gedeihen, weil der Barrada, ein siebenarmiges, in den Schluchten des Antilibanon entspringenes Flüsschen, sie bewässert. Zehn Schritte vom Ufer hinweg — Wüste! Der Sand rieselt zusammen! Ebenfalls vorherrschend sandig ist die sogenannte kleine arabische Wüste, zwischen Gaza und Cairo, die sich über die Landenge von Suez erstreckt und die man in elf Kameel-Tagmärschen, durchschnittlich acht Stunden täglich, durchzieht. Sand vom Mittelländischen Meer an den Höhenzug geschwemmt, der sich aus Arabien nach Egypten zieht, das ist diese Wüste. Aber nicht immer ist sie flach, sondern manchmal gewellt, auch gehügelt; sogar eine Hügelkette hat sie von blendendem Sand, der so kahl und blank wie ein Todtenkopf und so tief ist, daß die Kameele bis zum Knie darin versinken. Geringe Feuchtigkeit mag sich zur Regenzeit in Gruben am Fuß der Hügel sammeln, denn da stehen einzelne Gruppen von Palmen, gegen den grellen gelbweißen Sand

dunkel abstechend wie Büschel von schwarzen Federn. Eine einzige Wasserstation mit gutem Trinkwasser gibt es in dieser Wüste, bei Catya, und da ist auch gleich ein Palmenwalb. Jenseits desselben beginnt eine unabsehbare Ebene mit festerem Boden und hie und da mit stachlichem Gestrüpp bewachsen, alles ganz dürr und grau, und das geht so fort, bis man nach Unter-Egypten und an die Canalisirung des Nils kommt. Dort steht man gleichsam mit dem linken Fuß in der Wüste, mit dem rechten in einem Garten Gottes. Rechts Citronen- und Nabeckbäume, Akazien, Sycomoren, Palmen, auf deren schwankendem Blattgezwerg carneolfarbene Tauben sich wiegen; Zuckerrohr-, Baumwoll- und Maisfelder, Alles von funkelndem Grün, wie Email. Links der todte, harte Kiebboden, der, sich selbst überlassen, nicht ein Halmchen trägt. Und das, was diesen schneidenden Contrast bewirkt, liegt in der Mitte: ein schmaler Canal, über den man mit einem Schritt hinweggeht und von dem noch kleinere Rinnen, wie dünne Wasseradern auslaufen. Der Boden ist so bereitwillig, Früchte aller Art zu tragen, daß er nur ein paar Tropfen Wasser bedarf und ein paar Samenkörner, um sich mit der prachtvollsten üppigsten Vegetation zu bedecken. Unteregypten, namentlich da, wo zwei Arme des Nils das Delta bilden, ist gut bewässert und daher ungemein fruchtbar und der Wüstencharacter ist zurückgedrängt. Aber schon bei Cairo behauptet er sein volles Recht. Vor den Thoren nach Osten Kiebboden, mit bunten Kieseln und glänzenden Quarzen bestreut, erst eben, dann gewellt, bis zu dem sogenannten „versteinerten Walde,“ wo durch irgend eine Revolution in der Natur gewaltige Bäume, Palmen und Sycomoren, zu Boden geschmettert, mit einer Fluth von Sand bedeckt und unter demselben versteinert sind. Vor den Thoren nach Westen Gärten, Promenaden, Anpflanzungen, Felder, Obstbäume in Fülle und Fülle bis zum Nil, wo er die Blumeninsel Ronda trägt. Zwischen diesen zwei Polen der Natur — dem starrsten Tode: der versteinerte Walb und dem lieblichsten Leben: die Blumeninsel — liegt Cairo in der Mitte, das

egyptische Babylon, wie es in alten Zeiten hieß; und von jenseits des Nils, aus unermesslicher Wüste, ragt die Gräberstadt der uralten Könige von Memphis, ragen die Pyramiden in verschiedenen Gruppen herüber, während Memphis selbst, die Residenz der Pharaonen, jetzt ein unübersehbares, frühlingsgrünes Gefilde ist, auf welchem ein gelichteter Palmenwald und zahlreiche Ortschaften liegen.

Je mehr man Nilaufwärts geht, um so mehr tritt die Kultur zurück und die Wüste hervor, obgleich 50,000 Schöpfräder (Satieh), von Ochsen gedreht, Tag und Nacht in Bewegung sind, um Egypten mit Wasser zu versehen, und zahllose Schaduffs helfen ihnen nach. Dies sind Gruben, in welche das Wasser gegossen wird, das Männer in ledernen Eimern aus dem Nil schöpfen, und das aus diesen Gruben in Rinnen weiter fließt. Doch all diese Anstalten reichen nicht aus; denn es fehlt auch an Menschen, um das Erdreich zu bebauen. Niederungen am Nil werden zuweilen Moräste mit Binsen überwuchert, worin Büffel hausen; und neben Feldern, auf denen Weizen, Rüben, Bohnen manns hoch wachsen, liegen Strecken vom schönsten urbaren Boden ganz wild; Alles, weil Hände fehlen, um den Morast zu entwässern und das Erdreich zu bestellen. Was aber von Leben in der Natur ist, hat einen reizenden idyllischen Charakter. „Die Abende auf dem Nil in Oberegypten und Nubien“ (erzählen die Orientalischen Briefe, im Januar 1844), „sind von unvergleichlicher Schönheit. Am Tage ist es so heiß und die brennenden Sonnenstrahlen reverberiren so scharf auf dem Wasser, dem Wüstenand, dem Kalkgebirge, daß man nicht gern die Kabine des Schiffes (auf dem man die Nilreise macht) verläßt. Gegen Abend kommt man heraus und athmet die leichte, linde, wohlthuende Luft ein. Die Sonne sinkt hinter das lybische Gebirg und es hüllt sich in dunkelblauen Schatten ein, während die Lichtstrahlen auf dem arabischen Gebirg wie auf einem Prisma spielen und es flüchtig mit Farben von Blumen, Edelsteinen, Schmetterlingen bemalen. Wie große flammende Rosen liegen einzelne Höhen



Wellungen des ungleichen Sandbodens, den der Wind bald so bald anders zermühlt, ja auch die Bergspitzen, die am äußersten Rande des Horizontes wie Wolken auftauchen, machen auf dieser immensen Fläche nicht den mindesten Unterschied. Man meint bis ins Herz von Afrika hinunter schauen zu können; aber von Wasserfällen nicht die mindeste Spur! sogar der Nil ist verschwunden. Langsam wird man von dem Kameel weiter getragen, bis wo die Felsblöcke sich etwas dichter zusammenschieben. Man erklimmt einen derselben und steht nun wie auf einer Klippe und Tausende ähnlicher Klippen, bald größer bald kleiner, hier ein Block, dort ein Fels, da nur ein Stein, sind südwärts wie schwarze Inseln in das ungeheure Sandmeer der Wüste bis an den Horizont gestreut. Was sie umgibt, ist aber nicht Sand, sondern Wasser, ein breites, formloses Wasser, das sich wild und rasch, wie es eben den Weg findet, um sie herum drängt und tummelt. Das ist der Nil, ohne Ufer, ohne Bett, und das nennt man seine großen Katarakten. Man glaubt gar nicht einen Fluß zu sehen; aber auch keinen See, denn dazu fehlt der Wasserspiegel; sondern eben nur ein wüstes Wasser, das kommt, man weiß nicht woher, das geht, man weiß nicht wohin; das in der unermesslichen Fläche durch nichts, als durch eine geringe Senkung des Bodens bestimmt wird, von Süden nach Norden zu strömen, und das im Osten und Westen von der Wüste gleichsam überwältigt und gezwungen wird, nicht in sie hinein zu verfließen, sondern sich ein Bett zu suchen. Bestimmt und begrenzt, mit Kleid und Farbe angethan, ist hier nichts. Es herrscht die graue Eintönigkeit des Chaos und seine düstere Confusion. Der gelbliche Sand, das lehmfarbene Wasser, das schwärzliche Gestein wälzt und wühlt sich durcheinander. Nichts ist gesondert. Alles geht drunter und drüber, immer so fort und immer so fort, seitdem die Erde ihre gegenwärtige Gestalt hat und wird so fortgehen, so lange sie dieselbe behält. Ueber diese Natur hat der Mensch keine Gewalt! Diese Wasser kann er nicht lenken, diese Wüste von rieselndem Sand und von

Felsen, kann er nicht beherrschen. Es ist die traurigste, unüberwindlichste aller Einöden, zugleich in unstillbarer Gährung und von erstarrender Starrheit, unerhört merkwürdig und mit keinem andern Naturbild zu vergleichen. Noch eine Stunde strudeln die Wasser abwärts. Dann, bei dem Dorf Badi Galsa, hören die Inselblöcke und somit die Hemmungen auf; da sammelt sich der Nil und wird in seinem bestimmten Bett zum Fluß.

Bei Assuan (unter dem vierundzwanzigsten Breitengrad) bildet er die kleinen Katarakten über Klumpen von Granit hinweg, die hier quer durch Land und Wasser, zerkelt und zerdonnert von chaotischen Urbildungen, geschleibert sind. Weil der Nil hier zwischen festen, felsigen Ufern eingeklemmt ist, sind die Strudel und Fälle schöner, höher, malerischer; umsomehr, als sich die Inseln Philä, Elefantine und Bid-scha mit großartigen Tempelruinen aus ihnen erheben; aber die Wüste ist wo möglich noch furchtbarer. Der Sand ist blendendweiß und so rieselnd, daß man ihn förmlich durchwaten muß. In diesem todtten Meer liegt der Granit bald in Klumpen, bald als zerschmettertes Gestein, und das Auge sieht sich müde, denn weder Gesträuch, noch Grassalm, noch das dürrigste Moos in den Steinrißen bietet sich ihm zum Ausruhen dar. Die Einbildungskraft erlahmt vor diesem Bilde einer Unermeßlichkeit ohne Leben und ohne Bewegung.

So ist die egyptische Wüste beschaffen; sie erstreckt sich vom rechten Ufer des Nils bis zum rothen Meer in einer Breite von fünf bis sechs Rameel-Tagmärschen, und von den Katarakten bis in die Gegend von Cairo, wo sie mit der kleinen arabischen zusammenläuft. Ihr Mittelpunkt ist die Thebais. Es wird kaum möglich sein, auf der Erde eine Stätte zu finden, die sich mehr dazu eignete, die Heimath einer weltentfremdeten Seele zu werden und ihr behilflich zu sein, sich mehr und mehr die Welt unter die Füße zu legen.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Wüsten sind die Höhlen und Grotten, welche sich in ihnen finden. Kalkstein ist das

Geripp, welches den Sand trägt, zusammenhält und in mannigfacher Bildung als Gebirg, Höhenzug, Hügel und Gehügel aus ihm aufsteigt. Die Gebirge von Palästina, der Libanon, der Antilibanon, das arabische Gebirg in Egypten, Alles ist Kalkstein. Die Zeit, die Lust, die und da der Regen bilden leicht Höhlen in ihm, die in Syrien, von Menschenhänden benutzt und erweitert, noch jetzt als Wohnungen dienen. Eine solche Höhle war auch die heilige Grotte zu Bethlehem. Der Delberg bei Jerusalem und das Felsenthal Josaphat, das sich von dort in krausen Windungen bis zum todtten Meer erstreckt, wie auch die Felsenhüste Mar Saba zwischen diesem Meer und Bethlehem; Alle sind mit Höhlen wie mit Bienenzellen durchbohrt. In den ersten christlichen Jahrhunderten wurden sie von Anachoreten bewohnt, in vorchristlichen als Gräber benutzt. Daher heißt es oft in Lebensbeschreibungen der Einsiedler: sie wohnten in Gräbern. Nirgends waren die Felsengrabkammern häufiger als in Egypten. Die Aegyptier waren ein eigenthümlich ernstes Volk von träumerischem Tiefinn. Die volle Melancholie der Unerlösten ist ihren Tempeln, ihren Colossen, ihren Sphynxen in gewaltigen Zügen aufgeprägt. Tod und Leben, Leib und Seele, Mensch und Gott, ja die ganze Natur, die geheimnißvolle Wüste, der geheimnißvolle Nil, Alles war ihnen räthselhaft. Darum sprachen sie in Räthseln, wie ihre Hieroglyphenschrift es zeigt; darum schufen sie räthselhafte Gebilde, ihre Götter mit Thierköpfen und vor Allem die Sphynx, das Weißerantlig auf einem ruhenden Thierleib. Sie hatten den dunkeln mächtigen Drang zur Erkenntniß der göttlichen Dinge zu kommen, und eine dunkle tiefe Ahnung, daß das Göttliche dem Menschen nahe sei. Da ihnen aber der offenbarte Glaube fehlte, der allein die höhere Erkenntniß gibt: so suchten sie ihr Verlangen dadurch zu befriedigen, daß sie fast Alles vergöttlichten, was sie umgab, entweder weil es ihnen nützlich war oder weil sie sich davor fürchteten; so den Stier, die Kaze, die Zwiebel; so das Krokodil. Von der Unsterblichkeit der Seele und von

dem christlichen Dogma der Auferstehung hätten sie auch eine so gewiß verirdische Ahnung. Sie glaubten, daß die Seelen der Abgestorbenen 3000 Jahre im Amenthes (Reich der Schatten) verwallen, dann zur Erde zurückkehren, wieder mit ihrem Leibe sich vereiteln und ein zweites Leben beginnen müßten. Damit die Seele dann ihren Leib leicht wiedererkennen und ihn im besten Zustand vorfinden möge, balsamirten sie die Leichen in eigenthümlicher Weise zu Mumien ein, legten sie in große steinerne Sarkophage und setzten diese in Grabklammern bei, welche nirgends sicherer und unzerstörbarer waren, als in den Felsen. Je reicher und vornehmer der Todte, um desto großartiger war auch sein Grab. Keines wird wohl übertroffen von der Pyramide des Königs Cheops, diesem gebauten Felsengrabe, das ungefähr so hoch wie St. Peter zu Rom ist und worin man nichts weiter gefunden hat, als einen einzigen Sarkophag. In den Felsen von Oberegypten sind außerordentlich viele Gräber; besonders bei Theben, im Thal Assaff und in der Felsenschlucht von Bab-el-Melek. Die ersteren sind furchtbar verwüstet, denn Vandleute bewohnen sie, und kleine Kinder, Mumiengebeine, Geleistreu und junge Hühner bedecken gemeinschaftlich den Boden. Aber die letzteren sind sehr wohl erhalten, weil sie in brennender Felsenwüste, eine starke Stunde vom Nil entfernt liegen. Man nennt sie Gräber der Könige. Jedes Grab bildet eine geräumige Wohnung mit Treppen, Vorhallen, Sälen, Nebengemächern, Gängen; Alles in den Felsen gehauen, Alles von oben bis unten bemalt mit Göttergestalten, mit Scenen aus dem Schattenreich, aus dem Leben der Krieger, der Ackerbauer, der Handwerker. Ein Gemach ist ganz mit Waffen bemalt, eins mit Vasen und Schaaßen in unglaublicher Mannigfaltigkeit, eins mit musikalischen Instrumenten, eins mit Tischen, Stühlen, Sophas, auf denen Purpurpolster und Tigerfelle liegen; eins mit verschiedenen Obstarten; viele mit Hinrichtungen und mit Verehrungen der Götter. Und all dieser Aufwand von Arbeit, Mühe und Kunst ist mit der Mumie in tiefe Nacht

verhüllt, denn der ganze Grabpalast ist gleichsam in den Felsen hinein geschoben und hat nirgends Tageslicht, als an der Eingangsthüre. In jedem dieser Paläste befindet sich wiederum nur ein einziger Sarkophag. Man kann sich, ohne es gesehen zu haben, kaum eine Vorstellung von dem colossalen und geheimnißvollen Pomp eines solchen Grabes machen. Es ist mit seinen Stiegen, Hallen, Pfeilern, Cabinetten, Gängen in den rohen Felsen gehauen und dann auf's Mühseligste mit Pinsel und Meißel bearbeitet, um mit seiner Mumie in der Doppelnacht des Todes und der Vergessenheit zu verschwinden; denn große Felsblöcke wurden vor den Eingang gewälzt, um es vor jeder Entweihung zu schützen.

Welch ein Contrast mit den unterirdischen Gräbern der ersten Christen, mit den Katakomben! Auch da die beschirmende Finsterniß, auch da Mühe, Arbeit und Sorgfalt. Aber nur gerade die Ehrfurcht für die entseelte Hülle, die ihr gebührt als einem Tempel des heiligen Geistes, als einem Glied am mystischen Leibe Christi!

Die Sonne des Christenthums verwandelte jedoch dies finsterglühende altegyptische Volk der Nacht in ein Volk des Lichtes, und statt der Mumien, die als Leiber ohne Seele die Gräber einnahmen, zogen die Einsiedler hinein, die man beinahe Seelen ohne Leiber nennen könnte; wie denn der heil. Macarius bitterlich klagt: „Daß ich meinen Körper ganz der Nahrung entwöhnt hätte, hat sich dieser böse Sünder nicht wollen gefallen lassen.“ Früher suchten sie den Tod durch den Schein des Lebens lebendig zu machen; jetzt erschien ihnen das irdische Leben im Vergleich zu dem ewigen als eine Art von Tod, und bereitwillig in diesen Tod eingehend, lebten sie wie Absterbende oder wie Selige.



## Paulus von Theben.

„Und Er war in der Wüste bei den wilden Thieren,  
und die Engel dienten ihm.“ Marc. 1, 13.

Wie Johannes der Täufer, „die Stimme des Rufers in der Wüste,“ ein Herold des Evangeliums wurde, wie er seine Bußpredigt durch sein Büsserleben im harenen Gewande, von Heuschrecken sich nährend, unterstützte, wie er den Uebergang aus dem Reich der Buße in das Reich Gottes darstellte und den Weg der Reinigung, der zu dem Wege der Vereinigung führt, wandelte und anwies: so wurden auch die stillen Anachoreten zu lauten Herolden des Christenthums und verkündeten in ihrer Weise die Wunder der göttlichen Liebe, wenn diese eine von irdischer Reigung so abgelöste Seele findet, daß sie in derselben das Wunder ihrer Menschwerdung gleichsam fortleben kann. Weil die göttliche Liebe in ihnen ist, so ist ihr Leben, trotz seinem tiefen Ernst, unsäglich lieblich; trotz einer unbefiegbaren Weltverachtung wahrhaft menschenfreundlich; trotz der strengsten Abgeschlossenheit einflußreich in den weitesten Kreisen; trotz der unmittelbaren Zurückziehung von irdischen Angelegenheiten mittelbar eine höhere Richtung ihnen gebend: denn die Heiden staunten voll Achtung diese Erscheinungen an, die Christen eiferten ihnen mit Verehrung nach, und die ganze Welt hatte ein Beldspiel vor Augen von der Höhe, zu welcher der Mensch sich erschwingen kann, wenn er sich nicht an Eigenliebe, Eigenthum und Eigenwillen klammert und fettet. Wie ein anmuthiger Regenbogen, der als eine Brücke zwischen Erde und Himmel erscheint: so steigen diese friedlichen Leben über dem oft so unfriedlichen, trüben, verwirrten und unwirklichen ihrer Zeit auf. Und je mehr der Geist der Welt sich bestrebt, der Wortführer und Machthaber jener Zeit zu sein: desto mehr lassen diese Schweigenden die Psalmengesänge ertönen und die geistigen Kräfte aufleuchten, welche über aller Zeit sind.

Ihr Patriarch ist Paulus. Als der große Bischof St. Cyprian zu Carthago und der heilige Erzbischof St. Pau-

rentius zu Rom den Martertod litten — um die Mitte des dritten Jahrhunderts — da lebte in Oberegypten, bei Theben, ein lebenswürdiger Jüngling, Namens Paulus. Er hatte von seinen verstorbenen Eltern eine gute Erziehung und ein beträchtliches Vermögen erhalten; er verstand die griechische Sprache, war in anderen Kenntnissen wohlbewandert, dabei von sanftem Gemüth, von reinem Herzen und über Alles erfüllt von der Liebe zu Gott und von Anhänglichkeit an den christlichen Glauben. Die Verfolgung wüthete heftig und mit ausgesucht langsamen, ermüdenden, aber nicht tödlichen Qualen in Egypten wie überall. Zagend vor seiner menschlichen Gebrechlichkeit zog sich der Jüngling aus der gefährlichen Nähe der großen Stadt, die gar manches böse Beispiel gab, und aus dem Hause der verheiratheten Schwester, bei der er lebte, auf einen kleinen Meierhof zurück, den er hart an der Grenze zwischen bewohnbarem Land und Wüste besaß. Seine Schwester hatte das Unglück, mit einem heidnischen Gatten verheirathet zu sein, und dieser Mann beschloß, seinen Schwager bei dem römischen Statthalter anzuzeigen, sei es, daß Haß gegen das Christenthum, oder Habgier nach dem Vermögen, oder Wahn, eine Pflicht gegen die Obrigkeit zu erfüllen, ihn dazu antrieben. Die bedauernswerthe Frau bot umsonst Bitten und Flehen und Thränen auf: er blieb bei seinem Entschluß. Die Schwesterliebe ermöglichte ihr aber, ihrem Bruder einen leisen Wink von drohender Gefahr zu geben; und schnell entwich er aus seinem Meierhof in die Wüste, die sich lang und breit, mit Steingeröll und mit felsigen Höhenzügen durchschoss, bis zum rothen Meer erstreckt. Da war er sicher, wollte aus der Noth eine Tugend machen und in irgend einer Felsenhöhle das Ende der Verfolgung erwarten. Als er nun nach einer solchen — und besonders ob trinkbares Wasser in der Nähe sei — umhersuchte, gerieth er tief und immer tiefer in die Wüste hinein. Denn trinkbares Wasser ist etwas gar seltenes in jenen Gegenden. Kleine Lachen finden sich wohl hie und da; aber ihr Wasser ist von so salzigem oder so

bitter morastigem Geschmaack, daß es Durst erweckt, statt ihn zu stillen und überdies der Gesundheit nachtheilig ist. Paulus ließ sich aber durch die vergeblichen Nachforschungen nicht abschrecken und suchte mit großer Geduld und mit gelassener Hinnahme mancher Entbehrung weiter. So gerieth er endlich an eine Felsenwand, die an ihrem Fuß eine ziemlich tiefe Höhle hatte. Er ging hinein und bemerkte, daß die Hinterwand dieser Höhle durch einen Felsblock geschlossen sei. Mit großer Mühe wälzte er den Block hinweg, der wirklich vor einem Ausgange lag. Er trat hinaus und befand sich auf einem ziemlich geräumigen, von Felsen umgebenen, freien Platz, in dessen Mitte ein herrlicher Palmbaum sich erhob und ein beschattendes Blätterdach bildete. Daneben sprudelte ein Quell mit kristallklarem Wasser hervor, das aber nur wenig Schritte fortrieselte und dann vom Sande verschluckt wurde. In den Felsenhöhlen, die den Platz umgaben, fand Paulus Ambos, Hammer, Grabstichel und dergleichen Geräthe. Alte Schriften melden, es sei eine Werkstätte von Falschmüngern aus den Tagen der Königin Cleopatra gewesen, also seit Jahrhunderten schon verlassen. Das abgeschiedene friedliche Plätzchen sprach diesen Liebhaber der heiligen Einsamkeit ungemein an. Ihm war, als habe Gott es ihm bereitet und ihn dahin geführt. Da war ja Alles beisammen, was der Mensch zum Leben braucht: klares Wasser, frische Luft, schirmendes Obdach, die wohlschmeckende Frucht der Dattelpalme zur Nahrung, ihre Blätter zur Bekleidung und der Himmel mit seinen Gestirnen. Ein Liebhaber der heiligen Armuth, was braucht er mehr? Paulus nahm Besitz von der kleinen Dase, als er dreißig Jahre alt war.

Der Verfolgungsturm legte sich mit der Gefangenschaft Kaiser Valerians bei den Persern. Ueberall kehrten Flüchtlinge in ihre Heimath und zu den Ihrigen zurück; aber Paulus kam nicht wieder. Es gingen lange Jahre voll tiefer Ruhe vorüber, das Christenthum wurde mächtig im Römerreich, drang in den Palast der Imperatoren; aber Paulus



kam nicht wieder. Da flammte wie eine verheerende Feuerbrunst Diocletians Verfolgung auf und raffte wieder eine Generation fort. Nun war Paulus verschollen und sein Andenken von den Menschen vergessen. Seine Jugendfreunde, seine Verwandten waren todt; das neue Geschlecht kannte ihn nicht. Eine neue Welt gestaltete sich; das Christenthum kam zum Siege, kam zur Herrschaft; die ganze Welt des Heidenthums ging in Trümmer. Aber unberührt vom Umsturz und Aufbau der Altäre, vom Kommen und Gehen der Menschengeschlechter, vom Krieg oder Frieden der Reiche, von Sieg oder Marter der streitenden Kirche lebte Paulus unter seiner Palme, als ob er schon der triumphirenden Kirche angehörte, lebte neunzig Jahre, ohne je ein Menschenantlig zu sehen, eine Menschenstimme zu hören. Doch zum Ersatz dafür hatte er andere Gesichte und andere Einsprachen erquickten seine Seele: die Betrachtung der Vollkommenheit Gottes und der vertraute Umgang mit Ihm. In dem Maße, als er von dem Zeitlichen sich ablöste, trat das Ewige an ihn heran, und dies befriedigte so ganz seine Sehnsucht und nahm so ganz die höchsten Kräfte seines geistigen Wesens ein, daß er nichts vermiste, nichts entbehrte, nichts verlangte. Er lebte mit Christus verborgen in Gott. Was kann Dem mangeln, dem Gott genügt? Der Mensch ist von der Natur und von der Gnade mit außerordentlicher Thätigkeit begabt; seine sinnlichen und seelischen Affecte werden beständig angeregt. Das leibliche Leben will erhalten sein durch Nahrung und Schlaf, und wird es gut erhalten, so will es gepflegt sein, begehrt Genüsse und Wohlbehagen und steigert seine Begier umsomehr, als sie immer befriedigt wird. Die Affecte der Seele werden ebenfalls durch den Verkehr mit Menschen und mit der Welt auf's Heftigste angeregt: Zuneigung und Abneigung, Hoffnung und Furcht, Freude und Schmerz, Wünsche, Bestrebungen, Besorgnisse, Erwartungen, Täuschungen gehen wie Meereswellen, steigend und fallend und wieder steigend, rastlos durch das Menschenherz und erfüllen es mit lechzendem Durst nach irgend einem

Gut, auf dessen Erlangung dann Ruhe folgen soll, und ist es erlangt, so beginnt neue Unruhe. Die höheren Fähigkeiten der Seele, der Durst nach Wissen und Erkenntniß, der Drang, mit etwas Unvergänglichem in Berührung zu kommen; welche Kämpfe und Anstrengungen, welche ein geistiges Ringen lockt das hervor, und in welche grenzenlose Zersplitterung muß der Mensch gerathen, wenn er all diesen Bedürfnissen abhelfen und gleichmäßig für Leib, Herz und Geist sorgen will. Drum gibt er es oftmals auf und läßt das Höchste fahren, zuweilen auch das Höhere, um nur das Niedere zu pflegen. Weil das aber keinen Mittelpunkt hat, sobald es nicht dem Geist unterworfen ist, so geräth der Mensch gerade recht in die Zerstreuung hinein, denn er verfolgt wirbelnde irdische Atome, statt der ewigen Einheit, die sein wahres Ziel ist.

So machte Paulus es nicht! Er ließ getrost das Niedrigste fahren und beschränkte die Bedürfnisse der Sinnlichkeit auf ihre allerknappste Nothwendigkeit. Er gewährte dem Körper so unaussprechlich wenig, daß dieser nach und nach die Fähigkeit verlor, mehr zu begehren. Das geringste Maß an Speise und Trank genügte ihm, ein paar Datteln, ein wenig Wasser. Die rauheste Bekleidung, zusammengeflochtene Palmblätter quälte die Empfindlichkeit der Haut todt. Gegen den Schlaf, der den Menschen fast ein Drittel seines Lebens in Bewußtlosigkeit versenkt, wehrte er sich als gegen einen Tyrannen des Willens, denn sein Wille war darauf gerichtet, nicht abgezogen zu werden von der liebenden und bewundernden Beschauung des ewigen Gutes; darum mußte sich der Körper mit dem knappsten Maße von Schlaf zufrieden geben. So tödtete er das Niedrigste ab: die sinnliche Natur. So hatte er es von Christus in der Wüste gelernt. Aber das ist nicht genug, um dem Geiste die volle Freiheit des Gnadenlebens zuzuwenden! das, was zwischen Weiden in der Mitte und mit Weiden in Verbindung steht und aus Weiden Nahrung zieht, die seelische Natur, auch sie muß überwunden werden, damit alle Einflüsse auf-

hören, die das Niedere auf sie ausübt und dadurch die schönsten und edelsten Kräfte zu Leidenschaften abschwächt und erniedrigt. Der Weg der Reinigung begehrt auch eine Ascese des Herzens. All diese Anhänglichkeiten, Zuneigungen und Interessen, all diese Bedürfnisse von Mittheilung, von Gedankenaustausch, von Theilnahme, von Anregung: sie sind erlaubt, ja, aber wie leicht wenden sie das Geistesleben von Gott ab dem Menschen zu und durch den Menschen der Welt und ihren Verlockungen! Es muß ihnen die irdische Spitze, die natürliche Richtung abgebrochen werden. Nicht der Strom des Gefühls darf zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind und Freund hinretzen; sondern die Liebe zu Gott soll so mächtig werden, daß aus ihr, — wie aus einem tiefen Quell verschiedene Bäche, — die Liebe für die Geschöpfe überfließt, ohne Vorliebe und ohne Ausschließlichkeit. Ist mehr Wort oder That der Liebe für den Einen als für den Andern geboten: so ist die Erfüllung des Gebotes Pflicht, und dann wird die Pflicht am meisten geliebt, nicht das Geschöpf. Wo die Regungen der natürlichen Zuneigung und Freundschaft mit der Liebe zu Gott zusammenfallen könnten, werden sie genau bewacht und streng geschieden, damit das Herz mehr und mehr lerne, von der Gnade zu Gott emporgehoben zu werden und nichts zu lieben als Gott, aber in Ihm Alles. So liebte Christus seine heiligste Mutter, seine Jünger, seine Feinde, seine Mörder, die armen Sünder und die Heiligen. So liebte Paulus die Menschheit: er umfaßte sie in Gott. Nun war Raum gemacht in seinem Herzen. Es war abgetödtet nach der niedern Seite hin, hatte die sinnliche und die feelische Natur überwunden, die Fesseln des Eigenthums und der Eigenliebe, „der Augenlust und der Fleischeslust,“ abgestreift, den alten Menschen gekreuzigt. Nun begann der erlöste Mensch sein neues Leben und da hätte er immer noch an der Klippe des Eigenwillens, „der Hoffart des Lebens,“ scheitern können, wenn sein Wille, der von Kindheit auf eine so reine Richtung hatte, nicht durch Selbstbeherrschung aus Gehorsam gegen Gott zu spie-

getheller Klarheit sich abgelautert hätte. Wenn die Hoffnung, Wunder zu wirken und dadurch vor den Menschen zu glänzen oder der Wunsch, an seiner eigenen Vortrefflichkeit und Erhabenheit sich zu erfreuen, — wenn heidnischer Hochmuth ihn zu solcher Selbstbeherrschung angetrieben hätte, so würde jetzt der Spiegel seines Willens nicht den lieblichen und allmächtigen Willen Gottes zurückstrahlen, sondern das Bild der alten Schlange abspiegeln, die ihn bis zu diesem Punkte geführt. Aber sein Wille war, wo seine Liebe war, bei Gott. Ihm lag nichts daran, in die Zukunft zu schauen und das Verborgene zu wissen und die Thiere der Wildniß zu beherrschen. Er flocht mit demselben Gleichmuth sein Palmblätterkleid, als ob das Wunderleben des Erlösers nicht im Gefolge seines Büsserlebens in ihn eingezogen wäre. Die heiligmachende Gnade war so mächtig in ihm, daß er das ungeheure, unausgesetzte tägliche Opfer des natürlichen Menschen, welches er brachte, gar nicht mehr bemerkte. Im Leiden aus Liebe wohnt eine unergründliche, lebendigmachende, gewaltige Kraft, denn es hat seinen Ursprung in und seinen Antheil am göttlichen Leiden, und Christus schrieb mit seinem Blut dies neue Gesetz. Es kam zu wunderbarer Geltung in Paulus. Wie er seine sinnliche Natur unterworfen hatte, so hob er jetzt in der Kraft seiner Einigung mit Gott auch die Naturgesetze um sich her auf. Die ganze Schöpfung seufzt ihrer Erlösung durch die Kinder Gottes entgegen, sagt der Apostel Paulus; denn der erste Mensch verwickelte sie in die Folgen des Sündenfalls. Nimmt ein Wiebergeborener den Platz im Paradiese wieder ein, den Adam verloren hat, so stellt sich auch das Paradies um ihn wieder her, nur durch sein Dasein.

Das Andenken an diesen seligen Greis sollte aber nicht aus dem Gedächtnisse der Menschen schwinden. Er war 113 Jahre alt; sein Ende nahte und er wußte es und freute sich. Um dieselbe Zeit hatte ein anderer hochberühmter Einsiedler, Antonius, eine Versuchung zum Hochmuth; ihm kam es vor, als sei er der vollkommenste Anachoret in der ganzen Wüste.

Seine Seele war von Jugend auf ein Tummelplatz von Geisterschlachten, von Kämpfen zwischen Dämonen der Finsterniß und himmlischen Heerschaaren. Reizten jene ihn auf's Heftigste zum Bösen, so gaben diese ihm sogleich Rath und Hilfe zum Widerstand. Er war jetzt auch schon 90 Jahre alt; aber sein Kampf war nicht zu Ende! der Teufel des Hochmuths suchte seine Seele zu vergiften. Da hatte er ein Traumgesicht, welches ihm offenbarte, daß in der innersten Wüste ein Einsiedlerpatriarch lebe, der viel vollkommner sei, als er, und daß er diesen heiligen Greis aufzusuchen habe. Antonius machte sich auf und ging, wohin es Gott gefallen würde, ihn zu führen. In dieser Wüste gibt es nicht Weg noch Steg, denn keine Caravanenstraße führt hindurch, und soweit das Auge schaut, gewahrt es nichts, als Felsenwände, die aus dem Sande aufschließen und im Sande die Fährte wilder Thiere. Als Antonius fortpilgerte, stiegen satanische Blendwerke vor ihm auf, Ungethüme traten ihm in den Weg. Daraus erkannte er die Arglist des bösen Feindes, der ihn von heilsamer Demüthigung zurückhalten wollte und ihn deshalb zu schrecken trachtete. Gewöhnt an diesen beständigen Krieg, wie er es längst war, bezeichnete er seine Stirn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und ging weiter. Die Ungethüme verschwanden; aber der erste Tag ging zu Ende und Antonius wußte nicht, ob er auf dem rechten Wege sei oder nicht. In der nämlichen Weise verfloß auch der zweite Tag in der stillen brennenden Wüste. Fern von Antonius war die Furcht, in ihr zu verschmachten, denn sein abgetödteter Leib war an alle Art von Entbehrung gewöhnt. Um so größer war seine Furcht, er sei vielleicht nicht würdig, den heiligen Anachoreten zu sehen, nach dessen hohem Vorbilde sein Herz doch innig verlangte. Deshalb verharrte er die ganze zweite Nacht im bringenden Gebet, und als der dritte Tag anbrach, da erblickte er endlich eine lebendige Creatur: eine durstige Wölfin kam von Weitem daher gerannt und verschwand lechzend und athemlos in einer Felsenhöhle. Nach kurzer Zeit kam sie wieder heraus und lief von

dannen. Daraus schloß Antonius, es müsse ein Quell in dieser Höhle sein und folgte der Spur der Wölfin. Aber die Höhle war leer. Als sich sein Auge an ihre Finsterniß gewöhnt hatte, bemerkte er im tiefsten Hintergrund einen schmalen Spalt, durch den das Tageslicht schimmerte, und ging darauf zu. Paulus aber hörte Menschenschritte nahen und statt die Thüre seines Palmensaales zu öffnen, schloß er sie fester durch einen großen Stein, um die Geduld und die Demuth des Nahenden zu prüfen. Da warf sich Antonius in der Höhle vor der verschlossenen Thüre auf die Erde und bat um Einlaß. „Du weißt,“ sprach er, „wer ich bin; du weißt, weshalb ich komme. Ich bin's nicht würdig, dein Angesicht zu sehen; aber es ist mein fester Entschluß, nicht von hier zu weichen, bis mir dies Glück widerfahren ist. Die wilden Thiere läßt du ein und nimmst sie freundlich auf und tränkest sie, und die Menschen wolltest du verstoßen? Ach wohl nein! Sieh, gesucht hab ich dich und habe dich gefunden; jetzt klopfe ich an, damit mir aufgethan werde. Kann ich das nicht erlangen, so bleibe ich hier, um vor deiner Thüre zu sterben.“ So bat und flehte der neunzigjährige heilige Greis von Tagesanbruch bis die Sonne hoch am Himmel stand. Da öffnete endlich Paulus den Eingang und sagte lächelnd: „Bittet man denn mit solchen Drohungen? Du sprichst, daß du hier sterben willst und wunderst dich, daß man dich nicht einläßt?“ Und die heiligen Greise grüßten sich mit ihren Namen, umarmten sich wie traute Brüder und gaben sich den Friedenskuß und lobten Gott mit Psalmengefang. Dann setzte sich Jeder auf einen Stein und Paulus sprach zu seinem Gast: „Antonius, jetzt siehst du den Menschen vor dir, den du mit solcher Mühe gesucht hast und der in kurzem Staub und Asche sein wird. War dieser alte abgekehrte Leib und dies weiße Haar wohl deiner Anstrengung werth?“ Antonius wußte aber, welch ein großer Schatz von Gottseligkeit in dieser gebrechlichen Hülle verborgen war und freute sich, ihn aufgefunden zu haben. Da begann Paulus zu fragen, wie es denn jetzt mit dem mensch-

lichen Geschlecht beschaffen sei? Wer die Völker regiere? und ob es noch Götzendiener gebe? Ob man auch noch immer in den alten Städten neue Häuser baue? Und als sie so sprachen, Ernstes und Heiteres, da kam ein Rabe geflogen und legte sanft zu den Füßen des Paulus ein Brod nieder. „Wie gut ist der Herr!“ sprach der heilige Greis. „Seit sechzig Jahren bringt mir ein Rabe täglich ein halbes Brod. Heute bist du hier, mein Bruder Antonius, da verdoppelt Christus den Proviant für seine beiden Soldaten.“ Und mit froher Andacht dankten sie Gott, und setzten sich neben dem Brunnlein unter der Palme nieder. Es war aber eine Ehre, das Brod zu brechen, weil Christus beim heiligen Abendmahl es gethan; und so entspann sich ein ehrfurchtsvoller Streit zwischen den Greisen: Paulus wollte dem Gast die Ehre zuwenden, Antonius dem hochbetagten Patriarchen. Und so gering war ihr Verlangen nach Speise, daß es fast Abend ward, bevor sie sich darüber vereinigten, sie wollten gemeinschaftlich das Brod brechen und Jeder das Stück behalten, welches er in der Hand hatte. Dann neigten sie sich zum Quell herab und tranken etwas Wasser, begaben sich darauf in's Gebet und durchwachten so die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen sprach Paulus: „Mein Bruder Antonius, ich wußte lange schon, daß du in der Wüste lebstest und Gott hatte mir versprochen, daß ich vor meinem Ende dich sehen würde. Jetzt ist die Stunde meiner Auflösung nahe und da schickt Er dich zu mir, damit du meinen Leib mit Erde bedeckst. Steh, wie Er so gut ist.“ Antonius aber bat den seligen Greis mit strömenden Thränen: „Verweile noch etwas auf Erden oder nimm mich mit dir.“ — „Du darfst nicht suchen, was dir angenehm ist,“ entgegnete Paulus. „Freilich wär' es glücklich und ich wünschte es dir, daß du schon jetzt dem göttlichen Lamm folgen dürftest; aber dein Leben und dein Beispiel ist den Brüdern noch nothwendig. Darum harre aus. Mich aber mußt du begraben, wie ein guter Sohn; und da bitte ich dich denn, wenn du die Mühe nicht scheust, den Mantel zu holen, den der

Bischof Athanasius dir geschenkt hat und mich darin zu beerdigen.“ Es war dem seligen Greise höchst gleichgiltig, mit oder ohne Mantel in die Erde gelegt zu werden; er wollte nur dem Antonius den Schmerz ersparen, ihn sterben zu sehen, vielleicht auch ein Zeugniß ablegen, daß er lebend und sterbend in der Gemeinschaft des Glaubens mit Athanasius verharren wolle, der dazumal von den Arianern verfolgt wurde. Antonius staunte, daß Paulus überhaupt von Athanasius und dem Mantel wußte, verehrte in ihm das durchschauende Auge Gottes, küßte schweigend und mit Thränen seine Hände und machte sich auf den Heimweg, um den letzten Wunsch des seligen Greises zu erfüllen. Antonius war selbst im höchsten Alter und ganz abgezehrt von Fasten und Nachtwachen; doch mit jugendlicher Kraft und ohne sich Ruhe und Rast zu gönnen, eilte er seinem Verge Colzim am rothen Meere zu. Zwei seiner Schüler, die schon länger bei ihm waren und ihm mit Freuden kleine Liebesdienste erwiesen, kamen ihm frohlockend entgegen und riefen: „O Vater, wo bist du all' diese Tage gewesen?“ Statt aller Antwort schlug Antonius wider seine Brust und sprach: „O weh mir armen Sünder! fälschlich trage ich den Namen eines Einsiedlers! er gebührt mir nicht! Das weiß ich jetzt, denn ich habe Elias in der Wüste und Johannes in der Wüdnis getroffen, ich habe Paulus im Paradiese gesehen.“ So eilte er in seine Zelle und holte den Mantel. Die Jünger versuchten noch eine Frage an ihn zu richten; doch Antonius sagte: „Es gibt eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen.“ Und damit wanderte er ebenso rüstig von dannen, als er gekommen war, in der Hoffnung, den seligen Greis noch am Leben zu finden. Der nächste Morgen zeigte ihm aber in einer Vision, daß Paulus von der Erde geschieden sei, denn er sah die Himmel sich öffnen und Engelschaaren die verklärte Seele empfangen. Da fiel Antonius auf sein Angesicht, streute Staub auf sein Haupt und wehlagte: „O Paulus, warum scheidest du ohne Lebewohl von mir? ich hatte ja keinen Abschied von dir genommen! Ach, wie spät



hab' ich dich gefunden und wie früh verlier' ich dich!" Mehr fliegend als gehend legte Antonius den letzten Theil des Weges zurück und hatte, als er endlich die Höhle erreichte, die frohe Täuschung, daß Paulus noch lebe, denn unter der Palme und in seiner gewöhnlichen betenden Stellung kniete der selige Greis. Aber er war todt, und Antonius bemerkte es, als er neben ihm niederkniete und keinen Athemzug mehr hörte. Noch im Tode drückte der heilige Patriarch den Grundgedanken seines Lebens aus: „Den Herrn, dem Alles lebt, laffet uns anbeten.“

Mit weinenden Augen und zärtlicher Ehrerbietung hüllte Antonius die Leiche in den Mantel ein, indem er die Psalmen und geistlichen Gesänge betete, die nach christlicher Sitte bei der Beerdigung üblich waren. Aber nun that es ihm sehr leid, daß er nirgends ein Grabsteind oder sonst ein Werkzeug vorfand, um eine Grube zu machen. Er besann sich, ob es vielleicht der Wille Gottes sei, daß auch er in dieser Höhle bis zum Ende seines Lebens verweile, oder ob er aus seinem Kloster das nothwendige Werkzeug holen solle. Da machten zwei Löwen seinem Schwanken ein Ende. Aus tiefer Wüste rannten sie mit fliegenden Mähnen auf ihn zu. Antonius erschrak einen Augenblick, hob aber sogleich sein Herz zu Gott empor und erwartete sie so gelassen, als ob es zwei Tauben wären. Die Löwen beachteten ihn gar nicht. Sie sprangen auf die Leiche zu, schmiegteten sich zu ihren Füßen nieder, wedelten mit dem Schwefel und brüllten dumpf und leise. Dann begannen sie mit ihren Klauen den Sand aufzuscharren und eine lange und tiefe Grube zu machen. Antonius freute sich über die klugen Thiere, die so geschickte Todtengräber waren und die wahrscheinlich, wie jene Wölfin, oftmals ihren Durst am Brunnlein des heil. Paulus gestillt hatten. Inzwischen war das Grab fertig und die Löwen naheten sich jetzt mit unterwürfiger Geberde dem Antonius, senkten die Köpfe bis zu seinen Füßen herab, bewegten die Ohren, leckten seine Hände, geberdeten sich wie Hündchen, die ihren Herrn lieblosen und

die eine Anerkennung begehren. Da verstand er, daß sie von ihm gesegnet sein wollten, und brach in Lobgesänge aus, weil selbst die unvernünftigen Thiere Gottes Allmacht erkennen. „Mein Herr und Gott!“ rief er, „ohne dessen Willen kein Blatt vom Baume, kein Sperling vom Dache fällt, gib diesen Thieren, was Du weißt und was Du willst.“ Dann winkte er ihnen mit der Hand sich zu entfernen und, nachdem die Löwen gehorcht hatten, nahm er andächtig die Leiche des heil. Paulus auf seine Arme, legte sie in das Grab und bedeckte sie mit Erde. Die einzige Hinterlassenschaft des großen Einsiedlers nahm Antonius an sich: das war das entseßliche Bußkleid, das Paulus selbst angefertigt und immer getragen hatte, ein Geflecht von Palmblättern, welches man allgemein nur zu Matten und Körben verwendete. Antonius kehrte mit diesem Kleinod in sein Kloster zurück und erzählte seinen Schülern die ganze Begebenheit. An den hohen Festen des Jahres, zu Ostern und Pfingsten, prangte er selbst in diesem Kleide des vollkommenen Armen in Christo.

Der heil. Hieronymus, der dies Leben beschreibt, schließt so: „Ich bitte dich, mein Leser, gedenke des armen Sünders Hieronymus, der, wenn ihm Gott die Wahl ließe, den Rock des heil. Paulus mit seinen Verdiensten, dem Purpur der Könige mit Land und Leuten vorziehen würde.“

Da die Mystik die Spiegelung des Evangeliums in den Leben der Heiligen ist, wie wunderbar mystisch ist dann dies Leben, zwischen dessen unschuldigem Anfang und dessen friedlichem Ende neunzig Jahre liegen, die durch nichts bezeichnet werden, als durch das eine Wort: „Und er war in der Wüste bei den wilden Thieren; und die Engel dienten ihm;“ welches der Evangelist Marcus (1, 13.) vom göttlichen Heiland berichtet.

## Der heil. Antonius.

„Wohlthuend ging er weiter.“ Apostelg.

In der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts, in der langen Ruhezeit zwischen Valerians und Diocletians Verfolgung, stand es den Christen frei, ihr Leben nach ihren Glaubenslehren zu gestalten, und Viele ergaben sich im Orient in der Weise dem ascetischen Leben, daß sie sich außerhalb des Familien- oder gesellschaftlichen Kreises in ländlicher Einsamkeit und tiefer Zurückgezogenheit niederließen und außerhalb ihrer heimatlichen Dörfer und Städte, Jeder für sich, wohnten. In heiliger Betrachtung, strenger Buße und unüberwindlicher Entsagung, fleißig arbeitend und eifrig betend, verbrachten sie ihre Tage, fröhlich eingedenk der Verheißung des Herrn, daß ein hundertfältiger Ersatz Denjenigen erwarte, der die Seinen oder das Seine um Jesu willen verlasse; hundertfältiges Glück für einen Traum von Glück, hundertfache Liebe für eine vergängliche Liebe. In die tiefe Wüste sich zurückzuziehen war aber noch nicht üblich. Paulus hatte es gethan, weil sie ihm eine Zuflucht bot und hatte sich dann erst von dem Reiz der gänzlichen Abgeschlossenheit fesseln lassen. In dem Jahr seiner Flucht kam Antonius auf die Welt, 251. Seine edlen, reichen und angesehenen Eltern waren fromme Christen und lebten zu Coma in Ober-egypten. Unter ihren Augen wurde er mit großer Sorgfalt erzogen, gehorchte ihnen gern, kannte nur sie und die Verwandten und war zufrieden und froh im Vaterhause. An den Spielen der Kinder, an Näschereien und Zuckertwerf hatte er keine Freude. Die öffentlichen Schulen besuchte er nicht; daher war er ungelehrt in weltlichen Wissenschaften. Ein entschiedener Trieb drängte ihn zum beschaulichen und betrachtenden Leben. Nirgends war er lieber als beim Gottesdienste. Nie verfehlte er, die Eltern dahin zu begleiten und nie war er ihnen dort lästig durch Unruhe nach Kinderart. Mit der größten Aufmerksamkeit und Andacht

wohnte er dem Gottesdienste bei und hörte ganz besonders den Lesungen aus heiliger Schrift so eifrig zu, daß er sie auswendig behielt, zugleich aber auch ihre Früchte in seinem jungen Herzen reifen ließ.

Seine Eltern starben rasch nacheinander, als er achtzehn Jahre alt war und hinterließen ihm eine zweifache Sorge, nämlich ein beträchtliches Vermögen in Grundbesitz und eine kleine Schwester. Gewissenhaft führte er die Aufsicht über Habe, Haus und Kind; aber seine Gedanken hatten eine ganz andere Richtung! Sechs Monate mochten so vergangen sein, da fiel ihm eines Morgens auf dem Wege zur Kirche ein, daß sich kein einziger Apostel besonnen habe auf das erste Wort Jesu, all das Seine zu verlassen, und daß später viele Gläubige ihre Güter verkauften und deren Werth zu Füßen der Apostel niederlegten. Das gefiel ihm ungemein. In der Kirche wurde gerade das Evangelium vom reichen Jüngling vorgelesen, dem der Heiland die Vollkommenheit und einen Schatz im Himmel verspricht, wenn er sein Vermögen den Armen geben wolle. (Matth. 19, 21.) Nun konnte Antonius nicht länger widerstehen, denn ihm war zu Sinn, als stände dies nur seinetwegen in heiliger Schrift und als würde es nur seinetwegen in der Kirche vorgelesen. Er verkaufte sein Landgut, das sehr annuthig und fruchtbar war, und vertheilte den Erlös an seine armen Nachbarn, bis auf eine kleine Summe, die er für seine Schwester zurücklegte, und lebte eine Zeitlang ganz zufrieden, weil er glaubte, den Willen Gottes verstanden und erfüllt zu haben. Gott hatte ihm aber ein viel höheres Ziel gesteckt! Wiederum hörte Antonius die Lesung des Evangeliums (Matth. 6, 34.), wo der Heiland sagt: „Sorget nicht für den andern Morgen.“ Die Wonne der Befreiung von allem Zeitlichen ergriff ihn so mächtig, daß er auf der Stelle all seine bewegliche Habe, Hausgeräth, Kleidungsstücke, Alles, Alles verkaufte und das Geld den Dürftigen schenkte, zugleich aber auch den Entschluß ausführte, sich dem ascetischen Leben zu widmen. Von ihm konnte es wohl heißen: „wer es faßt

kann, der fasse es.“ In Coma lebten einige wohlbekannte gottselige Jungfrauen. Antonius übergab ihnen seine Schwester, damit sie in allem Guten erzogen würde, händigte ihnen deren geringes Vermögen ein und begab sich nach der Sitte der übrigen Einsiedler in eine Felsenhöhle, die nicht weit von seinem ehemaligen Landgute lag, um dort an nichts zu denken, als an die Rettung seiner armen Seele. Unfern von ihm lebte ein alter Asket, der seit frühester Jugend diese Lebensweise ergriffen hatte. Antonius bat ihn um einige Belehrung über sein Verhalten in gänzlicher Einsamkeit und der Greis gab sie ihm gern. Ohn' Unterlaß zu arbeiten und zu beten, das war der Kern seiner Lehren, denn darin bestand das arme Leben Jesu in der Zimmermannswerkstatt zu Nazareth. Antonius flocht also Decken aus Schilf, und Matten und Körbe aus den Blättern und Rindenfasern der Palmen, und verkaufte sie. Den Erlös verwendete er zu Almosen und zu seinen äußerst geringen Bedürfnissen. Seine Gedanken heftete er, während die Hände arbeiteten, an die Betrachtung göttlicher Dinge: an die ewigen Wahrheiten des christlichen Glaubens, oder an das Leiden und Sterben Jesu, oder an die Lehren und Vorschriften der Apostel, oder an Begebenheiten und Erzählungen aus den Evangelien, oder an die unendliche Vollkommenheit Gottes und seine Gnade und Liebe für die Menschen. Da Antonius sein Gedächtniß niemals mit weltlichem Wissen beschwert und nie andern Unterricht begehrt hatte, als den der heiligen Schrift: so hatte sich diese dermaßen ihm eingeprägt, daß er sie fast ganz auswendig wußte und daß sein Gedächtniß und sein kluges Nachdenken die Stelle der Bücher bei ihm ersetzten. Jeden Sonntag begab er sich zum Gottesdienste nach Coma, hörte mit größter Aufmerksamkeit die heiligen Lesungen, labte sich am heiligen Opfer und kehrte gekräftigt in seine Einsiedelei zurück. Dies so einfache und so geistige Leben versetzte seine Seele in das glücklichste Gleichgewicht und sein Gemüth in die tiefste Ruhe. Stand und Herkunft, Vermögen und Blutsfreunde und die irdisch vortheilhaften Aus-

sichten seiner Jugend fielen ihm nie ein. Alle Kräfte seiner Seele waren auf das Ende des Weges gerichtet, den er jetzt mit solcher Entschiedenheit betrat. Mit feurigem Eifer strebte er nach der Vollkommenheit und ward ihm die Kunde von einem Meister in der Ascese, so suchte er ihn auf, wie eine fleißige Biene, die den verschiedensten Blumenstempel sammelt und daraus ihren Honig bereitet. Er unterwarf sich den Einsiedlern, die er zu diesem Zweck besuchte, mit kindlicher Demuth und diente ihnen wie ein gehorsamer Sohn. An einem Jeden bewunderte er aufrichtig dessen hervorstechendste Tugend: da die Fröhlichkeit des Herzens, dort das Wohlwollen, hier die Geduld; an dem Einen den Gebetsseifer, am Andern die strengen Fasten und Nachtwachen, am Dritten den unzerstörbaren Frieden. Und hatte er dann all ihre Tugenden und Gnaden in sich aufgenommen, so kehrte er ganz erfüllt von diesen lieblichen, edlen Bildern in seine Einsamkeit zurück, verarbeitete sie im Gemüth und suchte, was er vereinzelt gesehen, in sich zusammen zu fassen und auszuführen. Denn frommer Eifer befeelte ihn und obwohl er Niemand beneidete, so wollte er doch auch in der Tugend hinter Niemand zurückbleiben. So übertraf er sie bald Alle, aber Alle liebten ihn, der Greis in seiner Nachbarschaft sowohl, als die entfernter lebenden Einsiedler; für die Einen war er ein demüthiger liebevoller Sohn und Jünger, für die Andern ein zärtlicher Bruder und seine Vollkommenheit war so groß, daß sie allen Uebrigen zu gut zu kommen schien. Die christlichen Einwohner von Coma freuten sich, wenn sie ihn von fern oder beim Gottesdienste gewahr wurden, grüßten ihn mit Ehrfurcht und nannten ihn Liebling Gottes, und einen wahren Diener Gottes.

Der uralte Feind alles Guten, dem es geglückt war, den ersten Menschen um die Wonnen des Paradieses zu betrügen, versucht seitdem dasselbe bei jedem Menschen, der es mit Kraft unternimmt, aus dem Gefallenen ein Wiedergeborener zu werden, den Sohn Adams in ein Kind Gottes umzubilden. Nicht als der Heiland in die Wüste ging,

Wege unverdrossen fortzugehen, der in den Himmel führt und seinen Leib je länger je mehr in Dienstbarkeit zu bringen, wie auch der Apostel Paulus gethan (1 Cor. 9, 27.), um nicht auf der einen Seite überwindend, auf der andern überwunden zu werden. Einer noch härteren Lebensweise, als bisher, ergab er sich und die Gewohnheit des Leidens machte ihm das Leiden nicht mehr schwer. Die freiwillige Dienstbarkeit, in die sich Christus für ihn begeben hatte, indem Er Fleisch annahm, vergalt ihm Antonius, indem er die freiwillige Dienstbarkeit des geistlichen Lebens annahm, um sein Fleisch zu kreuzigen. Er durchwachte zuweilen die ganze Nacht im Gebet. In der Regel genoß er täglich nach Sonnenuntergang etwas Brod mit Salz und ein wenig Wasser. Zuweilen nahm er aber erst am zweiten, auch am dritten, ja sogar erst am vierten Tage einige Nahrung zu sich. Sein Lager war eine Matte von Binsen, häufig die bloße Erde; sein Kleid ein härenes Bußgewand. Was er bei anderen Einsiedlern im Kleinen und einzeln gesehen, übte er im Großen, denn er wußte, daß die Seele um so leichter ihren Flug nimmt, als die Flügel der Sinnlichkeit gebrochen werden. „Wenn ich schwach werde, dann bin ich stark“ (11 Cor. 12, 10.), sprach er mit dem Apostel Paulus, der alle diese Kämpfe wie zum Troste der Nachfolger im Glauben und im Leiden auch durchgemacht hat. Dabei fiel es ihm nie ein, den Werth des ascetischen Lebens nach der Zeit oder nach äußeren Anstrengungen zu berechnen und es dadurch zu einem hohlen Schattenspiele herabzusetzen; sondern nach der Liebe und nach dem innern Streben, Gott zu dienen, schätzte er es. Er hielt sich demnach immer für den jüngsten Anfänger, weil er täglich von Neuem anfing Gott zu lieben, weil er sich täglich zu einem frischen Verlangen anspornte und nie zurückschaute, stets vorwärts. So zu sein, wie man vor Gott erscheinen müsse: reinen Herzens und bereit, Ihm allein, Ihm in Allem zu gehorchen, dahin strebte Antonius und damit ging er in seinen täglichen Kampf.

Der große Prophet Elias war sein Vorbild, und deshalb suchte er eine tiefere Einsamkeit in größerer Entfernung von Coma auf. Da fand er eine alte Grabhöhle, die ihm sehr gefiel. Er bat einen Asceten, ihm an gewissen Tagen Brod und Wasser zu bringen und verschloß sich froh in seinem Grabe. Hier hatte er furchtbare Anfälle des bösen Feindes zu bestehen, der ihn mit seinen Dämonen so mißhandelte und peinigte, daß Antonius vor Schmerz und Erschöpfung zuweilen Sprache und Besinnung verlor. Diese körperlichen Quälereien kommen oft im Leben der Heiligen vor und gerade Derer, welche mit außerordentlichen Gnaden überschüttet und zu Visionen und Offenbarungen erhoben werden. Es ist als ob diese Streiter für den Himmel auch die volle Gewalt der Hölle kennen lernen sollten. Eines Tages kam der Bruder mit Brod und einem Wasserkrug in das Grab und fand zu seiner Betrübniß Antonius entseelt am Boden liegen. Er lud ihn sorgsam auf seine Schultern und trug ihn unter vielen Thränen nach seinem ehemaligen Landgut, und rief seine Verwandte und Freunde herbei. Die ganze Nachbarschaft versammelte sich theilnehmend, denn Alle hatten Antonius herzlich lieb gehabt. Weinend und wehklagend verbrachten sie den Abend bei der vermeintlichen Leiche. Als es aber spät wurde, zogen Einige sich zurück, die Uebrigen ent schliefen nach und nach, und nur der Ascet wachte. In tiefer Mitternacht kam Antonius zu sich, richtete sich auf, sah sich mit Erstaunen zwischen all den Schläfern, die in tiefer Ruhe da lagen, winkte den Asceten zu sich und bat ihn, Niemand zu wecken, aber ihm behülfslich zu sein, wiederum sein stilles Grab zu erreichen. Das geschah. Matt von der Anstrengung und von seinen Wunden blieb Antonius ohne Hilfe, ohne Pflege, ohne Beistand in der Einsöde, fiel vor Erschöpfung zu Boden, nachdem der treue Bruder ihn verlassen hatte, verrichtete ein feuriges Gebet und sprach dann mit lauter Stimme: „Sehet, ihr Feinde Gottes, hier ist euer Feind Antonius wieder! er scheut sich nicht, mit euch zu streiten! greift mich immerhin mit all eurer Gewalt an, ich



weiß, daß mich nichts kann scheiden von der Liebe, die da ist in Christo Jesu.“ (Röm. 8, 39.) Und dann begann er den Psalm 26. zu singen: „Wenn ganze Heerlager wider mich aufstünden, so wird sich doch mein Herz nicht fürchten.“ Diese gottselige Verwegenheit, mit ungebrochenem Muth zu neuem Kampf heraus zu fordern, bei solcher Schwäche, solcher Hinfälligkeit und solchen Leiden, zog diesem zweiten Job einen grimmigen Anfall seines Feindes zu. In der Gestalt reißender Thiere stürmten die Dämonen scharenweise auf ihn ein, um ihn in Kleinmuth und Todesfurcht zu stürzen und aus der Einsamkeit zu verjagen, Aber mit Gleichmuth ertrug Antonius alle Schrecknisse, mit Demuth hielt er am Gottvertrauen sich aufrecht und mit Stachtmuth bekämpfte er seine Gegner. „Hat euch Gott der Herr Gewalt über mich gegeben,“ sprach er, „wohlan, da bin ich, zerreiße mich! habt ihr aber nicht diese Gewalt von Ihm, wie dürft ihr euch dann unterfangen, frevelhaft mich schrecken zu wollen?“ Und er machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, seine Zuflucht in allen Gefahren, Angsten und Nöthen, weil das Kreuz sie alle zunichte gemacht hat. Da verschwand der Feind, und ein überhimmlisches Licht erfüllte die dunkle Grabhöhle und überfluthete Antonius an Leib und Seele mit einem Strom des süßesten unaussprechlichen Trostes. All seine Wunden waren geheilt, alle Schwäche gewichen, alles Elend des natürlichen Menschen verschwunden. Dies Licht war, wie jene Flamme im Dornbusche, so im Dornbusche seiner Qualen der Schleier, hinter dem sich Gott verbarg, und Antonius ersaußte aus tiefstem Herzen: „O mein Heiland, wo warst du bisher? warum kamst du nicht früher mir zu Hilfe?“ Und eine göttliche Stimme sprach aus dem Lichte: „Ich war immer bei dir, ich habe deinen Streit immer gesehen, aber ich wartete auf den Ausgang des Kampfes. Weil du nicht gewichen bist, werde ich dir fortan immer zum Siege verhelfen.“ Stärker denn je und wie mit einer heiligen Rüstung bekleidet, erhob sich Antonius und sah in dieser Verheißung eine Aufforderung, um kräftiger als bis-

her fortzuschreiten, unbedingtter als bisher der Führung Gottes sich zu überlassen.

Der heilige Hieronymus sagte: „O selbige Einsamkeit und Abgeschiedenheit, du bist das wahre glückselige Arabien auf Erden, denn in dir bilden sich die Edelsteine der Tugenden, des wirkenden Lebens und der evangelischen Rätbe, aus denen das neue himmlische Jerusalem erbaut wird, die Stadt des großen Königs Jesu Christi. Die Einsamkeit, das Stillschweigen, das Gebet und das strenge Leben sind gleichsam die vier Elemente, die einen Menschen, welcher guten Herzens und Willens ist, heilig und selig machen.“ So dachte auch Antonius und vermöge des großen Gleichgewichts in seiner heiligen Seele gingen nicht seine Gedanken auf die eine Seite und seine Handlungen auf die andere, sondern wie er dachte, so lebte er auch. Eines Tages besuchte er den einsiedlerischen Greis in der Nähe von Goma, sagte ihm, er habe die Absicht, sich ganz in die Wüste zurückzuziehen, um sich ungestörter und vollkommener Gott aufzuopfern, und schlug ihm vor, dasselbe zu thun. Aber der alte Anachoret entgegnete, dies sei nicht gebräuchlich bei den Asketen und ohne besonderen Beruf dürfe Niemand an eine solche Neuerung sich wagen. Aber Antonius spürte diesen Beruf, nahm liebevoll Abschied von dem frommen Greise und zog einsam und allein der thebaischen Wüste und dem arabischen Gebirg am rothen Meere zu. Auf diesem Wege hatte er wieder Verlockungen zu überwinden! Er war jetzt ein Mann in der vollen Kraft des Lebens, fünfunddreißig Jahre alt, von hoher Tugend, von erhabenem Geiste, von glühender Liebe zu Gott, von unbegrenzter Entschlossenheit, die Leiter der Vollkommenheit bis zu ihrer äußersten Stufe zu erklimmen. Ein solcher Mann mußte eine große Zukunft haben, wenn er beharrte. Aber welche Opfer waren mit dieser Beharrlichkeit verbunden! welche Schlachten zu liefern! Wer weiß, ob auf dem Wege zu diesem neuen Calvaria nicht das Bild der Welt mit dem Schönen und Edlen, welches sie zwischen Staub und Schutt enthält, noch einmal vor seine Seele

trat und mit verführerischem Blendwerk ihn zu bethören suchte! Genug, er fand unterwegs zwei Mal große Kostbarkeiten, mit denen er hätte in die Welt sich begeben können. Das erste Mal verwarf er die satanische Vorspiegelung; das zweite Mal lief er so eilfertig an dem vielen Golde vorüber, als ob er auf Kohlen ginge; und so erreichte er das Gebirg. Auf einsamer Höhe fand er einen verfallenen Wartthurm, der ihm unzugänglich genug erschien, um ihn zur Wohnung zu wählen. Es hausten freilich viele Schlangen und Scorpionen darin, aber sie räumten vor Antonius den Platz, als ob sie seine Oberherrschaft anerkannten, und er verbaute den Eingang sogleich mit Steinen. Da saß er nun in seinem uneinnehmbaren Castell! Da saß er zwanzig Jahre und ließ Niemand zu sich ein! Er hatte die Einrichtung getroffen, daß ein ascetischer Mitbruder ihm alle sechs Monate seinen geringen Brodbedarf brachte. Das Brod, das man noch jetzt in jenen Gegenden ist, erhält sich ungemein lange, verdirbt nie, wird aber so steinhart, daß man es mit dem Hammer zerschlagen muß. Es war seine einzige Nahrung und er ließ es sich über die Mauer zuwerfen; weiter nichts. Auch redete er nie ein Wort mit dem Ueberbringer.

Während Antonius so ganz die Welt vergaß, wurde er aber nicht von der Welt vergessen. Er floh sie und sie suchte ihn auf. Zuerst kamen seine Freunde, um sich zu überzeugen, ob er die Strenge dieser Abtödtung aushalte, ob er nicht vor Mangel und Krankheit verschmachte? Da hörten sie ihn denn in stiller Nacht heilige Hymnen und Psalmen singen und das tröstete sie sehr; aber Einlaß und Gespräch gestattete er ihnen nicht und außerhalb des Castells mußten sie übernachten. Zuweilen ging es drinnen aber auch minder friedlich zu und man vernahm den Lärm streitender und drohender Stimmen, so daß die Leute draußen glaubten, es wären Räuber oder Mörder auf Leitern zu ihm eingedrungen. Schauten sie aber durch die Spalten und Ritze des verfallenen Thurmes, so gewahrten sie Niemand als Antonius allein und da der lärmende Tumult dennoch fortbauerte, so

überfiel sie unaussprechliche Furcht und sie riefen zaghafte und wehklagend Antonius um Hülfe an, als ob ihnen ein Leid zugesagt würde. Dann näherte er sich dem Eingange, tröstete und beruhigte sie, bat sie heimzugehen und seinetwegen ohne Furcht zu sein. „Nur die Zaghaften fürchten den Teufel,“ sprach er, „deshalb kann er nur ihnen Schrecken einjagen. Bezeichnet euch mit dem heiligen Kreuze und geht getrost“. Sein geistlicher Streit dauerte also ununterbrochen fort, gab ihm Veranlassung zu immer neuen Siegen und immer höherem Frieden in Gott, so daß er nicht bloß das gewöhnliche Doppelleben des geistigen und sinnlichen Menschen führte, sondern ein Doppelleben im Geiste, indem die höchsten Fähigkeiten seiner Seele, der reine Wille und die reine Liebe, wie auf einem unersteiglichen Felsen gesammelt in Gott ruhten und sich durch die Schlacht im Thale nicht anfechten ließen, welche minder hohe geistige Fähigkeiten, wie Gedächtniß, Verstand und Phantasie durchkämpfen mußten.

Es konnte nicht fehlen, daß die Erzählungen seiner Freunde von den ungewöhnlichen Dingen, die in und um Antonius vorgingen, große Spannung erregen mußten, Neugier bei den Einen, Theilnahme bei den Anderen, vertrauensvolle Zuneigung bei noch Anderen. In Allen dämmerte die Ahnung auf, daß ein so wunderbar begabter Mensch nicht umsonst in seine Zeit gestellt sein könne. Es zogen mehr und mehr Menschen durch die Wüste zu ihm, mit dem Verlangen, ihn zu hören, zu sehen, zu sprechen. Antonius blieb schweigsam und unsichtbar. Auch das gespenstische Getümmel um ihn her schien allgemach zu verhallen. Die Stille der Wüste oder des Grabes lag um das Castell. Wenn sich aber die schmerzliche Befürchtung seines Todes den Besuchern aufdrängen wollte, so hub er wohl an, mit lieblicher und heller Stimme Psalmen zu singen. „Der Herr ist mein Helfer; ich werde wegschauen über meine Feinde.“ Oder: „Es erhebe sich Gott, daß zerstreuet werden seine Feinde.“ Oder sonst ein Triumphlied des heldenhaften Glaubens, wie es zuweilen auftaucht aus dem Meere von Trübsal

und Bitterkeit, das den königlichen Psalmenbichter umwogt.

In dieser vollkommenen Verleugnung des Irdischen vergingen zwanzig Jahre, in denen sich der heilige Geist den „Prediger in der Wüste,“ wie das Jahrhundert ihn brauchte und die Kirche ihn bedurfte, selbst bildete. Die gährungs- volle stürmische Zeit arbeitete in allen Seelen, und nicht Alle verstanden es, diese gewaltigen Elemente zu bändigen und zu ordnen. Aus der Dämmerung des Geistes traten die Menschen in das volle Licht der Wahrheit hinein, und wenn große Gemüther mit ruhigem Blicke den göttlichen Strahl aufsaften, so ließen sich Andere, Dünkelhafte, Vorwitzige durch ihre Schuld blenden, statt erleuchten. Geistige Bewegung herrschte allgemein; kräftiger Aufschwung, wie immer zu Anfang neuer und großer Epochen, ließ auch den Launen und Schwachen einen gewissen Flug über das Alltägliche hinweg. Charaktere mit geringer Eigenthümlichkeit bildeten sich nach dem Beispiele, welches stärkere gaben, ohne deren Stärke zu besitzen; und Charaktere ohne Selbstständigkeit wurden Nachahmer statt Nachfolger, verflachten sich da, wo Andere tief und fest wurden. All diese Erscheinungen treten scharf hervor an dem Lieblingszuge der Zeit, dem ascetischen Leben, und bildeten eine helle Licht- und eine finstere Nachseite daran aus. Manche Asceten hatten wohl Anlage für dies Leben, fasten es aber nur äußerlich auf und legten allen Werth auf Entbehrungen und Abtödtungen und immer wiederholte Gebetsformeln, während ihre Seele leer ausging. Andere setzten die Vollkommenheit in die Einseitigkeit und hielten sich für besser, weil sie diesen Beruf gewählt hatten, ohne Rücksicht zu nehmen, wie sie ihn erfüllten. Noch Andere wollten eben nur anders sein als gewöhnliche Menschen, wurden nicht erhaben, sondern abstoßend, nicht einfach, sondern roh, mähnten sich ab mit Entbehrungen, brachten es darin sogar zu erstaunlicher Höhe und blieben doch innerlich unfrei, weil die Seele nicht mit in die Höhe ging. Dann bemächtigte sich ihrer dunkler Trübsinn

oder starrer Hochmuth, und dann endeten sie zuweilen ganz anstichlich und fielen ab nicht bloß vom Betruß, sondern auch von der Tugend und vom Glauben. Noch Anderen wurde die Einsamkeit der erste Schritt zum Müßiggang, zur Gedankenlosigkeit, zur leiblichen und geistigen Trägheit. Gering, bei gar Manchen war Anlage vorhanden, aber die Unmittelbarkeit des Geistes, den Reichthum an Kraft eines Paulus, eines Antonius und anderer großen Äsceten hatten sie nicht, deshalb bedurften sie einer Rettung, die ihnen eine feste Grundlage, eine klare Ausbildung und eine bestimmte Richtung gab, um nicht in sich selbst zu vertrocknen oder zu vermodern. Und das fühlten sie. Sie sehnten sich nach einem Vorbilde, nach einem Meister. Es war, als ahnten sie die ungeheure Zukunft, die ihnen in der Weltgeschichte und in der Entwicklung des menschlichen Geistes aufbewahrt sei. Damit das Mönchsleben zu seiner vollkommenen Blüthe sich entfalte, mußte zuerst ein vollkommener Mönch leben, der, wenigstens im Umrisse, ein Ideal für die weltumfassende Wirksamkeit dieses Standes in sich darstelle.

Dazu hatte der heilige Geist Antonius herangebildet. Dazu hatte Er ihm die heilige Schrift so tief in's Gedächtniß geprägt, daß sie nunmehr sein Innerstes geworden war. Dazu hatte Antonius gleichsam die Sprache der Menschen verlernen müssen, um wie mit feuriger Zunge zu reden. Dazu hatte er so viel vom göttlichen Geiste und von himmlischen Geheimnissen eingefogen, daß er überfließend von ungewöhnlichen Gnaden der Mittelpunkt eines gewichtigen, folgereichen, neuen Lebenskreises werden konnte. Dazu mußte er für die Ordnung der Natur absterben, um als ein ganz mit Gott Versöhnter in das geheimnißvolle Reich der Gnade einzugehen und, wie die Gnade selbst, befeelend, schöpferisch und erlösend zu wirken. Dazu hatte der Glaube als eine göttliche Tugend, als der beharrlichste und erhabenste Act des reinsten Willens, den Grund gelegt, auf welchem nun die Gaben der Weisheit, des Rathes, der Wissenschaft in Fülle prangten.

Die Wüste hatte einen bekannten Weg bekommen durch die Menge der Leute, die Antonius aufsuchten und Trost oder Belehrung von ihm erbaten. Trotz seiner Demuth, welche ihn in seinen eigenen Augen zum Geringsten und Unwürdigsten machte, glaubte er endlich doch, ihnen dies geistliche Almosen nicht versagen zu dürfen, und der Ruf seiner Einsicht, Kraft und Klarheit verbreitete sich nun immer weiter und stieg so hoch, daß man anfang Kranke, Verkrüppelte und Beseffene zu ihm zu bringen, damit er sie heile. Zugleich wuchs auch die Zahl Derjenigen, welche seine Schüler im geistlichen Leben zu werden beehrten, und Anachoreten, seine Freunde, drangen in ihn, wegen dieser vielfachen Bedürftigkeit Anderer seine Einsamkeit zu verlassen. Ohne Zweifel erkannte Antonius, daß dies wirklich auch der Wille Gottes sei und er trat unter die Menschen zurück, als ob er aus dem Himmel käme. Spurlos waren die zwanzig Jahre eiserner Abtödtung an seinem Aeußern vorüber gegangen; sein Antlitz hatte die frühere Lieblichkeit, seine Gestalt die frühere Schönheit behalten. Er sah weder erschlaft von der Ruhe, noch abgezehrt von der Strenge aus. Er war auch in seinem Thurm weder scheu noch verwildert geworden, denn nicht wie ein willenloser Slave in äußeren Ketten hatte er gelebt, sondern sich freiwillig in die Gefangenschaft des sanften und süßen Joches Jesu begeben. Freundliche Anmuth sprach aus seinen Zügen, Worten und Benehmen, aber nie ließ er sich durch Fröhlichkeit zum lauten Lachen bewegen und nie trat eine allzu tiefe Traurigkeit über die Sünden der Welt auf sein Angesicht. So rein war sein Gemüth, so ganz abgelöst von jedem störenden Zusammenhang mit Allem, was nicht Gott war, daß nichts, was geschah, ihn aus dem Gleichmuth brachte. Auch nicht das Lob und die Bewunderung der Menschen; es machte ihn nicht hochmüthig, aber auch nicht scheu; es berührte ihn gar nicht. Und wie sich in Paulus das verborgene Leben Jesu spiegelt, so in Antonius dessen öffentliches Leben, das wiederum in den zwei Worten zusammen zu fassen ist, welche der Evangelist Lucas

schreibt: „Wohlthuend ging Er weiter.“ Wie ein Paar Denkmale der überschwänglichen Liebe, mit welcher der göttliche Erlöser seine Verheißungen erfüllt, wenn der Mensch der Einsprache des heiligen Geistes gehorcht, stehen diese beiden heiligen Männer gleichsam an der Pforte des klösterlichen Lebens aller Zeiten und zeigen hin auf das Eine, worin die Kraft, die Wirksamkeit, die Größe und Schönheit dieses Lebens ruht: auf die Nachfolge Jesu, auf das Leiden aus Liebe.

Wunderbar reich kam es in Antonius zur Erscheinung. Die Gnaden des Kreuzestodes und die Glorie der Auferstehung in Christus tauchten sein ganzes Wesen und Wirken in die Kraft des menschengewordenen Gottes ein, der ihm „die vollkommenen Gaben, die von Oben kommen, vom Vater des Lichtes“ übertrug, damit er „wandle als ein Kind des Lichtes“ und Kindesrecht übe, nachdem er Kindespflicht erfüllt. So lange das Himmelreich Gewalt litt, hatte Antonius sich kühn seinen Theil daran genommen, den Theil, von dem geschrieben steht: „Wer da hat, dem wird gegeben.“ Und so ward ihm denn jetzt gegeben die Machtvollkommenheit, welche auf dem vollkommenen Gehorsam, die Erhöhung, welche auf die freiwillige Verdemüthigung, die Verherrlichung, welche auf die gänzliche Selbstverleugnung nach unwandelbarem Grundgesetz in der Ordnung der Gnade erfolgt. Der göttliche Stammvater dieses Wiedergeborenen war nicht karg gegen ihn und wie Er Selbst in Wundern gelebt hatte, die aber für Ihn, den Urheber des Lebens und den Schöpfer der Natur, keine Wunder, sondern nur Ausfluß Seiner göttlichen Kraft waren, so blüheten auch wie von selbst die Wunder um Antonius auf, die er wirkte, weil Gotteskraft von ihm ausging, indem das Gottesbild in ihm wieder hergestellt war. Die Lahmen wurden gehend, die Blinden sehend, die Kranken gesund, die Besessenen befreit, die Betrübten getröstet, die Schwankenden fest, die Ungläubigen gläubig. Viele seiner Zuhörer wurden seine Jünger, verließen die Welt, entsagten ihren Gütern und Freuden und die Wüste begann seitdem „von



Willen zu blühen“ nach der Weissagung des Isaias. Mit überströmender Liebe stellte Antonius allen Menschen vor, die Liebe Gottes höher zu schätzen, als die höchsten Freuden der Welt, da Er uns die unaussprechlichste Seligkeit des ewigen Lebens verheißt und sie uns erkaufte habe durch „seinen eingeborenen Sohn, den Er nicht verschont, sondern für uns hingegeben.“ (Röm. 8, 32.) Eine unbeschreibliche Verachtung der irdischen Dinge entzündete sich in den Herzen an seinen Worten, mehr noch an seinem Beispiele, und besonders für die Anachoreten wurde er die Feuersäule, welche ihnen durch die Wüste und Wüste ihres Berufes den Weg zeigte. Sie versammelten sich einst zahlreich um ihn und baten, er möge ihnen bestimmte Lebensgesetze geben, an die sie sich halten könnten in den Gefahren, Versuchungen und Täuschungen ihres Standes. Da sprach er:

„Die heilige Schrift enthält freilich genug Belehrungen; dennoch ist es gut, daß wir uns einander im Glauben stärken und durch Mittheilung belehren. Ihr, meine Kinder, sagt eurem Vater, was ihr Gutes wißt und ich, der Ältere, theile euch von meinen Erfahrungen mit. Vor Allem bestrebt euch, von dem Angefangenen nicht mehr abzulassen und der Arbeit nicht zu erliegen. Das erste Gebot für Alle muß sein, daß Jeder seinen Fortschritt so im Auge halte, als ob er eben erst angefangen habe. Um dabei nicht zu ermüden, vergleiche er stets die Kürze des irdischen Lebens mit der Ewigkeit. O welch ein Wunder ist doch die unermessliche Freigebigkeit Gottes! Hienieden werden die Sachen um ihren Preis gekauft und Gleich mit Gleich bezahlt. Die Verheißung des ewigen Lebens erkaufen wir aber um sehr Geringes; denn wenn wir hundert Jahre als Asketen leben, so werden wir nicht etwa blos hundert Jahre, sondern in alle Ewigkeit einen herrlichen Platz im Reiche Gottes einnehmen, und für die vergänglichste Erde die himmlische Seligkeit, für den hinfälligen Leib einen verklärten empfangen; o meine Kinder, für Sterbliches werden wir Unsterbliches erben. Die Leiden dieser Welt sind nicht zu vergleichen mit

der Herrlichkeit, die uns wird offenbart werden. Darum, wenn ihr euch dem ascetischen Leben widmet, schlagt nur nie hoch an, was ihr Irdisches verläßt, glaubt nur nie, ihr hättet durch eure Wahl etwas Großes gethan. Wäre die ganze Welt euer und ihr verließet sie, so wäre das gegen den Himmel gehalten noch viel weniger, als ob ihr für einen Rechenpfennig hundert Goldstücke empfangt. Was ist denn ein wenig Gold, oder etwas Ackerland, oder ein armseliges Haus? in den Himmel könnt ihr es ohnehin nicht mitnehmen und ein Christ sollte nur auf die Güter Werth legen, die ihm unverlierbar sind: auf den unerschütterlichen Glauben, die Liebe, die Erkenntniß, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit gegen Arme, die Sanftmuth, die Gastfreihheit. Thun wir das, so bereiten wir uns eine Wohnung im Himmel, wie das Evangelium sagt. In diesem Bestreben ist der Herr Selbst unser Helfer. Der Sklav spricht aber nicht: Gestern hab' ich gearbeitet, darum arbeit' ich heute nicht. So dürfen auch wir nicht wännen, Gott würde uns wegen der vergangenen Arbeit die gegenwärtige erlassen. O nein! er würde wegen unserer Trägheit uns zürnen. Der unselige Judas hat ja in einer einzigen Nacht die ganze Arbeit seiner vergangenen Jahre zunichte gemacht. Damit wir nicht trüg werden, wollen wir der Worte Pauli gedenken: „ich sterbe täglich.“ (I Cor. 15, 31.) Wenn wir leben, als fürben wir täglich, so werden wir nie sündigen, Keinem zürnen, Allen vergeben, nie einen unlautern Gedanken haben. Darum, meine Kinder, schauet vorwärts, schauet nach Oben! nicht rückwärts, wie Lots Weib, das davon erstarrte. Unser Heiland spricht ja Selbst: „Keiner, der die Hand an den Pflug legt und wieder zurücksieht, ist geschickt zum Reiche Gottes.“ (Luc. 9, 62.) Dies Zurücksiehen bedeutet nichts Anderes als Abfall vom Berufe.

Zweitens bitte ich euch, meine Brüder, die Tugend nicht für etwas Unmögliches oder Entseßliches zu halten; nicht für eine fremde Sache, die ihr aus weiter Ferne holen müßtet; o nein! sie liegt in uns. Ihr Keim ist dem menschlichen Gemüth eingepflanzt und wartet dort auf unsern guten Willen.

um zu erblühen. Die Griechen reisen über Land und Meer, nach Weisheit und Wissenschaft forschend. Das haben wir nicht nöthig, um heilige Gesinnung und das Reich Gottes zu finden, denn unser Erlöser sagt: „Siehe, das Reich Gottes ist inwendig in euch.“ (Luc. 17, 21.) Wer wollte zweifeln, daß die Reinheit der Seele, wenn sie nicht mit den Makeln der Sünde sich befleckte, Quell und Ursprung der Tugend sei? Im geistigen Wesen besteht und lebt die Tugend; im sinnlichen Wesen erstirbt sie, weil sich in ihm die Seele von Gott abkehrt und eigenen Gelüsten nachgeht. Von Außen kommt uns nicht die Tugend und nicht das Laster, sondern aus dem reinen und unreinen Innern. Nun denn, so finde der Schöpfer sein Werk, wie er es zuerst gebildet, und wir, meine Brüder, wollen nicht Das verwüsten, was Gott in seiner Freigebigkeit so schön geschaffen hat.

Drittens, meine Brüder, müssen wir beständig eingedenk sein, daß wir nach dem Zeugniß des Apostels Paulus (Ephes. 6, 11—12.) „die Rüstung Gottes anziehen müssen, damit wir bestehen können gegen die Nachstellungen des Teufels. Denn wir haben nicht bloß zu kämpfen wider Fleisch und Blut, sondern wider die Oberherrschaften und Mächte, wider die Beherrscher der Welt in der Finsterniß, wider die Geister der Bosheit in der Luft.“ Auch der Satan mit seinen Engeln ist von Gott nicht böse geschaffen, sondern gut. Aber mit ihrem freien Willen empörten sie sich, wählten den Abfall und stürzten aus dem Himmel. Die himmlischen Sitze, welche sie sündlich verließen, bestimmte nun der gnadenvolle Gott den Menschen. Deshalb hegen sie wüthenden Reiz gegen uns Menschen, legen uns Schlingen und Fallstricke, bethörten unsere ersten Eltern im Paradiese und versuchen bei jedem Nachkommen Adams ihre Arglist. Der heidnische Götzendienst ist ihr Werk, denn darin finden sie eine Stütze ihres Bemühens, den Menschen um den Himmel zu bringen. Sie redeten aus den Gözenbildern und antworteten aus den Drakeln, und die Heiden, in der Blindheit der Unerlösung und in sündigen Gelüsten des Herzens lebend, glaubten ihnen und waren ihnen

unterworfen. Nunmehr aber, nach der glorreichen Ankunft des Herrn, verstummen sie auch in Bildern und Drakeln mehr und mehr und uns hat der Herr von ihnen befreit, da Er sprach: „Gehe weg von mir, Satan! denn es steht geschrieben: den Herrn deinen Gott sollst du anbeten und ihm allein dienen.“ (Matth. 4, 10.) Da Christus ihre Macht gebrochen hat, so dürfen wir uns nicht vor ihnen fürchten. Wir haben ja gute Waffen wider sie, nämlich den Glauben und ein frommes Leben. Daher fürchten die Dämonen zwar alle frommen Christen, doch vor Allen die Asceten mit ihren Fasten und Nachtwachen, ihrem Gebete und ihrem Vertrauen auf Christus, ihrer Demuth und Sanftmuth, ihrer Erhabenheit über eiteln Ruhm und Habsucht. Die bösen Geister wissen, daß Christus zu den Seinigen gesagt hat: „Siehe, ich gebe euch Macht, auf Schlangen und Scorpionen zu treten, und über alle Gewalt des Feindes, und Nichts wird euch schaden.“ (Luc. 10, 10.) Nicht umsonst setzt aber unser Heiland sogleich hinzu: „Freuet euch nicht darum, daß euch die Geister unterworfen sind; sondern freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben stehen.“ Denn das ist ein Kunstgriff des Satans: sein Bemühen, uns hochmüthig zu machen, indem er uns verborgene Dinge zeigen und lehren mögte, damit wir vor uns selbst und vor den Leuten mit der Gabe der Weissagung und der Wissenschaft prahlten, als ob sie eine Frucht unserer Heiligkeit wäre. Da liegt eine große Gefahr, weil sich der Mensch, in Folge der Sünde Adams, leicht zur Neugier und zum Stolze anreizen läßt. Gesezt auch, daß der Vater der Lüge die Wahrheit sagen und vorher sagen könnte, was nützt es uns, zukünftige Dinge ein paar Tage vorher zu wissen? Keiner von uns wird gerichtet, weil er dergleichen nicht wußte, und Keiner selig gepriesen, weil er es wußte. Durch die Erfüllung der göttlichen Gebote gehen wir in die himmlische Glorie ein und durch Uebertretung derselben verfallen wir der ewigen Strafe. Niemand darf das ascetische Leben antreten, um die Gabe der Prophezelung oder der Wunderthaten zu erlangen; wohl aber, um durch heiligen Wandel ein

Freund Gottes zu werden und mit dem Herrn unserm Helfer den Sieg über den Satan zu erlangen. Verlangt aber einmal Einer durchaus die zukünftigen Dinge vorherzuwissen, so bemühe er sich um ein reines Herz und einen reinen Sinn. Ich glaube fest, daß der gottselige Mensch, wenn er in seiner ganzen Unschuld verbleibt, sehr tiefwissend und tiefblickend wird. Eine solche Seele hat den Herrn und Er eröffnet sich ihr. So war der Geist des Elfsäus vor Zeiten, der die Gabe der Weissagung und der Wunderthat so stark besaß. Kommen also die Dämonen mit Prophezeiungen, so achtet ihrer nicht; denn sie lügen. Kommen sie mit Lobeserhebungen wegen eures strengen Lebens, preisen sie euch selig, fordern sie euch in der Larve der Heiligkeit auf, eure Fußstapfen zu vermehren, versuchen sie wohl gar, mit euch zu beten oder Psalmen zu singen: so höret sie nicht, verschließt Ohr und Auge, Herz und Geist, macht das Zeichen des Kreuzes und betet; betet beharrlich, gläubig, ruhig — und sie werden die Flucht ergreifen. Daraus könnt ihr dann erkennen, daß es keine guten Geister waren. Vernehet die Geister unterthelben; es ist nicht schwer. Wenn die Engel sich euch nahen, so geben sie ihre Gegenwart durch Stille, Ruhe und Frieden in euch kund. Solltet ihr auch einen Augenblick aus menschlicher Schwachheit erschrecken, so wird sich doch gleich Vertrauen, Wonne und Freude einstellen, denn bei ihnen ist Gott der Herr, der Ursprung und die Quelle aller Freude. Dadurch wird das Herz ganz in Zufriedenheit eingetaucht und zugleich mit übernatürlichem Lichte erfüllt; die Seele aber, entzündet vom Verlangen nach den himmlischen Gütern, möchte mit den Engeln zu den Wohnungen der Seligen eilen und die Bande des Körpers durchbrechen. Die Gegenwart böser Geister hingegen kündigt sich der Seele durch Niedergeschlagenheit und Angst an, die Gedanken gerathen in Verwirrung und Unordnung. Es stellen sich Nachlässigkeit, Traurigkeit, Furcht vor dem Tode, Abneigung gegen die Aeteten, verkehrte Sehnsucht nach Verwandten und Freunden ein; überdies Geringschätzung der Tugend, böse Begierden, Erschlaffung heiliger Grundsätze. Werdet ihr durch eine die-

her Erscheinungen in Schrecken gesetzt und sie entfernt sich, und an ihre Stelle tritt unaussprechliche Freude, Muth, Heterkeit, Erneuerung des Geistes, Sicherheit der Gedanken, Liebe zu Gott, dann vertrauet, betet, dankt; denn die Hülfe von Oben ist gekommen, Freude und Festigkeit des Geistes zeigen die Nähe eines Engels an.

Um Wunderzeichen zu thun, meine Brüder, bemühet euch also nicht. Kann einer unter euch Dämonen austreiben, besitzt er die Kraft, Krankheiten zu heilen, so darf er sich dessen so wenig überheben, als ihr ihn bewundern, oder Denjenigen geringschätzen dürft, der das nicht vermag. Bemühet euch hingegen Alle um einen guten Wandel, trachtet nach der Vollkommenheit, sucht das zu erwerben, was euch noch abgeht. Wunder zu thun ist nicht unsere Sache, sondern die Sache Gottes, das Werk seiner göttlichen Allmacht, welches er zuweilen durch uns ausführen läßt. Darum sprach unser Heiland zu denen, die sich ihrer Wunderthaten vor ihm rühmten, aber nicht voll reiner Gesinnung waren: „Ich kenne euch nicht.“ (Matth. 7, 22.) Die Wege der Unheiligen erkennt der Herr nicht an.

Ich theile euch meine Erfahrungen mit, meine Brüder, und deshalb — nicht meinetwegen! der Herr weiß es! — spreche ich von mir. Die Dämonen haben mich oft gelobt und gepriesen, und in jeder Weise versucht. Dann antwortete ich ihnen: „Nichts wird mich von der Liebe Christi trennen.“ (Röm. 8, 35.) Und dann bändigte nicht ich sie, aber der Herr. „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen,“ (Luc. 10, 18.) das, meine Kinder, bezog ich auf mich. Kernet nur Muth fassen in eurem Ascetenleben. Hört! Einst kam Satan zu mir und klagte, daß er von allen Christen und besonders von den Asceten verabscheut sei. Ich sprach: „Warum beunruhigst du sie?“ Er antwortete: Nicht ich, sie selbst sind's, die sich quälen; darum sollten sie sich selbst beherrschen und nicht mich verfluchen. Ich antwortete: „Du bist ein Sügnner von Anfang, aber eben jetzt hast du zum Erstenmal die Wahrheit gesprochen. Christus hat dich gebändigt.“ Ich

sprach den Namen Christi mit vollem Glauben aus und Satan verschwand. Ihr seht also, daß ihr euch nie zu fürchten braucht. Werdet nur nicht traurig, freuet euch immer, daß ihr Erlöste seid. Denket immer: der Herr ist mit uns, was vermögen die Feinde? — Sie kommen und nehmen die Gestalt an, in der unser geistiges Leben sich eben befindet; sie sind der Widerschein unserer Gedanken. Bist du irdischen Sinnes, so bist du ihre Beute: das ist die Strafe der unheiligen Seelen. Freuest du dich aber im Herrn, sinnest du auf Ewiges, beschäftigtst du dich mit göttlichen Dingen: so vermögen sie nichts."

So sprach Antonius zum größten Trost der Einsiedler und Derer, die es zu werden wünschten. Sie bewunderten die Gnade, die ihm in Unterscheidung der Geister gegeben sei, und der Eine erwachte aus falschem Wahn, der Andere entbrannte in neuer Liebe zu seinem Beruf, ein Dritter wurde klar in sich, ob er Ascet werden solle oder nicht, ein Vierter fühlte sich bewaffnet gegen quälende Versuchungen. Jeder fühlte eine kräftigende Ergänzung seiner Unvollkommenheit und eine Abhülfe seiner Mängel. So wurde Antonius ihre Stütze und der Haupt- und Mittelpunkt ihres geistigen Lebens. Die Felsen und Berge bevölkerten sich nun wie mit himmlischen Chören, die singend, betend, lehrend, nur nach dem Ewigen aufschauten, Eintracht und Liebe unter sich aufrecht hielten und fleißig arbeiteten, um sich wohlthätig erweisen zu können. Jeder lebte in seiner Zelle, die fast immer eine Felsenhöhle oder ein altes Felsengrab war. Keiner störte oder belästigte den Andern; Keiner that oder litt Unrecht. Es war wie ein für sich bestehendes, von der Welt ausgehobenes Land der Gottseligkeit. Diese Zellen lagen zerstreut umher und bildeten mehr ein Zellendorf, als ein Klostergebäude. Man nannte einen solchen Verein Laure. Zu Bisptr, unfern des rothen Meeres, entstand der erste und bald darauf ein zweiter, dem Nil zu, bei Arsinoe. Antonius leitete beide. In der Gemeinsamkeit der Richtung und der Leitung war dem Bedürfnis abgeholfen, welches die Worte in heiliger Schrift andeuten: „Wehe dem, der allein steht; wenn er fällt, ist

Niemand, der ihn aufrichtete.“ Hiemit war das halt- und formlose Asketenleben in eine bestimmtere Gestalt zusammengefaßt und Antonius wird als der Schöpfer dieses, des Mönchslebens, betrachtet. Mitten in einer abgestorbenen Natur erblühte nun die höchste geistige Schönheit und es konnte wohl heißen: „Wie schön sind deine Häuser, Israel! deine Zelte sind wie schattige Haine, wie ein Freudengarten am Fluß, wie Cedern am Wasser.“ (Num. 24, 5—6.) — Bei dieser Seelenleitung Anderer vergaß Antonius seine eigene Seele nicht. Gewöhnlich hielt er sich einsam in seiner Zelle auf und flocht fleißig Binsenmatten, eine Arbeit, welche ihn vom innerlichen Gebete nicht abhielt. Sein ganzes Gemüth entbrannte im heftigsten Verlangen nach den himmlischen Hütten, und oft hörte man ihn seufzen vor unaussprechlicher Sehnsucht und zugleich vor Betrübniß, daß sein menschlicher Leib noch immer Nahrung und Schlaf begehre. Selten aß er mit den Brüdern und setzte er sich auch zu ihnen, so geschah es wohl, daß er in Betrachtung versank und des Essens vergaß. Indessen rieth er den Brüdern stets, den Körper nicht so zu mißhandeln, daß er, wider den Willen Gottes, zur Arbeit untauglich werde; jedoch auch Sorge zu tragen, daß der Leib die Seele nicht überwinde, sondern daß die Seele ihre volle Gewalt über den Leib brauche und sich mit ihm, wie der Apostel Paulus sagt (II Cor. 12, 2.), bis in den dritten Himmel erhebe.

Als Maximin Dajas Christenverfolgung furchtbar in Egypten wüthete (von 305 bis 313), da sagte Antonius zu seinen Brüdern: „Kommt nach Alexandrien! laßt uns dem Siege der Martyrer bewohnen! vielleicht werden auch wir gekrönt oder es wird uns vergönnt, sie zum Tode zu begleiten.“ Dem Willen nach ein Martyrer, eilte er mit einigen Brüdern nach Alexandrien, hielt sich überall zu den heiligen Bekennern, vor Gericht, im Gefängniß, auf dem Richtplatz; aber der Bürgengel ging an ihm vorüber. Nur eine Verordnung erließen die Richter, daß sich weder Mönch noch Einsiedler in der Stadt blüßen lasse. Alle verbargen oder entfernten sich, Antonius ausgenommen. Im weißen festlichen Gewande er-



schien er am nächsten Tage auf einem erhöhten Plage, als Bekannter vor den Richterstuhl geführt wurden und ermunterte sie. Dennoch geschah ihm kein Leid; er kehrte nach dem Ende der Verfolgung in die Wüste und zu seiner alltäglichen Martir des Glaubens und Selbsts zurück. Immer länger wurden seine Nachtwachen, immer strenger seine Fasten, immer feuriger sein Gebet, immer heißer sein Verlangen, sich abzutödten. Ueber sein härenes Fußgewand legte er ein anderes von rauhem Thierfell an, doppelt qualvoll in jenem heißen Klima. Was ihn ängstigte, war der Jubrang der Menschen zu ihm, als zu einem Wunderthäter. Er fürchtete die Hoffart, die aus der ungeheuern Werthschätzung entspringen könne, welche die Leute für ihn an den Tag legten. Aus weiter Ferne kamen sie in geistlichen und leiblichen Bedrängnissen; kein Weg war zu lang und keine Reise zu unbequem; über keine Mäßseligkeit wurde geklagt, keine Gefahr schreckte ab; Meer und Wüste waren kein Hinderniß, wenn es galt Antonius zu sehen. Und doch ließ er sich zuweilen nicht vor ihnen sehen! aber er half ihnen dennoch, denn er war auf jenen wunderbaren, mystischen Tausch eingegangen, daß Gott sich ihm gab, weil er sich Gott gab. Ein Kriegsoberst Namens Martinian kam zu ihm, fand die Zelle verschlossen und bat demüthigst um Einlaß, weil er Hilfe begehre für seine vom bösen Feind besessene Tochter. Ohne die Thüre zu öffnen, antwortete Antonius: „Weshalb sprichst du mich um Hilfe an? ich bin ein sterblicher und gebrechlicher Mensch wie du. Glaubst du aber an Jesum Christum den Herrn, dem auch ich diene, so rufe Gott mit Glauben und Vertrauen an, und deine Tochter wird genesen.“ Martinian ging getröstet von dannen und seiner Tochter war geholfen.

Ein Mann aus Palästina, der Fronto hieß und auch von der Besessenheit gequält wurde, suchte Antonius auf und bat um sein Gebet. Antonius erfüllte sogleich diesen Wunsch und sagte darauf zu Fronto: „Run geh! du wirst geheilt werden.“ Der Mann wollte das nicht glauben, sondern durchaus noch länger bei Antonius bleiben; doch er sagte: „Nicht hier wirst du geheilt

werden! Betrittst du aber den Boden deines Landes, so folgt die Barmherzigkeit Gottes dir auf dem Fuße nach.“ Endlich entschloß sich Fronto zu vertrauen und heimzukehren, und die Verheißung des Antonius ging wörtlich in Erfüllung.

Trostlose Eltern unternahmen mit ihrer einzigen, von unerhörten schmerzhaften Krankheiten furchtbar gepeinigten Tochter die beschwerliche und langwierige Reise aus Tripolis im nordwestlichen Afrika zu Antonius. Als sie nach Egypten kamen und hörten, wie mühselig der Weg durch die Wüste zu Antonius sei und daß er zuweilen die Leute nicht vorlasse: da erschrakten sie und baten einige Mönche, die eben im Begriffe waren, zu ihm zu reisen, um ihre Fürsprache. Den Erfolg wollten sie bei dem heiligen Einsiedler Paphnutius abwarten, dem um des Glaubens willen in Maximins Verfolgung beide Augen ausgerissen waren. Die Mönche reisten ab und kamen zu Antonius. Doch ehe sie sich ihres Auftrages entledigen konnten, erzählte er ihnen mit allen Umständen die ganze Begebenheit und sagte hinzu: „Ich habe sie im Gebete gesehen und das kranke Mägdelein hat ebenfalls im Gebete die Versicherung ihrer Genesung erhalten. Deshalb auch soll weder sie noch sonst Jemand zu mir kommen; denn nicht ich kann gesund machen, sondern Gott allein, und zwar an allen Orten, wenn man Ihn nur recht darum bittet.“

Antonius sehnte sich so heftig nach der Einsamkeit mit Gott, daß er den Entschluß faßte, sich in die Oberthebais zu flüchten. Während er mit diesen Gedanken umging, sprach eine Stimme von Oben zu ihm: „Wohin, Antonius? was treibt dich von daannen?“ — Er wußte, welchen Stimmen er Gehör geben dürfe und welchen nicht, und erwiderte: „Ich will fliehen in die Oberthebais, weil Dinge von mir begehrt werden, die mir zu hoch sind.“ — „Nicht dorthin gehe,“ sprach die Stimme; „in der innersten Wüste wirst du Ruhe haben.“ „Wie finde ich sie?“ fragte Antonius. Die Stimme schwieg. Doch gleich darauf begegnete er wandernden Arabern (Beduinen), die zuweilen zwischen ihren Däsen in den tiefsten Wüsteneten von Egypten, des Handels wegen, hin und her

zogen. Er fragte, ob er wohl mit ihnen in die Wüste ziehen dürfe? und sie gestatteten es gern. Drei Tage und Nächte wanderte er mit ihnen. Dann kam er zu einer Stelle, die ihm sehr gefiel. Es war ein Fels, etwa tausend Fuß hoch, aus dem ein Quell aufsprudelte und als Bächlein dahinfloß. So klein es war, wuchsen doch schöne Dattelpalmen an seinen Ufern. Im Felsen war eine Höhle, gerade lang genug, daß ein schlafender Mann darin liegen konnte. Ein verborgener Eingang führte in einen engen, finstern, aufwärtssteigenden Schacht, der wiederum in zwei kleine Höhlen auf dem Gipfel des Berges auslief. Es war der Berg Solzim (jetzt von St. Antonius), eine Lagereise vom rothen Meere. Antonius machte ihn zum Paradiese der Einsamkeit. Hier verblieb er. Die Beduinen gaben ihm etwas Brot, die Palmen Datteln, das Bächlein trinkbares Wasser. Er hatte nun, was er wünschte.

Die Brüder aber bemerkten nicht sobald sein Verschwinden, als sie sich nach allen Richtungen auf Rundschau begaben und auch bald seinen Aufenthalt frohlockend entdeckten. Sie wollten ihn nun wieder in die Lauren zurückführen; allein er sagte ihnen, daß die Stimme und die Hand Gottes ihn hergewiesen hätten. Er würde zuweilen, wenn sie es wünschten, alle Mönche und Einsiedler besuchen und auch sie dürften manchmal zu ihm kommen; aber hier sei die Stätte seiner Ruhe. Die Brüder baten, ihn ab und an mit Brod versehen zu dürfen. Er wollte ihnen nicht diese Beschwerde machen und bat sie, ihm lieber etwas Getraide, einen Spaten und eine Axt zu bringen; dann wolle er schon für seinen Unterhalt sorgen. Dies geschah. Und nun begann Antonius Das in Ausübung zu bringen, wodurch seine geistlichen Söhne, die Mönche späterer Jahrhunderte, sich ein unsterbliches Denkmal gesetzt und die Dankbarkeit der Menschheit aller Zeiten und aller Gesinnungen verdient haben. Der heilige Greis machte mit eigenen Händen die Wüste urbar. Er vergrößerte die Palmenpflanzungen längs des Baches; er leitete das Wasser durch verschiedene kleine Canäle auf Stellen, die ihm günstig schienen, um

ein kleines Kornfeld und ein Gärtchen anzulegen; er bepflanzte dasselbe nach und nach mit Gemüse, mit einigen Obstbäumen, mit ein Paar Weinstöcken — nicht für sich, auch nicht für seine Brüder, Jünger und Schüler; wohl aber für die Kranken und Elenden, die ihn besuchten. Nicht ohne Anstrengung und Mühe gelang ihm dies Alles; doch er war unverdrossen und stärkte sich bei der Arbeit mit Psalmengesang. Wurde er ganz müde, so setzte er sich unter eine Palme und flocht mit großem Eifer und stets innerlich betend aus den Fasern und Blättern der Palmen Körbe, die er seinen Jüngern schenkte, wenn sie ihm zuweilen Oliven und Del brachten, um seinen mehr und mehr hinfälligen Leib ein wenig zu stärken.

Anfangs thaten ihm die wilden Thiere viel Schaden in seinen kleinen Anpflanzungen; namentlich wilde Esel. Sie waren gewohnt aus dem Bache zu trinken, kamen und weideten ihm seine Saat und sein Gemüse ab. Da ergriff er einst ganz sanft eines dieser Thiere und sagte: „Warum esset ihr, was ihr nicht gesäet habt? und warum thut ihr mir Schaden, da ich euch doch nicht beschädige? geht, im Namen Gottes und kommt mir nimmer wieder.“ Fortan belästigten sie ihn nicht mehr. Die satanischen Versuchungen dauerten übrigens immer fort und der vielgeprüfte Streiter Christi durfte keinen Augenblick die geistlichen Waffen, die er seinen Brüdern empfahl, aus der Hand legen. In diesem beständigen Kampf ging seine Seele durch eine solche Läuterung, daß sie sich oftmals zum Vorrecht der seligen Geister erschwang und zu einem Wissen, Erkennen und Schauen in Gott emporstieg. Dann sah er die Dinge in ihrem innersten Zusammenhang, die Folgen in ihrem ersten Grunde; alle Zeit in steter Gegenwart, alle Räumlichkeit in ihrem Centrum.

Einst erhob er sich eilig vom Gebet und sprach zu zwei Jüngern, die eben bei ihm waren: „Nehmt eine Flasche voll Wasser, meine Söhne, und eilt in die Richtung gen Egypten; denn ich habe dort einen unserer Brüder in großer Gefahr gesehen vor Durst zu verschmachten. Ein Anderer liegt

bereits als Leichnam auf dem Sande. Etlet!“ Die bestürzten Jünger machten sich sogleich auf den Weg, hatten aber eine volle Tagereise zu machen, bis sie den verschmachtenden Bruder und die Leiche fanden. Ein anderes Mal saß er im Kreise vieler Mönche auf dem Gipfel seines Berges und unterhielt sie von den Dingen der Ewigkeit. Und als er seine Augen zum Himmel aufhob, da sah er einen Reigen von heiligen Engeln herabschweben und eine Seele in Empfang nehmen, die von der Erde abscheidend zu ihnen emporstieg. Antonius blickte wie verklärt in diese selige Vision hinein, und da Schauen und Erkennen eins und dasselbe ist für die Verklärten, so wußte er, was dies Gesicht bedeutete, und sprach nach einiger Zeit zu seinen erwartungsvollen Zuhörern: „Unser Bruder Ammon zu Nitria ist so eben aus diesem Leben geschieden und zu den ewigen Freuden eingegangen.“ Nitria lag in Unteregypten, unsern des Sees Mareotis, wenigstens dreizehn Tagereisen vom Berge Golzim, und es hatte sich dort ein außerordentlich zahlreicher Mönchsverein gebildet, in welchem zwischen vielen Anderen auch Ammon glänzte, besonders durch seine erstaunlichen Wanderzeichen, die ihn in ganz Egypten als ein heiliges Werkzeug Gottes berühmt gemacht hatten. Nach geraumer Zeit traf aus Nitria die Botschaft ein, daß Antonius Tag und Stunde von Ammons Ableben ganz genau gesehen habe.

Um das Jahr 340 etwa hatte Antonius eine Vision minder trostreicher Art. Er saß vertieft in Betrachtung, seufzte oft und tief, erhob sich zitternd von seiner Arbeit, warf sich auf die Knie und verweilte lange, lange im Gebete. Als er sich endlich wieder aufrichtete, hielten ihn die geängstigten Brüder, ihnen zu sagen, was ihn so sehr betrübe. Aus seinen Augen strömten Thränen und wehklagend sprach er: „O meine Kinder, was habe ich gesehen! der Zorn des Herrn ergießt sich über die Kirche! sie kommt in die Gewalt von Menschen, welche unvernünftigen Thieren gleich sind. Ich sah den heiligen Altar umringt von Maulthierern, die gegen ihn ausschlugen und den Tabernakel mit dem, was darin stand, umwarfen;

und eine Stimme sprach: „Mein Altar wird entheiligt werden.“ Dann aber tröstete der liebevolle Geist auch wieder die jagenden Brüder, sagte ihnen, der Zorn Gottes würde nachlassen und die Kirche im erneuten Glanze leuchten; nur müßten sie sich hüten vor der Ketzerei der Arianer. Nicht zwei Jahre vergingen nach dieser Vision und die Kirche Gottes zu Alexandrien wurde von der arianischen Verfolgung wild und grausam heimgesucht.

Auch andere Aufschlüsse gab ihm Gott zum Heile der Seelen. Die Brüder fragten ihn einst, wie es der menschlichen Seele wohl gehen möge, wenn sie den sterblichen Leib abgelegt habe? In der folgenden Nacht weckte ihn eine Stimme und sprach: „Antonius, steh auf! gehe hinaus und schaue.“ Er gehorchte, trat vor seine Zelle und sah einen Riesen, der auf der Erde stand und dessen Haupt bis zu den Wolken reichte. Er sah auch geflügelte Gestalten, die sich von der Erde über die Wolken hinauf zu schwingen suchten, aber die gewaltige Hand des Riesen suchte sie sämmtlich zurückzuhalten. Bei Einigen gelang es ihm; er schmetterte sie zu Boden; bei Anderen nicht und sie flogen empor. Der Riese und die Gefallenen knirschten dann mit den Zähnen; Jene aber frohlodeten. Die Stimme sprach: „Antonius, merke dir dies.“ Und er verstand, daß der Satan nur die Seelen an ihrer Himmelfahrt hindern könne, die er hienieden schon zum Abfall gebracht und daß er den heiligen Seelen nichts anhaben könne. Solche Gesichte entflammten ihn immer mehr zur vollkommenen Liebe, und um diese auch in den Brüdern zu entzünden und ihnen Lust zu Leid und Entfagung, Muth zu Kampf und Beharrlichkeit zu geben, theilte er ihnen seine Visionen mit. Für sich selbst nahm er sie, wie seine Versuchungen, gelassen in Gott hin, ohne sie zu wünschen, noch sich ihrer zu erfreuen. Er wußte wohl, wie gefährlich für den Hochmuth der sündigen Natur die ungewöhnlichen Wege im Geistesleben sind. Priestern gegenüber vergaß er nie, daß sie durch die heiligen Weihen einer andern Ordnung der Gnaden angehörten, als er, der schlichte Laie. Obwohl er in einem seltenen Grade die Sal-

bung des heiligen Geistes empfangen hatte und, als Christ, ein König und ein Priester war: so kam es ihm doch nie in den Sinn, das Wort des Apostels Petrus (I. 2, 9.) vom „königlichen Priesterthume“ so zu deuten, als ob er jetzt in der Welt Macht und Ansehen eines Königs und in der Kirche die Machtvollkommenheit eines Priesters habe. Wohl soll der Christ ein König sein; aber im Reich der Ewigkeit, wo Krone und Thron ihn erwarten. Wol soll er ein Priester, ein Opferer sein; aber geistiger Weise, indem er täglich sich selbst opfert und nur Sinn für das Heiligste hat. Das „königliche Priesterthum“ eines jeden Christen besteht darin, daß er mit einer geheiligten Seele nach dem Höchsten strebe. Antonius legte seine Ehrfurcht vor den Priestern nie bei Seite. Von den Bischöfen empfing er demüthig den heiligen Segen. Besuchten ihn Geistliche oder traf er mit ihnen zusammen, so bat er sie, die üblichen Gebete zu sprechen, anstatt es selbst zu thun. Jungen Diakonen gab er wohl die Rathschläge, welche sie von ihm begehrt; doch er suchte auch wiederum von ihnen Nützliches zu lernen und freute sich dessen.

Inzwischen ließen die Mönche dem Antonius keine Ruhe: er mußte von seinem Berge herab und ihre Lauren besuchen. Er war in Bispir, in Arsinoe; auch bei den Einsiedlern, die nicht in Lauren lebten, sondern in vereinzelter Zellen. So kam er an die Grenzen des bewohnten Landes und seiner Heimath nahe. Da ward ihm die Freude, seine Schwester wieder zu sehen, die auch schon hochbejahrt und immer im jungfräulichen Stande geblieben, jetzt Vorsteherin eines Vereines von Jungfrauen war, welche ein gemeinsames ascetisches Leben führten, das erste Nonnenkloster bildeten. Des Volkes Zulauf zu Antonius war unbeschreiblich. Er heilte, ermahnte, tröstete, bekehrte, lehrte, betete. Und während er in dieser Weise „wohlthuend weiter ging“ und liebreich Heil und Segen um sich verbreitete, sehnte er sich nur nach seinem stillen Berge in der Wüste und schmachtete so glühend nach der Einöde, wie ein dem Zeitlichen zugewendeter Mensch nach der Welt. Gleich einem aus großer Gefahr Entkommenen floh er freudig in die

Einsamkeit zurück, als seine Gegenwart nicht mehr durchaus nothwendig war. Ein vornehmer Mann war einst ganz eingenommen durch sein heilfames und anmuthiges Gespräch und bat, Antonius möge ihm noch länger Gelegenheit geben, sich daran zu erbauen. Doch Antonius entgegnete: „Das kann ich nicht wohl! Wie der Fisch in's Wasser gehört und auf dem Trocknen stirbt, so gehört der Mönch in seine Zelle. Durch zu langes Verweilen in der Weltluft läuft er geistiger Weise Todesgefahr, weil seine Vorsätze und sein Streben gar leicht unter ihrem Einfluß erschlaffen.“

Kaiser Constantin hörte von diesem großen Freund Gottes und erließ aus seinem goldenen Byzanz ein Schreiben an ihn in die Wüste mit der demüthigen Bitte um gute Rathschläge und Gebet. Dasselbe thaten seine Söhne Constans und Constantius. Antonius war weder geschmeichelt noch befremdet über die kaiserliche Huld und hatte gar nicht Lust die Briefe zu beantworten, indem er sagte, er verstehe nicht nach Art und Weise der Welt zu schreiben. Die Brüder aber redeten ihm zu, es zu thun; die Geringschätzung könne vielleicht den gütigen Kaiser beleidigen. „So will ich es thun!“ sprach Antonius. „Aber wundert und freut euch nur nicht, daß die Könige dieser Welt mir geschrieben haben; sie sind sterbliche und sündige Menschen wie wir. Daß Gott Selbst uns durch seinen eingebornen Sohn sein heiliges Gesetz vorgeschrieben hat, darüber wollen wir uns freuen und wundern.“ Dann antwortete er, wie es sich für einen heiligen und demüthigen Einsiedler schicke, dem nichts am Herzen liegt, als die Ehre Gottes und das Heil der Seelen bei Königen und bei Völkern.

Wie in den Kaiserpalast drang auch sein Ruf in die Hörsäle der heidnischen Weltweisen. Zwei von ihnen machten sich auf zum Berge Solzim. Antonius gewährte die Ankommen und sah im Geiste, wer sie wären. Daher fragte er sogleich durch den Dolmetscher, der sie begleitete: „Weßhalb unternimmt ihr weisen Männer den mühsamen Weg zu einem alten Thoren, wie ich bin?“ Sie antworteten, er



sei kein Thor, sondern ein Weiser. Da entgegnete er: „Es wäre auch nicht der Mühe werth, zu einem Thoren zu kommen! Glaubt ihr aber, daß ich die Weisheit besitze, so bemühet euch, sie zu erkennen und ihren Lehren zu folgen. Wäre ich mit solchem Glauben zu euch gekommen, so würde ich euren Lehren folgen. Da ihr aber zu mir, als zu einem christlichen Weisen kommt, so werdet denn auch, was ich bin: katholische Christen.“ Ueber diese schlichte und kluge Logik wunderten sich die Weltweisen undkehrten wieder zu ihren philosophischen Schulen und Systemen zurück. Und wieder einmal kamen andere Philosophen, die ihn aber nicht für weise, sondern für äußerst beschränkt hielten, weil er weder lesen noch schreiben konnte. Mit großer Geringschätzung legten sie ihm einige Fragen wegen seiner Unwissenheit vor. Antonius antwortete: „Sagt mir, ich bitte euch, was war zuerst: Verstand oder Buchstaben? Hat demnach der Verstand den Buchstaben, oder hat der Buchstabe den Verstand erfunden?“ Als sie erwiderten, der Verstand habe die Buchstaben erfunden, sagte Antonius: „Wohlan! wer also Verstand hat, braucht keine Buchstaben.“ Diese Antwort gefiel ihnen ungemein, denn er hatte eine so feine Art sich auszudrücken und war dabei so freundlich und heiter, daß Niemand ihm zürnen oder ihn beneiden konnte, Jeder ihn lieben mußte. Dennoch aber hielt sich die Weisheit der heidnischen Welt nicht für überwunden! Einige der gelehrtesten, in Kunst und Wissenschaft bewandertesten Männer zogen gleichsam an das Ende der Welt, um diesen Einfältigen in der Wilbniß aufzuklären und ihm „die Thorheit des Kreuzes“ zu beweisen. Mit diesen sprach er ausführlicher, ernster; ging mit ihnen ihre Götterlehren durch, zeigte ihnen deren widersinnige Unhaltbarkeit und empörende Unsittlichkeit; ging dann auf die christliche Lehre über und sagte: „Entweder ihr glaubt, was unsere heiligen Schriften sagen, oder ihr glaubt nicht. Glaubt ihr nicht: so dürft ihr das Kreuz nicht lästern, denn ihr erkennt es ja gar nicht an. Glaubt ihr aber, weshalb bleibt ihr dann bei dem Kreuze stehen, statt weiter zu gehen zur Auferstehung, zur Himmel-

fahrt? Die Schmach des gekreuzigten und die Herrlichkeit des auferstandenen Sohnes Gottes bezeugt eine und dieselbe Schrift. Leset sie in Einfalt und ihr werdet sehen, daß Alles, was Christus gethan und gewirkt hat, ihn als Gott ausweist, der zum Heil der Menschen unter uns wohnt.“ Die Philosophen plauderten lange und viel und thaten leere Luftstreiche mit ihren Sophismen. Da antwortete Antonius lächelnd: „Ihr pocht auf eure Beweisführung und verlangt, daß auch wir nicht ohne Beweise Gott verehren. Wohlan! sagt mir: wie wird die richtige Erkenntniß der Dinge und vor Allem die Erkenntniß Gottes erlangt? Ist sie eine demonstrative Kenntniß oder eine unmittelbare, aus der Kraft des Glaubens entsprungene Kenntniß? Ist die Erkenntniß durch Begriffe oder durch Kraft des Glaubens ursprünglicher?“ Die Philosophen entgegneten: „Die Erkenntniß durch Kraft des Glaubens ist die ursprüngliche.“ — „Richtig habt ihr geantwortet!“ sprach Antonius. „Denn der Glaube entspringt aus einer unmittelbaren Richtung der Seele auf Göttliches, und die Dialektik ist nur die Kunst, durch Reflexion und Abstraction Schlüsse über das Göttliche zu machen. Wer also die Kraft des Glaubens hat, dem ist diese Kunst nicht nothwendig, vielleicht sogar überflüssig; denn was wir durch den Glauben erkennen, das versucht ihr durch Begriffe zusammen zu stellen und vermöget doch nicht einmal, das in Begriffe zu fassen, was wir erkennen. Daher ist die Erkenntniß durch den Glauben erhabener und sicherer, als die durch eure sophistischen Schlüsse. Also nicht auf solcher Weisheit ruht unser Heiligthum, sondern auf der Kraft des Glaubens, der uns durch Jesus Christus von Gott gegeben wird. Daß unsere Lehre wahr ist, ergibt sich daraus: seht! ohne Wissenschaft glauben wir an Gott und erkennen aus seinen Werken seine allwaltende Vorsehung. Wie kräftig wir sind, die wir uns durch den Glauben auf Christus stützen, und wie schwächlich ihr seid mit eurem sophistischen Wortgezänk, erseht ihr auch daraus, daß ihr durch dasselbe Niemand vom Christenthume zu euch hinüber zieht und den Fortgang der Lehre Christi nicht hemmt.

Wo sind eure Orakel? Wo die ägyptischen Zaubereien? Wo die Gaukeleien der Magier? Wann hat das Alles aufgehört? Mit der Erscheinung des Kreuzes Christi! Ist das nicht wunderbar? Eure Religion wurde nie verfolgt, erbt sie von selbst fort; die unsere wurde verfolgt und dennoch blüht sie reicher und gesegnet als die eure. Wann wurde so der Tod verachtet, als mit der Erscheinung des Kreuzes Christi? Wann zeigte sich so die Tugend der Jungfräulichkeit? Schauet auf die Martyrer, die um Christi willen den Tod verachten; schauet auf die Jungfräulichen der Kirche, die um Christi willen sich rein und unbefleckt an Leib und Seele bewahren; sie geben euch die Antwort: aus der Gewalt des Kreuzes Christi sind sie hervorgegangen. Euer gerühmtes Werk verfällt, der Glaube an Christus aber, geschmäheth von euch, verfolgt von den Kaisern, erfüllt den Erdbreis.

„Dies sei genug, um zu zeigen, daß der christliche Glaube allein die wahre Religion sei. Sehet! ihr selbst habt keinen Glauben und sucht nur immer, wie ihr Dies und Jenes beweisen könnt. Glaubet also! Dann werdet ihr erfahren, daß nicht Sophistik, sondern der Glaube, der durch die Liebe wirkt, unsere Sache ist. Habt ihr Glauben und Liebe, so werdet ihr keine Beweise suchen, sondern den Glauben an Christus für genügend durch sich selbst halten.“

Es befanden sich gerade einige Personen bei Antonius, die er von ihrem traurigen Zustande befreien sollte. Es waren Besessene. Dieser Zustand, dessen die heilige Schrift oft erwähnt, kam in den ersten christlichen Jahrhunderten nicht selten zum Vorschein. Die Mächte der Finsterniß verschanzten sich zur Behauptung ihrer Herrschaft und ihres Widerstandes gegen die Gnade in mannigfachen Formen und Erscheinungen. Die Erlösung machte den durch sie wiedergeborenen Menschen nicht bloß sichtlich zu einem Kind Gottes, sondern wirklich zu einem lebendigen Tempel des heiligen Geistes, in welchem, gemäß der Verheißung des Herrn, „Er Selbst und der Vater Wohnung nahmen“ und ihn wieder zum Gottesbilde umschufen. Diesem Reich des Lichtes, des Heiles und der

Heiligkeit gegenüber suchte die alte Schlange ihr Reich zu behaupten und ihren Sitz in der unerlösten sündigen Creatur aufzuschlagen. Und wie der Mensch in der Gnadenordnung zum Ebenbilde Gottes erhoben wird, so sinkt er außerhalb derselben zu dessen Herrbild herab, und wird dem unheiligen Geiste ähnlich, der in ihm Wohnung genommen hat. Die Beseffenheit nahm verschiedene Formen an, stürzte ihre Opfer bald in unterthierische, bald in verkehrt geistige Zustände, bald in geheimnißvolle, entsetzliche Krankheiten des Leibes, bald in namenlose Qualen und Verzweiflungen der Seele. Diese Leiden, obzwar unaussprechlich groß für Die, welche ihnen unterworfen waren, waren doch nur ohnmächtige Empörungen der Schlange gegen den Schlangenzertreter, waren Ausprägungen ihres Giftes gegen seine Ferse in dem Augenblicke, als Er ihr den Kopf zert. at. Seine Lieblinge, die Heiligen, setzten sein Werk auch in dieser Beziehung fort, wenn es Ihm gefiel, sie dazu zu brauchen; und in dem Zeichen des heiligen Kreuzes, von welchem alle Gnaden ausströmen, und im allerheiligsten Namen Jesu, „vor dem sich alle Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde beugen,“ gab Er dem Antonius die Macht, Beseffene von dem bösen Geiste, der sie peinigte, zu befreien. Dies geschah auch gerade zu jener Zeit, als die Klugen der Welt ihn von ihrer höheren geistigen Erkenntniß zu überzeugen suchten. Aber sie verstummten und bekannten, es sei ihnen sehr lieb, diesen wunderbaren Weis gesehen und gesprochen zu haben.

Höchst selten ereignete es sich, daß Jemand eine Warnung oder Ermahnung des Antonius verachtete. Kaiser und Statthalter, Krieger und obrigkeitliche Männer, Bischöfe und Priester, Vornehme und Geringe, Geistliche und Laien, Alle ehrten ihn. Die Arianer allein verachteten ihn. Das war auch ganz in der Ordnung, denn sie verachteten Christus. Arius, der Häresiarch des Jahrhunderts, lehrte: der Sohn sei nicht eines Wesens mit dem Vater, sondern nur dessen erstes Geschöpf. Aus dieser Lehre folgte von selbst die Längung des heiligen Geistes; denn der heilige Geist geht, wie

die katholische Kirche lehrt, vom Vater und Sohne aus. Folglich leugnete Arius das Grundmysterium des christlichen Glaubens, das Dogma der heiligen Dreifaltigkeit; und folglich hatte er aufgehört, Christ zu sein. Wie das aber häufig den Häretikern geht: sie sind keine Christen, sie halten nichts vom Christenthum; aber sie fügen zu der Verläugnung die Lüge und behaupten, sie wären Christen, sie behielten ja das Wesentliche des Christenthumes bei und verschmähten nur das Unwesentliche: so machte es auch Arius. Hätte er seine Lehre in ihrer ganzen öden Erstorbenheit nackt hingestellt, so wären Alle vor diesem Gerippe und dessen Todesluft geflohen; darum galt es, die Kurzsichtigen und Gedankenlosen zu fangen! und Arius that es, indem er behauptete: der Sohn Gottes, ob schon nicht gleichen Wesens mit dem Vater, sondern nur dessen Geschöpf, sei dennoch Gott. Durch diese Behauptung war Arius nicht bloß ein Irrlehrer, nicht bloß unchristlich, sondern er lehrte geradezu die Vielgötterei und den Götzendienst, indem er neben Gott einem Geschöpfe göttliche Ehre und Anbetung zusprach. Dies Alles wollten aber seine Beschützer und seine Anhänger nicht bemerken. Die Leidenschaften der Menschen machten sich aus dem Glauben ein bequemes Maskenkleid; Intriguen und Parteiungen, weltlicher Sinn und Unverstand suchten auch auf diesem Gebiete, wie immer und überall, nur die Befriedigung ihrer Selbstsucht, und so wurde der Arianismus eine Geißel, welche während zwei Jahrhunderten der Kirche Gottes blutige Wunden schlug. Seine Bekämpfung erfüllte das ganze Leben des heiligen Athanasius des Großen, der im Jahre 341 seinen Patriarchenstuhl zu Alexandrien verlassen mußte, weil der arianische Bischof Gregor, mächtig beschützt und umgeben, und verstärkt durch den ganzen Anhang der Heiden und Juden von Alexandrien, sich des Sitzes des heiligen Evangelisten Marcus bemächtigte. Athanasius, einer der erhabensten und größten Geister nicht nur seiner Zeit, sondern in der Weltgeschichte, war ein inniger Freund, Bewunderer, Schüler und Anhänger des Antonius und schrieb, er, ein Fürst des Geistes! das Leben dieses Armen im Geiste, dieses

ungelehrten, forschlechtenden Einsieblers, weil er in ihm einen lebendigen Nachfolger Jesu sah. Und da Antonius dies wirklich war, so war es auch ganz in der Ordnung, daß die Arianer ihn verachteten; denn zwischen Christus und Belial kann keine Gemeinschaft bestehen. Heilige und unheilige Seelen, ein Athanasius und ein Arius, können nicht einen und denselben Gegenstand der Verehrung und Liebe haben.

In Alexandrien herrschte eine neue Art von Christenverfolgung. Kaum dreißig Jahre waren seit jener verfloßen, die Maximin Daza betrieb, und schon wieder brach der Wolf in die Herde ein. Diesmal im Schafskleide, so recht einer von denen, die der Heiland warnend vorhersagt. Der Arianismus wüthete gegen die Kirche. Der arianische Statthalter Philagrius nahm mit Freuden den Bischof Gregor auf, den eine arianisch gesinnte Synode zu Alexandrien, zum höchsten Schmerz und Befremden der egyptischen Katholiken, als ihren Patriarchen ihnen octroirte. Sie wendeten sich mit Abscheu von dem Eindringling ab und wollten nicht ihre Gotteshäuser ihm und seinem Anhange übergeben. Da stiftete Philagrius den jüdischen und heidnischen Pöbel, der in der großen Handelsstadt überaus zahlreich war, durch Hoffnung auf Beute an, die Kirchen zu verwüsten und zu plündern. Im Jahre 341, in der Woche des heiligen Leidens, wurde Christus in den Seinen mit Schmach bedeckt und an's Kreuz geschlagen. Wilde, heutelustige Haufen, mit Schwertern und Knütteln bewaffnet, drangen in die Kirche des hell. Quirinus, fielen über die Gläubigen her, verwundeten die Einen, tödteten die Anderen, schleppten Viele in's Gefängniß, überließen sich jeder Bgellofigkeit. Einige Mönche, die zum Osterfest aus der Wüste gekommen waren, zertraten sie mit Füßen; Gott geweihten Jungfrauen rissen sie die Schleier ab und geißelten sie bis auf's Blut. Weiber wurden mit Fäusten geschlagen, Priester mißhandelt und mit Ruthen gestrichen, um sie zur Verläugnung Christi zu bewegen. Die Hostien wurden umhergestreut und auf dem Altare des heiligen Opfers Vögel und Lannenzapfen den Götzen dargebracht, während heidnische

Hymnen mit Lästerungen Christi abwechselten. Dann stiegen Heiden und Juden in das Taufbecken und begingen Greuel, verbrannten zuerst die heiligen Schriften, dann den Altar, raubten, was sie fanden an Wein, Del, Kerzen, und rissen endlich Gitter und Thüren aus. Das Alles ließ Gregor zu. Ja, am heiligen Charfreitag erneuerten sich die Frevler unter seinen Augen und mit seiner Billigung. Denn als er mit Philagrius in eine Kirche kam und die Gläubigen mit Abscheu vor ihm flohen, anstatt um den bischöflichen Segen zu bitten, da ließ er auf der Stelle vierunddreißig Personen ergreifen, öffentlich mit Ruthen schlagen und in Fesseln legen. Unter ihnen war eine Jungfrau, die eben den Psalter betete und während der schmachvollen Mißhandlung ihn nicht aus der Hand legte, noch die Augen davon aufschlug. Auch am Oftertage wurden viele Katholiken in die Kerker geworfen und Philagrius, der Statthalter, strafte die lauten Klagen der Gläubigen, als ob sie die Verbrechen begangen hätten und behandelte sie mit schöner Grausamkeit, wenn sie vor seinem Richterstuhl um Gerechtigkeit baten. In dieser Weise nahm Gregor Besitz von allen Gotteshäusern Alexandriens und die Katholiken mußten, um keine Kirchengemeinschaft mit den Arianern einzugehen, auf allen öffentlichen Gottesdienst verzichten, ohne den Trost zu haben, sich still in den Häusern versammeln zu dürfen, wie in heidnischen Verfolgungszeiten. Denn eifrige Späher Gregors schlichen unausgeseht umher und brachten dem Philagrius sogleich die Kunde solcher Versammlung, die dann mit Mißhandlungen auseinander gesagt und mit Gefängniß gestraft wurde. Sogar die Priester, welche zu Kranken mit den heiligen Sterbesacramenten sich begaben, wurden belauert und, wo möglich, daran verhindert.

Nachdem die Kirche zu Alexandrien unterdrückt war, machten Gregor und Philagrius zu demselben Zweck eine Reise durch das ganze Patriarchat und nahmen einen Dritten mit, der ihrer Gesellschaft würdig war, Valacius, den Oberfeldherrn der Truppen. Bischöfe, grau geworden im heiligen Amte und dessen Sorgen, wurden entsezt und zu niedrigeren

öffentlichen Arbeiten verurtheilt. Bischof Botamon, der hochbejahrte Greis, der heilige Bekenner, dem die Folter der heidnischen Verfolgung ein Auge ausgerissen hatte, wurde dermaßen geschlagen, daß er an den Wunden starb. Einsiedler und Mönche, Priester und Laien, Frauen und Jungfrauen wurden verhaftet, mit Ruthen gezeißelt und dann ermahnt, in die Kirchengemeinschaft der Arianer einzutreten. Gar oft hatte Antonius Statthalter, Richter und Kriegsoberste aufgefordert, mild und barmherzig in ihrem Amte zu sein, Gefangene freizulassen und selbst Schuldige nicht allzu hart zu strafen. Da es sich jetzt um ganz Unschuldige und Wehrlose handelte, schrieb er mehrmals bittend an Gregor; doch umsonst. Endlich auch an Valacius, der Jungfrauen und Einsiedler hatte entkleiden und zerzeißeln lassen. „Ich sehe den Zorn Gottes über dich kommen,“ schrieb Antonius. „Er ist dir nahe. Damit der ewige Untergang, der dich bedrohet, dich nicht ereile, so höre auf, die Christen zu verfolgen.“ Valacius lachte, warf den Brief zu Boden, spie darauf, schmähte den Ueberbringer und ließ durch ihn dem Antonius sagen: „Da du ein Einsiedler bist und dich ihrer annimmst, so werde ich auch über dich kommen.“ Nach einigen Tagen ritt Valacius mit dem Statthalter aus und wurde plötzlich von dessen Pferd so heftig in's Bein gebissen, daß er an den Wunden starb.

In dieser Zeit hatte Antonius die Versuchung zu glauben, noch nie sei irgend Jemand ein so treuer und vollkommener Diener Gottes gewesen, als er. Wie er darüber zur Einsicht und zu Paulus kam, mit welcher Liebe diese beiden, so unmittelbar, so ungewöhnlich und so liebevoll von Gott geführten heiligen Patriarchen sich begrüßten, um sich gleich darauf für die Erde zu trennen, ist im Leben des heiligen Paulus berichtet. Antonius kehrte von ihm auf seinen geliebten Berg zurück und setzte noch dreizehn Jahre sein gnaden- und segensreiches Leben fort. Aller Leidenden und Gebrückten nahm er sich so sehr an, daß man hätte glauben können, er selbst trage all' dies Leid. Er war wie ein Arzt für ganz Egypten. Wie



zu einer Heilquelle wanderten Alle zum Berge Golzim. Alle Leidenschaften, alle Schmerzen, alle Nöthen verloren ihren Stachel bei Antonius. Kamen Betrübte, so gingen sie in Freuden fort. Kamen muthlose Arme, er lehrte sie den Reichtum verachten. Kamen Weinende, klagend um ihre Todten, er stillte ihre Thränen. Kamen Zürnende, mit Haß und Feindschaft im Herzen, er stiftete Frieden. Kamen Mönche mit matter Seele, mit hinsinkender Kraft, er richtete sie auf und befestigte sie in erneuerten guten Vorsätzen. Kamen Jünglinge, fliehend vor den Verlockungen der Welt, er flößte ihnen Verachtung derselben ein. Kamen Jungfrauen, für die schon Brautfranz und Hochzeitsfeste bereitet wurden, sie sahen Antonius und die irdische Liebe erstarb vor der himmlischen und sie bereiteten ihre Seelen zum Brautfest des Lammes. Kamen Gequälte, gequält von Krankheit, von Elend, von Versuchungen, von Dämonen, von bösen oder traurigen Gedanken, von den tausend und tausend inneren und äußeren Drangsalen, an denen das Leben der Erde so reich ist, Antonius wußte Rath, Antonius schaffte Ruhe. Vermöge seiner Gabe, die Geister zu unterscheiden, erkannte er genau die inneren Bewegungen eines Leben, seine vorherrschende Richtung, seine Neigung, das, was ihn anzog. Danach richtete Antonius seinen Trost und seine Mittel ein und Keiner vermogte ihn zu hintergehen oder zu täuschen.

So gelangte er bis zum höchsten Greisenalter und die Nähe seines Abscheidens ward ihm von Gott offenbart. Müdig und heiter verließ er noch einmal seinen geliebten Berg und erschien in den Lauren, alle durchwandernd, prüfend, ordnend. Die Freude der Mönche über seinen Besuch verwandelte sich aber in Betrübniß, als Antonius ihnen mit unaussprechlicher Heiterkeit der Seele verkündigte, er sei jetzt zum letzten Male gekommen. „Ich glaube nicht, liebe Kinder,“ sagte er, „daß ich euch auf dieser Welt je wiedersehen werde; denn ich bin 105 Jahre alt und es neigt sich die menschliche Natur ihrem Ende zu. Betrübt euch nicht, denn ich reise mit großer Freude aus der Fremde in die Heimath. Denkt aber

stets daran, daß ihr Täglicherbende seid und euch rein von jeder Befleckung halten sollet, um ebenfalls euch zu freuen auf eure Heimkehr in's Vaterland. Um euch in dieser Reinheit zu erhalten, gibt es nur ein Mittel: den festen Glauben an unsern Herrn Jesum Christum, an die Lehren der heiligen katholischen Kirche und an die Traditionen der Väter, wie ihr sie aus heiliger Schrift und aus meinen Ermahnungen überliefert bekommen habt. Von Irrlehrern und Irrgläubigen haltet euch gänzlich fern. Wie sie auch heißen mögen, Arianer oder Meletianer oder sonstwie, fliehet sie, denn sie sind nicht in der Wahrheit, nicht in der Liebe. Laßt euch auch nicht irre machen und fürchtet euch nicht, wenn ihr seht, daß die Mächtigen der Welt, Fürsten und Obrigkeiten, die falsche Lehre in Schutz nehmen. Das ist nur ein menschlicher und irdischer Schutz, und er wird untergehen sammt der Lüge, die er aufrecht zu halten sucht."

Die Brüder ergossen sich in Thränen und Wehklagen, daß er nicht in ihrer Mitte bleiben und ihnen nicht bis zuletzt den Trost seiner Anwesenheit und seiner Ermahnungen gönnen wolle. Aber die Einsamkeit mit Gott war der durchgehende Zug seines Lebens gewesen und diese überirdische Sehnsucht führte ihn nach seinem Berge zurück, um dessen Fuß ein kleines Paradies, das seine fleißige, gesegnete Hand geschaffen hatte, erblüht war, so daß ein kleines seliges Land diesen festigen Menschen umgab. Auch war damals in Egypten noch der alte Gebrauch üblich, die Leichen zu Mumien auszutrocknen und sie unbeerdigt in Grabkammern, zuweilen sogar Jahre lang in Häusern aufzubewahren. Diesen Gebrauch, dem sich so leicht etwas Unheiliges beimischen konnte, verabscheute Antonius. Er hatte oft gegen ihn geeifert und fürchtete, die Mönche könnten aus verkehrter Härtslichkeit seinem Körper nicht die Ruhe im Grabe gönnen, die doch durch den heiligen Leichnam Jesu auch geheiligt worden war. Er nahm väterlichen Abschied von ihnen und kehrte nach seiner Zelle zurück. Es war üblich, daß sich in der Nähe solcher hochbetagten Greise ein oder zwei junge Mönche niederließen, theils um mit einiger

Pflege bei vorkommender Krankheit oder Schwäche ihnen zu dienen, theils um den Vorthell ihres Beispiels, ihrer Lehren zu genießen. So hatte denn auch Antonius seit fünfzehn Jahren zwei Jünger in seiner Nähe, die er mit großer Liebe zum geistlichen Leben anführte. Pelusian und Isaaß, von denen der letztere in fremden Sprachen wohl bewandert und sein Dolmetsch war. Er berief sie zu sich, als nach wenigen Monaten eine Krankheit ihn überfiel, und machte sie zu seinen Testamentsvollstreckern. Er wollte von ihnen an einem Orte begraben werden, der nur ihnen und sonst Keinem bekannt sei: „denn ich vertraue auf Gott,“ sagte er, „daß bei der allgemeinen Auferstehung mein Leib auch ohne Einbalsamirung auferstehen werde.“ Dem heiligen Athanasius vermachte er eine seiner Meloten (Schaffell), dem Bischof Serapion, der ebenfalls ein tapferer Bekenner des Glaubens und Streiter der Kirche war, die andere Melote; den beiden Jüngern sein härenes Bußkleid. Dann sagte er: „Kindlein, ich gehe jetzt den Weg der Väter. Gott ruft mich, ich sehe es. Verlieret nicht die Früchte eurer Arbeit; seid nüchtern, beharrlich, muthig; die ewigen Tabernakel erwarten euch. Werdet selig, meine Kinder! Antonius geht und ist nicht mehr bei euch.“ Die Jünger küßten ihn. Liebevoll und heiter blickte er sie noch einmal an, streckte sich ein wenig, lächelte und starb, wie er gelebt hatte, selig in Dem, an den er geglaubt hatte.

So war das Ende dieses Gewaltigen im Reiche Gottes. Während seines langen Lebens war er nie krank, verlor nie die Kraft des Körpers, die aufrechte Haltung, den rüstigen Gang, die Schärfe der Augen, die Zahl der Zähne. Athanasius der Große beschrieb sein Leben, um allen Mönchen ein Beispiel der Vollkommenheit ihres Standes aufzustellen und ihnen zugleich klar zu machen, worin diese Vollkommenheit bestehe. In der Vorrede sagt er: „Es ist ein großer Gewinn für mich, des heiligen Antonius zu gedenken, und es ist überhaupt ein guter Wegweiser zur Tugend, nur zu wissen, wer der heilige Antonius gewesen ist.“ Wie Recht Athanasius hatte, davon unter tausend Beispielen nur Eines.

Dreißig Jahre nach dem Tode des Antonius, der 356 starb, saßen drei junge Männer in einem freundlichen, gartenumgebenen Hause zu Mailand. Der Eine war ein berühmter Lehrer der Rhetorik, der Andere ein Rechtsgelehrter, der Dritte war am kaiserlichen Hofe angestellt, hieß Pontitian und war Christ. Die beiden Anderen waren nur Katechumenen und keineswegs fest im christlichen Glauben. Pontitian hatte jene Lebensbeschreibung gelesen und erzählte seinen Freunden von diesem Antonius, dem berühmten ägyptischen Einsiedler, und von dem Klosterleben, das sich an und um ihn gebildet habe; und sie staunten, denn diese Dinge waren ihnen ganz neu. Pontitian erzählte weiter: „Als ich mit dem kaiserlichen Hofe in Triest war, gingen eines Tages zwei junge Männer meiner Bekanntschaft in den Gärten vor der Stadt spazieren, fanden in einem einfachen, abgelegenen Landhause einige Männer, die nach Art der ägyptischen Mönche ein armes, zurückgezogenes Leben führten, ließen sich mit ihnen in Gespräch ein, gingen in ihr Haus und fanden dort die Lebensbeschreibung des Antonius. Der eine junge Mann schlug es auf und las seinem Gefährten daraus vor und beide wurden so ergriffen, daß sie sich hinsetzten und nicht eher wieder aufstanden, als bis sie die Schrift durchgelesen hatten. Aber sie standen auf, erneuert im Geiste, mit dem festen Entschlusse, ihr Vermögen, ihre Stelle am Hofe, ihre weltlichen Aussichten, ihre Bräute zu verlassen und sich denjenigen Armen im Geiste anzuschließen, denen das Himmelreich zugesagt ist. Ich und ein anderer Freund, wir waren mit ihnen ausgegangen, schlugen aber einen andern Weg ein und suchten sie erst wieder auf, als der Tag sich zu neigen begann, fanden sie endlich in jenem Häuschen bei den frommen Männern und schlugen ihnen vor, mit uns zum Kaiserpalaste zurückzukehren. Aber sie theilten uns ihren Entschlusse mit, Gott allein und ohne Zusatz zu dienen, und zwar zur Stelle und zur Stunde anzufangen, und luden uns ein, denselben Vorsatz zu fassen. Wir wünschten ihnen Glück, empfahlen uns ihrem Gebet, hörten aber nicht diesen erhabenen Ruf an unsere Seele ergehen und kehrten demnach mit zur Erde gebeugten

Herzen in den Palaß zurück, während jene Zwei mit zum Himmel gehobenen Herzen in dem armen Häuschen bei den Dienern Gottes blieben. Die edlen Jungfrauen, denen sie verlobt waren, hörten nicht sobald von diesen Dingen, als auch sie sich Gott anverlobten.“

So erzählte Pontitian und verließ dann die beiden Männer, die mit höchster Spannung ihm zugehört hatten. Kaum war er fort, so rief der Eine: „Was ist dies? was haben wir gehört? Die Einfältigen stehen auf und reißen den Himmel mit Gewalt an sich, und wir, die Gelehrten, die Klugen, die Gebildeten, wir wählen feig und herzlos in Fleisch und Blut umher!“ Er eilte in den Garten, er warf sich unter einem Feigenbaume auf das Gras; er ächzte, seufzte, weinte vor unaussprechlicher, unerhörter Qual des inneren hinsterbenden Menschen. In Thränenströmen überfluthete ihn der Schmerz der Seele, die nach Gott verlangt, während die Leidenschaften sie an die Erde fesseln. „O Herr! o Herr! wie lange noch!“ wehklagte er. „Werd' ich denn immer sagen: Morgen! ja, Morgen gewiß! warum nicht heute, warum nicht jetzt brechen mit dem irdischen Glende?“ In dieser namenlosen Zermalmung des Herzens fiel ihm ein, daß Antonius die Worte des Evangeliums: „Verkaufe Alles u. s. w.“ so aufgefaßt habe, als spräche Gott Selbst sie zu ihm. Und er stand auf, griff zu den Briefen des heiligen Apostels Paulus, schlug auf und las schweigend, Röm. 13, 14.: „Ziehet den Herrn Jesum Christum an.“ Die Nacht verschwand, das Licht brach an; er war gerettet und bekehrte sich auf der Stelle zu Gott und sein Freund Alipius mit ihm. Und dieser Bekehrte war der heilige Augustinus! Er selbst erzählt es im achten Buche seiner „Bekenntnisse“, durch die er wiederum, wie Antonius ihn, tausend Seelen zu Gott hingeriffen hat. Antonius, Athanasius, Augustinus! welch ein Namensdreiklang von Größe, von Genie, von Heiligkeit, von Schönheit der Seele, von Tragweite des Geistes, von Schwung des Herzens, von cherubinischer Erkenntniß, von seraphischer Liebe! Was machte sie so groß? Nur ihre Mutter, die heilige katholische Kirche, die ihnen das

übernatürliche Leben der Liebe gab, der Liebe zum Leiden! Mit dieser Liebe betet Antonius, kämpft Athanasius, lehrt Augustinus, und der Heiligenschein, der sich um ihre Stirne legt, ist nur ein Abglanz des heiligen Geistes, der in der Kirche lebendig ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.



## Der heilige Hilarion.

„Du bist Mein.“ Psalm 43, 1.

Wie es unter den Märtyrern Kinder gab, so fanden sich auch Kinder, die das Märterthum an der Seele mit übernatürlicher Liebe umfaßten und dadurch klar beweisen, daß die Entsagung der Welt um Christi willen, wie sie in tausend Herzen lebendig wurde, kein Gedanke von dieser Welt war.

Unter den Heilsbegierigen, die sich bei dem heiligen Antonius in der Wüste einstellten, erschien einst ein überaus zarter, schöner Knabe von vierzehn Jahren, der Hilarion hieß. Seine Heimath war Palästina, da, wo es an die kleine arabische Wüste und die Landenge von Suez grenzt. In dem Orte Thabatha, unfern Gaza, der alten Philistäerstadt, war er geboren und zwar wie die Rose zwischen Dornen, denn seine Eltern waren heidnisch. Sie waren aber reich und wollten Alles thun, um ihrem Sohne eine gute Erziehung zu geben und seine glänzenden Fähigkeiten zu entwickeln. Die Schulen zu Alexandrien waren weltberühmt; sie schickten ihn früh dahin, in das Haus und unter die Aufsicht eines Lehrmeisters, und Hilarion lernte mit Eifer. Aber das heidnische Wesen, religiöses und weltliches, stieß ihn so ab, daß er nie der kindlichen Schaulust folgte, um die Spiele des Amphitheaters zu sehen: Wann und wie die Gnade ihn dem christlichen Glauben zuführte, ist nur Gott bekannt. Die Frucht dieser Gnade war, daß er Grammatik und Rhetorik, Plato und Aristoteles verließ, sobald er von Antonius reden hörte, dessen Name damals

durch ganz Egypten ruhmvoll erklang. Durch die Wüste drang Hilarion zu Antonius und begann dort zugleich sein Beobachter und sein Schüler zu werden. Er legte die weltliche Kleidung ab, zog die rauhe sackähnliche Tunika und das Scapulier von Schaffell an und lebte wie die übrigen Anachoreten. Dabei hatte er immer sein Augenmerk auf Antonius, wie ununterbrochen er betete, wie demüthig er Alle aufnahm, wie liebe reich er die Brüder unterwies, wie streng er sein Leben geordnet hatte, wie er nie abwich von Fasten, Nachtwachen und Gebet. Das gefiel dem heiligen Knaben überaus wohl; was ihm aber mißfiel, war der große Zubrang von Menschen, die mit ihren tausend Anliegen und Nöthen zu Antonius kamen. Ich habe nicht die Stadt verlassen, um in der Wüste all' die Leute wiederzufinden! sprach er zu sich selbst. Für unsern Vater Antonius mag das gut sein, denn er hat seinen Kampf bestanden und empfängt als Lohn die Gnade Anderen zu helfen, den ihren zu bestehen. Aber ich muß erst anfangen und zwar gerade so wie er.

Und mit diesem Entschluß verließ er nach zwei Monaten die Wüste, geliebt von Antonius, bewundert von allen Einsiedlern und kehrte in sein Vaterland zurück. Seine Eltern waren gestorben. Das Erbtheil, welches sie ihm hinterließen, theilte er zwischen seinen Geschwistern und den Armen, und in der vollkommensten Entblößung von aller irdischen Habe suchte er sich eine Stätte, wie sie Dem geziemt, der Allem entsagt hat, um ein Jünger Christi zu werden. Diese äußerste Armut war seine Freude. Einige Meilen von Gaza lag die Hafen- und Handelsstadt Majuma am Gestade des mittelländischen Meeres und hier beginnt ein großer, sumpfiger Küstenlandstrich, der sich bis nach Egypten und bis zur Mündung des einen Nil-Armes, welcher dort das Delta bildet, jenseits Pelusium erstreckt. Dies ist eine Morastwüste, in der nichts lebt, als Fliegen und Mücken, und nichts gedeiht, als Schilf und Binsen, und die wo möglich noch öder, noch trostloser, noch verwilderter ist, als die Sandwüste, die gegen Süden sie begrenzt. Dies war der Ort, der dem Hilarion gefiel

Verwandte in Thabatha und Freunde in Gaza warnten ihn, weil diese Wildniß zuweilen höchst unsicher sei durch allerhand Raub- und Mordgesindel, das heutelustig um Majuma herum- schwärme, Reisende und Kaufleute ausplündere und dann vor Spähern und Kundschaftern in die Wüstenet entweiche, wohin Niemand zu folgen wage. Hilarion entgegnete, er fürchte keine Mörder, sondern nur den ewigen Tod. Jedermann ent- setzte sich über dieses Vorhaben in so früher Jugend, bei einem so zarten Körper und staunte über eine solche Flamme des Her- zens, die auch aus seinen Augen leuchtete und einen wundersamen Glanz über sein Antlitz warf und ihren Ursprung in einem feurigen Glauben hatte. Hilarion aber hing über seinen Buß- sack und sein Scapulier einen groben Mantel, wie ihn das Landvolf jener Gegend trug, nahm einen kleinen Vorrath von getrockneten Feigen und zog tief in die greuliche Wildniß hin- ein, in der er vor sich das Meer und rückwärts einen unüber- sehbaren Morast hatte. Zum Schutz gegen die Seestürme, die zuweilen heftige Regengüsse mitbrachten, baute er aus feuchten Erdklumpen des Sumpfes eine Art von Hütte, die er mit Schilf deckte, flocht ebenfalls aus Schilf eine Matte, die er auf den feuchten Erdboden legte und nahm Besitz von diesem Palaste, als von dem Vorhofe des Himmels. Er war jetzt fünfzehn Jahre alt. Mit unglaublichem Heldenmuthe begann er den Kampf gegen den irdischen Menschen. Fünfzehn ge- trocknete Feigen, die er täglich erst nach Sonnenuntergang ver- zehrte, waren seine einzige Speise, und da er des apostolischen Wortes eingedenk war: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ (II Theff. 3, 10.), so versuchte er ein Stück Sumpfs- land urbar zu machen, um darauf einiges Gemüse zu ziehen. Außerdem flocht er Körbe, wie die ägyptischen Einsiedler, nicht aber aus Palmblättern, die er nicht hatte, sondern aus Schilf, was wegen dessen Sprödigkeit eine höchst mühselige Arbeit war. Die Seele aber suchte er in beständiger Vereinigung mit Gott durch Gebet und Betrachtung göttlicher Geheimnisse und himmlischer Dinge zu halten und dadurch all' sein Thun zu heiligen. Obwohl Hilarion von der Welt und ihren Freuden



nichts wußte und nichts kannte, so ist der natürliche Mensch, vermöge seiner Richtung auf das Irdische, durch den Sündenfall ihr doch so zugeneigt, daß er überall sein Anrecht auf sie geltend zu machen sucht. Das mußte auch Hilarion erfahren! Auch in seine Seele kamen Gedanken, auch vor seine Augen traten Bilder, in denen er Versuchungen zum Bösen erkannte, weil sie seine Freude an Gott, seine Neigung zu Gott hindern wollten, indem sie ihm Freuden versprachen, die falsch sein mußten; weil sie in keinem Zusammenhang mit Gott waren. Da zürnte der seltsame Jüngling auf sich selbst und schlug mit Verachtung wider seine Brust, daß in ihr ein Herz von Fleisch und Blut sich zu regen wage gegen die himmlische Sehnsucht seiner Seele. Und um ihre Schwungkraft zu erhöhen und niedere Kräfte zu brechen, begann er ein furchtbares Fasten: erst am dritten oder gar am vierten Tage genoß er einige Feigen und einen bittern Saft, den er aus rohen Sumpfgräfern presste. Dabei ließ er nicht nach von anstrengender Arbeit und verdoppelte Nachtwachen und Gebet. Sein ohnehin zarter Körper wurde bis auf Haut und Knochen abgezehrt; allein der Geist erstarkte und schlug jedes satanische Blendwerk in die Flucht. Hatte er sich an irgend eine leibliche Marter so gewöhnt, daß sie ihm vermöge der unglaublichen Schmiegsamkeit der menschlichen Natur zur Gewohnheit geworden war: so sann er geschwind auf eine neue Qual. Bis in sein zwanzigstes Jahr lebte er in der eben beschriebenen Weise; dann verließ er seine feuchte Hütte, schleppte mühsam Steine herbei und erbaute damit eine Art von Zelle oder Höhle. Sie war zwar so lang, daß er ausgestreckt in ihr liegen konnte, aber nur vier Fuß breit und fünf hoch. Darin zu stehen war unmöglich und sie hatte mehr Ähnlichkeit mit einem Grabhügel als mit einer Zelle. Seine Nahrungsmittel bestanden nunmehr in einigen Linsen, die er in kaltem Wasser erweichte. Dann in Brod mit Salz und Wasser; dann während drei Jahren in rohen Wurzeln und wilden Kräutern, worauf er zu zwölf Loth Gerstenbrod täglich zurückkehrte. Bei vierundsechzig Jahren fing er gleich-

sam von Neuem mit unglaublichem Eifer den Dienst Gottes und die Strenge gegen sich selbst an und enthielt sich vom Brod, um nur Kohlraut zu essen, das mit etwas Mehl vermischt wurde. Hievon genoß er täglich nie über zehn Loth und damit erreichte er das achtzigste Lebensjahr.

Hilarions Einsamkeit wurde einmal von Raubgesindel gestört. Die frechen Gesellen wußten wohl, daß sie nichts bei ihm finden würden; aber sie wollten sich den Spaß machen, diesen armseligen Einsiedler recht zu schrecken. Nun irrten sie aber eine ganze Nacht in der Gegend umher, die ihnen doch wohlbekannt war, und fanden ihn erst am hellen Tage, als er ruhig in seiner elenden Zelle saß und korbflechtend betete. „Was würdest du thun, wenn Mörder dich überfielen?“ fragten sie ihn. „Ein so armer Mensch, wie ich, fürchtet sie nicht,“ entgegnete Hilarion. „Sie könnten dich aber tödten aus Verdruß, nichts bei dir zu finden?“ — „Das könnten sie freilich! dennoch fürcht' ich sie nicht, weil ich ganz bereit bin zu sterben.“ Seine heilige Ruhe in so gänzlicher Armseligkeit und Verlassenheit machte solchen Eindruck auf diese friedlosen, unruhigen, bösen Menschen, daß sie in sich gingen und ihm versprachen, ihr Leben zu bessern.

Im Uebrigen wurde Hilarion wenig in seiner Einsiedelei gestört; aber dennoch war es in ganz Palästina bekannt, welch' ein unirtdisches Leben er führe, wie unausgesetzt er in das Gebet versenkt sei. Er wußte die ganze heilige Schrift auswendig, und wenn er seine täglichen Psalmen und Hymnen beendet hatte, so pflegte er jene langsam und andächtig wie in der Gegenwart Gottes herzusagen. So vergingen zweiundzwanzig Jahre, die mit nichts ausgefüllt waren, als mit der Sehnsucht nach Gott. Einzelne Anachoreten oder solche, die es zu werden wünschten, suchten ihn wohl ab und an auf, brachten ihm auch seine spärlichen Lebensbedürfnisse und erhielten dafür die Körbe, die er mit so großer Mühe flocht; aber es gesiel Gott, ihn während dieses langen Zeitraumes in gänzlicher Unscheinbarkeit zu halten. Da erhielt er aber eines Tages einen unerwarteten Besuch. Eine Frau aus

Eleutheropolis in Palästina kam zu ihm im festen Vertrauen, daß eine so abgetödtete Seele inniger mit Gott verbunden sein müsse, als andere Menschen, und deshalb auch wirksamer beten könne. Hilarion war an solche Besuche in seiner Wüstenei nicht gewöhnt und auch nicht gesonnen, sich darauf einzulassen; aber die Frau fiel auf ihre Kniee und rief mit klagender Stimme: „Fliehe nicht, o Vater, und vergib mir meine Verwegenheit! Beachte auch nur mein Anliegen und nicht mein Geschlecht, obwohl dies Geschlecht den Heiland geboren hat. Ich bedarf deiner Fürbitte!“ Da fragte Hilarion liebreich, was ihr Begehr sei? und sie erzählte ihm, daß ihres Vatten Herz sich von ihr wende, weil ihre fünfzehnjährige Ehe nicht durch Kinder gesegnet sei, so daß sie doppelten Kummer habe; Hilarions Gebet möge ihr beistehen und ihr ein geistliches Almosen spenden. Er sprach ihr tröstend zu, mehr auf Gott zu vertrauen, der für alle Dinge Zeit und Stunde festgesetzt habe, als auf das Gebet eines armseligen Einsiedlers, und da die Gabe des Trostes eine Gnade in heiligen Seelen ist, so kehrte die Frau gekräftigt und erfreut in ihre Stadt zurück und pries dankbar Hilarions Fürbitte, als ihr Wunsch später in Erfüllung ging und Gott ihr einen Sohn schenkte. Zur nämlichen Zeit floh eine andere, noch viel betrübtere Frau im größten Schmerz zu Hilarion. Es war Aristeneta, Vattin des Statthalters von Palästina, Eupibius, die mit diesem und ihren drei Söhnen eine Reise nach Egypten gemacht hatte, nur um den heiligen Antonius zu besuchen. Auf der Rückreise erkrankten die drei Knaben in Gaza an einem so gefährlichen Fieber, daß sie trotz der Bemühungen der Aerzte und der sorgsamsten Pflege von Seiten der Eltern rettungslos und aufgegeben waren. Aristeneta ging selbst wie eine Sterbende zwischen den Sterbebetten ihrer Kinder hin und her; da erzählten ihre Dienerinnen von dem heiligen Einsiedler, der in der Wildniß am Meere ein so gottseliges Leben führe, daß Gott großes Wohlgefallen an seinem Gebete habe. Aristeneta machte sich auf und ging mit Erlaubniß ihres Gemahles, von wenigen Dienern

begleitet, zu Hilarion. „Ich bitte dich um der Liebe Jesu Christi willen,“ rief sie ihm schon von weitem zu, „komm nach Gaza und erhalte meinen Söhnen das Leben.“ Hilarion entschuldigte sich und sagte, er ginge höchst selten und nur zur äußersten Nothwendigkeit in irgend ein stilles Dorf; aber in eine Stadt, und gar in eine so große heidnische Stadt voll lauter Gözentempel und Gözenbilder ginge er niemals. Aristeneta warf sich ihm zu Füßen und bat: „Um so mehr mußt du kommen, mußt durch die Rettung meiner armen Kinder den Namen Jesu verherrlichen und die Gözen zu Schanden machen.“ Hilarion weigerte sich noch immer, weil seine Demuth alles Aufsehen scheute; aber Aristeneta blieb auf den Knien liegen, wiederholte nur die Worte: „Um des heiligen Blutes Jesu willen, rette meine Kinder!“ und weinte so trostlos, daß ihr Gefolge in Thränen zerfloß und Hilarion, von Mitleid überwältigt, ihr endlich versprach, nach Sonnenuntergang in Gaza zu sein. Er hielt Wort, kam, betete über die sterbenden Knaben und sie wurden auf der Stelle gesund. Sie erkannten ihre hochbeglückten Eltern, lobten Gott, küßten dankbar Hilarions Hände und begehrt zu essen nach Kinderart. Dies Zeichen, daß die Kraft Gottes mit seinem Gebet sei, verbreitete Hilarions Namen in der Welt und seine Einsiedelei wurde zum Wallfahrtsort. Heiden kamen und gingen als Gläubige fort; Gläubige kamen und kehrten nicht mehr in die Welt zurück. Es gab bis dahin weder Klöster noch Mönche in Syrien und Palästina; er wurde ihr Begründer und zugleich ein Lehrmeister des geistlichen Lebens für alles Volk, das sich in Schaaren, Vornehme und Geringe, Männer und Weiber, zu ihm drängte. In welchem Sinne er Alle aufnahm, sagt der heilige Hieronymus, der sein Leben beschrieben hat, sehr schön mit zwei Worten: „Unser Herr Jesus hatte in Egypten den alten Antonius und in Palästina den Hilarion.“ Wenn Kranke und Leidende aus Syrien zu Antonius kamen, pflegte er zu sagen: „Warum geht ihr denn nicht zu meinem Sohne Hilarion? Er versteht es besser, euch zu helfen, als ich.“ Die Wüsten und die Berge

des gelobten Landes, der Libanon und Antilibanon, Mesopotamien und Persien, bevölkerten sich allmählig mit Liebhabern des ascetischen Lebens, mit gewaltigen Büßern, mit Einsiedlern, die bald in gänzlicher Abgeschiedenheit und bald in Lauren gemeinsamer lebten; später auch in abgeschlossenen Wohnungen, Klöstern (Clastrum) sich vereinigten. Ihr geistlicher Vater war Hilarion. Er wanderte zuweilen zu all' diesen Brüdern und besuchte sie in Zellen und Lauren, um sie im Auge zu behalten und sie zur Beharrlichkeit und zum Fortschritt anzueifern. Er pflegte ihnen zu sagen: „Die Gestalt dieser Welt vergeht (I Cor. 7, 31.) und das allein ist und gibt das ewige Leben, was mit der Trübsal des gegenwärtigen Lebens erkaufte wird.“ Diese Reisen waren wie kleine Völkerwanderungen; denn fast alle Einsiedler, die er besuchte, gaben ihm das Geleite und zogen eine Strecke Weges mit ihm, so daß manchmal gegen tausend, ja zweitausend beisammen waren. Jeder mußte sich mit einem kleinen Mundvorrath versehen, um Keinem beschwerlich zu fallen. Dennoch war diese große Menschenmenge zuweilen denjenigen Lauren oder Klöstern eine Last, in denen Hilarion Herberge nahm. Aber die Freude, ihn zu empfangen, überwog für die Brüder bei Weitem die kleine Unbequemlichkeit. Hilarion pflegte immer auf einem Zettel die Orte zu verzeichnen, wo er herbergen, und die, welche er nur vorübergehend besuchen wollte. Unter den Brüdern befand sich einer, der vielleicht manche gute Eigenschaft, jedoch in der Tugend der heiligen Armuth es noch nicht weit gebracht hatte. Er lebte auf seinem Weinberg und betrachtete ihn ganz wie sein Eigenthum. Die Brüder baten Hilarion, diesen Weinberg auf das Verzeichniß seiner Herbergen zu setzen, um dem Bruder ein wenig seine Kargheit zu vertreiben. „Nein,“ sagte Hilarion, „weshalb sollten wir den Bruder belästigen und uns peinigen?“ Als der karge Mann diese Aeußerung erfuhr, schämte er sich und lud Hilarion mit seinen Begleitern ein, bei ihm zu herbergen. Hilarion nahm die Einladung an. Bis er aber die Reise antrat, bauerte der Geizige tausendmal, diese Einladung gemacht zu

haben, umstellte den Weinberg mit Wächtern und befahl ihnen, die fromme Schaar durch Steinwürfe und Schläge zu verzagen, sobald sie sich dem Weinberg nähern würde. Das geschah. Die Brüder zürnten dem Geizigen, Hilarion lachte und ging vorüber; bemerkte auch gegen einige Gefährten, daß nicht der Geiz Scheunen und Fässer fülle, sondern Gottes Segen. Der Bruder Sabas nahm nun liebevoll das kleine Heer von dreitausend Menschen auf. Auch er hatte sich in seinem Weinberge eine Zelle erbaut; auch er bearbeitete ihn fleißig und sorgfältig, jedoch nur, um den ganzen Ertrag unter die Armen zu vertheilen. Er selbst lebte als ächter Ascet von etwas Gerstenbrod und ein wenig Gemüse. Obwohl es die größte Freude dieses freiwilligen Armen in Christo war, einen recht reichlichen Ertrag den Dürftigen zu spenden, so zögerte er doch keinen Augenblick, gastfrei zu sein und die Brüder einzuladen, sich mit seinen Trauben zu laben. Hilarion verrichtete ein Gebet mit ihnen, stand dann auf, segnete den Weinberg und ließ seine Schäflein darin weiden, indem er sagte: „Thut, was euch erlaubt ist.“ Dann pilgerten sie weiter. Bei der Weinlese ergab sich der Ertrag dieses Rebgartens viel reichlicher als sonst und der des Geizigen viel spärlicher. Hilarion hatte eine große Abneigung gegen alle Asceten, die sich nicht mit völligem Vertrauen der Vorsehung Gottes in die Arme warfen und für Nahrung, Obdach, Kleidung allzu ängstlich sorgten. Seine Ansicht war: um auf die Eroberung des Reiches Gottes auszugehen, müsse der Soldat Christi mit wenig Bagage belastet sein. Er verstieß einen Bruder, der die Erzeugnisse seines Gartens karglich spendete, um sich Vorräthe zu sammeln und der sogar etwas baares Geld besaß. Dieser Bruder wünschte mit Hilarion ausgesöhnt zu werden, wendete sich deshalb an dessen Lieblingsjünger Hesichius und brachte zum Beweis seiner besseren Gesinnung die erste Frucht seines Gartens, einen Büschel von grünen Erbsen. Hesichius legte sie Abends vor, doch Hilarion wies sie zurück und sprach, der Geruch sei ihm widerlich, denn er spüre den Geiz darin. Dann fragte er, wer die Erbsen gebracht habe und sagte, nachdem

Hesichius den Bruder genannt: „Lege sie in die Krippe der Ochsen und du wirst sehen, daß auch die Thiere sie verschmähen. Die Hand, die sie spendet, ist nicht rein von Eigenthum.“ Hesichius gehorchte und die Erbsen blieben unberührt.

Dieser heilige Bekämpfer des Bösen hatte dadurch eine große Macht über das Böse bekommen und es gefiel Gott, diese Macht auch äußerlich hervortreten und den Geist des Bösen durch sie besiegen zu lassen. Deshalb kamen Beseffene aus der Nähe und Ferne zu Hilarion, der sie durch sein Gebet von den quälenden Dämonen befreite. An dem Manne des Glaubens erfüllte sich die Verheißung des Heilandes: „Wie du geglaubt hast, so geschehe dir.“ (Matth. 8, 13.) Sogar Kaiser Constantius schickte einen jungen Franken von seiner Leibwache mit großem Ehrengelait von Byzanz nach Gaza, damit er Hilfe fände bei Hilarion. Wie das zuweilen geschieht durch besondere Zulassung Gottes, daß die nächste Umgebung am wenigsten die Heiligen würdigt: so war es auch hier. Die Einwohner von Gaza waren in der Mehrzahl heidnisch, beteten ihren Götzen Marnas an und haßten Hilarion wegen seiner Wunder als einen Widersacher dieses Marnas. Die kaiserliche Gesandtschaft erschreckte sie und um ihre früheren Beleidigungen gut zu machen, schlossen sich Viele aus ihnen dem Ehrengelait an. Hilarion wandelte im Freien und betete halbblaut die Psalmen, als ihm dieser Menschenstrom entgegen kam. Er sah so heilig und liebevoll aus, daß Alle vor ihm auf die Knie fielen, und er gab ihnen seinen Segen, grüßte sie freundlich und hieß sie heimkehren. Den Beseffenen aber behielt er zurück. Der Jüngling befand sich in einem entseßlichen Zustand und ward vermaßen emporgeschleudert, daß seine Füße kaum den Erdboden berührten und all seine Glieder verrenkt waren. Dazu sprach er griechisch und syrisch, wie man ihn anredete, während er in gesunden Tagen nur fränkisch und lateinisch verstand. Manchmal machten ihn Anfälle von unbeschreiblicher Wuth einem wilden Thiere ähnlicher, als einem Menschen. Hilarion befahl dem bösen Dämon im Namen des Herrn Jesu, von dem Jünglinge zu weichen und es geschah.

Der Genesene wollte jetzt durchaus seinem Wohlthäter zehn Pfund Gold schenken. Da gab ihm Hilarion ein Stück Gerstenbrod und sagte: „Wer davon lebt, dem ist Gold und Staub ein und dasselbe Ding.“ Auch über wüthende Thiere hatte er wunderbare Macht. Ein ungeheures baktrisches Rameel war toll geworden und hatte schon einige Menschen mit den Füßen zerstampft. Dreißig Männer führten es jetzt mit starken Stricken gebunden zu Hilarion und entflohen schleunigst sammt allen Uebrigen, als der heilige Mann gebot, das Thier loszulassen. Mit ausgestreckter erhobener Hand ging er ruhig dem Rameel entgegen, das sich wüthend auf ihn stürzen wollte, aber urplötzlich gebändigt zur Erde fiel.

So hatte Hilarion seine ganze Jugend in tiefster Einsamkeit zugebracht und Gott nur in der Stille gebient. Dann aber, während seines ganzen Mannesalters, hatte er unausgesetzt mit den verschiedensten Menschen und zwischen all ihren Sorgen und Nöthen, Anliegen und Gebrechen leben müssen, hatte Unzählige auf den Weg der Wahrheit geführt, Tausende auf den Weg der höheren Vollkommenheit; war für das Morgenland der Begründer des Mönchslebens geworden, hatte eine Menge von Zellen, von Laureen, von Klöstern hervorgerufen, und inmitten all dieser zerstreuenden, blendenden, gefährlichen Arbeiten, inmitten all der Bewunderung und Lobpreisung der Besten und Edelsten seiner Zeitgenossen immer in stiller Seele nur Gott verherrlicht, nie sich selbst, nie auch nur die mindeste Anwandlung von Hochmuth oder Selbstgefälligkeit gehabt. Nun war er ein Greis von dreißig- und vierzig Jahren; nun hätte er nach gewöhnlicher menschlicher Ansicht ruhig sein können über sein Seelenheil. Hilarion war es nicht. Er weinte täglich und sehnte sich mit unglaublichem Verlangen nach dem stillen Wandel seiner Jugend zurück. Als die Brüder ihn in so großer Traurigkeit sahen, drangen sie in ihn und er sprach tief betrübt: „O meine Kinder, ich bin ja wiederum ganz weltlich geworden und empfangen meinen Lohn schon in diesem Leben. Wo ist die Unscheinbarkeit meiner früheren Jahre geblieben? ach seht ihr nicht, wie ganz Palästina



und die Nachbarländer mich ehren? wie edle und weise Männer, fromme Priester, heilige Bischöfe sogar mich elenden Menschen besuchen! Wo ist meine Einsamkeit geblieben? Seht ihr nicht, wie die Cénobe zur Welt geworden und mit Leuten angefüllt ist, die mit tausend Anliegen zu mir kommen, als ob ich ihnen helfen könnte, da doch jeder Andere ein besseres Werkzeug Gottes ist, als ich! Wo ist meine Armuth geblieben? ach! unter dem Namen der Klöster und unter dem Schein der Verpflegung unserer Brüder habe ich Eigenthum und zeitlichen Besitz. Seht ihr denn nicht, in welcher Gefahr ich schwebende, meine Seele zu verweltlichen und in der Ewigkeit den Lohn der Entsagung zu verlieren, den der Herr uns „hundertfältig“ verheißen hat“? So wehklagte er und wollte sich nicht trösten lassen. Die Jünger aber und besonders Hesychius bewachten zärtlich jeden seiner Schritte, damit er ihnen nicht heimlich in irgend eine undurchdringliche Wüste entfliehe. Um wenigstens das zu thun, was er vermochte, begann Hilariön jetzt mit erneuter Strenge gegen sich selbst zu verfahren und seinem schwachen abgekehrten Körper den Genuß des Brodes zu entziehen; zugleich auch immer feuriger und tiefsinniger den Brüdern die heiligen Schriften zu erklären, welche die süße Nahrung seines Geistes waren. Die Sorge um sein ewiges Heil wich aber nicht aus seiner Seele.

Da besuchte ihn eines Tages Aristeneta, deren Kinder er vor langen Jahren durch sein Gebet am Leben erhalten hatte. Diese Kinder waren jetzt Männer und Aristeneta lebte nun, wie so viele vornehme Frauen jener Zeit, ganz zurückgezogen von der Weltlichkeit und nun darauf bedacht, die Angelegenheiten ihrer Seele zu ordnen, bevor sie vor dem ewigen Richter Rechenschaft abzulegen habe. Zum heiligen Antonius wollte sie pilgern und ihre erste Station war bei dem heiligen Hilariön. Sie kam nicht mehr mit dem Gefolge und in der reichen Beaglichkeit ihres früheren Lebens, sondern arm und schlicht und mit geringer Begleitung und bat um Hilariöns Segen zu ihrer Reise. Er aber sprach mit Thränen im Auge: „Wäre ich nicht in dem Kloster wie in einem Kerker verschlossen, so

war' auch ich längst zu unserm Vater Antonius in die Wüste  
geflohen. Jetzt aber ist es zu spät: wir haben ihn gestern ver-  
loren. Warte noch mit deiner Reise, denn die Nachricht wird  
bald eintreffen.“ Das geschah auch wirklich. Antonius war  
hinüber gegangen; aber er lebte fort in Denjenigen, die, wie  
Hilarion, in ihm das Ideal ihrer eigenen Geistesrichtung ver-  
wirklicht gefunden und sich nach ihm nicht bloß im äußerlichen,  
sondern im geheimsten Dasein gebildet hatten. Um so ent-  
schiedener empfand Hilarion jetzt das Bedürfniß, aus der gro-  
ßen Unruhe der Zeitlichkeit sich zurückzuziehen. Er war so  
geschwächt vom Fasten, daß er keine Fußreise mehr machen  
konnte; darum beehrte er eines Tages ein Gesein. Er  
wirkte fort. Blüßschnell verbreitete sich diese Nachricht und als  
ob Palästina durch sie mit Untergang bedroht sei, so strömte  
das Volk seinem Kloster zu, um ihn festzuhalten. „Laßt mich  
gehen!“ sagte er stehend; „Gott lügt nicht! Er zeigt mir die  
Verwüstung der Kirche, die Entheiligung der Altäre, das  
Blutvergießen meiner Kinder. Ich kann das Entsetzliche nicht  
sehen! Laßt mich fort.“ Man verstand nun zwar, daß Gott  
ihm zukünftige Dinge zeige; gleichwohl bewachten ihn zehntau-  
send Menschen Tag und Nacht. Da erklärte Hilarion, er  
werde sich jeglicher Nahrung enthalten, bis man ihn ziehen  
lasse; und da er Wort hielt und sechs volle Tage ohne Speise  
und Trank blieb, entschloß man sich, wehklagend und jammern-  
d, ihn zu entlassen. Nun segnete er das Volk, wählte vierzig  
Mönche aus, die rüstig an Leib und Seele waren, ließ sie  
etwas Mundvorrath mitnehmen und pilgerte mit ihnen dem  
Berge Colzim zu. Unterwegs besuchte er Mönchsklöster und  
Einsiedler, auch zwei heilige Bekenner, die Bischöfe Dracon-  
tius und Philo, die der arianische Kaiser Constantius abge-  
setzt und nach Babylon in Egypten, dem jetzigen Cairo, ver-  
bannt hatte. Bei der Stadt Aphroditie begann der Eingang  
in die Wüste, die sich bis an's rothe Meer ausbreitet. Dort  
hatte der Diakon Baision die Einrichtung getroffen, fremde  
Reisende durch die weg- und wasserlose Wüste auf schnelllau-  
fenden Kameelen zu schaffen, die, zum scharfen Trab eingewöhnt,

windschnell über den Sand dahin streichen, wie sie denn auch noch noch jetzt in Egypten und Syrien als Geschwindboten dienen. Dennoch waren es drei Tagereisen bis zum Berg Solzim. Aber Hilarion scheute keine Anstrengung, um den Ort zu sehen, den Antonius geheiligt hatte; um da zu beten, wo der Meister seiner Jugend, der einen so gewaltigen Einfluß auf sein ganzes Leben geübt und ihn sich nachgezogen hatte, wo Antonius in der innigsten Vereinigung mit Gott gelebt hatte und gestorben war. Am Jahrestag seines Todes kam Hilarion dort an und wurde mit Freunden von den beiden treuen Jüngern des Antonius, von Isaaß und Pelusian, begrüßt. Sie waren Zeugen und Genossen der letzten Jahre und des Todes des heiligen Patriarchen gewesen und konnten am Genauesten alle Kunde über ihn ertheilen, nach der Hilarion verlangte. Sie durchwanderten mit ihm die ganze kleine Oase, die Schöpfung des Antonius, und erzählten, wie die abgestorbene und verwilderte Natur sich belebt und gesänftigt habe unter seiner gebenedeiten Hand. Neben der Felsenbank, die des seligen Greises Lagerstatt und Sterbebett gewesen war, kniete Hilarion nieder und verehrte sie mit einem andächtigen Kuß. Die Heiligen wissen am Besten, was dazu gehört und was das ist, heilig sein.

Hilarion kehrte nach Aphrodite zurück, entließ seine Reisegefährten wieder in ihre palästinischen Klöster, behielt nur zwei Jünger bei sich und begab sich mit ihnen in eine unferne Gegend, wo er in einem so strengen Fasten und Stillschweigen lebte, daß er zu sagen pflegte, er habe erst jetzt angefangen, Gott zu dienen. In dieser Landschaft hatte es nun schon seit drei Jahren nicht geregnet, so daß die Bewohner den ausgedorrten Boden nicht hinreichend bewässern und folglich nicht bebauen konnten, und Mensch und Vieh verschmachteten. Es hieß allgemein, alle Elemente trauerten um den Tod des Antonius. Da man nun erfuhr, daß Hilarion in der Gegend weile, und da Niemand zweifelte, daß auch er ein Freund Gottes sei und daß deshalb durch seine Vermittelung jede Noth und Bedrängniß gehoben werden

könne: so drängte sich das Volk massenweise zu ihm und entkräftete Männer, abgezehnte Weiber, hinsterbende Kinder, bleich von Hunger und Todesangst, schrien zu Hilarion, als einem Nachkommen des heiligen Antonius, er möge Gott um Regen bitten. Hilarion that es und wurde erhört. Die dankbare Verehrung des Volkes scheuchte ihn aber wieder aus seiner Zelle, weil er dort nicht mehr die Abgeschiedenheit und Unscheinbarkeit fand, welche das stärkste Bedürfnis seiner Seele war; und er zog nach Alexandrien, um sich in eine Wüste Unteregyptens zu vergraben. Bei einem Besuche, den er einem Kloster in Bruchium, dem Hafen von Alexandrien, machte, ward ihm die Kunde, daß Julian der Apostat, der inzwischen Kaiser geworden war, gegen ihn wüthe und ihn in Gaza aufsuchen lasse. Als bald sattelte er sein Eselin und schickte sich zur Abreise an. Die Mönche flehten, er möge bleiben, Niemand würde ihn hier suchen, und wenn man ihn etwa fände, so wollten sie Alle mit ihm leiden und sterben. „Laßt mich ziehen, meine Kinder,“ sagte er; „ihr wißt nicht, was Gott über uns verhängt.“ Kaum war er fort, so erschienen auch schon Soldaten des Landvogtes von Palästina, die Hilarion und Hesichius aufsuchen und auf kaiserlichen Befehl um's Leben bringen sollten. So zuwider war der arme Einsiedler dem gewaltigen Kaiser, der Heilige dem Abtrünnigen! eine solche Macht erkannte der abgefallene Imperator der Welt in diesem alten Asceten an, daß er ihn nicht auf der Erde neben sich bestehen lassen wollte! Und dies Zeichen setzt sich seitdem unveränderlich fort: die Nachfolge Jesu in der höchsten Vollkommenheit, wie sie von den ascetischen Seelen in der Kirche angestrebt wird, ist den Abgefallenen aller Zeiten ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung. Das ist ein Beweis ihrer immensen Macht! denn die Dhytmacht hat immer und überall einen Freipaß.

Während Hilarion sich in der Wüste verbarg, machten die geistesverwandten Arianer und Heiden von Gaza auch äußerlich gemeinschaftliche Sache, brannten sein Kloster ab, verwüsteten es, mißhandelten und verjagten die Brüder. Unter

diesen war ein Jude, Namens Gubrian. Er machte sich auf zu Hilarion und suchte ihn zur Rückkehr nach Palästina zu bewegen unter dem Vorgeben, daß er dort den betrübten Brüdern von großem Troste sein würde, während doch jeder treue Bruder sich freute, den heiligen Greis in Sicherheit vor seinen Feinden zu wissen. Hilarion ließ sich nicht täuschen, verabschiedete den Gubrian und setzte seinen Wanderstab weiter und zwar über das Meer nach Sicilien. Bei der Landung bot er dem Schiffer als Zahlung für sich und seinen Gefährten Zananus das Buch der heiligen Evangelien an, das er in frühesten Jugend abgeschrieben und immer bei sich getragen hatte. Der Schiffer aber hatte Erbarmen mit diesen beiden Bettlern, nahm es nicht an und ließ sie ziehen. Hilarion freute sich, für einen Bettler gehalten zu werden, verließ die sehr bevölkerte und belebte Küste und drang in das innere Land, wo er am Saume eines Waldes eine Hütte von Baumzweigen aufschlug. Täglich sammelte er einen Bündel von trockenen Reisern, den Zananus in ein benachbartes Dorf trug und gegen ein Stück Brod vertauschte. Davon lebten Beide sehr zufrieden und ganz dem Gebete hingegeben. Allein das Licht Hilarions war nun einmal auf den Leuchter gestellt, so sehr er sich auch bemühte, es unter dem Scheffel zu verbergen. Hier wie in Palästina und Egypten wendeten sich Leidende an diesen Mann des Gebetes. Auf seine Fürbitte, die er ihnen nicht versagen konnte, ließ Gott Erhörung folgen; die Kranken genasen und ihrer Dankbarkeit, folgte Verehrung. Hilarion war wieder umwogt vom Jubrange der Menschen. Inzwischen hatte Hesichius — der, man weiß nicht wo und warum, sich von ihm getrennt hatte — seinen geliebten Meister in allen Wüsten, Klöstern und Hafenstädten des Morgenlandes umsonst gesucht. Nach drei Jahren schiffte er nach dem Peloponnes hinüber und hörte dort einen Juden Vieles erzählen von einem christlichen Propheten in Sicilien, der Zeichen und Wunder thue wie ein zweiter Elias. Hesichius fragte nach dessen Namen und Alter; allein der Jude hatte ihn nie gesehen, nur von ihm gehört. Hesichius schiffte sich sogleich nach Sicilien ein

und seine erste Frage dort war nach dem Wandermann, von dem auch alle Welt zu erzählen mußte. Als Hesichius erfuhr, daß dieser Diener Gottes nie auch nur ein Stücklein Brod von Denjenigen annahm, welche ihm ihre Dankbarkeit durch die reichsten Geschenke zu beweisen wünschten, sondern immer mit dem göttlichen Bessende antwortete: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst sollt ihr es auch geben“ (Matth. 10, 8.), da freute er sich, denn daran erkannte er Hilarion und begab sich zu ihm.

Sie gingen nun zusammen in ein ganz fremdes Land, dessen Volk und Sprache ihnen durchaus unbekannt war: nach Dalmatien, dem östlichen Küstenlande des adriatischen Meeres; ein schönes Land, aber häufig schwer heimgesucht durch Erdbeben. Ein solches beängstigte eben die Hafenstadt Epidaurus. Während die Erde sich spaltete, um sie zu verschlängen, die Berge zusammenkrachten, um sie zu verschütten, stieg das Meer mit solcher Gewalt zu solcher Höhe, daß Schiffe auf Felsen am Ufer geschleudert wurden. Das gebrängsalte Volk floh wie auf höheren Antrieb zu Hilarion, der in der Schlacht eines Berges lebte, jammerte nach Errettung und führte ihn zum Gestade des Meeres. Hilarion hatte den Glauben, der Berge versetzt. Er zeichnete drei Kreuze in den Sand des Ufers und erhob die Hand wider die Wellen. Sie bäumten sich hoch auf wie unbändige Roffe, standen, überschlugen sich und wogten langsam vom Gestade zurück. Der heilige Hieronymus, der das Leben beschrieben hat und selbst ein Dalmatier war, sagt: „Von diesem Wunderzeihen weiß die Stadt Epidaurus und ganz Dalmatien bis auf den heutigen Tag zu sagen; denn die Mütter erzählen es ihren Kindern, um es im Gedächtniß der Nachkommen zu erhalten.“ Warum wird es uns so schwer, die Wunder mit dem Auge des Glaubens aufzufassen? Gehören wir etwa zu Denen, die der Herr Jesus nannte: „Ihr Kleingläubigen“! als Er eine große Stille auf dem Meere machte? (Matth. 8.)

Ein Land, wo Hilarion unter solchen Umständen auftrat, konnte die Stätte seines Bleibens nicht sein. Er ging nach

der Insel Cypern, deren Primas der heilige Epiphanius, Bischof zu Salamin, sein Landsmann und ehemaliger Schüler, war. An dessen Tisch wurden ihm einst Vögel vorgesetzt. Hilarion weigerte sich davon zu essen, weil er, seit er das Kleid des Einsiedlers trage, nie etwas gekostet habe, das je belebt gewesen sei. „Seitdem ich dies Kleid trage,“ antwortete Epiphanius, „habe ich nie zugegeben, daß irgend Jemand einschliefe, der etwas gegen mich auf dem Herzen hatte und bin selbst nie in Unfrieden mit einem Andern eingeschlafen.“ „Verzeih mir, mein Vater,“ entgegnete Hilarion demüthig, „du hast eine bessere Lebensregel befolgt als ich.“ Einige Meilen von Paphos, zwischen Trümmern eines verlassenen Göztempels, siedelte er sich an und lebte dort zwei Jahre, immer betend, immer Wunder wirkend, immer auf der Seelenflucht vor dem Ruhme seiner Heiligkeit. Fünf Jahre vor seinem Tode schickte er den Hesichius mit dem Auftrage fort, die Brüder in Palästina zu grüßen und in Egypten oder Lybien einen Ort ausfindig zu machen, wo er ungestört sein letztes Stündlein erwarten könne. Hesichius kehrte zurück und rath dem Greise, in Cypern zu bleiben, wo er im Innern der Insel ein wildes einsames Thal erkundschafft hatte. Es lag auf dem Gebirge und war rings von hohen, schroffen Felsen eingeschlossen; daher fast unzugänglich. Aber es hatte ein klares Bächlein, eine grüne Wiese und viele schöne Apfelbäume. Dazu stand die ganze Gegend in dem Rufe, von bösen Geistern bewohnt zu sein. In solcher wilden Abgeschlossenheit von seinen alten Feinden umringt zu leben und zu sterben, das sagte dem heiligen Greise zu. Mühsam steigend und kletternd, zuweilen auf Händen und Füßen kriechend, erreichten sie das Thal, das Hilarion als die Stätte seiner Ruhe erkannte. Darum wollte er auch keinen irdischen Trost haben und schickte seinen lieben Jünger Hesichius nach Palästina zurück, mit der Erlaubniß, ihn ein paar Mal im Jahre besuchen zu dürfen. Das geschah. Hilarion legte sich ein Gärtchen am Bache an, und lebte von Kräutern und Wasser, wie in seiner Jugend. Von den

Äpfeln aß er nie; aber sie erfreuten sein Auge. Menschen wagten sich nicht zu ihm. Und so hatte er denn wieder seine langersehnte, liebe Wüsteneinsamkeit, in der er nichts hörte als die Stimme Gottes und nichts sah als himmlische Bilder, die das irdische Auge nicht wahrnimmt, weil es vom irdischen Sinne befangen ist. Kurz vor seinem Tode fand sich wunderbarer Weise ein Gichtbrüchiger bei ihm ein, der Besitzer dieser Felsenwildniß, und bat so beweglich um sein Gebet, daß Hilarion weinend Gottes Barmherzigkeit anrief und den Mann gesund entließ. Dies hatte die gewöhnlichen Folgen; aber sie rührten ihn nicht mehr! Er wurde krank und schrieb für Hesichius sein Testament auf, indem er ihm sein Evangelienbuch, sein Bußkleid und seinen armseligen Mantel vermachte. Viele gottselige Leute aus Paphos besuchten ihn mit großer Andacht. Nichts lebte mehr an ihm, als Augen und Stimme; der ganze Leib war schon wie todt. Auf einmal überfiel ihn wieder die heilige Furcht vor dem Gerichte Gottes und er sprach ermutigend zu sich selbst: „Fürchte dich nicht, meine Seele! zieh' aus, zieh' aus! Siebzig Jahre hast du Christo gedient und du solltest den Tod fürchten?“ Da legte sich eine tiefe Ruhe auf sein Antlitz und er entschlief im Herrn; in dem Gott, der so früh ihn berufen und gesagt hatte: „Du bist Mein.“

---

### Paul der Einfältige.

---

„Da ist Bahn und Straße, die richtige Straße, auf der selbst Einfältige nicht irrte gehen.“ (Isal. 35, 8.)

Ein sechzigjähriger Landmann irrte tief bekümmert und rathlos in der Wüste umher, die der heilige Antonius bewohnte. Sein Weib, das jung und schön, aber böse und lasterhaft war, hatte ihn betrogen und Gott schwer beleidigt. Er überließ ihr sein Häuschen und Alles, was er besaß, und



floh hinweg, ohne recht zu wissen, was aus ihm werden solle. Er war ein gar schlichter unschuldiger Mensch, der nicht um die Welt eine Bisse gesagt und seinem Nächsten wehe gethan hätte; er hieß Paul. Acht Tage streifte er umher, rathlos und angsthaft. Da gab Gott ihm ein, alles Uebrige zu vergessen und nur an das Heil seiner Seele zu denken, und Paul machte sich auf und ging geradesweges zu Antonius und sagte ihm, er wolle lernen, Einsiedler zu werden. Antonius entgegnete, dies sei in so hohen Jahren nicht mehr möglich; er solle anderweitig recht fromm Gott zu dienen suchen, denn die Strenge des Einsiedlerlebens könne er nicht ertragen. „Lehre mich nur, was ich zu thun habe,“ antwortete Paul gelassen; „ertragen werd' ich es schon.“ „Es geht nicht an,“ entgegnete Antonius, „du kannst nicht Einsiedler werden. Willst du aber durchaus von der Welt dich entfernen, so geh' in ein Kloster, wo Mönche beisammen leben, damit du im Nothfall die Pflege und Hülfe findest, die dein Alter bedarf. Hier findest du nichts, denn ich lebe ganz einsam und esse nur am dritten oder vierten Tage ein wenig.“ Damit ging Antonius in seine Zelle zurück und verschloß sich drei Tage in ihr, seinen Gebeten und Betrachtungen obliegend und dem Paul überlassend, ob er seinen Rath befolgen wolle oder nicht. Am vierten Tage trat Antonius aus seiner Höhle und siehe, Paul war noch da. „Lieber Alter,“ sprach er gütig, „dies ist kein Ort für dich.“ „Mein Vater,“ entgegnete Paul entschlossen, „ich werde nirgends sterben, als gerade an diesem Orte.“ Antonius sah, daß der alte Mann nicht das geringste von Lebensmitteln bei sich hatte, und da er noch nicht wußte, welch' ein Geist diesen Greis beseelte, so ließ er ihn eintreten, gab ihm etwas Brod und Wasser und sprach: „Paul, du kannst vollkommen und selig werden, wenn du den Gehorsam beobachten willst.“ „Ich will ihn beobachten; befehl nur,“ sagte Paul einfach. Diese kindliche Bereitwilligkeit zu gehorchen, und zwar in so spätem Alter, erfreute Antonius ungemein, und er begann sogleich mit Paul umzugehen, wie mit einer sehr begnadigten Seele. „Geh jetzt hinaus, stelle

lich vor der Höhle hin und bete, bis ich dir Arbeit bringe," sprach er zu ihm. Paul ging hinaus und begab sich in's Gebet; Antonius aber ließ ihn stehen den ganzen Tag und die ganze Nacht, und so oft er durch ein Lustloch in seiner Zelle nach ihm schaute, stand Paul vertieft in's Gebet unbeweglich auf demselben Flecke, so daß er nach vierundzwanzig Stunden nicht um eines Strohhalms Breite davon gewichen war, unbekümmert um die sengende Sonnengluth und den nächtlichen Thau. Nun brachte Antonius ihm in Wasser erweichte Palmzweige und sagte: „Flechte davon einen Strick, wie du siehst, daß ich es mache." Es war eine mühsame und anstrengende Arbeit; aber Paul machte sie mit großem Eifer und flocht fünfzehn Ellen zusammen. Als nun Antonius den Strick ansah, gefiel er ihm nicht und er sprach: „Du hast ihn zu fest gedreht; mach' ihn auf und flechte ihn lockerer." Paul flocht die fünfzehn Ellen wieder auf und dann auf's Neue zusammen, was eine außerordentlich schwere Arbeit war, weil sich die eingeweichten und feuchten Palmzweige durch die erste Flechtung ganz verkrümmt hatten. Dies mußte er sieben Tage lang üben, ohne daß er Speis' und Trank erhalten hätte, weil Antonius ihn prüfen wollte, ob er geduldig bei aller Vernachlässigung sei und durch keine Mühseligkeit sich abschrecken lasse. Paul ließ Herz und Muth nicht sinken, beklagte sich mit keinem Worte, mit keinem Blick und blieb freundlich bei seiner Arbeit. Antonius freute sich mehr und mehr, ging nach Untergang der Sonne zu ihm und fragte: „Willst du jetzt ein Stück Brod mit mir essen, mein lieber Paul?" „Wie du willst, mein Vater!" war die Antwort. Sie gingen in die Höhle und Antonius legte vier Bröckchen, jedes von zwölf Loth, vor, eins für sich und drei für Paul; sie waren so steinhart, daß sie in Wasser erweicht werden mußten. Während das geschah, betete Antonius einen Psalm und wiederholte ihn zwölf Mal und Paul betete ihn freudig mit. Dann sprach der heilige Meister zu dem heiligen Schüler: „Wir wollen uns setzen, aber noch nicht essen, sondern der Wohlthaten Gottes gedenken." Und

als es Nacht geworden war, setzte er hinzu: „Die Essenszeit ist vorüber, laß uns das Dankgebet sprechen und schlafen gehen.“ Ohne Widerrede gehorchte Paul. Um Mitternacht weckte Antonius ihn zum Gebet und erst am Abende dieses Tages genossen sie etwas Brod. Als Jeder eins verzehrt hatte, sagte Antonius, der nie mehr aß: „Nimm noch ein Bröckchen und isß es.“ „Wenn auch du noch eins issest, so will ich es thun, sonst nicht,“ antwortete Paul. „Ich darf nicht,“ weil ich Einsiedler bin und als solcher arm leben muß,“ entgegnete Antonius. „Dann darf ich auch nicht, weil ich Einsiedler werden will,“ sprach Paul ruhig.

Der heilige Antonius lehrte vom Gehorsame: „Da unser Herr gesagt hat: Ich bin gekommen, nicht um meinen Willen zu thun, sondern den Willen Dessen, der mich gesandt hat: so ist das ein Fingerzeig für uns. Will der Mensch in kürzester Zeit vollkommen werden, so sei er nicht sein eigener Lehrer und Meister und folge nicht seinem eigenen Willen, wenn gleich sein Wille nicht unrecht sei. Denn der Wille Christi war dem Willen seines himmlischen Vaters gewiß nicht zuwider; im Gegentheil! und dennoch wollte er seinen eigenen Willen nicht thun, um nicht für ungehorsam zu gelten und um uns den Gehorsam zu lehren, der vor Allem in gänzlichster Verleugnung des eigenen Willens besteht. Der Sohn Gottes konnte nicht fehlen, wenn er auch seinen Willen gethan hätte und that ihn nicht. Um wie viel weniger dürfen wir, die wir mit dem besten Willen ganz außerordentlich oft fehlen und überdies sehr selten einen ganz reinen Willen haben, unserm Kopfe folgen, wenn wir nach der höheren Vollkommenheit streben.“ Gemäß dieser Lehre behandelte und übte er seine Jünger und Paul schmiegte sich mit unbeschreiblicher Demuth und Einfachheit in diese Zucht. Bald mußte er einen ganzen Tag Wasser aus dem Brunnen schöpfen und es gleich wieder ausgießen; bald sein Kleid zertrennen, zusammenheften und wieder zertrennen; unzählige Mal fertige Körbe auf- und wieder aufstecken. Einmal bekam Antonius eine Schale voll Honig geschenkt. Er sagte

zu Paul: „Zerbrich das Gefäß und laß den Honig auf den Sand fließen.“ Und gleich darauf, als sein Befehl eben vollzogen war: „Jetzt schöpfe den Honig ganz sauber und ohne eine Vermischung vom Sande auf und in eine andere Schale.“ — Bedenkt man, wie der Mensch von so unzählig vielen Schickungen und Zulassungen Gottes heimgesucht wird, deren Ursache er nicht ergründen kann und die häufig der menschlichen Klugheit und Einsicht ganz zuwiderlaufen: so muß man die Schule weise und liebevoll nennen, in welcher Paul auf solche Art zur gleichmüthigen Hingebung eingeübt wurde. Und bedenkt man die heftige Neigung jedes Menschen, nichts lieber als den eigenen Willen zu thun: so muß man Gott preisen, dessen Gnade eine solche Verleugnung der heftigsten Neigung ermöglicht, und den Menschen lieben, der in einer so unaussprechlichen Seelenreinheit die Gnade aufnimmt und ihre Wirksamkeit unterstützt.

Nachdem Antonius sich überzeugt hatte, daß ihm Paul in der vollen Strenge des geistlichen Lebens Gehorsam leiste, sprach er: „Nun sieh, mein Bruder! traust du dir zu, Tag für Tag so fortzuleben, dann will ich dich bei mir behalten.“ Ungemein freundlich versetzte Paul: „Ich weiß nicht, mein Vater, ob das Schwere nicht noch kommt und ob du mir nicht noch harte Dinge lehren und befehlen wirst; denn Alles, was ich bisher gethan und von dir gesehen habe, kann ich mit Gottes Hülfe und ohne besondere Anstrengung verrichten.“ Nach einigen Monaten führte Antonius diese in ihrer Einfalt so vollkommene Seele in eine Zelle, die etwa dreitausend Schritte von der seinen entfernt war und sagte: „Sieh, Paul, jetzt bist du im Namen und durch die Gnade Jesu Einsiedler geworden; jetzt lebe in der Einsamkeit, arbeite fleißig, hebe Gedanken, Herz und Gemüth zu Gott dem Allmächtigen empor, während deine Hände thätig sind; isß und trinke nie vor Sonnenuntergang und nie so, daß du gesättigt wärest, lerne streiten und kämpfen mit unserm alten Widersacher, dem Teufel; und übe Alles pünktlich, was ich dir gesagt und gezeigt habe.“ Mit der größten Aufmerksam-

Zeit empfing Paul diese Ermahnung und mit eben so großer Genauigkeit befolgte er sie, denn er betrachtete sie nicht anders, als ob sie Gott selbst ihm gäbe. Antonius besuchte ihn zuweilen und erfreute sich an dieser schlichten Gottseligkeit, die gar keine Ahnung ihrer hohen Tugend hatte; und wenn fremde Brüder bei ihm waren, ließ er oft Paul rufen, damit er ihnen zum Vorbilde und zur Erbauung diene. Einst befanden sich sehr erleuchtete und vortreffliche Brüder zum Besuche bei Antonius und Paul war gerufen worden, um sie zu bedienen, was er mit demüthiger Freude gar gern that. All diese gottseligen und weisen Männer führten zusammen äußerst erhabene Gespräche über göttliche Dinge und einmal auch über die Propheten. Da Paul nie von ihnen gehört hatte, so fragte er ganz unbefangen: „Waren die Propheten vor dem Herrn Christus, oder war Christus vor den Propheten?“ Antonius erröthete fast über diese Frage und sagte ganz freundlich zu Paul: „Schweige still, mein Bruder.“ Paul schwieg. Die Brüder blieben drei Wochen bei Antonius und Paul bediente sie höchst aufmerksam, aber mit einem so unverbrüchlichen Stillschweigen, daß sie endlich fragten: „Warum redest du nie mit uns?“ Paul lächelte freundlich und gab keine Antwort. Als nun die Brüder den Antonius um den Grund fragten und er sich durchaus nicht besinnen konnte, etwas Derartiges geboten zu haben, sagte er zu Paul: „Rebe doch mit den Brüdern! weshalb schweigst du?“ „Weil du es mir geboten hast, mein Vater,“ antwortete Paul gelassen. Da rief Antonius: „O meine Brüder! dieser Paul verdammt uns Alle, denn Keiner von uns beachtet und befolgt so genau die Einsprache des heiligen Geistes, wie er jedes Wort in Obacht nimmt, das ich zu ihm spreche.“

Paul war so recht einer von jenen „Kleinen,“ denen Gott seine ewigen Geheimnisse offenbart. Das süße, erhabene, beseligende Geheimniß vom Gehorsame des ewigen Wortes in der Menschwerdung war ihm aufgegangen; im Verstande nicht, wohl aber im Herzen. Er gehorchte, weil

sein Gott gehorsam war. Das ist die höchste Stufe des Gehorsams," sagt der heil. Bonaventura in seiner „Goldenen Leiter der Tugenden."

Nach der Lehre des heiligen Antonius beherrschten gewisse böse Geister durch gewisse Laster die Menschen; hatte nun Jemand irgend ein Laster, sei es Hochmuth, Geiz, Trägheit, Neid u. s. w. völlig in sich besiegt und es in der Wurzel ausgerottet: so belohnte Gott der Allmächtige diesen gewaltigen Kampf zuweilen mit der Gnade, daß ein solcher Streiter Christi seine Macht über den Dämon dieses Lasters in Andern ausüben durfte. Durch Demuth und Gehorsam besiegte Paul so gründlich den alten Menschen in sich, daß er schnell zur höchsten Vollkommenheit sich erschwang. Die Kraft Gottes fand kein reineres Werkzeug als diesen einfachen Greis und darum wurde sein Gebet gleichsam allmächtig wider die Dämonen und die von ihnen Beseffenen. Die traurigsten Fälle der Art ließ Antonius, vielleicht auch aus Demuth, denn in dieser Tugend übertrifft immer ein Heiliger den andern, von seinem Paul erledigen. Einst wurde ihm ein Jüngling zugeführt, der vom Dämon der Gotteslästerung bis zum Bahnwitz geplagt war. Er brachte ihn zu Paul und sagte: „Vertreibe den bösen Feind aus dieser Seele; damit sie Gott lieben und loben könne." „Warum thust du es nicht, mein Vater?" fragte Paul. „Weil ich eben keine Zeit habe," antwortete Antonius und ging von dannen. Paul verrichtete sein eifrigstes Gebet und sagte darauf: „Hast du es gehört, du böser Dämon, Antonius befehlt dir, diese Seele zu verlassen." Aber der Jüngling wüthete frecher und wilder noch wider Gott und alles Heilige. „Verlaß diese Seele, oder ich verklage dich bei Christus!" wiederholte Paul. Doch ohne Erfolg. Da ging er hinaus unter die brennende Mittagssonne Egyptens, die dem babylonischen Feuerofen nicht unähnlich ist, bestieg einen Felsen und sprach: „Lieber Heiland, Du siehst, daß ich hier stehe. Nun, ich werde nicht von hier fortgehen, nicht schlafen, nicht essen, nicht trinken, bis Du diesen armen Jüngling von dem

bösen Geiste befreit hast; denn Antonius hat mir befohlen, Dich darum zu bitten.“ Und mit dieser Taubeneinfalt führte er das Werk zu Ende.

Mit zärtlicher Liebe und Bewunderung nannten die Brüder dies Schöpfkind Gottes nie anders, als Paul den Einfältigen, so erzählt Palladius, Bischof von Helenopolis, der sich gegen Ende des Jahrhunderts drei Jahre in der Wüste Egyptens aufhielt.



### Ammon, Abt zu Nitria.

„Herr, wer wird ruhen auf deinem heiligen Berge?  
„Wer ohne Makel einhergeht.“ (Ps. 14, 1—2.)

Unfern Alexandrien, in einem Landhause, saß ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren einer Jungfrau gegenüber und erklärte ihr das siebente Capitel des ersten Corintherbriefes, welches von den Vorzügen des jungfräulichen Lebens vor dem Ehestande handelt, Vorzüge, die der heilige Apostel in dem Worte zusammenfaßt: „Eine Jungfrau ist auf das bedacht, was des Herrn ist, damit sie an Leib und Geist heilig sei.“ (B. 34.) Und: „Selig ist sie, wenn sie Jungfrau bleibt.“ (B. 40.) Diese beiden jungen Leute waren im Festgewande und trugen Blumenkränze auf der Stirne; dies war hochzeitlicher Gebrauch und sie waren eben vermählt worden. Der Jüngling hieß Ammon. Er war aus einer reichen und angesehenen Familie entsprossen, früh elternlos geworden und hatte von seinem Oheim eine vortreffliche Erziehung erhalten, damit er einst auf jede Weise in der Welt glänze. Aber die Gnade bemächtigte sich so ganz und so früh seiner Seele, daß die Welt mit ihrem Glanz und ihrem Glanz nicht den mindesten Reiz für ihn hatte. Reichtümer, Ehren, Genüsse und Freuden stießen ihn ab, statt ihn anzuziehen. Sein Oheim, übrigens ein sehr rechtschaffener Mann,

sah das mit großer Betrübniß und währte, das beste Mittel, um Ammon auf andere Gedanken zu bringen, sei der Ehestand. Ohne ihn zu fragen, schloß er eine Verbindung zwischen seinem Neffen und der Tochter eines sehr angesehenen Mannes ab; und erst, nachdem Alles bestimmt und abgemacht war, erfuhr Ammon diese Verfügung seines Oheims, den er wie ein guter und dankbarer Sohn zärtlich liebte und ehrte. Keine Seelen gehen sicher an Gottes Hand. Ammon unterwarf sich äußerlich. Aber die Gnade in ihm war so groß, daß sie auch auf seine Braut überging, und der Schwung seiner Seele so hoch, daß er auch die Braut über das Irdische erhob. Nachdem Ammon ihr mitgetheilt hatte, was der Apostel Paulus auf Eingebung des heiligen Geistes über die Virginität sagt, und was der göttliche Heiland vom Himmelreiche spricht, wie das neunzehnte Capitel des Evangelisten Matthäus es berichtet: da entzündete sich auch in dem Herzen des jungen Mädchens die Flamme der himmlischen Liebe und Beide kamen überein, im jungfräulichen Stande zu verbleiben. Ammon hätte gewünscht, sich sogleich dem Leben der Einsiedler anschließen zu können; ohne die Einwilligung seiner Braut durfte er aber nicht diesen Schritt thun, und da sie nicht wußte, was aus ihr werden solle, wenn er sie verließ, so bat sie ihn, er möge sich vor der Hand noch nicht von ihr trennen. Ammon war es zufrieden und sie begannen nun ein stilles, friedliches, engelhaftes Leben, das sie achtzehn Jahre miteinander führten. Sie bewohnten ein freundliches, von großen Gärten umgebenes Landhaus und Ammon beschäftigte sich eifrig mit deren Bestellung. Einem Balsamgarten widmete er ganz besonders seine Sorgfalt, da dies Gewächs, wie Weinreben, mit großer Mühe gebaut, beschnitten und gesäubert werden muß, damit es sein köstliches, wohlriechendes Harz ausschütze, das zu Weihrauch und zu ärztlichen Mitteln gebraucht wird. Seine Frau stand ihrem Hauswesen vor, arbeitete fleißig, um arme und alte Leute zu kleiden, besuchte Kranke und pflegte sie und heiligte diese geringen und einfachen Beschäftigungen, wie seinerseits Ammon,



durch eine immerwährende Erhebung des Gemüthes zu Gott. Zweimal am Tage beteten sie gemeinschaftlich die Mahnen und gegen Abend vereinigten sie sich wieder zu einer einfachen Mahlzeit. So vergingen die Tage in einem Frieden, den die Welt nicht kennt und nicht gibt, und ihr Gebet bekam eine solche Kraft, daß sich die Gnade ihnen mehr und mehr mittheilte. Die ganze Umgegend erbaute sich an dem himmlischen Wandel dieser beiden irdischen Engel. Jungfrauen, die nach der höhern Vollkommenheit verlangten, erbaten sich den Rath, die Anleitung und das Gebet dieser gottseligen Frau; Männer und Jünglinge, die ihr Seelenheil zu sichern wünschten, wendeten sich wegen Belehrung an Ammon; jede Seele, die sich in irgend einer Weise bedürftig ihnen nahte, verließ sie getröstet und gestärkt. Die Gabe des Trostes ist auch eine Wirkung des heiligen Geistes, den der göttliche Heiland ja auch „den Tröster“ nennt, obzwar sie unter dessen sieben Gaben nicht genannt ist.

Eines Tages sprach die gottselige Frau zu Ammon: „Eieher Herr, es sind jetzt achtzehn Jahre, seitdem ich durch Gottes Gnade deinem heilsamen Rath gefolgt bin, wolltest du jetzt den meinen annehmen, so wär' ich versichert, daß du mich herzlich in Gott liebst.“ Ammon entgegnete, sie dürfe immer dessen versichert sein, möge er ihren Rath annehmen oder nicht; und was es denn sei? „Ich glaube,“ sagte sie, „daß du und vielleicht auch ich, mehr für das Heil anderer Seelen wirken kannst, wenn wir hinfort von einander getrennt leben. Damals hattest du Mitleid mit meiner Jugend und Unerfahrenheit und bliebst bei mir; nun aber, da ich deine Jüngerin im geistlichen Leben geworden bin, finde ich es billig, daß ich dir deine volle Freiheit gebe, damit deine große Tugend und Weisheit nicht länger verborgen bleibe.“ Mit herzlichster Freude dankte Ammon seiner Frau und dem lieben Gott und sagte: „Das ist ein Gedanke von Oben, geliebte Schwester, und da du es zufrieden bist, so will ich mir denn in der Einsamkeit eine Hütte erbauen. Da aber bleibe hier in diesem Hause und im Schutze des allmächtigen

Gottes.“ Sein ganzes Verhältniß überließ er ihr, damit sie unbefchränkt in Ausübung von Werken der Barmherzigkeit sei und bald gesellten sich fromme Jungfrauen zu ihr, mit denen sie ein ganz ascetisches Leben führte und dem Wesen nach, wenn auch nicht in der Form, eine Klostergenossenschaft bildete.

Ammon, nachdem er von seiner Frau Abschied genommen und ihr versprochen hatte, sie jährlich ein oder zwei mal zu besuchen, wendete sich der Wüste zu, die fortan während zweiundzwanzig Jahren sein Aufenthalt blieb. Er war einer jener seltenen Menschen, die eine solche Ursprünglichkeit und unmittelbare Kraft des Geistes haben, daß sie in der Richtung, die sie einschlagen, wenig nur von anderen Menschen empfangen, aber sehr viel ihnen geben und in ihnen wecken und anregen können. Deshalb drängte sein Geist ihn auch nicht zu der allgemeinen Wallfahrt der Zeit, zu Antonius, sondern wie Antonius suchte er zuerst die vollkommene Einsamkeit mit Gott auf, und erst später begab er sich zu dem großen Patriarchen und befreundete sich innig mit ihm, wie das von diesen zwei heiligen, in Gott verbundenen Seelen zu erwarten stand. Ammon siedelte sich in seiner Heimath an, in Unteregypten. Da lag westlich von Alexandrien der große See Mareotis, halb Sumpf, halb Wasser, wie sich das häufig an den Küsten des mittelländischen Meeres, wo es nicht felsig ist, findet. Am südlichen Ufer dieses Sees, das Palladius erst nach anderthalb Tagereisen erreichte, wurde sehr viel Salz (Natron, Niter) gegraben und daher hieß diese ganze Gegend Nitria. Sie lief aus in eine ungeheure Wüste, die sich bis Mauritanien (Nordafrika) erstreckte, im Süden aber undurchdringlich bis in's Herz von Afrika sich ziehen mochte. Kalksteinfelsen, Ausläufer des Libyischen Gebirges, erhoben sich in dieser Wüste und bildeten den Berg Nitria, wie man zu sagen pflegte, den Ammon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts zu seiner Einsiedelei erwählte und auf dem Palladius gegen Ende desselben Jahrhunderts 5000 Mönche fand. Ammon richtete sich in dieser furchtbaren

Wüstenel eine Felsenzelle ein und erhob sich zur höchsten Betrachtung und Erkenntniß der Wahrheit, so daß die Fülle von anregenden Kräften, die er aus der Fülle des göttlichen Lichtes und der göttlichen Liebe einsog, wie Wasserbäche vom Hochgebirge in's Thal, aus seiner Seele lebend, erfrischend und reinigend in andere Seelen überströmten. Auf einem anderen Wege als Paulus von Theben, als Antonius und Hilarion, war er zu dieser unaussprechlichen Vereinigung mit Gott gelangt. Er hatte sich nicht in zarter Jugend der Welt entzogen und in die menschenleere Einöde fliehen können. Seine Verhältnisse brachten es mit sich, daß ihm Alles angeboten wurde und Alles ihm gehörte, was den Menschen im irdischen Glücke zurecht zu setzen pflegt. Aber gottliebende Menschen fassen ihre Richtung und alle Dinge, die sie auf derselben finden, nur von dem Gesichtspunkte auf, den sie mit dem Auge des Glaubens erfassen, und verfolgen sie im vollen Zusammenhang bis in die tiefste Tiefe und bis zur höchsten Höhe; und so machen sie sich ein anderes Glück zurecht! Während die Verzagten sie übertrieben und überspannt nennen, sind sie doch nur ganz, doch nur Eines; und während die Weltmenschen sie bemitleiden und beachseln, gehen sie aus zur Eroberung der wahren Glückseligkeit. Und dazu haben sie einen sichern Leitfaden, den auch Ammon hatte, in der unverwässerten heiligen Schrift. „Ihr sollt besitzen, als besähet ihr nicht,“ heißt es in jenem wunderbaren Corintherbrieфе, der so im Geiste des Heilandes das Ideal aufstellt und zwar erreichbar aufstellt, ohne jedoch die große Mehrzahl Derjenigen zu entmuthigen, welche nicht es zu verwirklichen begehrt. Ammon aber strebte aus ganzer Seele dahin und war so erfüllt von der Aussicht und Hoffnung auf die himmlischen Güter und die ewigen Freuden, daß die irdischen und vergänglichen Etwas waren, was zu seinem Besitztume nicht mehr gehörte. Aug' in Aug' sah er ihnen, und seine Hand erfaßte sie, und sie umringten ihn, und dennoch hatte er sich so vollkommen von ihnen abgelöst, daß er jetzt in einsamer Wüste nicht ärmer war, als in seinem reichen Hause.

Bald wurde er in Unteregypten Das, was Antonius in der Thebais und Hilarion in Palästina wurde: der Lehrer und der Mittelpunkt des geistlichen Lebens. Heißbegierige Menschen kamen in Schaaren zum Berge Nitria und Viele blieben bei Ammon und wurden große Anachoreten. Der Berg glich einem Bienenstock, so war er von Zellen durchgraben, deren Bewohner sich von dem süßen Honig heiliger Betrachtung nährten. Ihre Beschäftigung war die Leinweberei, deren Ertrag Ammon theils für den Unterhalt der Brüder, theils für die Armen weit und breit umher, theils endlich für die Verpflegung der zahlreichen Gäste verwendete. Die Gastfreundschaft wurde im hohen Grade geübt. Kamen Fremde an, so eilten die Mönche ihnen entgegen, führten sie psalmensingend erst in die Kirche, dann in die geräumige Herberge, wuschen ihnen die Füße, brachten Speise und Trank und bedienten sie. Ein großes Haus, das auf dem Berge neben der Kirche lag, war ganz allein für Gäste bestimmt. Da durften sie Jahre lang bleiben, wenn es ihnen gefiel, und während der ersten acht Tage muthete man ihnen auch keine Arbeit zu. Blieben sie aber länger, so mußten sie sich beschäftigen und im Gemüsegarten, in der Küche, in der Bäckerei oder irgend einer andern häuslichen Arbeit thätig sein, mußten auch das allgemeine Stillschweigen halten, welches für gewisse Stunden festgesetzt war. Kamen Gelehrte oder wissenschaftlich gebildete Männer, so versah man sie mit Büchern und Schriften, um sie in ihrer Art von Thätigkeit zu erhalten; und auch sie mußten sich der allgemeinen Lebensordnung fügen, um keine Störung in der klösterlichen Regel zu machen. Die Mönche beteten zu bestimmten Zeiten täglich mehrmals gewisse Psalmen und sangen Hymnen und Loblieder, so daß der ganze Berg von himmlischen Chören erschallte. Täglich auch belehrte Ammon sie über die Pflichten, die Wege und das Ziel des ascetischen Lebens und legte ihnen die heiligen Schriften aus. Am Samstag und Sonntag wurde Gottesdienst in der großen Kirche gehalten, die mitten auf dem Berge lag. Nach und nach wurden acht

Briefster für diese so überaus zahlreiche Gemeinde und deren geistliche Bedürfnisse nothwendig; das heilige Mesopfer und das Predigtamt verwaltete aber immer nur der Älteste von ihnen.

Fühlte sich einer von Numon's geistlichen Söhnen zu einem besonders strengen Leben der Buße berufen und hatte er zuvor Proben seiner Demuth und Beharrlichkeit abgelegt, so bekam er die Erlaubniß, sich aus dem gemeinsamen Leben zu Nitria in eine größere Abgeschiedenheit begeben zu dürfen. Zehn Meilen tiefer in die Wüste hinein schlugen solche Einsiedler ihre Zelte auf, und zu der Zeit, als 5000 Brüder gemeinsam auf dem Berge Nitria lebten, hatten sich 600 aus ihnen in jene Wüstengegend zurückgezogen, die von der Menge der zerstreuten Zellen oder Hütten den Namen Cellia empfing. Diese Zellen lagen so weit von einander entfernt, daß kein Einsiedler von seinem nächsten Nachbar gesehen oder gehört werden konnte. Jeder blieb für sich und bei seiner Handarbeit, die er einige Mal im Jahr in Nitria ablieferte und dafür die Lebensmittel erhielt, die ihm nothwendig waren. Keiner besuchte den Andern, um sich mit ihm zu unterhalten, Keiner sprach mit dem Andern, um sich zu zerstreuen. War Einer unter ihnen weit vorgeschritten im geistlichen Leben und wußte er, daß ein Anderer schwer kämpfte, so suchte er ihn auf, um ihm Muth oder Warnung oder Trost anzusprechen. Auch die Einsiedler von Cellia hatten ein Gotteshaus, das inmitten ihrer Wüste lag und worin sie sich ebenfalls Samstags und Sonntags versammelten. Einige von ihnen wohneten drei bis vier Meilen davon entfernt. Da sahen sie sich, aber wie Fremdlinge, die aus dem Himmel kommen, um auf Erden die Beschäftigung der Himmlischen fortzusetzen; nämlich Gott anzubeten. War der Gottesdienst zu Ende, so ging Jeder schweigend heim. Fehlte Einer, so wußten die Uebrigen schon, daß er krank sein müsse, und dann besuchten sie ihn, aber vorsichtig und nicht auf einmal. Genug, wenn sie auch dem Leibe nach einsam und abgeschieden und ohne irgend einen vergänglichsten Trost lebten: in der heiligen Liebe zu

Gott und dem Nächsten waren sie innig verbunden, waren in dieser Verbindung lebendige Glieder des Leibes Christi, durch den sie wiederum mit dem himmlischen Vater verbunden waren und sagten mit größerer Vollkommenheit als der Apostel Philippus (Joh. 14, 8.), dem damals der heilige Geist noch nicht das übernatürliche Auge geöffnet hatte: „Es genügt uns.“

Der selige Stifter dieser frommen Genossenschaften war mit außergewöhnlichen Gnadengaben beschenkt und las in den Seelen und in den Zeiten, wie in aufgeschlagenen Büchern, verborgene Dinge. Betrübte Eltern führten einst ihren einzigen Sohn in Ketten und Banden auf den Berg Ritria. Der Knabe war von einem tollen Hunde gebissen und verzuchte nun in der Wuth über Andere herzufallen. Die Eltern trugen ihr Anliegen vor und flehten um Ammons Fürbitte. „Liebe Leute,“ entgegnete Ammon, „mein armes Gebet vermag in dieser Sache sehr wenig, aber ihr selbst vermöget sehr viel.“ Sie fragten, wie so das? Und er sprach: „Ihr habet eine arme Wittwe ihrer Ruh beraubt; gebt ihr dieselbe zurück und der liebe Gott wird daran solches Wohlgefallen haben, daß Er euch die Gesundheit eures Kindes schenken wird.“ Beschämt, bereuend und hoffnungsvoll gingen sie heim, machten ihre Missethat wieder gut und ihr Sohn wurde gesund. Ein anderes Mal hatten zwei Männer ihm die Versicherung gegeben, daß sie ihm gern aus Liebe zu Gott einen Dienst leisten möchten. „Das freut mich,“ sagte Ammon, um sie zu prüfen; „dazu will ich euch gleich Gelegenheit geben. In eurem Dorfe hat man uns ein großes neues Faß geschenkt, welches wir sehr nothwendig brauchen, um das Trinkwasser für unsere Gäste aufzubewahren; ich bitt' euch, schaffst es mir herauf.“ Sie versprachen es und gingen fort. Dem Einen that aber seine Zusage leid und er sagte zu dem Andern: „Ich werde mich hüten, das Faß den Berg hinauf zu schaffen. Das würde mein Kameel ganz zu Grunde richten.“ Der Zweite aber, obwohl er nur ein Geselein hatte, erfüllte sein Versprechen,

nicht ohne Mühe und Anstrengung für sich und sein Lastthier. Als Ammon ihn daher ziehen sah, ging er ihm freundlich entgegen, dankte ihm und sprach: „Sieh! es hat deinem Gefährten nichts geholfen, sein Kameel so über die Massen zu schonen; denn inzwischen haben die Hyänen es zerrissen.“ Und als der Mann am andern Tage in sein Dorf zurückkam, fand er seinen Gefährten, der sich das Haar vom Kopfe raufte, weil die wilden Thiere über Nacht sein Kameel gefressen hatten.

Einst schickte der heilige Antonius dem seligen Ammon einen freundlichen Gruß und die Einladung, ihn doch noch einmal zu besuchen. Dreizehn Tagereisen trennten sie; Ammon säumte aber nicht, machte sich mit dem Boten und seinem Lieblingsjünger Theodor auf und pilgerte vom Berge Nitria zum Berge Colzim. Sie gelangten glücklich bis zu einem Arme des Nil, den man den Tyrus nannte, und spähten nach einem Nachen, der sie hinüber fahre. Es war aber eine ganz menschenleere Gegend, in welcher gar kein Verkehr statt fand; daher gab es nirgends Nachen und es blieb ihnen nichts übrig, als durch den Fluß zu schwimmen. Während die Brüder sich sämmtlich dazu anschickten, wollte Ammon sich nicht entkleiden. Da ward er von einer übernatürlichen Kraft sanft emporgehoben und über den Fluß hinweg geführt; das Wasser trug ihn, wie es seinen Herrn und Meister getragen hatte. Mit inniger Freude empfing ihn Antonius: „Deines Bleibens ist nicht mehr lange zwischen uns, mein Bruder, darum hatte ich ein großes Verlangen, noch einmal mit dir von den Dingen der Ewigkeit zu sprechen,“ sagte er. Sie blieben geraume Zeit beisammen und labten ihre Seelen an dem Licht, das aus der einen in die andere strahlte. Dann trennten sie sich und als bald nachher Ammon auf dem Berge Nitria starb, sah Antonius dessen verklärte Seele „wie die aufsteigende Morgenröthe“ (Hohel. 6, 9.) in's himmlische Vaterland ziehen.

## Der heil. Pachomius,

Abt von Tabenna.

---

„Herr, was willst du, daß ich thun soll.“ (Apostelg. 6, 9.)

Wie Antonius der Schöpfer des Mönchslebens genannt werden kann, so war sein jüngerer Zeitgenosse Pachomius dessen Gesetzgeber. Er gab den Genossenschaften von Anachoreten, die theils als Einsiedler, theils gemeinschaftlicher in Lauren lebten, aber nur ganz form- und gestaltlos durch den gewaltigen Geist ihrer Begründer Antonius, Hilarion und Ammon zusammenhielten, bestimmte Regeln und Gesetze, durch welche sie sich zu einer festen und dauerhaften Verbindung zusammenschlossen. Pachomius war der eigentliche Stifter der geistlichen Orden, deren Vorläufer und Vorbilder jene Drei waren.

Pachomius stammte aus einer heidnischen Familie in der Thebais und ward sorgfältig in den Kenntnissen seines Landes und seiner Zeit unterrichtet. Von frühester Kindheit an zeichnete er sich durch unschuldige Gesinnung und züchtige Sitten in seiner verdorbenen heidnischen Umgebung aus. Es wird von ihm erzählt, daß er als junges Kind seine Eltern zu einem Gözenbilde begleitet habe, das Orakel gab. Aber es verstummte in der Gegenwart dieses Kindes und die Gözenpriester erklärten den bestürzten Eltern, daran sei Niemand Schuld, als der kleine Feind der Götter, ihr Sohn.

Zu der Zeit, als Constantin Krieg führte gegen seinen Mittkaiser Maxentius, ließ er in dem Theile des römischen Reiches, der ihm unterworfen war, die kräftigsten Jünglinge ausheben und im Kriegsdienste verwenden. Dies Schicksal traf auch den Pachomius, der damals kaum zwanzig Jahre alt war. Eine ganze Schaar solcher jungen Leute ward in der Thebais ihren Familien entrißen, auf dem Nil eingeschifft, um zuerst gen Alexandrien und dann zu ihrer ferneren Bestimmung geschickt zu werden. Sie waren sämmtlich sehr niedergeschlagen, verließen ungern ihr Vaterland und wurden überdies von den Soldaten, die sie bewach-



ten, schlecht verpflegt und roh behandelt. Als das Schiff eines Tages bei einer ansehnlichen Stadt an's Land legte, kamen viele Einwohner an das Ufer des Nils, brachten den jungen Rekruten Speise und Trank und allerlei Labung, trösteten sie, ermunterten sie zu Hoffnung und Muth, und erwiesen sich so ungemein liebevoll gegen diese unbekannten und verlassenen Jünglinge, daß Alle gerührt waren, vorzüglich aber Pachomius. Er erkundigte sich, was dies für mildreiche, wohlwollende Leute sein mögten, und erfuhr, daß es Christen wären, Leute, die an Jesus Christus, den eingeborenen Sohn Gottes glaubten, die sich bemühten, allen Menschen Gutes zu thun, besonders den Unglücklichen, den Hülflosen und Verlassenen, und die dafür ihren Lohn im Himmel, auf Erden nicht, zu empfangen hofften. Von diesem Glauben der Christen ward Pachomius tief gerührt und mit einem von der göttlichen Liebe erleuchteten und entzündeten Herzen zog er sich zurück, hob Augen und Hände zum Himmel und betete: „Allmächtiger Gott, der Du Himmel und Erde geschaffen hast, wenn Du mich aus der gegenwärtigen Trübsal befreiest und mir die wahre Erkenntniß schenkst, in welcher Weise ich Dir am vollkommensten dienen kann, so will ich mich für alle Tage meines Lebens einzig deinem Dienste widmen. Erhöre mein Gebet und laß mich wissen, was ich thun soll.“ Das Schiff ging weiter und führte die jungen Leute ihrer Bestimmung zu. Pachomius vergaß nie, daß er sich dem Dienste Gottes anverlobt habe, obwohl ihm vielfache Anlockungen begegneten, und mit Verachtung wies er die Freuden der Welt zurück, denen seine heidnischen Gefährten sich hingaben.

Constantins Kriegszug gegen Maxentius nahm schnell ein siegreiches Ende, die Soldaten wurden entlassen und im Jahre 313 kehrte Pachomius freudig in seine Heimath zurück, um sich unter eine andere Truppe zu stellen, nämlich unter die Katechumenen, welche den Unterricht in der Glaubenslehre der Christen erhielten. Sein feuriges Herz machte ihn zu einem so eifrigen Jünger dieses seligen Glaubens, daß er bald darauf das heilige Sacrament der Taufe empfing. In

der folgenden Nacht träumte er, daß Thau vom Himmel in seine rechte Hand fiele und sich in Honig verwandle, und es sprach eine Stimme: „Pachomius! Christus der Herr gibt dir große Gnade.“ Sein lebentflammtes Herz wußte nicht anders sich genug zu thun, als durch die vollkommene Hingebungan diesen gnadenvollen, liebereichen Herrn. Während er überlegte, wie sich das am Besten bewerkstelligen lasse, hörte er von dem greisen Anachoreten Palemon sprechen, der in einer Einöde der Thebais ein ganz der Welt abgestorbenes und dem Himmel zugewendetes Leben führe. Da wurde es hell in Pachomius, als ob ihm innerlich die Sonne aufginge. Er sprach zu sich selbst: Das ist's, wohin Gott dich haben will! und machte sich sofort auf den Weg nach Palemons Wüstenel. An die Thüre der armseligen Hütte klopfte er demüthig und bat um Einlaß. Der alte Anachoret öffnete die Thüre nur halb, schaute ernst und streng den Jüngling an und fragte: „Was willst du? wen suchst du?“ Pachomius entgegnete unverzagt: „Gott der Herr schickt mich her; ich suche dich, denn ich will von dir lernen Einsiedler zu werden.“ Aber mit immer gleicher Strenge sprach Palemon: „Das haben schon Manche mir gesagt, sind aber halb wieder ihres Vorhabens überdrüssig worden. Denn das Einsiedlerleben ist freilich eine gottgefällige, aber auch eine harte und schwere Sache, der man wohl überdrüssig werden kann.“ „Es ist nicht Einer wie der Andere,“ sagte Pachomius bescheiden, „versuch' es mit mir! allmählig wirst du meinen guten Willen und meine Kräfte erkennen.“ „Mache erst die Vorübung zum geistlichen Leben in einer Laure durch,“ antwortete Palemon immer abweisend; „da hast du durch die Gemeinschaft mit Anderen mehr Hülfe und durch ihr Beispiel mehr Ermunterung; kannst auch leichter einige Labung finden, wenn das hüßende Leben dir zu schwer fallen sollte. Hier an diesem Orte kann man nicht anders als einen äußerst strengen Wandel führen, denn alle Hülfe und jede Stütze menschlicher Art fällt weg. Ich brauche zu meinem Unterhalte nur Brod oder wilde Kräuter mit Salz und durchwache die halbe Nacht, oft die ganze, in

Gebet und Betrachtung der heiligen Schrift. Am Tage bin ich keinen Augenblick müßig und sogar wenn ich die Psalmen singe und bete, verfertige ich ein härenes Zeug zu Bußkleidern, damit ich den Ertrag an Dürftige und Fremdlinge geben könne.“ Der Jüngling erschauerte bei der Vorstellung, ein ganzes langes Leben in dieser Weise hinzuopfern; doch die Gnade überwog den Widerstand der Natur und er sagte entschlossen: „Ich glaube und vertraue in Christum den Herrn, daß Er mir Stärke und Geduld geben werde, um aus Liebe zu Ihm Zeit meines Lebens bei diesem Wandel zu beharren und ich hoffe auf die Hülfe deines Gebetes, mein Vater.“ Dieser Glaube an den Beistand Gottes und diese große Opferwilligkeit waren dem alten Palemone ein Zeichen, daß ein übernatürlicher Antrieb und kein Hochmuth und keine Reugier den Jüngling zum ascetischen Leben dränge. Er hieß ihn willkommen, nahm ihn bei sich auf und gab ihm das Gewand, welches alle Anachoreten gleichmäßig zu tragen pflegten, um auch äußerlich zu zeigen, welchem Stande sie sich gewidmet hatten: nämlich das Scapulier von Ziegen- oder Schaffell (Melote).

Ungefähr um diese Zeit schrieb Eusebius in seinem „Erweis des Evangeliums“:

„In der Kirche Christi gibt es zwei verschiedene Ordnungen des Lebens, die beide gemäß der Gnade sind, deren Eine jedoch übernatürlich ist und über die allgemeine menschliche Art hinaus geht. Denn sie läßt weder Heirath, noch Kindererzeugung, noch Vermögen, noch Erwerb zu, und widmet sich, durchaus verschieden von gewöhnlicher Weise der Menschen, aus überschwenglicher himmlischer Liebe dem Dienste Gottes allein. Diejenigen, welche solchen Wandel führen, sind dem sterblichen Leben gleichsam schon abgestorben, leben nur dem Leibe nach noch auf der Erde; ihre Seele aber ist mit ganzem Verlangen schon hinübergewandert in den Himmel. Gleich Unsterblichen schauen sie auf den Verkehr der Erdenbewohner hinab und heiligen sich dem ewigen Gott für das ganze Menschengeschlecht, nicht mit er-

würkten Fasten, nicht mit Trank- und Rauchopfern, sondern mit ächten Lehren wahrer Gottseligkeit, mit der Gesinnung einer reinen Seele, mit Uebung der Tugend in Werken, wodurch sie Gott versöhnen, und für sich und ihre Brüder heiligen Gottesdienst üben.“

So erhaben dachte die alte Kirche von ihren Asceten! so entsprechend ihrer Liebe für den göttlichen Heiland war ihre Auffassung der Ascese, nämlich daß dieselbe in der liebenden Vereinigung mit seinem Sühnopfer übernatürliche Gnade und Kraft gewinne, um Buße zu thun für Diejenigen, welche keine thun, und daß sie dadurch zu einer sühnenden Macht für die Brüder werde. Die Entsagung aus unerhörter, unaussprechlicher Liebe war die Erfindung des menschgewordenen Gottes. Und weil Er, um sie in der allerhöchsten Vollkommenheit zu üben, Mensch ward, so ist sie seitdem auch das Eigenthum der Menschen geblieben, die himmlisch gesinnt sind; denn Er hat den Menschen nicht blos die gottgefälligen Tugenden gezeigt, sondern zugleich auch gegeben in der Kraft der Gnade. Eusebius war keine jener schwunghaften Seelen, wie Antonius, Athanasius, Augustinus, die gleichsam bezaubert von der Liebe Gottes waren und jeden Athemzug zu einem Hymnus und jeden Herzschlag zu einem Liebesseufzer machten. Er war in der Kirche Gottes mehr ein Wissender, als ein Liebender; aber sogar sein trockener Verstand erkennt den überirdischen Liebeglühenden Tief Sinn der Ascese an und erwärmt sich an der heiligen Flamme der Liebe zum Leiden, die Christus auf Erden angezündet hat.

Pachomius lebte nun bei Palemon mit eben der Strenge und denselben Beschäftigungen, geistlichen Uebungen und Arbeiten obliegend, wie der Greis selbst. Das nächtliche Gebet wurde ihm sehr schwer. Er war des Nachtwachens nicht gewohnt und häufig übermannte ihn der Schlaf. Dann ging Palemon mit ihm vor die Hütte und hieß ihn einen Sack mit Sand füllen und dann die schwere Last so lange hin und her tragen, bis er wieder munter geworden war. Palemon

hielt ihn auch immer dazu an, recht aufmerksam beim Gebet zu sein und sich weder durch seine Handarbeit noch durch andere Gedanken zerstreuen zu lassen. „Sei wachsam und eifrig, mein Pachomius!“ pflegte er zu sagen. „Wirst du schläfrig und lau, so benutzt das der böse Feind, um dir Widerwillen gegen deinen heiligen Vorsatz einzusößen, und dann ist all unsere Müß' und Arbeit umsonst gewesen!“ Alle Ermahnungen, Lehren und Uebungen des Greises nahm der fromme Jüngling mit tiefem Gehorsam an und wuchs dadurch von Tag zu Tage im gottgefälligen Wandel, so daß der erfreute alte Palemon nicht aufhörte, Christus den Herrn für einen solchen Jünger zu loben und zu preisen; Pachomius aber that das Nämliche für einen so heiligen geistlichen Vater.

Am hochheiligen Ostertage sprach Palemon: „Heute ist ein allgemeines Fest in der ganzen Christenheit, darum gehe hin, mein Pachomius, und bereite uns für den herrlichen Festtag ein Freudenmahl.“ Der Jüngling vollzog den Befehl und die festliche Mahlzeit, die er zubereitete, bestand darin, daß er auf die wilden Kräuter, die sie sonst nur mit Salz würzten, ein wenig Del goß. Dann kam er zu Palemon und sagte: „Mein Vater, ich habe gethan, was du mir befohlen hast.“ Als nun Palemon nach verrichtetem Gebete seinen Blick auf die Speise fallen ließ und gewahrte, daß das Del mit zerriebenem Salze vermischt war, da fing er an bitterlich zu weinen und klagte unter strömenden Thränen: „Mein Herr und Heiland ist am Kreuz mit Galle und Essig getränkt worden und ich soll schwelgerische Kost zu mir nehmen? Ach, das kann ich nicht!“ Pachomius bat ihn flehentlich, doch ein wenig davon zu genießen; es sei ja heute der höchste Freudentag; umsonst! der Greis blieb bei seiner untröstlichen Wehklage. So brachte Pachomius denn, wie gewöhnlich, Salz und Brod; und nun wurde Palemon froh und aß sehr vergnügt mit seinem lieben Jünger.

Einst kam ein fremder Anachoret zu ihnen und bat um Herberge, die ihm gern gewährt wurde. Pachomius hatte

Feuer angemacht, da er Brod backen wollte, und alle Drei saßen daneben und ein Wort gab das andere. Der fremde Einsiedler begann vom Glauben zu sprechen und sagte plötzlich: „Hat Einer von euch den wahren Glauben, so stelle er sich auf diese glühenden Kohlen und bete langsam ein Vater Unser.“ Palemon erkannte aus dieser vorwitzigen Aufforderung, daß der gute Bruder vom Hochmuth geplagt sein müsse und antwortete: „Lasse dergleichen Worte nicht wieder über deine Lippen kommen, mein Bruder! ein böser Geist gibt sie dir ein! es ist derselbe Geist, der unsern Herrn aufzoforderte, sich von der Tempelzinne hinab zu stürzen. Ergeht der Befehl Gottes an dich, auf glühende Kohlen hinzutreten, so vollziehe ihn; aber im Gehorsam und nicht aus Uebermuth des Eigenwillens.“ Anstatt die Ermahnung Palemons dankbar anzunehmen, erhob sich der Einsiedler und stellte sich wirklich auf die Kohlen. War es eine besondere Zulassung Gottes, war es ein Blendwerk des bösen Feindes; genug, er blieb unverletzt und wurde nun durch seine geträumte Heiligkeit dermaßen hochmüthig, daß er auf Palemon und Pachomius mit großer Geringschätzung herabsah und sie auch bald wieder verließ. Aber er ging einem traurigen Ende zu! Der Hochmuth raubte ihm das wahre Vertrauen auf Gott und Wachsamkeit gegen die Versuchung. Er fiel tief und immer tiefer, und die Blindheit seines Herzens wurde so groß, daß sie mehr und mehr seine Vernunft undunkelte, bis er kläglich im Wahnsinne starb. Diese Begegnung war für Pachomius eine heilsame Warnung, sorgfältig über sich selbst zu wachen, damit nicht blos die Vorschrift äußerlich erfüllt, sondern als ein heiliges Gebot in's Herz gegraben und mit dem ganzen Gemüthe vollzogen werde, Tag und Nacht las er in der heiligen Schrift, lernte sie auswendig, stellte Betrachtungen darüber an und beß sich, ihre Lehre von der Geduld, von der Demuth, von der Liebe zu Gott und dem Nächsten zugleich in's Gedächtniß zu fassen und in's Werk zu setzen. Palemon bewunderte ihn heimlich, weil er in so himmlischer Weise jede Selbstverläugnung und Abtödtung



übte, daß seine Seele immer reiner, immer lauterer wurde. Sein hartes, beschwerliches Anachoretenleben, in welchem nichts zu finden war, als nur das, was der sinnlichen Natur auf's Aeußerste zuwider ist, liebte Pachomius herzlich, weil er darin ein Stück des heiligen Leidens seines Herrn durchlebte. Einzelne Stellen in der Wüste tragen ein niedriges Dornengestrüpp, an welchem die Dornen lang und spiz wie große Stednadeln und dabei so eisenhart sind, daß sie sich wie Lanzen einbohren. Um Jerusalem heißt man sie „Spina sancta,“ weil die heilige Dornenkrone davon geflochten war. Eine solche Dornenwildniß lag unfern von Palemons Hütte und Pachomius sammelte dort die Reiser ein, welche er zum Feuer brauchte. Wurden nun seine Hände und Füße bei dieser Arbeit schmerzlich von den fürchterlichen Dornen gerstochen, so gedachte er der Nägel, welche die zarten Hände und Füße des liebevollen Herrn am Kreuze durchwundeten und fühlte seine eigenen Schmerzen nicht. So machte Pachomius eine Prüfungszeit von mehreren Jahren bei Palemon durch.

Eine Tagereise Nildabwärts von Theben am linken Ufer liegt in der Wüste hinter dem Dorfe Denderah (dem alten Zentyris) der schöne Tempel der Aphrodite, den die Königin Cleopatra bauen ließ. Er war also schon 400 Jahre alt, als Pachomius in diese Gegend kam; und wie Pachomius ihn damals sah, so ist er im Wesentlichen noch jetzt nach anderthalb Jahrtausenden, nur freilich hat seine Bestimmung sich sehr geändert: er ist eine Herberge für Reisende des Landes geworden<sup>1)</sup>. Man nennt im Oriente ein

---

1) Aus den oberen zerstörten Tempelräumen ist der bekannte astronomische Thierkreis von Denderah in das Museum von Paris entführt. Aber in der äußern Vorhalle ist an der Decke noch ganz deutlich, obwohl etwas geschwärzt, ein Thierkreis zu sehen. Er beginnt mit dem Zeichen des Krebses, über dem ein Lichtball schwebt, der in eine Strahlengarbe sich ergießt, wodurch das Sommersohlstitium bezeichnet ist. Dann folgen die übrigen Zeichen, wie wir sie kennen,

solches Gebäude einen Khan; es bietet dem Reisenden ein Obdach für ihn selbst sowohl, als für Esel, Pferde und Kameele, aber sonst findet man nichts, als was man selbst mitbringt. Unter den majestätischen und riesenhaften vier- und zwanzig Säulen, die, zu sechs in jeder Reihe, eine großartige Vorhalle bilden, bedeckt jetzt Spreu, als Schlafstätte für Menschen und Vieh, fußhoch den Boden, liegen Steine und schwarze Asche als Ueberbleibsel kleiner Feuerherde umher, ziehen sich lange Wassertröge, aus Lehm geknetet, um die Thiere zu tränken, bis zur äußern Eingangspforte hin. Diese gemeine Bestimmung bildet einen schneidenden Gegensatz mit den strengen und erhabenen architektonischen Linien des allegyptischen Bauwerkes; aber keinen schneidenderen, als der tiefe Ernst dieser Architektur selbst, mit ihrer kindischen, verzerrten und abentheuerlichen Ausschmückung durch Meißel und Pinsel. Die reinste Blüthe des Geistes der alten Egypter — wie überhaupt vielleicht der meisten Völker — war ihre Baukunst, und zwar deshalb, weil sich die Sinnlichkeit weniger in ihr, als in den übrigen Künsten ausdrücken läßt. Das Dorf Denderah liegt unter Dommpalmen und zwischen Feldern. Bald geht aber die Cultur in Weideland für Schafe und Ziegen über, und allmählig erstirbt dieses in den gelben Wellen des Sandes, aus dem, wie ein schwarzer Felsblock, der Tempel der Hathor (so hieß die Venus der egyptischen Götterlehre) aufsteigt. Hinter ihm wogt und wogt die ungeheure lybische Wüste in's Herz von Afrika hinein.

In dieser Gegend lag ein verfallenes und gänzlich verlassenes Dorf. Ob Christen daraus vertrieben waren, ob es früher durch Kriege der Römer oder noch älterer Völker zerstört und verödet worden war, man weiß es nicht! Es hieß Tabenna und hieher gerieth einst Bachomius, als er tiefe Einsamkeit gesucht hatte. In sein Gebet hinein sprach

---

mit Sternen und mit symbolischen Gestalten untermischt; nur statt des Zeichens der Jungfrau ist hier eine Schlange.



eine Stimme von Oben: „Pachomius, dies ist der Ort, wo du mir dienen sollst, du und viele Andere. Schau' auf!“ Und ein Engel zeigte ihm eine Tafel, auf welcher die Vorschriften standen, welche Pachomius später als Ordensregel seinen Mönchen gab. Er eilte sogleich zu Palemone zurück und unterwarf Alles dessen Urtheil. Der Greis glaubte gern, daß ein großer Beruf den Pachomius erwarte, ging mit ihm nach Tabenna, half ihm eine Zelle errichten und kehrte darauf in sein altes Hüttchen zurück. Da überfiel ihn eine schmerzhaft, langwierige, aus seinen strengen Fasten entspringende Krankheit. Es begaben sich einige Brüder zu ihm, die, in der Meinung, ihn recht gut zu pflegen, bessere und reichlichere Nahrungsmittel ihm gaben. Doch seine Leiden wurden immer heftiger und er bat die Brüder, sie mögten ihn nur bei seiner alten Weise lassen. „In Gott dem Herrn und in der Abtödtung ist allein Ruhe und Freude zu finden,“ sprach er. „Und so will ich denn die geistlichen Waffen, die ich um der Liebe Jesu willen ergriffen habe, bis zum Ende brauchen.“ Und so ließ er sich von der Krankheit aufzehren und starb selig in den Armen seines geliebten Pachomius, der unter Psalmengesang den ehrwürdigen Greis begrub.

Seit Pachomius Christ und Einsiedler geworden war, hatte er nie irgend einen seiner Verwandten gesehen. Wie groß war seine Freude, als eines Tages sein älterer Bruder Johannes ihn in der Wüste von Tabenna besuchte und zwar in der Absicht, sein Einsiedlerleben zu theilen. In jenen glücklichen ersten Zeiten des Evangeliums zeichneten sich die Christen dermaßen durch ihre Tugenden aus, daß das Leben, welches sie nach ihrer Bekehrung zu führen pflegten, auf jene Heiden, die Sinn für Tugend behalten hatten, tiefen Eindruck machen mußte. Einen solchen Eindruck hatte Pachomius durch die Nächstenliebe der Christen empfangen, und einen solchen Eindruck empfing Johannes, als er von dem asketischen Leben hörte, das sein Bruder um der Liebe Gottes willen mit so großer Gnade in der Wüste führte. Was

für ein Glauhe mußte das sein, der zu solchem Opfer befähigte? Johannes lernte diesen Glauben kennen, ließ sich taufen und wurde Anachoret. Beide Brüder gingen nun gemeinschaftlich auf die Erstürmung des Himmelreiches aus und Einer befaß sich, es dem Anderen an Demuth, Geduld und Selbstverläugnung zuvorzuthun. Die Abtödtung, welche Pachomius übte, war gleichmäßig groß für Leib und Seele. Während fünfzehn Jahren und trotz seiner strengen Fasten, Nachtwachen und Handarbeit legte er sich nicht zum Schlafe nieder, sondern in der Mitte seiner Zelle sitzend und ohne sich an die Wand zu lehnen, schlief er. Durch diesen Mangel an Schlaf litt er anfangs unsäglich, bis die Natur dermaßen überwunden war, daß sie des Geistes Ruhe in Gott nicht mehr störte. Mit ausgespannten Armen und unbeweglich, als ob sein Leib an's Kreuz geheftet sei, betete er stundenlang und läuterte dermaßen seine Seele durch ihre beständige Erhebung zu Gott und Betrachtung der ewigen Schönheit, daß sie auf ihrem fleckenlosen Spiegel kein Atom von Unvollkommenheit ohne bittere Reue dulden konnte. Welche Versuchungen der alte Feind der menschlichen Vollkommenheit ihm bereitete und welche Fallstricke er ihm legte, läßt sich aus diesen Kriesenkämpfen genugsam schließen.

Einsprache von Oben belehrte ihn, die Zeit sei nahe, da er viele Einsiedler um sich versammeln und ihnen eine geistliche Richtschnur für ein gemeinsames Leben geben werde. Er war noch ganz allein mit Johannes in Tabenna, aber er war aufmerksam auf die Stimme Gottes, wie der Knabe Samuel im Tempel, und deshalb begann er allgemach Zelle an Zelle zu bauen. Johannes, der ein großer Liebhaber der einsiedlerischen Beschränkung war, rügte diesen vermeintlichen Fehler mit einiger Heftigkeit und setze Vorwürfe thaten dem Pachomius schmerzlich weh; jedoch unterdrückte er alle Antwort und verhielt sich in größter Sanftmuth schweigend und freundlich. In der Nacht überfiel ihn ein unsägliches Reueschmerz über diese unwillkürliche Regung von Empfindlichkeit. Ein alltäglicher Mensch hätte sich in diesem Falle sein

Schweigen zur Tugend angerechnet; dieser heilige Mensch rechnete sich die innere Aufwallung zur Sünde an. Pachomius ging hinaus, warf sich in den Staub, weinte bitterlich und wehklagte: „Wehe mir! ich wandle noch immer nach dem Fleische und nicht nach dem Geiste! ich walle an in Ungeduld, weil ich im Recht zu sein glaube. Nicht also hast Du es gemacht, Du sanftmüthiger und demüthiger Herr Jesus, und findest Du nicht einen Theil deiner Gnade in mir, so bin ich nicht dein treuer Knecht. Findet hingegen der böse Feind einen Theil seiner Werke in mir, so bin ich seiner Dienstbarkeit unterworfen, weil geschrieben steht: „Von wem Jemand überwältigt wird, dessen Knecht ist er.“ (11 Petr. 2, 19.) Wie soll ich mich unterstehen Andere über das geistliche Leben zu belehren, da ich dein heiliges Gesetz nicht mit unbeflecktem Gemüthe zu halten vermag! O Herr! o Herr! läutere mein Herz mit dem Strahle deiner Gnade.“ Eine so zarte Gewissenhaftigkeit würde schwerlich da gefunden werden, wo die Zermalmung und Vernichtung des natürlichen Menschen durch die heilige Askese, nicht stattgefunden hat.

Johannes starb bald darauf und Pachomius empfing den Trost von Gott, daß nun ein greifser Einsiedler, Namens Apollo, ihn häufig besuchte und ihn in seinen Kämpfen gegen satanische Lockungen kräftigte. Einst klagte ihm Pachomius alle Leiden dieses täglich und immer in anderer Gestalt sich erneuernden Streites. Rächelnd antwortete Apollo: „Der böse Feind hat zwei Gründe, um mit aller Macht den Krieg gegen dich zu führen. Erstens den, daß er dich noch nie überwunden hat; und zweitens den, daß er hofft leichtes Spiel mit uns Anderen zu haben, wenn du besiegt werden könntest. darum halte dich tapfer, Pachomius! du leuchtest uns Allen durch göttliche Gnade vor: deshalb würde dein Fall Vielen eine Ursache zum Falle werden.“ Mit der heiligen Einfalt, die nur Gott sieht, setzte Pachomius seine strengen Abtödtungen des Leibes und der Phantasie fort, die er als Mittel ansah, welche ihm den Kampf gegen die weltliche Eigen-

liebe der Sinnlichkeit und gegen die hoffärtige Eigenliebe des Stolzes erleichterten. Als jetzt zum dritten Mal der Ruf an ihn erging, eine Genossenschaft von Einsiedlern zu gründen und sie durch eine Richtschnur zum gemeinsamen Leben zu verbinden, da zögerte er nicht länger und behielt Diejenigen bei sich, die den Weg des Heils von ihm erlernen und sich seiner Regel unterwerfen wollten. Um 325, als Pachomius etwa dreiunddreißig Jahre alt war, begann das Kloster zu Tabenna, dessen erster Vater (in griechischer Sprache Abbas, woraus das deutsche Abt entstand) Pachomius wurde. Später gründete er noch acht Klöster von Tabennasioten, wie man diese Ordensmänner nannte, ja auch eines von Tabennasiotinnen; letzteres durch seine Schwester. Auch sie hatte sich zum Glauben bekehrt und kam bald nach der Stiftung des ersten Klosters nach Tabenna, um ihren Bruder zu besuchen. Aber Pachomius hatte es sich zum Gesetz gemacht, nie mit einem weiblichen Wesen zu sprechen. Er wollte auch für seine Schwester nicht einmal eine Ausnahme machen und für sich selbst diesem Trost entsagen. Durch den Bruder Pförtner, der alle Gäste aufzunehmen hatte, ließ er ihr den Rath ertheilen, sie möge sich ganz dem Dienste Gottes hingeben und Wittwen und Jungfrauen zu gleichem Zwecke um sich versammeln. Wenn sie dazu geneigt sei, wolle er ihr auf dem andern Ufer des Nils von den Brüdern ein Kloster bauen lassen und ihrer Genossenschaft eine Lebensregel geben. Das Herz der Jungfrau ward entflammt und erleuchtet vom Lichtfeuer des heiligen Geistes, sie verlobte sich dem göttlichen Liebhaber der Seelen und im Jahre 328 lebte sie schon mit einigen geistlichen Schwestern im Kloster Men, denen sie in Worten und Werken den Weg des Heiles zeigte. Der ehrwürdige und hochbejahrte Mönch Petrus von Tabenna wurde von Pachomius beauftragt, an bestimmten Tagen die Klosterfrauen zu besuchen, ihnen die heilige Schrift zu erklären und sie zum gottgefälligen Wandel nach der Ordensregel, in Armuth, Keuschheit, Gehorsam und Pünktlichkeit, anzueifern. Die männlichen Mitglieder ihrer Familien durften die Kloster-

frauen nur mit Erlaubniß ihrer Vorsteherin und in Gegenwart anderer bejahrter Klosterfrauen sehen und nie das geringste Geschenk von ihnen annehmen. Gab es im Kloster Bauten oder dergleichen Dinge, die über weibliche Kräfte gehen, zu besorgen, so wurden von Tabenna die ehrwürdigsten, schweigsamsten und fleißigsten Brüder geschickt. Sie führten die Arbeiten aus und kehrten immer wieder zur Mahlzeit nach Tabenna zurück, ohne in Men auch nur einen Trunk Wasser anzunehmen. Außer dem Priester, der mit seinem Diakon jeden Sonntag das heilige Mesopfer darbrachte, überschritt kein Mann die Klosterschwelle. Die Nonnen lebten in denselben Beschäftigungen wie die Mönche: sie beteten gemeinschaftlich zu bestimmten Stunden des Tages und der Nacht eine gewisse Anzahl von Psalmen und Hymnen; sie beteten jede für sich und betrachteten die Mysterien des Glaubens oder die Aussprüche und Lehren der heiligen Schriften bei ihren Arbeiten, mochten diese nun in häuslichen Verrichtungen kochen, backen, waschen, den Garten bestellen u. s. w. oder in eigentlicher Handarbeit bestehen. Sie spannen das Garn, aus dem sie ihre Gewänder webten und hatten sie mehr Zeug angefertigt, als sie für ihre Genossenschaft bedurften: so fertigten sie Kleider für die Armen an und verschenkten sie. Verstarb eine Klosterfrau, so legten die Schwestern den Leichnam im Ordenshabit in den Sarg und trugen ihn zum Gestade des Nils, während sie feierlich Psalmen beteten und Palmzweige in den Händen hielten. Von Tabenna kamen dann Mönche über den Nil, ebenfalls unter Psalmengesang, aber mit Delzweigen in den Händen, holten die Leiche ab und beerdigten sie in ihren Grabstätten mit großer Freudigkeit; denn der Kampf dieses armen und doch so reichen, so opferreichen Lebens, war nun überstanden und es ruhte unter den Palmen des Sieges und den Delzweigen des Friedens von irdischer Trübsal aus.

Mit demüthiger, heiliger Liebe nahm Pachomius Alle auf, die Verlangen trugen durch ein Leben der Buße und Entsagung sich Gott zum Opfer darzubringen. Dies Vorhaben

bekräftigte er auf jede Weise in ihnen und wiederholte immer wieder die Ermahnung: „Ein Mönch muß zuerst der Welt, dann seiner Verwandtschaft und Freundschaft, endlich sich selbst entsagen, damit er, befreit von unnützer Last, unbeschwert das Kreuz der Nachfolge Jesu tragen könne.“ Im Anfang des Klosters war er der alleinige Diener aller Mönche: er bereitete den Tisch, brachte die Speisen, begoß und pflanzte das Gemüse, versah das beschwerliche Pförtner- und das mühselige Krankenwärter-Amt, verharrte immer bei seinen Fasten und Wachen und gab überdies den Brüdern alle geistliche Belehrung und das Beispiel eines von heiliger Liebe flammenden Gebeteifers. Es währte auch nicht lange, so zählten die Mönche von Tabenna nach Hunderten. Wer sich entschloß, im Kloster, zu bleiben wurde drei volle Jahre bei der Handarbeit und geringen häuslichen Verrichtungen gehalten und dann erst zu den geistlichen Uebungen und auf dem eigentlichen Kampfplatze zugelassen. Kein Unfreier wurde aufgenommen, kein Minderjähriger, Keiner, der unauflösliche Verbindlichkeiten in der Welt eingegangen war. Geld, oder sonst ein Geschenk, wurde von dem Eintretenden nicht angenommen. Es hätte dem reicheren Bruder Eitelkeit, dem armen falsche Beschämung geben können. Bedienung der Fremden war die erste demüthige Beschäftigung des Eintretenden. Konnte er nicht lesen, so mußte er es lernen und, als Noviz, von den heiligen Schriften das ganze neue Testament und die Psalmen auswendig lernen. Dies war eine gute Uebung, um dem Gedächtniß heilige Lehren einzuprägen und den Geist auf Ueberirdisches hinzulenken. Auch war es nicht möglich, bei der damaligen Kostbarkeit der Bücher und bei der großen Zahl der Brüder, jeden mit einem Exemplar der heiligen Schriften zu versehen, obwohl einige Mönche sich immer mit dem Abschreiben beschäftigten. Zum gemeinschaftlichen Gottesdienste berief eine Trompete. Auf ihren Schall mußten die Mönche sofort ihre Zellen verlassen; und das thaten sie mit solcher Pünktlichkeit, daß nicht einmal der angefangene Buchstabe vollendet wurde; denn diese Pünktlich-

Zeit ist weiter nichts, als gewissenhafter Gehorsam und ohne denselben kann kein Haus, viel weniger eine große Genossenschaft in Ordnung gehalten werden. Jeden Samstag und Sonntag empfingen die Mönche das hochheilige Sacrament. Ein Priester der nächstgelegenen Kirche brachte das heilige Messopfer dar; denn unter den ersten Jüngern des Pachomius waren keine Priester und er selbst, wie Antonius, Hilariion und Ammon, war Laie. Keinem Bruder war erlaubt, die geistlichen Weihen zu empfangen und hatte ein Geistlicher sich im Kloster aufnehmen lassen, so mußte er sich mit allen Uebrigen derselben Richtschnur fügen, weil Pachomius jedem Anlaß zur Ungleichheit und zum Ehrgeiz vorbeugen wollte. Vorgeschrriebene Gebete wurden zu bestimmten Stunden gemeinschaftlich verrichtet und jedes Mal mit Psalmengesang begonnen. War ein Bruder auf der Reise oder durch ein Geschäft abgehalten, das er im Gehorsam vollzog, so war er verpflichtet, sich im Geiste mit den Brüdern zum Gebet zu vereinigen. Uebrigens waren der vorgeschriebenen Gebete nicht so viel, daß eifrige Andacht nicht noch mehr hätte leisten können, während die geistig minder Vorgerückten auch nicht überladen wurden. Uebung im Gehorsam, das war die Hauptaufgabe des Novizen. Daher erhielt er zuweilen Befehle, deren Zweck ihm nicht einleuchtete, und die auch in der That keinen andern hatten, als den, seinen Willen zu brechen. Die scheinbare Knechtschaft sollte ihm die wahre Freiheit geben, indem sie ihn vom Joche seiner Eigenliebe ablöste. Wer dem Willen Gottes sich fügen will, muß den eigenen Willen fahren lassen und das lernt er nicht außerhalb des Gehorsams. Ein Noviz hat Pachomius um Arbeit. Dieser steckte seinen Stab in die Erde und sagte: „Begieße diesen Stod.“ Der Jüngling gehorchte einen Tag und noch einen und wieder einen und so fort dreihundertundfünfundsechzig Tage. Und als das Jahr herum war, da machte er es im zweiten eben so. Aber im dritten Jahre begann der Stab zu grünen und zu blühen.

Unter den vielen Männern und Jünglingen, die sich heilsgelübt bei Pachomius einfanden, war selbstverständlich eine außerordentliche Verschiedenheit der Fähigkeiten, der Gaben, der Kräfte, sowohl dem Leibe als dem Geiste nach. Einige kamen schon sehr abgetödtet zu ihm und erschwangen schnell die höchsten Stufen der Vollkommenheit; bei Anderen ging es langsamer; bei Einigen gar nicht. Diese Letzteren gehörten aber immer zu den Ausnahmen. Um Alle gehörig übersehen und leiten zu können, wurden sie in Ordnungen und Chöre abgetheilt, jede Ordnung unter die Aufsicht eines Vorstehers gestellt, und diese standen wiederum unter dem Abte in Tabenna. Die übrigen Klöster des Ordens hatten jedes einen Prior, der dem Abte von Tabenna unterworfen war, obgleich das Kloster von Pabau größer und ansehnlicher als das von Tabenna war. Die hierarchische Gliederung, welche Beweglichkeit und Lenksamkeit in die Masse bringt, wurde gleich bei dem ersten Auftreten des klösterlichen Lebens beobachtet. Den verschiedenen Ordnungen der Mönche waren Alle nach ihren verschiedenen Talenten und Fähigkeiten zuertheilt; die Schwachen zu leichten Verrichtungen, die Starken zu schweren; aber Alle ohne Ausnahme mußten arbeiten. Es gab eine Ordnung für jedes Handwerk, das im Kloster nothwendig war: eine Ordnung der Köche, der Gärtner, der Bäcker u. s. w. Die Kranken bildeten eine Ordnung; die Pfortner eine, die aus sehr vorsichtigen und verständigen Männern bestehen mußte, weil sie den Verkehr mit der Außenwelt und den vorläufigen Unterricht Derjenigen, die aufgenommen werden wollten, zu besorgen hatten. Jede Ordnung bewohnte ihr eigenes, in Zellen abgetheiltes Haus; und in jeder Zelle wohnten drei Brüder beisammen. Es gab aber nur eine Küche für Alle und sie aßen gemeinschaftlich, jedoch im tiefsten Stillschweigen und die Kapuze so tief über die Augen herabgezogen, daß Keiner sehen konnte, ob sein Nachbar viel oder wenig esse. Mit dem Essen hielt der heilige Abt es wie mit dem Beten: er strengte die Einen nicht zu sehr an und er ließ dem Eifer der Anderen freien Spielraum. In Käse



und Brod, in gesalzenen Fischen, in Lattig, in Oliven, Feigen und anderem Obst bestanden die gewöhnlichen Speisen. Gekochtes Gemüse wurde auch täglich aufgetragen; doch Niemand pflegte es zu genießen außer Greise, Kränkliche und Kinder, und diese benutzten in der Regel auch nur die Freiheit, das Abendessen zu verzehren, was jedoch täglich aufgetragen werden mußte, um den Brüdern Anlaß zur Abtödtung zu bieten. Pachomius besuchte mit einigen Mönchen einst ein Kloster, wo man ihnen die Abendmahlzeit vorsetzte. Er bemerkte, daß sie von Allem aßen. Die Regel wurde nicht dadurch verletzt; allein dieser Mangel an Enthaltbarkeit schmerzte ihn so sehr, daß die Thränen ihm still aus den Augen rollten. Die Mönche waren schmerzlich betroffen, ihn so betrübt zu sehen, und wurden es noch mehr, als er auf ihr dringendes Bitten ihnen den Grund derselben sagte. Um wie viel mehr betrübte es ihn, wenn die Regel selbst verletzt wurde! Einst hatte er in zwei Monaten Kloster Babau nicht besucht. Als er dahin kam, gingen manche Brüder ihm entgegen und auch einige Kinder, welche von den Eltern in das Kloster gegeben waren, um gottselig erzogen zu werden, so daß auch diese später so wichtige und großartige Bestimmung der Klöster sich ebenfalls in ihrem ersten Beginne schon zeigte. Einer der Knaben erzählte ihm: „Denke nur, mein Vater, während du fort warst, hat man uns weder Gemüse noch Suppe zu essen gegeben.“ Freundlich entgegnete der heilige Abt: „O mein liebes Kind, ich will Sorge tragen, daß es künftig nimmer daran fehle.“ Er ging in's Kloster, durchwandelte und untersuchte alle Classen und kam dann auch in die Küche. Er traf den Vorsteher dieser Classe höchst eifrig beschäftigt Winsenmatten zu flechten. „Wie lange ist es her, fragte Pachomius, seitdem du kein Gemüse gekocht hast, mein Bruder?“ Der Bruder bekannte sogleich, es sei zwei volle Monat her, setzte aber hinzu: „Da fast keiner der Ordensbrüder davon aß, habe ich geglaubt, Zeit und Kosten sparen und zum Besten des Klosters Matten flechten zu dürfen.“ Pachomius fragte: „Wie viel Matten hast du denn geflocht-

ten?" — „Fünfhundert." — „Bringe sie alle her." — Als sie zusammengehäuft waren, ließ Pachomius sie verbrennen und rügte in Gegenwart der ganzen Ordnung den zwiefachen Fehler des Bruders: „Gegen den Gehorsam hast du dich vergangen, denn die Regel schreibt gewisse Speisen vor. Und gegen die Liebe hast du dich doppelt vergangen, denn die Kinder und Greise haben die Nahrung vermißt, die ihnen nothwendig ist und den übrigen Brüdern hast du die heilsame Übung der Abtödtung entzogen." Keine Sparsamkeit, kein Fleiß, kein vermehrter Gewinn zu Gunsten der Armen entschuldigte in den Augen des heiligen Abtes die Verfehlung gegen Gehorsam und Liebe. Ein Oberhaushalter stand der häuslichen Verwaltung des Klosters vor und ihm zur Seite ein Schaffner, der dafür zu sorgen hatte, daß durch den Ertrag der Arbeit zuerst die Bedürfnisse der Brüder gedeckt und dann neues Arbeitsmaterial gekauft werde, z. B. Flachß und Baumwolle für die Weber, Pergament für die Abschreiber u. s. w. Das Uebrige wurde verkauft zum Besten der Armen und dieser Ertrag war zuweilen so groß, daß die Dürftigen in der ganzen Landschaft nicht durch Hungersnoth litten, womit Egypten häufig heimgesucht wurde. Um diese verschiedenen Geschäfte zu besorgen, gingen zwei Boote auf dem Nil zwischen Tabenna und Alexandrien hin und her, so groß war der Fleiß der Brüder! sie heiligten die an sich schon löbliche Arbeit durch die Betrachtung göttlicher Dinge und durch das innere Gebet, welches der Lebensathem der Gottseligen ist, denn es haucht Liebe aus und athmet Gnaden ein.

Der Bruder Zachäus war ein gar heiliger Mann, der viele Jahre in der äußersten Demuth und Abtödtung hingebracht hatte und endlich in Folge seiner Bußwerke von schweren Leiden heimgesucht wurde. Man gab ihm eine besondere Zelle, die er im Gehorsam beziehen mußte; übrigens blieb er bei seiner Bußstrenge, lebte von Salz und Brod, schlief wenig, stand um Mitternacht auf, fehlte nie bei dem gemeinschaftlichen Stundengebet, klagte nie und gab durch

sein ganzes Wesen kund, welchen Trost die Liebe zu Gott gewährt und wie leicht die Leiden der Zeit für Denjenigen wiegen, der mit der Seele schon in der Ewigkeit ist. Es versteht sich, daß Bruder Zachäus mit der größten Emsigkeit arbeitete, obgleich er sich vor Schmerzen und Schwäche kaum aufrecht halten konnte. Er flocht Matten\*) von Binsen, und dies ist eine Arbeit, welche den Händen sehr wehe thut und sie häufig bis auf's Blut verwundet. Dies geschah auch dem Bruder Zachäus. Man stellte ihm vor, daß für Jedermann, der ohnehin schon durch Krankheit und Schmerzen gemartert werde, diese Arbeit zu hart sei. Zachäus antwortete: er verstehe keine andere Arbeit zu machen und noch viel weniger müßig zu sein. Man machte ihn auf die schrecklichen Wunden seiner bluttriefenden Hände aufmerksam. Zachäus antwortete: die Wunden in den Händen des gekreuzigten Herrn wären viel tiefer gewesen. Endlich bewog ihn ein Bruder, seine Hände mit Salbe einzureiben, damit er besser arbeiten könne. Zachäus befolgte den Rath; statt aber Erleichterung zu finden, nahmen die Wunden und Schmerzen dergestalt zu, daß er kaum noch die Hände bewegen konnte. Pachomius besuchte den kranken Bruder Zachäus und behandelte ihn so, wie nur ein Vollkommener einen Vollkommenen behandeln darf; er machte ihm Vorwürfe, daß er aus Mangel an Vertrauen auf Gott menschliche Hülfe in Anspruch genommen habe. Zachäus klagte sich sogleich dieses Fehlers an, bat seinen heiligen Abt, die göttliche Barmherzig-

\*) Matten von Binsen, feinere und grobe, gehören im Orient zum allgemeinen Hausbedarf, indem man den Estrich von Lehm oder Stein mit Matten bedeckt, auf Matten schläft, ja ganze Straßen, in denen viel Handel und Wandel getrieben wird, mit Matten überspannt, um sie gegen die Sonnengluth zu schützen. Aus demselben Grunde hängt man in Spanien, wo so manches Orientalische sich findet, seine Matten von Außen vor den Fenstern und besprengt sie ab und an mit Wasser, um in den Zimmern Kühle und Schatten zu erhalten. Auch über den inneren Hof (Patio) der Häuser in Andalusien spannt man Matten aus. Daher ist auch jetzt in Spanien die Verfertigung von Matten (Esparto) ein großes und wichtiges Geschäft.

keit für ihn anzusehen und beweinte sein Vergehen bis zum Ende seines Lebens.

Mittwoch und Freitag versammelte jeder Vorsteher seine Ordnung und gab ihr einen belehrenden oder ermahnenden Unterricht. Samstag predigte der Obere jedes Klosters einmal; Sonntags zwei Mal. Jede Ordnung hatte auch ihre kleine Bibliothek, aus welcher die Brüder mit Büchern versehen wurden. Ueber Stellen, die sie nicht verstanden, baten sie die Oberen um Belehrung. Das Stillschweigen wurde pünktlich gehalten und nur zu gewissen Stunden war das Sprechen erlaubt. Gastfreundschaft wurde großmüthig gegen Alle, die sich meldeten, geübt. In Gemächern am Thore wurden sie beherbergt und gespeist. Am Gottesdienste der Mönche durften sie beliebig Theil nehmen, aber nicht zwischen ihnen essen und wohnen; auch nicht einmal Priester und Einsiedler. Für weibliche Gäste sogar gab es eine getrennte Wohnung, in der sie gastfrei beherbergt wurden. Und diese liebliche Tugend der Gastfreundschaft ist ein Erbtheil, welches die Klöster des Orients bis zu dieser Stunde treu bewahrt haben und in bewundernswürdiger Weise für jeden Reisenden üben. Keinem Kloster fehlt der Nebenbau eines Pilgerhauses und es öffnet sich ohne Unterschied Dem, der anklopft. Auf der Insel Cypern, in Damascus, in Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Rama, überall empfangen die guten Väter Franziscaner mit heiterer katholischer Opferwilligkeit Reisende aller Nationen, aller Confessionen, aller Stände; und in dem wunderschönen Kloster auf dem Berge Carmel, in dieser erhabensten und bezauberndsten Einsiedelei der Erde, machen sich die frommen Väter Carmeliten arm, um ihre Gäste reich zu machen. Auch das griechische Kloster Mar Saba, in wilder Felsenwüste am todtten Meere, gewährt gastfrei Herberge. Wer je im Orient reiste, weiß die Gastfreundschaft der Klöster im vollen Umfange zu würdigen. Aber so erfüllt vom heiligen Geiste war der erste aus dem Christenthum erblühende klösterliche Orden, daß spätere Jahrhunderte im Wesentlichen unverändert die Ordensregel bei-

behielten, die der große Abt Pachomius seinen Tabennastoten gab: denn in ihr war Triebkraft für jede Tugend und Spielraum zur Erreichung der höchsten Vollkommenheit.

Zuweilen geschah es aber auch, daß Menschen sich aufnehmen ließen, denen es theils am guten Willen, theils an Beharrlichkeit fehlte. Sie waren nicht eingedenk der Mahnung des Heilandes, daß der nicht zurückschauen dürfe, der die Hand an den Pflug gelegt habe. Sie hätten recht gern für geistliche Menschen gegolten, aber als sinnliche Menschen leben mögen. Es war noch nicht gebräuchlich, die drei Gelübde der evangelischen Rätke bei dem Eintritt in den Orden nach vollbrachtem Noviziat abzulegen. Im Ganzen war der Glaube viel zu schwungvoll und die Seelen waren viel zu markig, um nicht genug Athem in der Brust für einen asketischen Lebenslauf zu haben. Außerdem war der Abtrünnige vom Orden gleichsam gebrandmarkt, weil man seine Rückkehr in die Welt mindestens als eine außerordentliche Schwäche des Charakters betrachtete. Pachomius hatte zu einer Zeit großen Kummer wegen solcher Mönche, die den Kampf des Geistes nicht zu Ende führen wollten. Er gab sich alle Mühe, sie zu unterrichten, wie sie sich im Gebet, bei Versuchungen und allerlei Blendwerk gegenüber zu verhalten hätten; er betete für sie mit aller Inbrunst eines zärtlichen Vaters, eines guten Hirten; umsonst! seine treue Wachsamkeit über ihren Wandel wurde ihnen so verhaßt und die böse Begier ihrer Leidenschaften wurde so mächtig, daß sie sich in die Welt zurück stürzten. Tabenna aber, wie ein Garten, der von Unkraut gesäubert ward, grünte und blühte frischer und schöner auf. Es gab auch damals schon Seelen, die nur in der Phantasie und nicht mit dem Herzen das Ordensleben auffaßten; da sie nicht in dessen Tiefe eingingen, in die Vereinigung der Liebe mit dem Willen Gottes, so war ihnen der Weg, der dahin führt, zu rauh und sie verließen ihn. Pachomius hatte eine solche Gabe der Weisheit, um die Seelen zu lenken, daß die Priore seiner übrigen Klöster nicht selten mit Mönchen zu ihm kamen, die gegen

sie rebellisch waren und die er zu besänftigen verstand. Der Prior von Pabau kam einst nach Tabenna und führte bittere Klage über einen jungen Mönch, der durchaus Priester werden wolle und den er nicht für würdig hielt, die priesterlichen Weihen zu empfangen. Zu seinem höchsten Erstaunen sagte Pachomius: „Mein Rath ist, daß du dem Bruder willfahrest. Das Verlangen, Priester zu werden, ist ja gut an sich und kann eine Seele, die nicht in Trägheit versunken ist, wohl zu höherer Vollkommenheit aneifern. Vielleicht heiligt ihn das heilige Amt.“ Der Prior befolgte den Rath des heiligen Abtes und bald darauf kam der junge Mönch nach Tabenna, warf sich dem Pachomius zu Füßen und sprach unter strömenden Thränen: „Dank dir, du Gebenedeiter des Herrn, daß du so mild und nachgiebig gegen mich gewesen bist. Die Versagung meines Wunsches bewirkte nur, daß der Wunsch immer heftiger wurde. Aber da er mir nun erfüllt werden sollte, warf ich den Blick in mich selbst hinein, erschauerte vor meiner Unvollkommenheit und erkannte deutlich satanische Versuchung zum Hochmuth. Ich will bleiben, was ich bin, ein geringer Mönch. Hättest du mich aber nicht mit so weiser Milde behandelt, so wäre ich vom Orden und mithin von Gott selbst, der mich berief, abgefallen.“

Pachomius war von so grenzenloser Demuth, daß er, der Zeichen und Wunder that, böse Geister austrieb, ungefährdet auf Schlangen und Scorpionen trat, einem Kinde gehorchte. Er besuchte eines seiner Klöster und setzte sich, nachdem er alle Classen in Augenschein genommen, und das gemeinschaftliche Gebet verrichtet hatte, bei denjenigen Brüdern nieder, welche Einsenbedecken machten und begann seinerseits eine Matte zu flechten. Da ging ein kleiner Knabe vorüber, welcher dem Vorsteher der Ordnung als Diener gegeben war, blieb bei Pachomius stehen und sagte mit dem ganzen Vorwitz seines Alters: „Mein Vater, du machst es nicht recht, unser Prior macht es anders.“ Da stand der heilige Abt auf, als ob ein Vorgesetzter mit ihm rede und

sagte liebreich: „Bohlan, mein Kind, zeige mir, wie der Prior es macht.“ Der Knabe zeigte es ihm und Pachomius arbeitete nun ganz ruhig in der Weise fort, die er eben erlernt hatte. Nach irdischer Weisheit gehandelt, hätte er dem Kinde einen Verweis für seinen Vorwitz geben müssen. Er handelte nach himmlischer Weisheit und gab den Brüdern ein Beispiel von unvergleichlicher Demuth. So verbarg er sich auch zwischen den Mönchen und gebot streng, daß Niemand ihn nenne, als Athanasius der Große, Patriarch von Alexandrien, das Kloster Tabenna besuchte. Das half ihm aber nichts. Der Heilige erkannte den Heiligen. Pachomius zitterte, daß der große Bischof ihn vielleicht zum Priester würde weihen wollen, wogegen er im Gefühle seiner Unwürdigkeit vor Gott aus ganzer Seele sich sträubte. Die Heiligen wurden heilig, weil sie den Maßstab ihrer Tugend immer über sich an das Vorbild Jesu, nie unter sich an den gebrechlichen Nächsten legte.

Pachomius hatte häufige Ekstasen, in denen er mit übernatürlichem Blick die zukünftigen Dinge und himmlische Mysterien klar schaute. Nach langem inbrünstigen Gebet ward er einst wie von der Erde entrückt und erkannte in einer Vision die Zukunft des Ordenslebens, daß viel Rauheit, viel Weltlichkeit, viel Hant und Eifersucht sich einschleichen würden, besonders deshalb, weil die Oberen nicht mit aller Gewissenhaftigkeit die Ordensregel aufrecht hielten, und Macht und Ansehen vor der Welt haben wollten. Da seufzte Pachomius und sprach: „O Herr! wenn es so kommen soll, weshalb hast du mich denn das mühselige Werk beginnen lassen, bei dem ich Dir gedient habe Tag und Nacht, ohne mir Ruhe zu gönnen und ohne mich zu sättigen mit trockenem Brod.“ Da sprach eine Stimme: „Rühme dich nicht, Pachomius! was du für mich gethan hast, das habe ich in dir gethan.“ Da fiel Pachomius auf sein Angesicht und weinte und flehte zur Barmherzigkeit Gottes wegen seiner hoffärtigen Aeußerung. Und siehe, da senkte sich ein großes Licht zu ihm herab, Engel umringten ihn und sprachen: „Weil du

die Barmherzigkeit Gottes angerufen hast, um dir beizustehen im Kampfe gegen Traurigkeit und Hoffart, so nahet sich dir die Barmherzigkeit selbst, der König der Glorie, der aus Erbarmen hat Mensch werden und gekreuzigt werden wollen.“ Und als die Engel ihn aufgerichtet hatten, sah Pachomius in unbeschreiblicher Schönheit und Klarheit den göttlichen Erlöser vor sich stehen, Glanz ausstrahlend wie die Sonne, aber mit den Wundmalen und der Dornenkrone. „O Herr, hab' ich dich so gekreuzigt?“ fragte Pachomius schmerzlich. „Nicht du, aber deine Eltern, sprach mild der liebe Herr. Doch sei getrost und fasse Muth und Vertrauen. Das Werk, das ich durch dich begonnen habe, wird nicht von meiner Gnade verlassen werden, wird bleiben bis zum Ende der Tage. Wer aus ganzem Herzen das ewige Leben liebt und sucht und den Kampf nicht scheut, der wird auf diesem Wege das Heil seiner Seele und dereinst die Glorie finden. Wer aber den Tod der Seele liebt, wird in ewiger Finsterniß verbleiben.“ Mit unsäglichem Trost vernahm Pachomius diese Worte und als die himmlische Vision verschwand, begab er sich zu den Brüdern, brachte mit ihnen das gemeinsame Abendopfer der Lob- und Dankgebete dar und legte ihnen die Bönne der zukünftigen Herrlichkeit so lieblich aus, daß sie wohl merkten, welch' eine Fülle von Süßigkeit ihn überströmt habe. „Deshalb habt immer die Stunde eueres Todes vor Augen, sprach er zum Schluß, und gedenkt der ewigen Strafen. Dann wird euch jede irdische Pein gering und jede Entsagung leicht vorkommen. Uebt ihr euch auf diese Weise in der Abtödtung, so schafft ihr Raum in euch für die Wirkung des heiligen Geistes. In euerm entleerten Herzen wird er Flamme und Licht entzünden, welche für die himmlische Betrachtung befähigen. Und diese fortgesetzte Betrachtung läutert euch mehr und mehr von irdischen Begierden, und gibt euch Reinheit des Gemüthes und Demuth des Herzens. So gelangt ihr dahin, wahrhaft zum Tempel des heiligen Geistes, zum Tabernakel Gottes zu werden, wie Er selbst es versprochen hat: „Wenn Jemand mich liebt, so wird



ihm mein Vater lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ (Joh. 14, 23.) Dann wird euch die heilige Furcht des Herrn im Fortschritte des Geistes besser unterrichten, als der weiseste Lehrer, wird euch einsehendvoll machen und euch die Erkenntniß geben, welche über den Begriffen des menschlichen Verstandes liegt. Dann werdet ihr auch wissen, um was ihr Gott zu bitten habt, denn „der Geist selbst begehrt für uns mit unaussprechlichen Seufzern; nach Gottes Wohlgefallen begehrt er für die Heiligen.“ (Röm. 8, 26, 27.)

Mit diesen himmlischen Lehren entzündete Pachomius die heilige Liebe im Gemüthe der Brüder und namentlich in einem jungen Mönch, der bis dahin vielfach Kargerniß gegeben hatte. Er hieß Sylvanus, war Schauspieler gewesen, hatte einen Augenblick von Ekel gegen sein Gauklerleben gehabt, war in dieser Aufwallung von der Gnade nach Tabenna geführt und auch wirklich von Pachomius aufgenommen worden, der, gleich seinem göttlichen Meister, das geknickte Rohr nicht zerbrach. Aber Sylvanus blieb mit seiner Gesinnung in allen Thorheiten der Welt befangen, obwohl er nie nach ihr zurückverlangte, und übertrat aus Leichtsinn und Zerstreuung so oft Zucht und Regel, daß er den jüngeren Novizen ein sehr schlechtes Beispiel, den älteren Mönchen mancherlei Anstoß gab. Pachomius allein hatte mit Sylvanus Geduld. Endlich kam es dahin, daß einige der erfahrensten Brüder ihrem heiligen Abte vorstellten, Sylvanus stifte zu großen Schaden durch sein leichtsinniges Wesen, um länger im Kloster, zum Nachtheil aller Schwachen, geduldet werden zu dürfen. Pachomius bat abermals für den eitlen und verkehrten Jüngling; ermüdete nicht, ihm selbst mit aller Milde vom Wege des Verderbens abzurathen, und weinte so lange vor Gott um die Rettung dieser Seele, bis der Funke der Gnade, der in ihr schlummerte, sich an jener Ermahnung entzündete und zu einem hellen Feuer wurde. Sylvanus wurde jetzt in demselben Maße bußfertig, als er früher leichtsinnig gewesen war; und wie er sonst unaufhörlich geschwätzt und

gelacht hatte, so schwieg und weinte er jetzt ununterbrochen. Jetzt stürzte er wiederum die Brüder, aber durch seine Thränen! Wo er ging und stand, bei dem Gebete, der Arbeit, dem Essen, vergoß er Thränenfluthen. Man hat ihn, wenigstens nicht bei Tische so herzbrechend zu weinen, da einige Brüder aus Mitleid gar nicht essen konnten. Sylvanus gab sich alle Mühe, es zu unterdrücken, nahm, als es ihm nicht gelang, alle Verweise und Strafen mit freudiger Demuth an; aber seine Sünden standen dermaßen immer vor seinem Angesicht, wie der Psalmist sagt, daß sich seine ganze Seele gleichsam in Reueschmerz auflöste und in Thränen dahinströmte. Er brachte es endlich zu einer unglaublichen Stufe heiliger Zerknirschung und heiligen Hasses seiner selbst, denn Pachomius sagte eines Tages zu den versammelten Mönchen: „Liebe Kinder, seitdem dies Kloster erbauet ist, habe ich nur einen einzigen Bruder gehabt, der in der Demuth vollkommen gewesen wäre: das bezeuge ich vor Gott und seinen Engeln.“ Die Brüder riefen hin und her, wer wohl dieser vollkommene Mönch sein möge, und baten endlich ihren Abt dringend, ihnen zur allgemeinen Erbauung diesen Bruder zu nennen. Pachomius antwortete: „Meine Söhne, wüßte ich nicht, daß Derjenige, den ich nennen werde, sich um so tiefer demüthigen wird, so dürfte ich eueren Wunsch nicht erfüllen. Aber er folgt so treu der Gnade Gottes, daß der Stachel der irdischen Ehre seine Seele nicht mehr erreicht und verwundet, und das ist kein Anderer, als der Jüngling, den ihr vor Kurzem aus dem Kloster jagen wolltet, Bruder Sylvanus.“

Während einer öfterlichen Fastenzeit hatten die Mönche von Tabenna ein wunderbares Bild der Abtödtung vor Augen. Es meldete sich ein befahrter Tagelöhner zur Aufnahme bei Pachomius. Wohl war der heilige Abt mit einem prophetischen Geiste und mit der Gabe, die Geister zu untersuchen und in den Seelen zu lesen, begnadet; dennoch gesah es Gott zuweilen, seinen übernatürlichen Blick zu verhüllen, oder seine Fürbitte nicht zu erhören, was jedoch den

heiligen Gleichmuth des Pachomius nicht im mindesten störte, weil er weder die Erfüllung noch die Versagung, sondern in der Versagung wie in der Erfüllung nur den Willen Gottes liebte. Pachomius antwortete dem alten Tagelöhner, er sei viel zu bejahrt, um das Leben der Mönche zu beginnen; man fange hier früh an, sich an die Ordensregel zu gewöhnen, und sich der Zucht und dem Gehorsame zu unterwerfen. Seiner Bitte könne demnach nicht gewillfahret werden. Der Greis hat aber einen Tag, und den zweiten Tag, und endlich sieben Tage, wobei er auch ein beständiges Fasten beobachtete. Am achten Tage sprach er zu Pachomius: „Ich bitte dich, nimm mich auf! Sobald du bemerkst, daß ich nicht alle Werke der Mönche in Gebet und Arbeit, in Fasten, Wachen und Stillschweigen erfülle, dann, mein Vater, bitte ich dich, jage mich fort!“ Pachomius ging auf diese Bedingung ein und der Alte wurde aufgenommen, gerade als die vierzigstägige Faste begann. Während derselben übten sich die Mönche in verschiedenen Abtödtungen: die Einen aßen etwas Weniges gegen Abend, die Anderen erst am zweiten oder dritten, noch Andere am fünften Tage. Manche durchwachten die ganze Nacht stehend und ruhten ein wenig bei Tage; Manche verrichteten all' ihre Arbeit auf den Knien; genug, es war Keiner, der sich nicht bemühte, mit dem göttlichen Heilande in die Wüste der Entsagung zu gehen. Was that aber der Greis? er stellte sich in ein Winkelschen und flocht Körbe aus eingeweichten Palmzweigen. Und da stand und stand er, ohne sich zu legen, zu setzen, zu knien, anzulehnen, ohne zu sprechen, ohne einen Bissen Brod, einen Tropfen Wasser zu genießen! Nur am Sonntag verzehrte er einige Blätter Salat, und nur wenn die gemeinschaftlichen Gebetsstunden kamen, verließ er seinen Plaz. Uebrigens war er stets emsig mit der Arbeit beschäftigt und fast ununterbrochen in der Ekstase einer unaussprechlichen Vereinigung mit Gott und eines seligen Schauens. Die ganze Classe der Korbflechter gerieth in Aufruhr und sprach zu ihrem Vorsteher: „Woher kommst du mit diesem Menschen, der nichts

Menschliches mehr an sich hat? Entferne ihn! wir können diesen Anblick nicht mehr ertragen, denn es ist uns nicht möglich, mit ihm Schritt zu halten. Wenn wir auf ihn schauen, müssen wir sämmtlich fürchten, verdammt zu werden.“ Der Vorsteher der Classe trug diese Klagen vor Pachomius und dieser beobachtete jetzt selbst genau das Thun und Lassen des alten Mannes. Es erfüllte ihn mit heiliger Ehrfurcht vor einem solchen Siege des Geistes über das Fleisch, und er begab sich in's Gebet, um Erleuchtung zu erlangen, was er in diesem Falle zu thun habe, damit seine Brüder durch so Außerordentliches erbaut, aber nicht überspannt würden. Und Gott öffnete ihm jetzt das Auge der Einsicht. Pachomius ging zu dem Greise, führte ihn bei der Hand vor den Altar der Klosterkirche und sprach: „Sei mir gegrüßt, du ehrwürdiger Priester des Herrn! sei mir gegrüßt, o du Seliger! (Macarius heißt: der Selige.) Du bist der große Macarius, von dem ich seit Jahren schon gehört, und den ich zu sehen so herzlich verlangt habe. Ich danke dir, daß du meine geistlichen Söhne gedemüthigt und ihnen gezeigt hast, wie sie nicht Ursache haben, sich ihres Wandels zu rühmen. Aber ich bitte dich, verlasse uns jetzt; du bist für uns zu übermächtig.“ So sprach der große heilige Pachomius, stellte sich in eine und dieselbe Reihe mit den verzagtesten Brüdern, damit nur keiner muthlos gemacht werde, und verdemüthigte sich für Alle, während er sich mit Macarius hätte messen dürfen.

Dieser gewaltige Mensch war aus Alexandrien gebürtig und von geringer Herkunft. Bei dreißig Jahren verließ er plötzlich seinen kleinen Handel mit Zuckerwerk, das er, nach orientalischer Art, auf den Gassen feil bot, und begab sich zu den Anachoreten, die Ammon in der Landschaft Nitria versammelt hatte. Dort machte er die Borschule des Gehorsams durch und folgte dann dem ungemein strengen ascetischen Zuge, der ihn in die Einsamkeit führte. Er gerieth in die Wüste Scete, zwischen Egypten und Lybten, die von so entseßlicher Erstorbenheit war, daß sie kein gutes Trink-

Wasser weit und breit hatte. Sumpfige Lachen boten Wasser von üblein Geruche und bitterem Geschmade, womit sich Derjenige begnügen mußte, der sich in diese schauerliche Einside begab. Und doch war bereits das Anachoretenleben in sie hinein gedrungen! Wie die Begier nach den Gütern dieser Erde den irdischen Menschen zur Eroberung blühender Länder, zur Entdeckung von Gold- und Silberminen stachelt, so trieb das Verlangen nach himmlischen Schätzen, nach „dem brennenden Golde der Liebe,“ den ascetischen Menschen zur Entdeckung derjenigen Stätten an, vor denen die Begier nach Freuden und Genüssen erschauert und wo böse Leidenschaften gleichsam den Hungertod sterben müssen. Macarius von Alexandrien fand in der Wüste Scete einen Geistes- und Namensbruder, den egyptischen Macarius, der seiner Herkunft nach ein Hirt, aber früh so ausgezeichnet in der Ascese war, daß die übrigen Anachoreten ihn nannten „der junge Greis.“ Ein Feigendiebstahl aus seiner Kindheit zermalnte ihm das Herz in Reue, und um ihn in der Demuth mehr und mehr zu befestigen, wurden schwarze Verläumdungen, auf Zulassung Gottes, wider ihn ausgestreut und geglaubt, während er in einer engen finstern Felsengrotte ein ganz verborgenes Büsserleben führte. Diese Prüfung ging vorüber, wie alle Prüfungen, und da jetzt für den egyptischen Macarius die Zeit der Ehre begann, da Wunderzeichen, Gebetsverhöörungen, Beherrschung der Naturkräfte, die Gnade Gottes, welche in ihm wirkte, kund gaben, so floh er vor dem bewundernden Zudrange der Menschen in die Wüste Scete, wohin ihm so leicht Niemand folgte, es sei denn ein heilsbegieriger Jünger. An solchen fehlte es nicht, obschon er sie scharf übte in allen Tugenden ihres Standes. Aber er that es mit einer solchen milden Sanftmuth, daß seine Schüler wohl sahen, wie nur die Liebe seines Herzens, aber keine rauhe Härte ihn dazu veranlaßte. Sein liebstes Gebet war: „Herr, erbarme Dich meiner, wie Du es für mich am Besten weißt und willst.“ Einen Jüngling, der Einsiedler zu werden wünschte, schickte er auf den Gottesacker der Brü-

der und befahl ihm: „Lobe die Todten!“ und als der Jüngling zurückkam, befahl er ihm: „Geh’ abermals hin und schmähe die Todten!“ Als der Jüngling gehorcht hatte, fragte Macarius: „Was antworteten dir die Todten, mein Sohn?“ „Nichts, mein Vater!“ antwortete der verwunderte Jüngling. „Ahme ihre Unempfindlichkeit bei Lobeserhebungen oder Schmähungen der Menschen nach, mein Sohn; denn dein ewiges Leben hängt nicht von dem Urtheil der Welt, sondern von dem Richtspruche Gottes über dich ab.“ Einem anderen Jüngling rath er: „Nimm aus der Hand Gottes Armuth, Mangel, Krankheit und alles Elend freudig an, und ebenso freudig Trost, Erquickung und allen Ueberfluß: durch diese gleichmäßige Freude über den göttlichen Willen brichst du deinen Leidenschaften ihren Sporn ab.“ Einige ältere Einsiedler warfen ihm sein liebevolles Benehmen gegen seine Jünger als übertriebene Herablassung vor, aber er antwortete: „O meine Brüder, zwölf Jahre hab’ ich Gott um diese Gnade bitten müssen, ehe er sie mir gewährte! Was hilft es uns, wenn wir Denjenigen erzürnen oder erbittern, den wir zurechtweisen müssen? Die Strafe muß vielmehr so beschaffen sein, daß sie die Seele für die Tugend gewinnt.“ Als die Heiligkeit des ägyptischen Macarius viele Anachoreten in der Wüste Scete versammelte, die, gleich jener zu Sekia in Unteregypten, über eine weitenweite Strecke verstreut in einzelnen Hütten lebten: so mußte eine Kirche gebaut werden, in welcher sie sich, nach damals herrschendem Gebrauche, Samstags und Sonntags zur Feier der heiligen Geheimnisse und zum Empfange der heiligen Sacramente einfanden; und Macarius ward durch den Befehl seines Bischofs gezwungen, die priesterlichen Weihen zu empfangen, damit er die geistlichen Obliegenheiten für diese Kinder der Wüste vollziehe. Nach und nach wurden noch drei Kirchen in der Wüste Scete erbaut und jede von einem Priester verwaltet. Macarius aber hatte die fürchterlichsten Versuchungen zum Hochmuth und hat deshalb Gott Tag und Nacht, ihm doch eine recht heilsame Demüthigung zu schicken. Dies

Gebet fand Erhörung! Auf Geheiß von Oben mußte sich Macarius zu zwei Frauen in einer entfernten Stadt begeben, um von ihnen eine Vollkommenheit zu erlernen, zu welcher er sich noch nicht erhoben habe. Sie lebten in demselben Hause und es war nicht das mindeste Außerordentliche an ihnen und ihren Verhältnissen zu bemerken. Macarius drang in sie, ihm ihre Lebensweise mitzutheilen. „Ach,“ sprachen sie, „das ist nicht der Mühe werth, mein Vater! wir leben seit fünfzehn Jahren schon still und friedlich beisammen, haben nie ein böses Wort gewechselt, sind unseren Männern gehorsam, lieben das Stillschweigen, halten uns bei allen Geschäften des Hauses in Gegenwart Gottes, und das ist eben Alles, was wir Ihm zu Liebe thun können, und das ist ja leider sehr wenig.“ Aber Macariusehrte erbaut und beschämt in seine Wüste zurück.

Zu ihm, dem älteren, kam der jüngere Macarius von Alexandrien, der jetzt anfang, das ascetische Leben bis zur äußersten Strenge zu üben. In sieben Jahren lebte er von einigen rohen Kräutern; in drei Jahren von acht bis zehn Loth Brod täglich. Und endlich folgendermaßen: in ein Wassergeschirr mit engem Halse brockte er Brod, um dasselbe zu erweichen; dann griff er hinein, und so viel Brocken, als er mit einem Griff fassen konnte, aß er täglich ein Mal. Das war aber nur wenig, denn er konnte die Hand, wenn sie sehr gefüllt war, nicht durch den engen Hals des Gefäßes zurückziehen. Um die leiseste Regung irgend eines sinnlichen Wohlgefallens zu übermeistern, schlug er einst während sechs Monaten seine Wohnung an einem Sumpfe auf, über welchem Mückenschwärme wie Wolken schwebten. Diese Insecten fielen blutgierig über ihn her, und zermarterten ihn dermaßen, daß er nach einem halben Jahre entstellt und verwundet wie ein Aussätziger zu den Brüdern zurückkam. In seiner Zelle grub er mit unsäglichlicher Mühe einen langen unterirdischen Schacht, der nach einer entfernten und ganz unbefuchten Höhle führte; kamen Fremde, die ihn in ihren Angelegenheiten zu sprechen wünschten, so floh er aus De-

muth in seine Verborgenhett, und ließ den älteren Macarius, oder andere fromme Einsiedler die Sachen erledigen. Das Beispiel dieser beiden „Seligen“ feuerte alle Brüder zur Nach-  
eiferung an. Es hätte sich Jeder der Sünde geschämt, irgend einen sinnlichen Genuß sich zu gönnen. Dem jüngeren Macarius wurde einst eine Weintraube geschenkt. Es fiel ihm nicht ein sie zu essen, und er brachte sie dem Einsiedler, der ihm am nächsten wohnte. Dieser machte es genau so wie Macarius, und die Weintraube durchwanderte auf diese Weise die ganze Wüste Scete und kehrte nach geraumer Zeit wieder zu Macarius zurück. — Als ein Jünger sehr über Zerstreuungen im Gebete klagte, und geneigt war, es aus geistiger Trägheit zu verlassen, sprach er: „Verlängere vielmehr dein Gebet und sage: Kann ich auch nicht ruhig beten, so will ich doch um Christi willen ruhig auf dieser Stelle bleiben.“ Der Jünger befolgte den Rath und überwand durch Geduld allmählig die Zerstreuung. Der Patriarch von Alexandrien hörte von dem günstigen Einfluß, den er auf die Seelen übe, berief ihn zu sich und ertheilte ihm die geistlichen Weihen. Der ältere Macarius begleitete ihn auf dieser Reise eine Strecke Weges. Sie fuhren auf dem Nil, und hatten sich demüthig in ein Winkelchen des Schiffes niedergesetzt und in die Betrachtung begeben. Auf dem Schiffe befanden sich zwei vornehme Herren, die mit großem Gefolge reisten. Ihre Diener, Pferde und Sänften glänzten von Gold und Purpur und überfüllten den Raum. Als die Herren die zwei armen Mönche in dürftiger Kleidung gewahrten, priesen sie dieselben glücklich in ihrer schlichten und einfachen Lebensart und riefen: „O wie selig seid ihr, daß ihr die Welt verachtet!“ „Freilich verachten wir durch Gottes Gnade die Welt,“ antwortete Macarius der Alexandriner; „aber wie steht es mit euch? Ist es nicht so: euch verachtet die Welt?“ Dem einen Herrn leuchtete durch dies Wort der leere Prunk und der falsche Schein von Glück, worin er lebte, dergleichen ein, daß er in seiner Heimath all’ die armselige Herrlichkeit von sich warf und ein ascetisches Leben begann.



Beide Macarius waren durch Glauben, Wandel, Lehre, Beispiel und Einfluß wahre Apostel und Säulen der katholischen Kirche und deshalb bitter gehaßt von den Arianern; namentlich von dem arianischen Patriarchen Eucius, der dem ebenfalls arianischen Kaiser Valens keine Ruhe ließ, bis derselbe die beiden heiligen Männer aus Egypten, und auf eine Insel im griechischen Archipelagos verbannte, wo der Götzendienst noch immer im Schwunge war. Dies geschah im Jahre 373. Aber in der Verbannung wie in der Heimath gewannen sie die Seelen für den wahren Glauben, und es schien, als habe Gott ihnen zu den übrigen Tugenden auch noch die des Apostolats zuwenden wollen. Dies lag aber keineswegs in der Absicht der Arianer, und man schickte sie in ihre Heimath zurück. Der ältere Macarius suchte wieder seine Wüste Scete auf; der jüngere ging nach Cellia, wo er die priesterliche Seelsorge der Anachoreten verwaltete. Obwohl er dies heilige Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit ausfüllte, und unermüdet in allen Pflichten der Liebe war, welche die Führung der Seelen so mühselig machen: wurde er dennoch von der Versuchung geplagt, er müsse mehr zur Ehre Gottes wirken, und das könne nur in Rom geschehen. Dieser Gedanke verfolgte ihn Tag und Nacht; weder Arbeit, noch Gebet, noch Beschäftigung mit den Brüdern verschonte die quälende Versuchung. Da füllte er einen großen Korb mit Sand an, nahm ihn auf die Schultern und durchstreifte mit dieser Last die Wüste, um durch körperliche Ermüdung die geistige Unruhe zu überwinden. In solchen unausgesetzten Kämpfen und Anstrengungen, z. B. in den letzten sechzig Jahren seines Lebens niemals sich niederlegend, wurde er fast hundertjährig und starb um 395. Palladius sagt von ihm, er sei klein und schwächlich von Körperbau und von sehr zarter Natur gewesen, und der Wunder habe er so viele gethan, daß das Außerordentliche ganz alltäglich um ihn herum geworden sei. Die außerordentlichen Menschen thun eben Alles in solcher Vollkommenheit, daß das Gewöhnliche da-

durch außerordentlich, und das Außerordentliche einfach, wie etwas ganz Gewöhnliches erscheint.

Der heilige Abt von Tabenna führte inzwischen seine Mönche immer tiefer in das geistliche Leben hinein. Ihre Abtödtung erreichte, sogar für jene feurig ascetische Zeit, einen hohen Grad. Beim gemeinschaftlichen Gebete war es Regel, sich möglichst still zu verhalten, ohne zu husten, sich zu räuspern, oder gar den Platz zu verlassen. Da kam es denn einmal vor, daß Bruder Titheos von einem Scorpion heftig in den Fuß gestochen wurde. Das Gift schwellte sogleich den verletzten Fuß an, und Titheos fühlte, wie es weiter und immer weiter um sich griff. Aber trotz Schmerz und Gefahr blieb er ruhig auf seinem Plage, und dieser heroische Gehorsam bewog Pachomius, Gott um sein Leben und seine Genesung zu bitten. Das war aber etwas Seltenes! gewöhnlich sagte er zu den Brüdern, wenn sie über Krankheit oder Schmerzen klagten: „O meine Kinder, wie könnt ihr nur wünschen, von euren Nöthen befreit zu werden? seht ihr denn noch immer nicht ein, daß keine Abtödtung so wohlgefällig vor Gott ist, als die freudige, oder wenigstens geduldige Hinnahme des Kreuzes, das Er auflegt? Fasten, wachen, das Fleisch kreuzigen, sind gute Bußwerke; aber leiden in der Vereinigung mit unserem Leidenden Herrn und Heiland ist ungleich besser.“

Das Heil aller Seelen lag Pachomius am Herzen. In den großen Wüsten befinden sich hie und da um Wasserquellen fruchtbare Stellen, Däsen, die wie grüne Inseln mitten im Sandmeere liegen. Die sogenannte große Dase in der libyschen Wüste wurde auch wirklich von den alten Griechen „die Insel der Glückseligen“ genannt, weil sie so ungemeinlich war. Die egyptischen Däsen boten Weideplätze für Rinderheerden und deshalb hielten sich viele Hirten in ihnen auf, die aber ganz verwilderten und aus Mangel an Unterricht glaubenslos wurden. Pachomius begab sich zum Bischofe von Tentyris und bat ihn, sich dieser armen verlassenen Christen zu erbarmen, und ihnen einen Priester zu ver-

ordnen und Bethäuslein zu erbauen. Und bis das zu Stande kam, vertheilte er sich mit einigen frommen Brüdern durch die Weldepläge, damit die Hirten in den Glaubenslehren unterwiesen würden. Man meint einen heiligen Alfons von Liguori zu sehen, der in unseren Zeiten in den Felsenthälern von Amalfi und Sorrent zu gleichem Zwecke die Ziegenhirten aufsucht! Für den ganz mit Gott versöhnten Menschen gibt es keinen Feind in der Schöpfung mehr! Der heilige Hieronymus, der das Leben des großen Abtes von Tabenna beschrieben hat, erzählt: über giftiges Gewürm sei Pachomius ungefährdet hinweg geschritten, und die Crocodile hätten ihm ihre Rücken dargeboten und über den Nil ihn getragen. Die bösen Geister kamen ihn zu bestreiten, aber „seine Ferse zertrat ihren Kopf,“ und sie mußten ihm Red' und Antwort stehen, durch welche Kraft sie denn so gebändigt wären? „Durch die wunderbare Menschwerdung Jesu Christi,“ hieß es. Ja wohl! die Menschwerdung ist das Wort der Erlösung, und das glaubensstarke christliche Alterthum nahm diesen Glauben im vollen Umfange und mit allen Consequenzen an — und darin bestand seine Größe! Aber schwerer zu bändigen als Crocodile, Nattern und Dämonen, ist die verläumberische Zunge. Weder die Tugend, noch die Wüste, weder die Heiligkeit, noch die Wunderzeichen schützten Pachomius vor Verläumdung. Haß und Neid waren geschäftig, ihn als einen irrgläubigen Visionär zu verschreien, der aus Ruhmsucht seine Mönche und alle Welt zu blinden suche. Die egyptischen Bischöfe beriefen ihn vor ihre Versammlung nach Katopolis (dem heutigen Gfne). Er rechtfertigte sich nach Art und Weise der Heiligen; d. h. mit solcher Demuth und Einfachheit, daß er sich die Liebe und das Vertrauen seiner Oberhirten erwarb.

Endlich ging auch dies herrliche Gestirn des altchristlichen geistlichen Lebens unter. Die Pest, diese Geißel des Orients, suchte auch Tabenna heim. Ueber hundert Mönche starben, unter ihnen drei Lieblingsjünger des Pachomius, Säulen und Hirten des Ordens. Dann kam an ihn die

Reihe. Schwach und abgezehrt dem Leibe nach, doch mit einem Antlitz, das von gottseliger Freude strahlte, ermahnte er noch einmal die Brüder und athmete lächelnd seine Seele aus.

---

### Serapion der Sindonite.

---

„Wer dem Herrn anhängt, ist Ein Geist mit Ihm.“ 1 Cor. 6, 17.

Dieser wunderbare Anachoret hatte viele Jahre hindurch keine andere Einsiedelei als seine Liebe zu Gott. Sein Körper war die Zelle, in welcher seine Seele wohnte, und wohin der Körper sich auch begeben mochte, die Seele blieb davon unberührt und ließ sich nicht stören in der geistigen Sammlung und in der Vereinigung mit Gott. Serapion war ein Egyptianer und die ascetische Richtung, die sich früh schon in ihm entwickelte, führte ihn zu den großen heiligen Männern der Wüste, bei denen er eine strenge Schule durchmachte. Leib und Seele nahm er in scharfe Zucht durch Abtödtung der Sinnlichkeit und durch Übung im Gehorsam. Das machte ihn so empfänglich für die Einwirkung des heiligen Geistes, daß er lenksam und sicher, wie ein Rachen vom Steuer, von der Gnade sich führen ließ. Seine Bußwerke waren so groß, daß sie übermenschlich erschienen und ihm den Beinamen „der Unleidende“ zuzogen, weil man sich gar nicht vorstellen konnte, daß ein leidensfähiger Mensch sie aushalte. „Der Sindonite“ aber hieß er wegen des Stückes Leinwand, die sein einziges Kleid ausmachte. Die ununterbrochene Betrachtung der heiligen Schrift, verbunden mit seinen geistigen und leiblichen Abtödtungen, gründete ihn fest in der Armuth und in bußfertiger Gesinnung. Deshalb hielten die Meister seines inneren Lebens ihn nicht zurück, als der Entschluß in ihm reifte, die Zelle mit der Welt zu vertauschen und unter den Menschen als Anachoret zu leben. Im Allgemeinen betrachteten sie das als eine schwere Versuchung zum Abfall vom Wege der Vollkommenheit und als das Zeichen eines großen Leichtsinnes. Palladius, der das

Leben Serapions beschreibt und der selbst ein Jüdling der Väter der Wüste war, bevor er Bischof zu Helenopolis wurde, erzählt: Als ich mich eine Zeitlang in der Einöde von Scete bei dem großen Macarius aufhielt, wurde ich oft unruhig in meinem Gemüthe, ging deshalb einmal ganz angsthaft zu dem Altvater und klagte: „Was soll ich thun? meine Gedanken raunen mir immer zu: du bist unnütz in der Zelle; geh von dannen!“ Der selige Macarius gab mir die Lehre: „Antworte deinen Gedanken: Um Christi willen bleib' ich in meiner Zelle und damit nütze ich dem Gehorsam.“ So viel gaben die Altväter darauf, den umschweifenden und beweglichen Menscheninn in den heilsamen Schranken gelassener Beharrlichkeit festzuhalten. Das thaten sie aber nicht bei Serapion, als er ihnen ankündigte, er wolle versuchen, Seelen aus dem Pfuhle der Welt zu retten. Sie ließen ihn gehen, wie Gott ihn führte. Er kam nach Corinth, der üppigen Stadt, wo es noch immer, trotz der Briefe des heiligen Apostel Paulus, ein leichtfertiges Menschengeschlecht und Sänger und Schauspieler in Fülle gab. Ein heidnischer Gaukler, der mit seiner ganzen Familie auf der Schaubühne lebte, erfüllte Serapions Herz mit dem tiefsten Mitleiden. Er wußte nicht anders in die Nähe dieser unglücklichen Leute zu kommen, als indem er sich ihnen verkaufte, als Slave in ihre Dienste trat und sie durch sein Leben und seine Liebe für das Evangelium zu gewinnen suchte. Die zwanzig Gulden seines Kaufpreises versiegelte und bewahrte er. Das wußte, unruhige, zügellose Leben in diesem Hause, das einem minder Vollkommenen tödtlich qualvoll gewesen wäre, beachtete Serapion gar nicht. Ein hochherziger Mensch, der in einem schlammigen Teich Ertrinkende sieht und sie retten will, beachtet nicht die Unsauberkeit des Wassers und stürzt sich hinein: so machte es Serapion für versinkende Seelen. Pünktlich verrichtete er die geringsten Dienste, trug Wasser herbei, wusch seinem Herrn die Füße, war nie müde der sauern Arbeit, nie unzufrieden, schlief wenig, fastete viel. Schweigend und himmlische Dinge betrachtend, verhielt er sich fast

immer; wenn er einmal sprach, so strömte von seinen Lippen überirdische Weisheit, die den armen Gaufler zuerst mit Staunen, dann mit Bewunderung, endlich mit Liebe erfüllte. Ehrfurchtsvoll behandelte er seinen wunderbaren Knecht, hörte mehr und mehr auf dessen Ermahnungen, verlangte dessen Rathschläge, entsagte endlich seinem elenden Gewerbe und bekehrte sich zum Christenthume. Nach ihm seine Familie. Nun betrachteten sie Alle ihren Sklaven mit anderen Augen, und je frömmere sie wurden, um so höher schätzten sie ihn. Endlich sprach der Herr zu Serapion: „Mein Bruder, weil du uns aus der schmachvollen Dienstbarkeit des Heidenthums, der Welt und der Sünde erlöst hast, will ich dich von meiner Dienstbarkeit befreien und dir überlassen zu leben, wie und wo du willst.“ Serapion antwortete: „Da Gott euch die Gnade gegeben hat, euer Heil zu erkennen und ihr sie benutzt habt, um das Heil zu ergreifen, und da ihr nunmehr auf dem rechten Wege seid: so darf ich euch jetzt getrost verlassen, um die Rettung anderer Seelen zu versuchen.“ Und er erzählte ihnen, daß er ein ägyptischer Mönch und ein freier Mann sei und daß er nach dem Beispiele des Gottessohnes, welcher Knechtsgestalt angenommen habe, um die Welt aus der Sündenknechtschaft zu befreien, aus Liebe zu ihren Seelen freiwillig ihr Knecht geworden sei. Da zerflossen sie in Thränen und beschworen ihn, als ihr Herr und Vater bei ihnen zu bleiben, Allein Serapion war nicht länger zu halten und brachte ihnen auch ihr Kaufgeld zurück. „O behalte dies Geld, das uns zu unserm Heil verholfen hat,“ flehten sie weinend, „oder theile es den Armen aus.“ „Euch gehört es und nicht mir,“ sprach Serapion, „denn ich bin ein armer Mönch, der nichts besitzen, also auch nichts verschenken darf.“ Und liebevoll nahm er Abschied von ihnen. Die göttliche Vorsehung führte ihn nach Sacedämon zu einer Wittwe, die kinderlos, krank und in bitterer Noth war. Wie sollte er ihr helfen? und durfte er sie in diesem Stand lassen? Er hörte, daß ein angesehenener Mann in der Stadt, der sonst ganz rechtschaffen, aber von der manichäischen Irr-

lehre angesteckt sei, einen tüchtigen Knecht suche. Flugs begab sich Serapion zu ihm, verkaufte sich selbst, trug den Erlös zu der armen Wittwe und brachte es nach zwei Jahren dahin, daß seine Herrschaft sich mit ihrem ganzen Hausgesinde wieder dem katholischen Glauben anschloß. Auch dieser Herr schenkte aus Dankbarkeit seinem gottseligen Sklaven die Freiheit, bekleidete ihn mit einem guten Rock und Mantel, und gab ihm überdies ein Evangelienbuch. Froh zog Serapion von dannen, so gut ausgerüstet war er noch nie gewesen. Er hatte es aber auch noch nie so bedurft, denn es war ein rauher Winter in den Gebirgen von Lacedämon. Als er nun so dahin wandelte, ruhig erwartend, wie Gott ihn führen werde, begegnete ihm ein armer, halbnackter Mann. Geschwind nahm Serapion den Mantel ab und reichte ihn dem Bettler dar, der sich mit Wohlbehagen darin einwickelte. Serapion ging weiter und fand am Wege liegen einen von Kälte fast erstarrten Greis. Geschwind zog Serapion seinen Rock aus, bedeckte den alten Mann damit und ging in seinem Leinwandkleide weiter. Als er am Abende mitleidige Leute traf, die ihn in Herberge nahmen und ihn fragten, wer ihn denn so ausgeplündert habe, wies Serapion auf die Evangelien hin und sprach: „Dies Buch hat's gethan.“ Und auch dieses Buch blieb nicht sein Eigenthum! In der benachbarten Stadt verkaufte er es zum Besten einer Familie, die in große Dürftigkeit gerathen war. Ein Geistlicher erhandelte das Buch und stellte Serapion mild zur Rede, daß er von einem solchen Kleinod sich trenne. Demüthig erwiderte er: „Wirßt du es glauben, mein Vater? mir war, als riefte das Evangelium beständig mir zu: Gehe hin, verkaufe Alles, was du hast und gib es den Armen! Alles, was ich hatte, war nun eben dies Buch; und deshalb verkaufte ich es.“ In Athen gab es sehr viele Philosophen, aber wenig barmherzige Seelen. Drei Tage war Serapion dort, ohne einen Bissen Brod zu bekommen. Da gesellte er sich zu Leuten, die auf einem öffentlichen Plage beisammen waren, und erzählte ihnen, er sei seit seiner Ab-

reise aus seinem Vaterland Egypten einem harten Bucherer in die Hände gefallen, der ihn ohne Unterlaß peinigete. Man war bereit, ihm zu helfen; er möge nur den Bucherer nennen. „Der Hunger ist es,“ sagte Serapion. Ein Philosoph ging vorüber und warf ihm verächtlich einen Silberling zu. Serapion nahm demüthig das Geldstück auf, trug es nach dem nächsten Bäckerladen, nahm ein einziges Brod und verließ genügsam die Stadt. Man brachte dem Philosophen seinen Silberling wieder, bis auf jenen Heller, den der Bäcker für sein Brod behalten hatte, und er gestand nun ein, daß der arme Fremdling es in der Weltverachtung weiter gebracht habe, als er. Von Griechenland schiffte sich Serapion nach Rom ein. Da er in den ersten Tagen gar nichts genoß, so glaubten die übrigen Reisenden, er leide an der Seekrankheit und bekümmerten sich nicht weiter um ihn. Endlich, am fünften Tage, fragte ihn Jemand: „Aber warum nimmst du denn gar keine Nahrung zu dir?“ Serapion erwiderte: „Weil ich nichts habe und auch kein Geld besitze, um mir einen Bissen Brod zu kaufen.“ Die Leute entsetzten sich vor dieser Abtödtung. Nur einer der Schiffer rief: „Du Schurke! wenn du kein Geld hast, womit willst du die Ueberfahrt zahlen?“ „Ich kann sie freilich nicht zahlen,“ entgegnete Serapion sanft, „willst du mich aber nicht unentgeltlich mitnehmen, so fahre an die nächste Küste und setze mich dort aus.“ „Nein!“ sagte der Schiffer, „das thue ich nicht, denn es würde die Fahrt aufhalten und Wind und Meer sind uns noch nie so günstig gewesen, wie diesmal.“ Alle Reisende wollten um die Bette Serapion mit Speise und Trank versorgen; mit größter Dankbarkeit nahm er jedoch nur das Allerwenigste an und gelangte glücklich nach Rom. Die Gräber der heiligen Apostel Petrus und Paulus und der Martyrer voll Andacht zu besuchen, war sein erstes Geschäft. Das zweite dem Nächsten zu dienen; und zwar in der Weite, die ihm eben eigenthümlich war und die er von seinem göttlichen Erlöser selbst gelernt hatte: er machte sich zum Knechte, um Seelen zu retten. Zwei Mal noch übte er



diesen heroischen Liebesdienst; zwei Mal noch wurde er der Sklave von Menschen, die durch ihren Wandel für das bloß natürliche Gefühl unerträglich und abstoßend gewesen wären, die Serapion aber liebte, weil er mit dem Auge des Glaubens sie betrachtete und noch eine Spur von göttlicher Ebenbildlichkeit in ihnen fand. Und der Gott, der sich zum Knechte der sündigen Menschheit gemacht hat, um sie zu erlösen, war mit seiner Gnade bei Serapion, so daß zwei Mal Menschen bekehrt und gerettet wurden, die bereits dem ewigen Verderben verfallen schienen. Solcher Treue, solcher Opferwilligkeit, solcher Demuth, solchem Gehorsam, solcher Liebe konnten sie nicht widerstehen. Dreißig Jahre erfüllte Serapion seine Aufgabe, nämlich gerade diesen Theil des Lebens des menschgewordenen Gottes zu leben. Dann kehrte er zurück in seine Heimat, die Wüste, und fand fort bald seinen Tod und durch ihn ewige, selige Freiheit für kurze Sklaverei. Als der Patriarch zu Alexandrien, der heilige Johannes der Almosengeber, Serapions Lebensbeschreibung las, rief er seinen Verwalter und sprach mit vielen Thränen: „Ach, wie erbärmlich wär' es, wenn wir uns rühmten, unsere Güter den Armen auszuthellen! Dieser heilige Serapion hat ein Mittel gefunden, sich selbst für sie hinzugeben, nicht Einmal, sondern oftmals!“



## Der heilige Arsenius.

„Er entwich in die Wüste und betete.“ Luc. 5, 16.

Das, was uns jetzt so fremd und seltsam erscheint, und wozu doch der heilige Apostel Paulus so häufig auffordert, nämlich: die Bande mit der Welt zu lösen, um desto vollkommener die Gemeinschaft mit Christus zu knüpfen, erregten in jener Zeit gar keine Befremdung. Das große und wichtige Geschäft der Heiligung war nicht eine der tausend Angelegenheiten, sondern die Hauptangelegenheit des Lebens der Christen. Die Schein- und Namenschristen, die

sich nur an die äußere Form schlossen; die Arianer und andere Häretiker, deren Irrlehre von der Menschwerdung Gottes das ganze Christenthum verflachte; die Heiden, deren Weltanschauung nichts vom Falle, von der Erlösung und von der Heiligung des in Christus wiedergeborenen Menschen wußte: diese freilich waren sämmtlich zum Widerspruche gegen das Leben in christlicher Ascese geneigt; denn in den Ersten war der Geist des Christenthums viel zu matt und in den Letzteren der Geist der Irdischkeit viel zu mächtig, als daß ihnen das Auge des Glaubens über die Lehre von der Entsagung aufgegangen wäre. Aber die ächten Christen waren damals in der ganzen Glut „ihrer ersten Liebe“, und da die Liebe eine volle Hingebung begehrt: so stellten sie sich das Ideal dieser Hingebung und das damit untrennlich verbundene Streben nach Heiligung hoch auf, nämlich unter dem Kreuze des aus Liebe für die Sünder hingestorbenen Heilandes, neben Maria und Johannes auf Golgotha. Das thaten Menschen der verschiedensten Art und Begabung, Vornehme und Oeringe, Gelehrte und Einfältige, große Sünder und heilige Seelen, das graue Alter und die zarte Jugend. Wen Christus rief, der folgte Ihm, gleichviel wohin! in den blutigen Circus, in die Stille des Klosters, auf die Spitze der Säule, in den Palast der Kaiser, in die öde Wüste; der brach die Bande, welche mit dem Rufe Christi nicht bestehen konnten. Keiner widerstand der Gnade; darum war so viel Gnadenwirkung auf Erden.

Kaiser Theodosius der Große suchte einen Erzieher für seine Söhne Arcadius und Honorius, und ersuchte den Kaiser Gratian in Rom, ihm nach Constantinopel einen Mann zu schicken, dem er die Knaben anvertrauen könne. Damals war Arsenius Diakon der römischen Kirche, ein Mann des Gebetes, ernster Studien und heiliger Werke. Obgleich er verwandt war mit den vornehmsten Familien, lebte er in großer Zurückgezogenheit mit seiner gottseligen Schwester zu Rom. Auf ihn warf Papst Damasus, den Kaiser Gratian in dieser wichtigen Sache zu Rathe zog, sein Auge, denn er

fand Alles in Arsenius vereinigt, was ihn zum Erzieher der jungen Cäsaren befähigen konnte: Glaube und Wissenschaft, Weisheit und Klugheit. Arsenius gehorchte dem Nachfolger des Apostelfürsten, verließ seine Einsamkeit, entsagte dem Verlangen nach gänzlicher Trennung von der Welt und ihren Gefahren, und begab sich nach Constantinopel. Theodosius wußte ihn zu schätzen, gab ihm den Rang eines Senatoren, eine prächtige Wohnung, zahlreiche Dienerschaft, machte ihn nicht nur zum Erzieher und Lehrer seiner Söhne, sondern auch zu deren Taufpathen, und wollte, daß diese ihn als einen zweiten Vater ehrten. Arsenius blieb immer in der Demuth, auch äußerlich. Er gab stehend den jungen Cäsaren Unterricht; sie aber saßen. Theodosius kam einst in die Lehrstunde, tadelte dies als höchst unehrerbietig an seinen Söhnen, und gebot dem Arsenius ausdrücklich, ebenfalls einen Sitz zu nehmen. All diese Ehren ließen Arsenius höchst gleichgültig. Sein Sinn war zu hoch nach Oben gerichtet, um sich in Gold und Purpur zu verlieren. Mit größtem Eifer und innigster Liebe führte er sein mühseliges und undankbares Amt. Während er Alles that, um seine Zöglinge zu würdigen Kronenträgern zu bilden, mußte er sehen, wie sie ihr Ohr den höfischen Schmeichlern in ihrer übrigen Umgebung öffneten und wie sie sich der Trägheit und Verweichlichung hingaben, durch welche sie ihrem großen Vater so unähnlich und ihre Reglerung später so unheilvoll wurde. Dennoch verlor Arsenius den Muth nicht, und sparte weder Belehrung noch Ermahnung, weder die Sanftmuth noch die Strenge der Liebe. Arcadius hatte sich einst einen so groben Fehler zu Schulden kommen lassen, daß Arsenius eine scharfe Bücktigung für nothwendig hielt. Statt in sich zu gehen, gerieth der junge Cäsar außer sich vor Zorn, begann seinen Erzieher zu hassen und zu verfolgen, wurde darin bestärkt und aufgestachelt durch Reider des Arsenius und trug endlich einem Offizier seiner Leibwache auf, ihn um jeden Preis von der strengen Ueberwachung seines Erziehers zu befreien. Zum Glück sah der Offizier nicht, wie so viele der Höflinge, in

Arcadius den künftigen Kaiser, in dessen Gunst man sich einzuschmeicheln habe; auch hatte er Furcht vor Theodosius und Achtung vor Arsenius. Deshalb verrieth er dem Letztern die Sache und gab ihm den Rath, sich heimlich aus Constantinopel zu entfernen, da sein Leben gefährdet und jede günstige Einwirkung auf Arcadius durch dessen Haß gelähmt sei. Arsenius begab sich in's Gebet, um sich über den Willen Gottes erleuchten zu lassen und vernahm eine Stimme, welche zu ihm sprach: Fliehe die Menschen, Arsenius, schweige, ruhe und rette deine Seele! Diese Worte waren so ganz im Einklange mit dem Verlangen nach gänzlicher Abgeschiedenheit, welches er schon lange in seiner Seele spürte und bekämpfte, daß er glauben durfte, jetzt sei der Augenblick da, den Gott in seiner Barmherzigkeit ihm gönne, um fortan dem streng ascetischen Leben sich zu widmen. Er verließ den Kaiserpalast, bestieg ein Schiff, das segelfertig nach Alexandrien im Hafen lag, und fuhr von dannen, nicht sowohl um sein Leben zu retten, als um es zu opfern. Alle Herrlichkeiten des großen, üppigen, volkreichen Alexandriens waren ihm wie Nichts. Er ging hindurch und in die Wüste Scete. Dort, in einer Felsenhöhle, bat er abermals mit inbrünstigem Flehen um Erkenntniß des göttlichen Willens; und abermals sprach eine Stimme in sein Gebet: Arsenius, fliehe, schweige, ruhe, und du wirst deine Seele retten. Wer sich einer Genossenschaft von Einsiedlern oder Mönchen einverleiben wollte, mußte sich zuerst vor den Obern derselben stellen und von ihm die Erlaubniß erbitten, unter Leitung der Erfahrenen und Alten, welche man deswegen aus Ehrfurcht Väter oder Altväter nannte, Gott dienen zu dürfen. Dieser Act der Unterwerfung war besonders nothwendig bei den Anachoreten. Hätte sich Jeder nach Belieben und ohne geistliche Aufsicht und Führung in der Wüste niedergelassen, so würde sie bald von einer verwilderten, zusammenhangslosen Horde bevölkert worden sein. Hingegen verband Demuth und Gehorsam die Einzelnen zu einer geheiligten Familie von Brüdern. Dieser Regel gemäß mußte sich Arsenius nun also zuerst vor dem Abt Pastor

stellen, welcher damals die geistliche Leitung in der Wüste Seete gottselig besorgte. Arsenius war bereits vierzig Jahre alt und kam aus den glänzendsten Verhältnissen der Welt, vom Kaiserhose zu Byzanz. Der Abt Pastor übergab ihn der Aufsicht eines ausgezeichnet frommen und geistig erleuchteten Mitbruders, der aber noch sehr jung war und Johannes der Kleine hieß. Dieser hatte nun den Novizen durch verschiedene Abtödtungen auf die Probe zu stellen, wie tief dessen Bußgeist und ob er überhaupt für das ascetische Leben befähigt sei. Johannes reichte also den Arsenius zu seinen Schülern. Als sie sich nun Alle am Abende versammelten, um ihre spärliche Mahlzeit zu verzehren, und als alle Brüder ihre gewohnten Plätze einnahmen: da wies Johannes dem Arsenius keinen Platz an, sondern er ließ ihn stehen mitten in der Versammlung und beachtete gar nicht seine Anwesenheit. Auf diese Geringschätzung folgte eine andere. Johannes nahm gleichgültig ein Stück Brod, warf es dem Arsenius vor die Füße und sagte trocken: „Ich, wenn du Lust hast.“ Arsenius kniete nieder und verzehrte auf den Knien das Brod. Die Brüder staunten ihn mit Bewunderung an und Johannes rief entzückt vor Freude: „Dieser Mann paßt für das Einsiedlerleben! Betet, meine Brüder, um den Segen des Herrn für ihn und für uns!“ Von diesem Augenblicke an bis zu seiner letzten Stunde versenkte sich Arsenius in die Einsamkeit mit Gott und fragte sich oftmals selbst: „Warum hast du die Welt verlassen, Arsenius? warum bist du hergekommen?“ Eine Frage, die ein großer Ascet späterer Zeit, der heilige Bernard, sich immer wieder und wieder vorlegte, um sich zur Beharrlichkeit, wie Arsenius, anzuspornen. Dieser behauptete, daß die Hauptpflicht eines Mönches darin bestehe, sich von der Erde und von allen zeitlichen Angelegenheiten ohne Ausnahme abzuschälen, im Geiste der Bernirschung all seine Fehler und Schwachheiten zu beweinen und sehnsuchtsvoll der glorreichen Ewigkeit entgegen zu harren. Deshalb suchte Arsenius sich in seiner Felsenzelle zu begraben mit seinen Erinnerungen, seinem Geiste, seinen Kenntnissen, seinen

Talenten, um den irdischen Menschen, nach jeder Richtung hin, gänzlich absterben zu lassen und dadurch die Vereini-  
gung mit Gott anzustreben. Kaiser Theodosius war sehr be-  
trübt über das Verschwinden des Arsenius. Er ließ ihn  
überall in Klöstern und Einöden suchen. Aber der große  
Kaiser starb bald, 395, und seine Söhne theilten die Krone,  
die er allein getragen hatte, und die ihnen dennoch zu schwer  
war. Die Nachforschungen nach Arsenius waren jedoch nicht  
umsonst gewesen; Arcadius, der jetzt auf dem Throne zu  
Constantinopel saß, erfuhr den Aufenthalt seines heiligen Er-  
zieherz, schrieb ihm durch einen eigenen Boten, bat um Ver-  
zeihung für frühere Beleidigungen, empfahl sich seinem Gebete  
und bot ihm an, alle Einkünfte der ägyptischen Steuern ihm  
zu überlassen, damit er sie ganz nach Gutdünken an Bedürf-  
tige und Einsiedler, an Kirchen und Klöster vertheile, weil  
die Armenpflege von ihm gewiß am Besten gehandhabt werde.  
Arsenius nahm aber dies ungeheure Almosen nicht an, son-  
dern schrieb nur zurück: „Gott wolle uns Allen unsere Sün-  
den vergeben! Mit der Vertheilung des Geldes kann ich  
mich aber nicht befassen, da ich mich schon als einen Abge-  
storbenen betrachte.“ Er gedachte der Mahnung jener himm-  
lischen Stimme, die ihm so ganz bestimmt seinen Weg an-  
gewiesen hatte. Deshalb war er auch ganz entschlossen, ihn  
streng zu befolgen und sich sogar einer scheinbar gerechtfertig-  
ten Zerstreuung zu entziehen. Keine weltliche Angelegen-  
heit war ihm eines Gedankens würdig! er beschäftigte sich  
nur mit dem Tode, und wie seine Seele dann die Gerichte  
Gottes werde bestehen können. Anfangs befiel er unbewußt  
noch gewisse Gewohnheiten aus der Welt bei, z. B. kreuzte  
er die Beine über einander, wenn er saß, oder legte einen  
Fuß auf's Knie. In den Versammlungen der Mönche und  
Einsiedler waren aber Haltung, Stellung und Bewegung  
geregelt, um den Körper, auch äußerlich, an eine gewisse  
Zucht zu gewöhnen. Doch that es Allen leid, ihn auf die-  
sen kleinen Verstoß aufmerksam zu machen, weil sein erhabener  
Rußgeist sie mit der größten Ehrfurcht erfüllte. Der

weise Abt Pastor ergriff das Auskunftsmittel, einst selbst in einer Versammlung mit einem Fuß auf's Anie zu sitzen und sich darüber von einem alten Einsiedler einen Verweis geben zu lassen. Arsenius verstand die Warnung und bemühte sich fortan, die kleinen weltlichen Angewöhnungen nicht minder als die großen zu bekämpfen. In der Welt war er auf's prächtigste gekleidet gewesen; jetzt trug er das größte und unbequemste Kleid. In der Welt hatte er an geistreicher Unterhaltung großes Vergnügen gefunden; jetzt hielt er das Stillschweigen strenger denn irgend einer und wählte deshalb eine Zelle, die in stundenweiter großer Entfernung von allen übrigen lag. In der Welt fand sein feiner und scharfer Verstand an allen Wissenschaften Freude und er studirte auch die profanen mit hohem Interesse; jetzt versagte er seinem Geiste alle Zerstreuung und studirte nichts, als die eine ach! so sehr vernachlässigte Wissenschaft von den letzten Dingen des Menschen. In der Welt liebte er sehr, nach damaligem Gebrauche, die Wohlgerüche, welche in den Gemächern gebrannt und den Gewändern beigebracht wurden; jetzt wechselte Arsenius nur einmal im Jahre das Wasser, worin er die Palmzweige aufweichte, die er zu Matten verflocht, und goß in der übrigen Zeit nur immer etwas frisches hinzu. Einige Ältväter fragten ihn, weshalb er denn nicht dies übelriechende Wasser ausgieße? „Um den Geruchssinn abzutödten, der früher so geschwelgt hat,“ entgegnete Arsenius. An die allgemeine Beschäftigung der ägyptischen Einsiedler, Matten zu flechten, gewöhnte er sich mit Mühe, weil er seine Hände nie zu dergleichen Dingen gebraucht hatte. Je schwerer die Arbeit ihm wurde, desto eifriger trieb er sie, jedoch so, daß sie ihn niemals in heiliger Betrachtung störte. Durch diese trat die gnadenvolle Liebe Gottes und der sündhafte Undank des Menschen so nah an seine Seele, daß seine Augen immer in Thränen der Liebe und des Leides gehabet waren; und diese heilige Zerknirschung währte bis zum Ende seines langen Lebens und senkte ihn tief in die Grundlage der Vollkommenheit, in die Demuth, ein. Die

Einsiedler von Scete bekamen einmal ein kleines Geschenk an Feigen, aber in so geringem Maße, daß der Abt nicht den Muth hatte, eine so winzige Gabe an Arsenius zu schicken. Dieser erfuhr es durch einige Einsiedler, die ihn mit seinen armseligen Lebensbedürfnissen versorgten, weil er um der irdischen Dinge willen höchst ungern seine Zelle verließ. Nun erschien er aber nicht bei dem Gottesdienste und sprach zu den Mitbrüdern, die ihn auffuchten, weil sie ihn krank glaubten: „Ihr habt mich ja von eurer Gemeinschaft ausgeschlossen, indem ihr mich für unwürdig hielten, an dem Segen Theil zu nehmen, den der liebe Gott euch zugesandt hat.“ Auf's höchste erbaut durch eine Demuth, welche die Gabe Gottes so hoch und sich selbst so gering schätzte, eilte der Priester der Genossenschaft zu ihm, brachte ihm ein Paar Feigen und führte ihn zur Kirche. Dort suchte er sich immer einen Platz hinter einem Pfeiler auf, wo Keiner ihn gewahr wurde und wo er Niemand sah: dermaßen fürchtete er jeden Anlaß zur Zerstreuung. „Warum fliehst du deine Mitbrüder?“ fragte ihn einst der Abt Marcus. „Gott weiß, wie ich sie liebe,“ erwiderte Arsenius; „aber ich kann nicht zugleich bei Gott und bei den Menschen sein und den Einen zu verlassen, um mich den Anderen anzuschließen, ist mir nicht erlaubt. Ich muß suchen, mich mit den himmlischen Heerschaaren in einer und ungetheilten Richtung des Willens auf Gott zu halten; bei den Menschen aber ist sie zersplittert.“ Der Verkehr mit Menschen erfüllte ihn stets mit Besorgniß und er pflegte oft zu sagen: „Das Stillschweigen hat mich nie gereut; die Unterhaltung mit Menschen immer ein wenig.“ Deshalb ließ er sich nie bewegen, Briefe schriftlich zu beantworten, noch dazu, Auslegungen der heiligen Schrift zu machen, wozu er durch Geist, Gebet und Erleuchtung so sehr befähigt gewesen wäre; denn außer der Zerstreuung fürchtete er auch die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit. Er wiederholte häufig: „Uns Römern hilft zum Fortschritt in der Tugend all unsre geistige Bildung nichts, denn der wissenschaftliche Prunk bläht leicht das Herz zum Stolz auf. Hingegen diese schlichten Egyptianer haben sich durch Arbeit und Einfachheit auf den Weg der Vollkommenheit begeben.“ Einst



holte er sich gute Rathschläge bei einem ganz einfachen alten ägyptischen Einsiedler, und ein Anderer hörte zu und fragte höchst verwundert: „Vater Arsenius, du bist unterrichtet in aller Wissenschaft der Römer und Griechen, und fragst diesen ungebildeten Greis um Rath?“ — „Ja freilich kenne ich griechische und römische Wissenschaft,“ antwortete der heilige Mann, „aber das Alphabet dieses Greises habe ich leider noch nicht gelernt.“ Der Erzbischof Theophilus von Alexandrien besuchte ihn einst mit einer hohen Magistratsperson und bat, er möge ihnen etwas Erbauliches sagen. Arsenius erwiederte, dazu sei er viel zu sündhaft. „Indessen,“ setzte er nach einigem Stillschweigen hinzu, „wollt’ ihr mir versprechen, sie zu befolgen, so sag’ ich euch recht gern ein Paar Worte.“ Die beiden Herren waren es wohl zufrieden und er sprach: „Wenn ihr hört, daß der arme Sünder Arsenius da oder dort sei, so sucht ihn nicht auf.“ Ein anderes Mal wünschte derselbe Erzbischof eine Unterredung mit ihm zu haben, kannte nun aber schon aus Erfahrung seine grenzenlose Liebe zur Abgeschiedenheit und ließ deshalb zuvor bei ihm anfragen, ob der Eintritt in seine Zelle erlaubt sei? Arsenius gab dem Boten zur Antwort: „Kommt der Erzbischof, so werde ich ihm gewiß meine Zelle öffnen; doch nicht nur ihm, sondern aller Welt; und dann werde ich mich davon machen.“ Nachdem dem Erzbischof diese Erklärung hinterbracht war, sprach er: „Besser nicht hingehen, als ihn verjagen.“

Die jüngeren Einsiedler Daniel, Zoylas und Alexander, welche ihm mit Freuden kleine Dienste leisteten, traten dadurch in nähere Beziehung zu ihm und erfreuten sich an der Beobachtung seines heiligen Wandels und an den Lehren, die er ihnen zuweilen, jedoch immer wie mit fremdem Munde gab. Einer der Jünglinge beklagte sich, daß er die heiligen Schriften zwar auswendig wisse und gern betrachten wolle, aber ihren tiefen Sinn nicht gehörig verstehe und deshalb lau bleibe. „Fahre dennoch fort mit der heiligen Betrachtung, mein Sohn,“ sprach Arsenius; „der selige Abt Pastor pflegte zu sagen: Die Schlangenbeschwörer verstehen nicht die Kraft der Worte, durch

welche sie die Schlangen fangen; aber die Schlangen selbst verstehen sie und gehorchen ihr. Verstehen wir auch nicht die ganze Tiefe der heiligen Schrift, so verspürt die uralte Schlange doch ihre Kraft, wenn wir uns damit beschäftigen, und das göttliche Wort, welches der heilige Geist durch die Propheten und Apostel geredet hat, jagt sie weit von uns fort.“ Einst sprach er zu Daniel: „Ein frommer Altvater gab mir eine gute Lehre: Beseißige dich, deine innerlichen Werke nach dem Willen Gottes zu verrichten; dann werden sie dir helfen, die böse Begierlichkeit des äußeren Menschen zu besiegen.“ Und ein anderes Mal sagte Arsenius: „Suchen wir Gott den Herrn, so werden wir ihn finden, und halten wir ihn, so wird er bei uns bleiben.“ Solche Vereinigung mit Gott erstrebte Arsenius durch die Richtung all' seiner Kräfte auf dies erhabene Ziel, und außer in der Abtödtung des sinnlichen Menschen fand er in dem eifrigen, beharrlichen, demüthigen Gebet die Stärke zu seinem fünfundfünfzigjährigen Kampfe. Oft hörten ihn die Jünger in der verschlossenen Zelle weinend wehklagen: „O Herr, verlaß mich nicht, obwohl ich dir bisher so treulos war! Ach gib mir die Gnade, daß ich endlich einmal anfangе, dir zu dienen.“ Er sagte, eine Stunde Schlaf müsse einem Mönch genug sein, und er bemühte sich, nicht einmal so lange zu schlafen. Hatte er nun die Nacht im Gebete zugebracht und überwältigte ihn gegen Morgen die Ermüdung, so sprach er zum Schlaf: „Komm' her, du böser Gesell!“ schlummerte eine kleine Weile und ging dann schnell an seine Arbeit. Jeden Samstag Abend begab er sich mit zum Himmel erhobenen Händen ins Gebet, wenn die Sonne hinter seinem Rücken sank, und nicht eher stand er auf vom Gebet, als bis die aufgehende Sonne ihm Sonntag früh in's Antlitz schien. Das Beispiel seiner gottseligen und demüthigen Tugend bewirkte einen unbegrenzten Gehorsam von Seiten seiner Jünger. Zum Alexander sagte Arsenius eines Tages: „Wenn du morgen mit deinem Palmensflechten fertig bist, so komme zu mir, wir wollen unsere Mahlzeit zusammen einnehmen. Sollten aber Fremde dich besuchen, so isß mit ihnen und komme nicht zu mir.“ Alexander war damals noch ganz ungeübt im.

Palmenflechten und doch bemüht, seine Arbeit auf's Beste zu verrichten. Deshalb war er um die Zeit des Essens noch lange nicht fertig und Arsenius aß allein, in der Voraussehung, fremde Brüder hätten bei Alexander die Gastfreundschaft begehrt. Als dieser sich spät Abends bei ihm einstellte, fragte er sogleich, ob dies der Fall gewesen sei? Alexander sagte Nein. „Aber warum kommst du denn erst jetzt?“ fragte Arsenius. „Mein Vater,“ entgegnete Alexander, „du sagtest, ich möchte kommen, wenn ich mit meinen Palmen fertig wäre. Mein Vorrath war groß, erst jetzt hab' ich ihn verbraucht und daher wagte ich nicht, früher zu kommen.“ Arsenius freute sich über einen so vollständigen Gehorsam; statt aber seine Freude zu äußern, sagte er: „Verne geschwinde arbeiten, damit du Zeit behältst zum Psalmengebet, zum anderweitigen Gottesdienste und zum Essen, sonst wirst du an Leib und Seele verkümmern.“ Aber Berweise und Strenge schlossen den frommen Jünger nur um so fester an Arsenius, denn er maß an ihnen seines Lehrers heilige Liebe und seine eigene Unvollkommenheit ab. Arsenius selbst unterwarf sich im Gehorsam auch da, wo er ihm am schwersten fiel. Er wurde einmal krank und zwar so bedenklich, daß der Priester, der für die geistlichen Bedürfnisse der Einsiedler von Scete zu sorgen hatte, es für gut fand, Arsenius in die Nähe der Kirche und in eine Wohnung bringen zu lassen, welche einige Bequemlichkeit gewährte. Auf ein Lager von Thierfellen mit einem kleinen Kopfkissen wurde der Kranke gebettet, dem diese geringe Pflege unerträglich war als sein großes Leiden, der sich aber gelassen der Anordnung unterwarf. Ein alter Einsiedler besuchte ihn und rief mit Entrüstung: „Sehe ich wirklich den Vater Arsenius so bequem gebettet!“ Der Kranke schwieg; doch der Priester nahm das Wort und fragte den alten Einsiedler: „Welchem Stande gehörtest du in der Welt an?“ — „Ich war Hirt.“ — „Und wie gewannst du deinen Lebensunterhalt?“ — „Ach, sehr mühselig.“ — „Und wie lebst du jetzt?“ — „Viel besser und mühloser.“ — „Nun sieh!“ sprach der Priester, „bei dem Vater Arsenius ist es gerade umgekehrt. Der war in der Welt gleichsam der Vater der Cäsaren, hatte hundert Diener in Seide

gekleidet, hatte prächtige Gemächer mit Teppichen und Ruhebetten; das Alles entbehrt er hier, entsagt und leidet, während du es jetzt bequemer hast, als in der Welt. Und dennoch nimmst du ein Vergerniß an seiner Lagerstätte!" Der alte Einsiedler warf sich auf die Knie und rief: „Vergebung, mein Vater, ich habe gesündigt. Arsenius ist auf dem wahren Wege der Demuth." So arm war jetzt dieser sonst so reich gekleidete Mann, daß er nur sein Mönchsgewand hatte. Nun sollte er während der Krankheit ein leinenes Hemd tragen. Er besaß es nicht. Man gab ihm etwas Geld, um es zu kaufen, und er sprach: „Mein Gott, ich danke dir für die Gnade, in deinem Namen Almosen empfangen zu dürfen." In der nämlichen Zeit wurde ihm ein Bote aus Rom gesendet, der ihm das Testament eines reichen Senators, seines Anverwandten, überbrachte; Arsenius war zum Erben des ganzen Vermögens eingesetzt. Er fragte, wann sein Vetter gestorben sei, und der Bote erwiderte, vor drei Monaten. „Dann kann ich ihn nicht beerben, denn ich starb lange vor ihm," sprach Arsenius, und war nicht zu bewegen, die Erbschaft anzunehmen. Nach seiner Genesung kehrte er mit Wonne in seine arme Zelle zurück, die ihm auf Erden lieber war als das Paradies, und verließ sie noch seltener als zuvor; rieth auch allen Einsiedlern, möglichst in der Abgeschiedenheit sich zu halten und wiederholte ihnen die Worte, die er einst mit so großer Herzensbewegung im Gebete vernommen hatte: „Fliehe, schweige, ruhe, und du wirst deine Seele retten." — „Aber, mein Vater," fragte ein junger Mönch, „warum meidest du die Gespräche der Mitbrüder? es wird ja nur von Gott geredet." — „Ich horche doch lieber auf das, was Gott im Innersten meines Herzens sagt, als auf das, was Andere von ihm sagen," gab Arsenius zur Antwort.

Im hohen Alter schickte Gott ihm die Prüfung, die für ihn am herbsten war. Die Stürme der Völkerwanderung sausten immer verheerender über das alte Römerreich. Die nordischen Barbaren drangen unaufhaltsam erst über die Grenzen, dann in die Provinzen, dann nach Rom vor und über Rom hinaus, über das Mittelländische Meer, nach Afrika. Und auch die

römischen Provinzen dieses Welttheils traf die Geißel ihrer Verheerungen und Genserich, der Vandalenkönig, eroberte Carthago und gründete dort ein Reich, während der heil. Augustinus als Bischof von Hippo zwischen diesen Drangsalen von der Erde schied. Die Wüsten Afrika's boten keine sichere Zuflucht mehr gegen die barbarischen, abgehärteten Völker des Nordens, welche überall die afrikanischen Völker aufzogen. Diese flohen nun selbst in die Einöden und die wilden Wägen durchschweiften mit Feuer und Schwert die Wüste Scete und verschreckten die stillen Einsiedler. Weinend zog Arsenius fort und klagte: „Wehe uns! die Welt hat die Stadt Rom verloren und wir Wöndje die Wüste Scete!“ Er begab sich in eine entlegene Gegend zwischen dem ägyptischen Babylon (jezt Cairo) und der alten Königsstadt Memphis und lebte dort zehn Jahre. Doch die Nähe der großen Städte brachte ihm zu viel Unruhe und Belästigung, und er floh deshalb nach Unteregypten in eine kumpfige Wildniß, wo er alle Strengheiten, die er seit fünfzig Jahren übte, noch verschärfte und täglich wie ein junger Anfänger in der Ascese sich fragte: Arsenius, weshalb kamst du hieher? Um diese Zeit verließ eine edle Römerin ihre Heimath und reiste nach Aegypten, um ihre Seele zu laben und zu stärken an dem Geiste des Christenthums, der dort in der Ascese eine so herrliche Blüthe der Vollkommenheit trieb, daß ihr Wohlgeruch das Morgen- und Abendland erfüllte. Die erhabene Gottseligkeit ihres Landmannes Arsenius zog die edle Römerin vor Allem an. Sie freute sich sehr, vom Patriarchen von Alexandrien zu vernehmen, er wohne in der Nähe und sie bat den Oberhirten, ihr ein kurzes Gespräch zu vermitteln. Arsenius aber, der den Patriarchen selbst einst nicht hatte empfangen wollen, schlug dies Ansuchen rund ab und die bestürzte Frau glaubte, es sei am gerathensten, ihn ohne Umstände aufzusuchen. Sie begab sich in die Einöde und wartete lange, bis er von dem Besuch bei einem frankten Mitbruder heimkehrte. Endlich kam er, eine hohe, schlanke Gestalt, etwas gebückt durch seine zweiundneunzig Jahre, doch majestätisch in Gang und Haltung, mit einem langen schneeweißen Bart, mit schönen lieblichen Augen die in

Thränen strahlten und mit der Milde im Antlitz, welche dem Sieg über den irdischen Menschen verkündet. Da meinte sie, einen Engel oder einen Propheten der alten Tage, kurz etwas Ueberirdisches zu sehen. Denn das Himmlische, welches aus seinem Außern aufleuchtete, entsprang aus der heiligen Stille seiner Seele, die durch die Bande des Gebetes in ununterbrochener Vereinigung mit Gott ruhte; und so sieht der irdische Mensch nicht aus. Sie eilte ihm entgegen, sie fiel ihm zu Füßen und suchte ihm ihre Verehrung auszusprechen. Arsenius hob sie schnell auf und sagte mit großem Ernst: „Wißt du mich durchaus sehen, so schaue mich an nach Belieben. Nur schicke nicht etwa die Römerinnen über's Meer, um den alten Arsenius zu betrachten. Uebrigens muß ich mich sehr wundern, daß du deine Heimath und deine Familie verlässest, um in Egypten die Einsiedler zu belästigen.“ Die Dame sagte in grenzenloser Verwirrung, sie werde gewiß allen Römerinnen diese Relfe abrathen, nur möge Arsenius im Gebet vor Gott ihrer eingedenk sein. „Freilich werde ich Gott bitten, daß er die Erinnerung an dich aus meinem Gedächtniß tilge,“ antwortete Arsenius und begab sich in seine Zelle. Die Dame kehrte schleunig nach Alexandrien zurück. Bestürzung, Schreck und Schmerz zogen ihr ein heftiges Fieber zu und der Patriarch hatte alle Mühe, sie zu trösten und ihr begreiflich zu machen, daß Arsenius in seinen Antworten mehr Strenge gegen sich selbst, als gegen sie an den Tag gelegt habe.

In der That war Arsenius seinerseits voll Schreck, weil Unteregypten so recht dem ersten Anlauf der römischen Pilgersfahrten zu den orientalischen Asceten ausgesetzt war. Diese Reisen andächtiger Leute kamen mehr und mehr in Aufnahme und Arsenius floh wiederum seiner Zelle bei Memphis zu. Untermwegs begegnete ihm ein Mohnenmädchen, das neugierig sein rauhes Gewand anfaßte. Er verwies es ihr und sagte, es schide sich nicht, das Kleid eines Mönchs zu berühren, worauf dann die Mohnin unverzagt zur Antwort gab: „Warum bleibst du nicht in deinem Kloster, da du ein Mönch bist?“ Das ging ihm durch's Herz. Er eilte um so mehr in die Einsamkeit

und sagte zu seinen Jüngern: „Die Taube fand keinen Zweig, auf dem sie ruhen konnte, und kehrte in die Arche Noe zurück.“ Endlich, bei fünfundneunzig Jahren, waren die Kräfte dieses Mieses an Geist erschöpft und er fühlte sein lehtes Stündlein nahen. Eine einzige Bitte legte er seinen Schülern an's Herz: ihm nur ja keine Verehrung nach seinem Abscheiden zu erweisen, vielmehr im Gebet seiner eingedenk zu sein, als des größten armen Sünders. Dann befiel ihn eine unaussprechliche Verzagttheit: „Ist es denn möglich, mein Vater, du fürchtest den Tod?“ fragten seine betrühten Schüler. „Gewiß, ich fürchte den Tod,“ sprach der selige Greis, „und ich kann wohl sagen, daß diese Furcht mich keinen Augenblick verlassen hat so lange ich Mönch bin.“ Doch je näher sein Ende heranrückte, desto mehr wich die Furcht von ihm. Zulezt machte sie tiefer, heiliger Ruhe Platz und er entschlief im Frieden des Herrn. Als man von seinem Hinscheiden den Patriarch Theophilus in Kenntniß setzte, rief dieser aus: „Glückseliger Arsenius, daß du den lehten Augenblick stets vor Augen hattest!“ Und der Altvater Poemen sagte mit Thränen: „Glückseliger Arsenius, daß du über dich weintest, so lange du auf Erden warst! Wer hier nicht weint, wird im anderen Leben ewig über sich weinen!“ So nothwendig für das Heil der Seele hielten die Altväter die bußfertige Zerknirschung.

## Der selige Moyses.

„Der Sünden meiner Jugend gedenke nicht, o Herr.“  
Ps. 148.

Die Verwilderung und Entsittlichung, worin Moyses bis zu seinem vierzigsten Jahre lebte, machten seine Befehrung zu einem Wunder der Gnade, von dem Palladius alle Einsiedler von Scete erzählen hörte. Die Heimath des Moyses war Abyssinien oder, wie man es damals nannte, Aethiopien. Seine Hautfarbe war schwarz und seine Leidenschaften brannten so heiß wie die Sonne seines Landes. Dem Stande nach war er Slav und gehörte einem Herrn an, welcher ein öffentliches Amt verwaltete. Er ließ sich soviel Diebstähle und Ver-

untreuen zu Schulden kommen, daß er sich oftmals schwere Strafen zuzog. Statt sich zu bessern, wurde er aber immer schlechter und mit seiner Unbändigkeit wuchs seine Frechheit. In Folge eines Bankes erschlug er einen anderen Slaven, und da er theils für sein Leben fürchtete, theils der Dienstbarkeit überdrüssig war, so floh er aus seiner Heimath, sammelte andere böse Gesellen um sich und trieb mit ihnen fünfzehn Jahre lang Straßenräuberei. Seine riesenhafte Leibesstärke und seine Berwegenheit zogen ihm die Auszeichnung zu, der Häuptling dieser Bande zu werden. Raubend und plündernd schweifte sie umher, setzte alle Ortschaften in Schrecken und wußte sich in verborgenen und zerstreuten Schlupfwinkeln so geschickt zu verstecken, daß sie allen Nachstellungen entging. Einst wurde Moyses an der Ausübung eines Diebstahles durch das Bellen eines Hirtenhundes verhindert. Dafür wollte er Rache nehmen, und zwar an dem Herrn des Hundes. Moyses erkundschafte, daß dies ein Schäfer sei, der jenseits des Nils seine Heerde hute. Sogleich zog er seine Kleider aus, wickelte sie sich wie einen Turban um den Kopf, steckte seinen Speer hinein und schwamm durch den Nil, gerade so wie noch heutigen Tages die Kubler ihn durchschwimmen. Dem armen Schäfer war jedoch zur rechten Zeit die Kunde von dem Racheplan des Moyses zu Ohren gekommen; er verbarg sich und Moyses nahm nun in Ermangelung des Hirten Rache an der Heerde, stach die Schafe nieder, band vier der stärksten Widder zusammen, schwamm mit ihnen zurück und verkaufte sie im nächsten Dorfe. Kein Mensch versuchte auch nur im Entferntesten Hand an ihn zu legen und er entkam glücklich zu seiner Bande.

Wie es geschah, daß ein Strahl der Gnade in diese von den wildesten Leidenschaften verfinsterte Natur hineinleuchtete, und daß eine Seele, die so fern vom Reiche Gottes sich befand, dennoch es zu gewinnen beschloß: darüber fehlen die Nachrichten. Der Gott, der nicht den Tod des Sünders, sondern dessen Bekehrung will, ließ den Moyses nicht umkommen in seinen Sünden. Moyses warf plötzlich einen



Klaren Blick in seine Nuchlosigkeit, erschauerte vor sich selbst und begann auf der Stelle das mühselige Werk seiner Umkehr zu Gott. Sie wurde ihm unsäglich schwer; denn außer seinen wilden Leidenschaften hielt ihn auch noch die lange Gewohnheit, die ihm fast unwiderstehlich schien, am Bösen festgeknüpft. Um jeder Versuchung wenigstens dem Raum nach aus dem Wege zu gehen, floh Moyses bis an die Elysische Grenze der Wüste Scete auf einen Felsen, bat den Älterer Isidor, welcher das Priesteramt bei diesen Einsiedlern verwaltete, sich seiner Seele zu erbarmen, ihr mit Rath und Trost beizustehen, und begann nun seinen Kampf. Der war über alle Maßen schwer! wie mußten nicht ein Antonius, ein Hilarius, ein Pachomius kämpfen, diese Jünglinge, welche von Kindheit auf die Richtung nach höheren Dingen gehabt, und nie, dem Willen nach, die Sünden gekannt hatten! Und nun Moyses, der jung gewesen und alt geworden war, ohne etwas Anderes zu kennen, und der sich mit all' seinen Kräften und Neigungen in sie vertieft hatte! Doch das schreckte ihn nicht ab. Er hatte jetzt den Gott kennen gelernt, auf den der Apostel Paulus vertraute, da er sprach: „Ich kann Alles in Dem, der mich stark macht.“ Hundertmal stand Moyses auf dem Punkte, dem Bußleben in der Wüste den Rücken zu kehren, und sich wieder in die Welt zu begeben; aber immer und immer besiegte er die Versuchung. Aber er floh zu dem heiligen Isidor und klagte ihm sein Leid. „Fürchte dich nicht vor diesen Angriffen des bösen Feindes, mein Bruder! er weiß, daß du ein Anfänger bist, und sucht dir deshalb Widerwillen gegen die Wüste beizubringen. Gib ihm kein Gehör, halte dich ruhig in deiner Zelle und der Feind wird abziehen;“ so tröstete ihn der Greis. Arbeitend, fastend, betend hielt er sich in der engen Felsenhöhle auf, die ihm als Zelle diente. Er theilte seinen Tag in fünfzig Abschnitte, und war einer derselben verfloßen, so betete er eine bestimmte Anzahl von Psalmen. Dabei flocht er Matten und drehte Stricke. Seine Nahrung bestand in zwölf Unzen steinharten Brodes täglich und einem

Trunk Wasser. Er hoffte auf diese Weise seine Neigung zur Böllerei in Speise und Trank, und zum herumschweifenden Müßiggange zu besiegen; seinem Gedächtnisse und seiner Phantasie aber heilsame Zügel anzulegen durch das Psalmengebet. Doch so leichten Kaufes ließ der böse Feind seine Beute nicht fahren! Mit lockenden Bildern und bethörenden Vorstellungen bestürmte er den Wüßer und versetzte ihn in die fürchterlichsten Beängstigungen; denn nur mit seinem höheren Willen schloß er sein Gemüth gegen diese verführerischen Gaukeleien ab; der irdische Mensch war mit ihnen im Bunde gegen seinen besseren Willen, und trotz dem Gebete, der Arbeit, dem Fasten konnte er sie nicht übermeistern. Nagende Unruhe trieb ihn wiederum zu Isidor. Der fromme Greis antwortete auf seine Klage: „Du hast nicht mit aller Kraft dein Gemüth gegen diese Bilder aus deiner sündigen Vergangenheit vertheidigt, mein Bruder. Du hast ihnen aus alter schlimmer Gewohnheit noch Zutritt gegönnt und deshalb haben sie übermächtig deine Gedanken eingenommen. Bekämpfe sie schärfer als bisher. Sie lassen dir keine Ruhe! nun wohl! vergelte ihnen Gleiches mit Gleichem, gönne ihnen nicht so viel Ruhe, daß sie sich bei dir einnisten könnten. Wache und bete Tag und Nacht.“ Diese Ermahnung des erfahrenen gottseligen Greises befolgte Moyses buchstäblich. Während sechs Jahren begnügte er sich nicht damit, den ganzen Tag unausgesetzt dem Gebete zu widmen, sondern wenn die Nacht einbrach, stellte er sich in die Mitte seiner Zelle, und mit aufgehobenen Händen fuhr er fort Gott anzurufen und zu preisen. Aus Furcht, vor Müdigkeit einzuschlafen, wagte er nicht einmal beim Gebete niederzuknien. Zuweilen schlief er gegen Morgen ein wenig stehend und an die Wand gelehnt. Manche Nacht that er kein Auge zu. Er wollte durchaus die irdische Natur besiegen, welche ihn zu unterjochen und von Gott zu trennen suchte. Aber es gelang ihm noch immer nicht. Als seine Kämpfe und Qualen offenbarte er dem heil. Isidor, welcher großes Mitleid und innige Theilnahme für ihn empfand und ihm einmal sagte: „Du

•

bestreitest den bösen Feind zu heftig; das reizt ihn auf. Halte Maß, mein Bruder! der geistliche Streit muß nicht in aufgeregter Weise geführt werden.“ Moyses gab ihm zur Antwort: „Mein Vater, laß mich kämpfen, wie ich's vermag! denn ich kann nun einmal keine Ruhe finden, bevor ich Dasjenige besiegt habe, was mich von der Vereinigung mit Gott abhält.“ Statt also seine Strengheiten zu mildern, erkannte er neue. Nächtlicher Weile ging er in die Zellen der Kranken oder greisen Einsiedler, nahm heimlich ihre leeren Wasserkrüge, schöpfte sie voll und brachte sie zurück. Dies war für einen von Fasten, Nachtwachen, Arbeit und Seelenqual fast aufgeriebenen Menschen eine ungeheure Anstrengung; denn das trinkbare Wasser war von manchen Zellen bis auf fünftausend Schritte entfernt. Aber Moyses verfolgte mit Sturmmuth sein Ziel; denn er fürchtete nicht der Hinfälligkeit seines Körpers, wohl aber der seiner Seele zu erliegen. Als er nun einst in der Morgendämmerung einen vollen Wasserkrug mit großer Erschöpfung nach der Zelle eines alten Einsiedlers trug, fühlte er sich plötzlich zu Boden geworfen und ein empfindlicher Schmerz raubte ihm die Besinnung. So fand ihn ein Bruder, rief Andere zur Hülfe herbei, und sie trugen den Ohnmächtigen zu Ifidor, welcher neben der Kirche wohnte. Da lag Moyses ein ganzes Jahr an schwerer Krankheit danieder. Als er aber genesen war und Ifidor ihn aufforderte, nach Petra zurückzukehren (so nannte man den Felsen, in dessen Höhle er wohnte), da sträubte sich Moyses, denn er fürchtete in der Einsamkeit seine alten Feinde wieder zu finden. „Du bist nicht einsam in deinen Kämpfen, mein Bruder, obgleich dir deine Zelle sehr einsamer scheint,“ sprach Ifidor. „Schau nur um dich.“ Er zeigte gen Osten und mit den Augen des Geistes sah Moyses Schaaren der Engel, die von überirdischem Lichte dermaßen strahlten, daß die Sonne trübe neben ihnen erschien. Dann blickte er nach Westen und gewahrte eine Menge unheimlicher Gestalten, welche finster, traurig und verwirrt die Flucht zu nehmen schienen. „Sieh, mein Bruder,“ sprach Ifidor, „dies dunkle

Heer streitet zwar wider uns, aber jenes lichte, das viel zahlreicher ist, sendet der allmächtige Gott uns zu Hülfe, und das ist immer bei dir in deiner einsamen Zelle. Also fürchte dich nicht.“ Wunderbar getröstet empfing Moyses die heilige Eucharistie und begab sich nach seiner Zelle. Drei Monate später besuchte Isidor seinen lieben Jünger und fragte ihn, ob der böse Feind ihn wieder nach alter Art gequält habe? „D nein, mein Vater,“ sagte Moyses demüthig; „seitdem du, als ein großer Freund Gottes, mir das Auge für seine Gnadenhilfe aufgethan hast, haben alle Anfechtungen aufgehört.“ — „Das hat Gott so zugelassen,“ entgegnete Isidor, „damit du dich nicht etwa rühmtest, als hättest du den Satan und seine Versuchungen durch die Strengheiten deines Lebens überwunden. Sei jetzt getrost! im Namen Jesu Christi, deine Anfechtungen sind vorüber.“ Sie trugen für Moyses die heilbringenden Früchte des Starkmuthes und der Demuth. Er wurde nun zum ersten Mal in die Versammlung der Väter der Wüste Scete berufen, die über eine wichtige Angelegenheit Rath hielten. Als Moyses erschien, riefen Einige ganz laut, um ihn zu prüfen: „Was will der Mohr zwischen uns?“ Moyses aber schwieg mit heiterem Angesicht. Später fragten ihn Die, welche ihn so verächtlich behandelt hatten, was er gedacht? Moyses gab zur Antwort: „Ich dachte: Jesus aber schwieg.“ Ein anderes Mal wurde er wieder zu einer Versammlung berufen, in welcher ein strafbarer Bruder gerichtet werden sollte. Moyses kam aber nicht. Da ließ Isidor ihm sagen, alle Väter warteten auf ihn und warum er nicht komme? Moyses füllte einen Korb mit Sand, nahm ihn auf den Rücken und erschien so in der Versammlung. Man fragte ihn, was das zu bedeuten habe? und er antwortete: „Ich trage die schwere Last meiner Sünden, und sollte mich erkönnen, fremde Sünde zu richten?“ Da sprach Keiner ein Wort gegen den strafbaren Bruder. Die bösen Geister, die den tapfern Moyses so manches Jahr gepeinigt hatten, bekannten sich jetzt für überwunden. Ein gottsfälliger Einsiedler hörte, wie sie zu Moyses sprachen: „Wir können

dir nichts mehr anhaben! denn wenn wir dich in Verzweiflung zu stürzen suchen, indem wir dir die Sünden deiner Vergangenheit vor Augen stellen, so schwingst du dich voll Vertrauen zur Barmherzigkeit Gottes auf. Und wenn wir dich hochmüthig zu machen suchen, so demüthigst du dich unter der Gerechtigkeit Gottes. Mit solchen Menschen haben wir nichts zu schaffen.“

Die Einsiedler wollten immer gute Lehren und Ermahnungen von ihm hören und er wiederum von ihnen. Das kam Allen zu gut: Jeder lernte und lehrte in Demuth. „Vier Dinge sind's, die dem Mönch vor Allem Noth thun,“ sagte Moyses aus dem Schatze seiner Erfahrungen: „die Haltung der Gebote, die Demuth, die Armuth und das Stillschweigen. Und drei Dinge sind's, die er besonders beherzigen muß, weil sie ihm, wie jedem Menschen, sehr schwer fallen: er muß jederzeit gern sein Kreuz tragen; jederzeit seiner Sünden gedenken und jederzeit sein Sterbeständlein vor Augen haben.“ Oft wiederholte er den Brüdern: „Wenn der Mensch sich nicht wahrhaft im Herzen für einen Sünder hält, so erhört Gott der Herr sein Gebet nicht.“ — „Und wer hält sich denn wahrhaft im Herzen für einen Sünder?“ fragte ein junger Einsiedler. „Wer stets auf seine Sünden, und nie auf die des Nächsten sieht,“ antwortete Moyses. Und sprach dann weiter: „Stimmen des Menschen Werke nicht mit seinem Gebete überein, so ist alle Mühe und Arbeit vergebens.“ — „Worin besteht diese Uebereinstimmung?“ fragte der junge Einsiedler. — „Darin, daß wir die Sünde, wegen welcher wir Gott um Vergebung bitten, nicht mehr begehen. Hat der Mensch im innersten Winkel seiner Seele, dem Willen nach alle und jede Sünde verlassen: dann ist er mit Gott versöhnt und dann kann sein Gebet Erhörung finden.“ — „Aber wie ertragen wir so viel Arbeit und Mühsal?“ fragte der wißbegierige Jüngling. — „Wenn Gott sie uns tragen hilft,“ sprach Moyses. Dem jungen Einsiedler wurde der geistliche Streitt sehr schwer und die Abtödtung sehr lästig; da rief er denn mit einiger Ungebuld: „Ach,

mein Vater! was hilft all' das Fasten und Wachen? die bösen Neigungen und Versuchungen wachen immer wieder auf." — „Aber die Abtödtung schläfert sie immer wieder ein," sagte Moyses. — „Und wie kann der Mensch am besten sich selbst absterben?" fragte ein anderer Bruder. — „Mein Sohn," sprach Moyses, „es sei denn, daß der Mensch sich einbilde, er liege drei Jahre im Grabe und unter der Erde, so wird er nimmer sich selbst absterben."

Es lebte damals in der Wüste Scete ein Anachoret, Namens Zacharias, von dem der heilige Abt Serapion zu sagen pflegte: „Ich bin ihm zwar in leiblichen Abtödtungen überlegen; allein in der Demuth und im Stillschweigen übertrifft er mich weit." Dieser Zacharias war bei Moyses, als etnige Brüder den Vektoren besuchten und ihn um einige heilsame Lehren baten. „Ich bitte dich, mein Bruder, was hab' ich zu thun? und was soll ich unseren Brüdern sagen?" fragte Moyses den Zacharias. Dieser fiel ihm zu Füßen und rief in Thränen: „Warum beschämst du mich durch diese Frage?" — „Ich sah den heiligen Geist auf dich herabsteigen," erwiderte Moyses; „das treibt mich an, dich zu fragen." Da nahm Bruder Zacharias seinen Mantel ab, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen. Schweigend und staunend sahen Alle ihm zu. Dann sprach Zacharias: „Ein Mensch, der sich nicht in dieser Weise mit Füßen treten lassen will, wird nie ein rechter Mönch werden." Das ist Ascetenlehre durch alle Zeiten! Tausend Jahre später sah der liebliche, tiefsinnige Ascet des vierzehnten Jahrhunderts, Heinrich Suso, der selige Dominikanermönch, ein Hündchen mit einem Luche spielen und erkannte dabei, so müsse er sich auf dem Boden umher schleifen lassen, gleichviel von wem! Die Liebe zu Gott bis zur gänzlichsten Verachtung des Ichs getrieben: das ist Demuth. Dem Bruder Zacharias war aber sein letztes Stündlein nahe. Als er nun so da lag, und es mit ihm vom Leben zum Sterben ging, fragte ihn Moyses: „Mein Bruder, siehst du himmlische Dinge?" — „Ich sehe, daß nichts besser ist, als das Stillschweigen," antwortete demüthig Zacharias.

— „So schweige denn bis zum Ende, mein Bruder,“ sagte Moyses. Und schweigend, im tiefsten Frieden, gab Zacharias seinen Geist auf. Abt Isidor schaute zu derselben Stunde freudig empor und sprach: „O du glückseliger Zacharias, die Pforten des Himmels öffnen sich dir, denn die Demuth ist die Thüre zu Gott.“

Der Gegensatz von dem, was Moyses gewesen, zu dem, was er geworden war, gab ihm in den Augen der Welt eine Berühmtheit, die ihn sehr peinigte. Er besorgte, man werde wegen dieser Umwandlung nicht Gott allein die Ehre geben, sondern auch ihn bewundern und preisen, und er sagte mit dem heil. Ignatius von Antiochien und mit allen Heiligen: „Wer mich lobt, der geißelt mich.“ Wenn Moyses es möglich machen konnte, so floh er vor den Bewunderern, und kein größerer Dienst konnte ihm erwiesen werden, als wenn man ihm hinterbrachte, daß ihm ein solcher Besuch zugebacht sei; dann begab er sich schleunigst von dannen und man fand nur seine leere Zelle. Es machte sich einmal eine hohe obrigkeitliche Person auf den Weg nach der Wüste Scete, um diesen Moyses kennen zu lernen, der als Straßenräuber angefangen hatte und als Heiliger endete. Moyses erhielt die Kunde und entwich nach einem Sumpfe, wo er sicher war. Nun hatte sich aber der fremde Herr mit seinem Gefolge in der Gleichförmigkeit der Wüste zwischen ihren Sandhügeln und Felsblöcken verirrt, und Moyses stieß unversehens auf Den, vor welchem er floh. Der Fremde war froh, einen Wegweiser zu finden und sprach zu Moyses: „Mein Vater, ich bitte dich, sage mir wo liegt die Zelle des berühmten gottseligen Einsiedlers Moyses?“ Dieser antwortete gelassen: „Was willst du, Herr, bei dem Menschen? und warum nennst du ihn gottselig? Den kennen wir hier besser! er ist ein Narr und ein Reßer. Willst du dich erbauen, so besuche andere Brüder, und nicht den.“ Damit ging er von dannen und ließ den Herrn in höchster Verwunderung zurück, daß der Moyses in der Ferne so hoch und in seiner Wüste so gering geschätzt werde. Indessen befolgte er den Rath und besuchte

einige Altväter, die ihn mit Ehrerbietung aufnahmen und an denen er sich höchlichst erbaute. Er theilte ihnen endlich mit, daß er eigentlich den Bruder Moyses habe besuchen wollen, und in welcher Weise er davon abgehalten worden sei. Die frommen Väter betrübten sich ungemein über eine solche Verläumdung und fragten, was denn das für ein Mensch gewesen sei? Der Fremde antwortete: „Er war bejahrt, lang und hager, mit einem abgetragenen Mönchsgewande bekleidet und von ganz schwarzer Hautfarbe.“ „Das war Moyses selbst!“ riefen die Väter freudig, und der Fremde verließ die Wüste, höher erbaut durch dies Benehmen des Moyses, als er es durch dessen salbungsvollsten Worte hätte werden können.

Da wo Moyses nicht mit Bewunderern und Lobrednern zu verkehren hatte, war er ungemein leutselig und zugänglich. Ein Jüngling, der sich dem äscetischen Leben zu widmen wünschte, bat einen der Einsiedler der Wüste Scete, ihn zu den frommsten Vätern zu führen, damit er von denselben Rath und Belehrung empfangen möge. Der Einsiedler ging mit dem Jüngling zu Arsenius. Dieser saß in seiner Zelle, flocht eine Matte, und war so vertieft in Betrachtung, daß er die Eintretenden gar nicht bemerkte, sie nicht grüßte, nicht eine Sylbe mit ihnen sprach. Nach einer Weile entfernten sie sich wieder, stumm, wie sie da geseßen hatten, und der Einsiedler brachte den Jüngling zu Moyses. Dieser empfing ihn so liebevoll, sprach so väterlich wohlwollend über seinen Plan, ermunterte ihn so kräftig, bewies ihm so herzliche Theilnahme, daß der Jüngling, nachdem er sich verabschiedet hatte, zu seinem Begleiter sprach: „O wie viel frommer und besser ist doch der ehemalige Straßenräuber, als der ehemalige Hofmann!“ Diese Aeußerung wurde den Altvätern bekannt und Einer von ihnen, der äußerst gottselig war und eine hohe Meinung von Arsenius hatte, bat Gott, ihn aufzuklären über die innere Beschaffenheit dieser beiden Männer. „Der Eine meidet um deines Namens Willen, o Herr, jeden Verkehr mit den Menschen, während der Andere aus dem-



selben Grunde zuvorkommend gegen sie ist. Welcher von Beiden hat denn nun Recht?" Und er fiel in Ekstase und sah auf einem Strome zwei Nachen schwimmen. In dem einen fuhr Arsenius still und ruhig dahin und der heilige Geist schwebte ihm zu Häupten. In dem andern saß Moyses und die Engel fuhren mit ihm und tränkelten Honig auf seine Lippen. Da verstand der Altvater, daß diese beiden seligen Männer in der vollkommenen Liebe lebten, alle Handlungen von ihr leiten ließen und in der verschiedenen Aeußerung derselben sehr wohlgefällig vor Gott wären.

Und wieder einmal hatte Moyses einen Besuch, doch anderer Art. Vier böse Gesellen, die von Diebstahl und Räuberei lebten, ärgerten sich, daß der Moyses die Wege der Sünde verlassen und sich zu einem büßenden Leben bekehrt habe. Ihr böses Gewissen erblickte in seiner Neue einen heimlichen Vorwurf. Sie wollten sich an ihm rächen, ihn mißhandeln, vielleicht ihn tödten. Sie überfielen ihn nächtlicher Weile. Aber der alte Riese in ihm war nur abgestorben für die Sünde, nicht für Kämpfe. Moyses überwältigte seine vier Widersacher, band sie und schleppte sie nach dem Gotteshause. Dort sprach er zum Priester: „Es ist mir nicht erlaubt, diese Männer zu züchtigen, die mich gewaltthätig in meiner Zelle überfallen haben. Befiehl jetzt, was ich mit ihnen anfangen soll.“ Diese Kindes-einfalt machte einen solchen Eindruck auf die Räuber, daß sie demüthig um Gnade baten und sich zu Gott bekehrten. „Denn,“ sprachen sie, „ist der Stärkere über diesen Starken gekommen, was wollen wir uns denn noch länger gegen ihn widersetzen!“

Jede Ehre wurde ängstlich von den frommen Einsiedlern gemieden; keine mehr, als die des Priesterthums. Aber nicht Feigheit und nicht irdischer Sinn hielt sie davon zurück, sondern ihre Demuth und die hohe Heiligkeit des priesterlichen Amtes. Ohne den ausdrücklichen Befehl der Bischöfe empfangen sie höchst selten die heiligen Weihen. Diesen frommen Zwang mußte auch Moyses in seinem Alter leiden: der Patriarch von Alexandrien ertheilte ihm die geistlichen Weihen.

„Jetzt bist du weiß geworden, Moyses,“ sprach scherzend der Patriarch, nachdem er ihn zum Diakon gemacht und ihm die weiße Stola über die linke Schulter gelegt hatte \*). „Bin ich inwendig oder auswendig weiß geworden?“ fragte Moyses. Der Patriarch befahl nun heimlich den Kirchendienern nicht zu leiden, daß sich Moyses in den folgenden Tagen dem Altare nahe, um seine Obliegenheiten als Diakon zu verrichten, und genau auf sein Benehmen Acht zu geben. Dies geschah. Die Kirchendiener wiesen den Greis als einen unverschämten Eindringling fort und riefen ihm zu: „Der Mohr hat am Altare nichts zu schaffen.“ Mild und geduldig zog er sich zurück und sprach: „Dem Mohren geschieht Recht! er ist kaum ein Mensch und will am Altare mit den Engeln dienen!“

Er war fünfundsiebzig Jahre alt, als die Wüste Scete von dem wildem Volke der Magyken überschwemmt wurde. Kurz vorher kamen sieben Einsiedler zu ihm, um sich an seiner himmlischen Weisheit zu erbauen und ihre Seelen im heiligen Bußsacramente zu reinigen. Nachdem er dies göttliche Richteramt als Stellvertreter Gottes vollzogen hatte, sprach er im prophetischen Geiste zu ihnen: „Heute, meine Brüder, hab' ich zum letztenmal eueren Seelen gedient. Fliehet jetzt eilig, denn die Barbaren sind schon ganz nahe.“ — „Wilst du denn nicht auch die Flucht ergreifen?“ fragten sie. — „Nein!“ sprach Moyses; „im Hinblick auf mein früheres Leben habe ich schon lange diesen Tag erwartet, damit die Worte meines Heilandes an mir in Erfüllung gehen möchten: Wer das Schwert nimmt, der wird durch das Schwert umkommen.“ (Matth. 26, 52.) Da sprachen die Einsiedler einmüthig: „Fliehst du nicht, so bleiben auch wir und sterben mit dir.“ Moyses sagte: „Ich habe keine Ursache zu fliehen. Ihr aber bedenkt wohl, was ihr thut. Jetzt könnt ihr euch noch retten; doch bald wird es zu spät

---

\*) Indem er dies thut, spricht der Bischof zum Diakon: „Empfange die weiße Stola aus Gottes Hand!“

sein.“ Sie aber wollten durchaus bei ihm bleiben und er verwehrte es ihnen nicht. In heiligem Gebete und gottseligem Gespräche floh die Nacht dahin. Als der Morgen dämmerte, sprach Moyses: „Die Stunde ist da.“ Gleich darauf drangen von allen Seiten wilde Schwärme in das stille Wüstenland. Ein Trupp lief der Felsenzelle des Moyses zu, der betend auf den Knieen lag. Ein Speer durchbohrte seine Brust und entseelt sank er zu Boden. Sechs Brüder folgten ihm auf dieselbe Weise in die Ewigkeit. Der siebente hatte sich in Todesfurcht zitternd unter einem großen Haufen von Palmblättern und Matten verborgen, und er sah sieben Kronen, die sich vom Himmel auf die sieben entseelten tapferen Streiter Christi herabsenkten. Er aber ging leer aus.



### Bruder Valens, Bruder Ero und Bruder Ptolomäus.

Nachdem Palladius das Leben des Moyses und anderer gottseliger Einsiedler und Mönche beschrieben hat, sagt er: „Der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen stand zwischen lauter heilsamen Bäumen und Pflanzen im Paradiese. Und so wird es denn auch nicht unnütz sein, etwas von Solchen zu berichten, die gefallen sind, weil sie sich ihrer Vortrefflichkeit rühmten. Wird die Tugend nicht in reiner Absicht auf Gott und sein Wohlgefallen geübt, so kann sie gar leicht eine Gelegenheit zum Falle werden, indem der Mensch seiner eigenen Kraft vertraut und an deren Schwäche scheitert. Darum steht geschrieben: Ich habe gesehen den Gerechten zu Grunde gehen in seiner Gerechtigkeit.“

Valens war gebürtig aus Palästina, begab sich in die Wüste Scete und führte viele Jahre mit großer Beharrlichkeit ein ungemein strenges, kämpfendes Leben. Aber leider führte er es mit mehr Eifer als Demuth; mehr in der Absicht, seine

eigene Ehre, als die Ehre Gottes zu suchen. Während die heiligen Seelen gerade in dem Maße, als sie sich vervollkommeneten, ihre Tugend der Gnade Gottes zuschrieben und ihre Gebrechen im Auge behielten, um sich wegen ihrer Sündhaftigkeit zu verachten: überschätzte Valens sich dermaßen, daß er wähnte, durch seine Anstrengung ein Liebling Gottes geworden zu sein, der besondere Vorrechte genießen dürfe. Er vergaß gänzlich jene Lehre, welche sich aus dem Munde des heil. Antonius bei allen Asketen fortpflanzte. Dieser Erzvater des geistlichen Lebens sah in einer Vision den ganzen Erdboden mit einem dichten Netz überwebt, und er verstand dabei, dies wären die Fallstricke des Teufels für Alle. „O weh!“ seufzte er; „wird denn Niemand ihnen entgehen?“ — Da antwortete eine Stimme: „Ja! der Demüthige.“ — Denn der Demüthige ist vorsichtig, weil er die erstaunliche Hinfälligkeit der Seele und die betrügerische Menschennatur kennt. Von solcher Demuth und Vorsicht war der Bruder Valens sehr weit entfernt. Er glaubte so hoch gestiegen zu sein, daß die Engel bereit wären, ihm auf jeden Wink zu dienen. Die Einsiedler erzählten dem Palladius: Einst saß Bruder Valens nächtlicher Weile bei seiner Arbeit und die Nadel entfiel ihm, mit welcher er die Körbe zusammen zu heften pflegte. Da durchleuchtete ein unheimliches Licht seine Zelle; er fand seine Nadel wieder und wurde von dieser Stunde an so aufgeblasen und übermüthig, daß er alle Einsiedler verachtete. Der große Macarius, Priester in Scete, hatte von fremden Gästen Backwerk zum Geschenke bekommen. Er segnete es und schickte durch die ganze Wüste jedem Bruder seinen Antheil, ein lieblicher Gebrauch der Zeit, der die Gemeinschaft in Glauben und Gnade, welche aus der heiligen Eucharistie hervorgeht, sinnbildete. Aber Valens empfing den Boten sehr unfreundlich, der ihm die Eulogie, wie man das gesegnete Brod nannte, von Macarius überbrachte. „Fort mit dir!“ rief er ihm zu, „und sage dem Macarius, ich sei ebenso gut als er! ich brauche nicht seinen Segen zu empfangen.“ Als Macarius diese Antwort bekam, erkannte er sogleich, wie

übel es um die Seele des Bruders Valens stehen müsse, machte sich auf den Weg zu ihm und stellte ihm liebevoll die Gefahr vor, in welcher seine Seele schwebte. „kehr' um zu Gott, mein Bruder,“ flehte der greise Priester, „ruf' an seine Barmherzigkeit! Du entfernst dich von ihm, weil du betrogen bist.“ Der verblendete Mensch gab ihm aber kein Gehör und mit betrübtem Herzen mußte Macarius ihn sich selbst überlassen.

Nachdem nun Valens es unter seiner Würde hielt, das Zeichen der Gnadengemeinschaft mit seinen Brüdern anzunehmen, ging er bald noch einen Schritt weiter und verachtete die Gemeinschaft mit dem gütigen Heilande selbst, welche dieser sich würdigt, in der heiligen Communion mit den armen Menschen einzugehen. Als die Brüder wahrnahmen, daß sich Valens von den heiligen Sacramenten fern hielt, wurden sie unaussprechlich bekümmert, denn wie sollte er den Hochmuth überwinden, wenn er verschmähte, dessen wahren Ueberwinder in sich aufzunehmen? Der böse Feind aber triumphirte; er wußte wohl, daß er jetzt gewonnenes Spiel bei Valens habe. Er spiegelte dem Bethörten ein Blendwerk vor, welches dieser mit der vollen Unvorsichtigkeit des Hochmuthes für eine wahre himmlische Vision ohne Prüfung annahm. Ein glänzender Engel erschien dem Valens und sprach: „Christus liebt deinen Wandel, deine hohe Zuversicht, die Freiheit deines Sinnes. Er kommt zu dir. Geh' ihm entgegen und falle anbetend auf dein Angesicht.“ Valens eilte vor seine Zelle hinaus. Die finstere Nacht war durch unzählige Fackeln und Ampeln taghell und inmitten all' dieser Lichter sah er eine leuchtende Gestalt. Er warf sich zu Boden und betete an — den Geist der Lüge. Am nächsten Sonntage sprach er nach dem Gottesdienste zu den versammelten Brüdern: „Die Communion ist mir fortan unnütz, denn Christus der Herr besucht mich in meiner Zelle.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so verfiel er in tobsüchtigen Irrsinn. Die Brüder mußten ihn in Bande legen und ein ganzes Jahr blieb er geisteskrank. Hatten die Heiligen

Visionen himmlischer Art, so mißtrauten sie immer denselben, hielten sie für Selbsttäuschung oder für eine Versuchung des bösen Feindes, der ihrem Hochmuth zu schmeicheln trachtete. War aber die Vision wirklich von Gott, brachte sie ihnen Licht über göttliche Geheimnisse und über Dinge der irdischen Welt, so drang dies Licht, weil es von der ewigen Weisheit und Wahrheit ausfloß, zugleich so erleuchtend in ihre eigene Seele hinein, daß sie nicht bloß jeden Fleck derselben in seiner tiefsten Verborgenheit wahrnahmen, sondern daß ihnen auch der geringste Makel, jener unaussprechlichen Schöne gegenüber, in einer Häßlichkeit erschien, welche sie zu einer grenzenlosen Verachtung ihrer selbst antrieb. Immer wandelten sie furchtsam auf dem gefährvollen schmalen Pfade der übernatürlichen Erleuchtungen und Offenbarungen. Immer waren sie eingedenk, daß die Feinde des Heils nur auf einen schwachen Augenblick von Selbstgefälligkeit lauerten, um ihnen Schlingen zu legen. Immer behielten sie den unerforschlichen Rathschluß Gottes im Auge, dem es nun gerade in dieser Weise gefalle, sie zum Organ oder zum Werkzeug seiner Absichten zu wählen. Und so wurde denn von den außergewöhnlichen Gnadengaben, die ihnen zufließen, die alleraußergewöhnlichste, ihre Demuth; und bei dieser kommt weder die Ehre Gottes, noch das Heil der Seele zu kurz. Das Gebet der Brüder und eine strenge Seelenzucht brachten übrigens den bethörten Valens allmählich wieder zur Besinnung und endlich zur Erkenntniß. Nachdem er sich zum Genossen der seligen Geister hatte machen wollen, und statt dessen den gesunden schlichten Menschenverstand verloren hatte, sah er die Armseligkeit aller menschlichen Vortrefflichkeit, die nicht in Gott wurzeln will, ein, führte seitdem ein ganz einfaches, bußfertiges Leben und pries Gott, „der die Hoffärtigen vom Stuhle stößt, aber den Demüthigen Gnade gibt.“ (Luc. 1.)

Bruder Ero war aus Alexandrien, ein edler und schöner Jüngling, von überaus feinem Verstande und keuschen Sitten. Das ascetische Leben zog ihn ungemein an. In Scete über-

gab er sich demselben mit einer Kraft und Ausdauer, welche den erfahrensten Vätern Bewunderung abnöthigte. Er studierte Tag und Nacht die heilige Schrift. Er gewöhnte seinen Körper dermaßen an das Fasten, daß er manchmal in drei Monaten sein hauptsächlichstes Nahrungsmittel in der heiligen Communion fand, und nur zuweilen einmal etwas wildes Kraut genoß. Als Palladius von Alexandrien aus nach der Wüste Scete zu reisen wünschte, wies ihn der Patriarch deswegen an die beiden Einsiedler Albin und Ero, welche so eben dem heil. Isidor, Epitalmeister zu Alexandrien, die Arbeitserzeugnisse der Einsiedler gebracht hatten, damit er sie zum Besten seiner armen Kranken und Pilger verkaufe. Palladius machte sich demnach mit den Brüdern Albin und Ero auf den Weg. Palladius erzählt: „Wir hatten vierzig Stunden zu gehen. Bruder Albin und ich genossen auf dieser Reise zweimal Speise und dreimal einen Trunk Wasser. Bruder Ero nahm aber gar nichts zu sich und ging dabei so geschwind, daß er über den Sand zu fliegen schien und wir nicht Schritt mit ihm halten konnten. Dabei sprach er aus dem Gedächtnisse zu unserer größten Erbauung den Propheten Isaias und einen Theil des Jeremias, den Evangelisten Lucas, den Hebräerbrieff, die Sprüchwörter Salomons und eine Menge Psalmen.“ So lebte Ero manches Jahr in stillem Frieden, bis der Versucher ihm den Gedanken eingab, daß er ein mehr englisches als menschliches Leben führe. Statt dem lieben Gott für seinen Gnadenbeistand zu danken, erging sich Ero in selbstgefälligen Betrachtungen. Bald kam es dahin, daß er die übrigen Einsiedler und die Ermahnungen der Väter mißachtete, hingegen ein großes Verlangen trug, von der Welt wegen seines engelhaften Wandels bewundert zu werden. Da er die Warnungen der Ältväter und das heilige Bußsacrament verschmähte, verlor seine Seele, diesen heftigen Anreizungen zur Eitelkeit gegenüber, allmählich die Kraft zum Kampfe und endlich den Willen zu kämpfen. Er versank in geistige Trägheit, in Lauheit, in Ueberdruß; dann in Widerwillen gegen das ascetische Leben. Seine Zelle

wurde ihm unerträglich, er warf das Einsiedlergewand von sich und eilte nach Alexandrien. Aber da war Niemand, der ihn bewundert, ja, nur beachtet hätte! Im Müßiggange trieb er sich mit einem verödeten Herzen und verwildertem Sinne umher, suchte Zerstreuung im Wein und sank tief und tiefer, so daß er, der vom Brode der Engel gelebt hatte, so lange er in der Vereinigung mit Gott war; jetzt, in seiner Trennung von Gott, gleichsam mit den Träbern der unreinen Thiere sich zu sättigen suchte. Dennoch war Gott ihm gnädig und schickte ihm eine schwere Krankheit, die ihn mit unsäglichen Schmerzen peinigte und seine Gesundheit gänzlich zerrüttete. Nun gedachte er mit bitterer Reue eines verlorenen Friedens und floh in die Wüste zurück. Mild nahmen die frommen Väter den verlorenen Sohn auf und pfl egten ihn. Er hatte aber nur noch so viel Zeit, um unter tausend Thränen das Bekenntniß seiner Schuld abzulegen. Dann rief ihn Gott in die Ewigkeit und zur Rechenschaft über das ihm anvertraute Pfund.

Hochmuth und Eitelkeit sind gewaltige Gegner der Vollkommenheit, aber ihr Todfeind ist der eigene Wille. Als ein junger Mann, Namens Ptolomäus, das ascetische Leben begann, sahen die heiligen Einsiedler von Scete ihm bedenklich und bekümmert zu; denn dies war nicht die Art, die den Anfängern heilsam sein konnte. Wer das Himmelreich gewinnen will, muß werden wie die Kinder, sagt der göttliche Heiland. Die Haupttugend des Kindes besteht im Gehorsam. Durch den Gehorsam wird es zu allem Guten angeleitet und eingeübt. Ohne Gehorsam kann es gute Neigungen und Aufwallungen haben, aber ihm fehlt die dauerhafte Grundlage der Tugend. Menschen, die um des Himmelreiches willen die Welt verließen, und allen Freuden und Genüssen entsagten, um desto sicherer die Wonnen der Ewigkeit zu genießen, mußten sich also zu Kindern machen und in die Schule des Gehorsams gehen wie Paul der Einfältige, bei dem heil. Antonius: das war die erste Regel für Mönche und Einsiedler. Ferner war es nicht gerade eine Vorschrift, aber ein



heilsamer Gebrauch, daß sich die Anfänger bei den Erfahrenen Rath und Trost zu erbitten pflegten. Daher die vielen schönen Lehren und Aussprüche, welche die Ältväter gaben, wenn die jungen Brüder ihnen ihre Versuchungen klagten. So sagte einst ein junger Einsiedler ganz trostlos zu einem Ältvater: „Was soll ich anfangen, um mich vor Verzweiflung zu bewahren? Meine Gedanken flüstern mir immerfort zu, ich hätte ganz umsonst die Welt verlassen und könnte nimmer selig werden.“ — „Mein Bruder,“ antwortete der Greis, „wenn wir auch nicht würdig sind, in's gelobte Land zu kommen, so ist es uns doch besser in der Wüste zu sterben, als wieder umzukehren nach Egyptens Fleischtöpfen. Das beherzige.“ — Ein anderer Bruder sprach zu seinem geistlichen Lehrmeister: „Wie kommt's, mein Vater, daß Unlust und Trägheit mich überwältigen?“ — „Dies ist ein Zeichen, daß du dir weder die Glorie des Himmels, noch die Pein der Hölle gebührend vor Augen stellst,“ war die Antwort; „denn wenn du es thätest, so würde dir das Verlangen nach der ewigen Seligkeit und die Furcht vor der ewigen Strafe ein genügender Sporn zum Eifer und zur Zerknirschung sein, mit denen man jene Schläffheit und Lauheit des Gemüthes tapfer bestreiten kann.“ Und hätten die jungen kämpfenden Asketen auch nicht immer und nicht Alle solche Worte der Ermunterung gehört, so lehrte dennoch die Erfahrung, daß es ihnen schon sehr heilsam sei, sich offen und unbefangen über ihren Gemüthszustand auszusprechen; weil kindliche Aufrichtigkeit manchemal schon hinreicht, um die schwersten Versuchungen in die Flucht zu schlagen.

Aber alle diese weisen Einrichtungen verschmähte Ptolomäus. Er behauptete, er dürfe das geistliche Leben von Niemand lernen, als von dem heiligen Geiste, dessen Einsprechungen ein Mensch von gutem Willen ja gewiß sein dürfe. Man bemerkte ihm dagegen: die Einsprache des heiligen Geistes und das Verständniß derselben sei zweierlei; und dies Verständniß erschließe sich nicht einem oberflächlich guten, sondern einem durch lange Übung in Gehorsam und

Demuth geläuterten Willen. Darauf schätzte Ptolomäus das Beispiel des Patriarchen aller Einsiedler, des Paulus von Theben vor, ohne zu bedenken, daß dieser seltsame Mann keineswegs aus Eigensinn sich abgesondert habe, vielmehr von den Umständen genöthigt, in die Wüste fliehen mußte und dort, durch die außerordentliche Reinheit seines Herzens, die Vereinigung mit Gott fand, die ihm zu einer himmlischen Fessel wurde. Eine specielle Einsprache und Föhrung des heiligen Geistes hatte weder Paulus, noch irgend Einer der seligen Altväter je beansprucht; sie war ihnen nur aus Gnade geworden. Diese Vorstellungen brachten aber in Ptolomäus nicht die mindeste gute Wirkung hervor. Er sonderte sich gänzlich von den Brüdern ab und schlug seine Wohnung in einer Felsenhöhle jenseits der Wüste Scete an einem durchaus unbewohnten Orte auf, von welchem das trinkbare Wasser achtzehn Stunden entfernt war. Allerdings war in den Wintermonaten der Nachthau in dieser Gegend ziemlich stark; den fing Ptolomäus auf in Schwämmen, welche er dann in irdene Geschirre auspreßte, und damit behalf er sich. Seine Speise bestand in wilden rohen Kräutern. So lebte er fünfzehn Jahre. Aber was half ihm die Abtödtung des Leibes, während er durch dieselbe seinen Eigenwillen nährte und großfütterte? Ach, gar nichts! In selbstverschuldeter Entfernung von den heiligen Sacramenten der Buße und des Altars, von der Anhörung und Auslegung des Evangeliums, von der Ansprache und Belehrung der weisen Altväter; in selbstverschuldeter Beschränkung auf seine Gedanken allein, wandelte er allmählich innerlich auf ebenso verkehrtem Wege wie äußerlich. Mehr und mehr bemächtigte sich der Irrthum seiner; mehr und mehr wich er von der Wahrheit ab; die Lehre des Hellen verschleierte sich vor ihm; er fiel in Un- und Wahnglauben. Er bildete sich ein, die Welt werde vom Zufall, nicht von der göttlichen Vorsehung regiert: demnach gebe es keine ewige Belohnung und Bestrafung; der Mensch habe nach seinem Tode kein Gericht Gottes zu fürchten und die Drohung der heiligen Schrift sei eitel Hirngespinnst.

Wider diesen Sturm thörichtcr Gedanken vermochte Ptolomäus trotz all' seines Faßens nicht Stand zu halten in seiner Zelle. Noch jetzt hätte er seine Seele retten können, wenn er zu den Vätern geflohen wäre und sich ihrer Führung unterworfen hätte; aber der Eigensinn ließ es nicht zu. Er ging lieber nach Alexandrien. Die lange Gewohnheit seines strengen, enthalt samen Lebens hatte ihm einen großen Widerwillen gegen jede Unsittlichkeit beigebracht, und er nahm sich vor, einen sehr tugendhaften Wandel zu führen, theils weil er einen solchen geziemender für den Menschen fand, theils weil er den Einsiedlern beweisen wollte, zu welcher Tugend er sich in seiner Abgeschlossenheit erschwungen habe und wie sehr er ihnen überlegen sei. Ohne Beschäftigung, ohne Zweck, ohne Halt, streifte er in dem üppigen Alexandrien umher, besuchte die Schauspiele, die öffentlichen Bäder, mischte sich überall unter die Leute, und sah und hörte tausend Dinge, an die er in der Wüste nicht gedacht hatte und die ihm sehr gefährlich werden konnten. Da traf es sich, daß ein sehr frommer alter Einsiedler aus Scete nach Alexandrien kam, um Handarbeit der Brüder zu verkaufen und dafür den Stoff zu ihrer Bekleidung einzuhandeln. Er sah den Bruder Ptolomäus in ein Weinhaus gehen. Dies schmerzte den heiligen Greis über alle Maßen! Er wartete vor der Thüre des Hauses, bis Ptolomäus es wiederum verließ, nahm ihn liebe reich bei der Hand, führte ihn mit sich hinweg und sprach wehmüthig: „Mein Herr und Bruder, du trägst ein geistliches, ja, ein englisches Kleid; du bist noch sehr jung; denkst du denn gar nicht an die vielfachen Reize des Satans? weißt du denn nicht, daß der böse Feind durch Aug' und Ohr in's Herz einzieht, und daß dem Einsiedler nichts schädlicher ist, als das bunte bethörende Menschengewimmel in einer großen Stadt? Wie darfst du demnach wagen, dich in ein Weinhaus zu begeben, wo man so Manches sehen und hören muß, was nicht heilsam ist! Ach, ich bitte dich, thue das nicht mehr! fliehe doch lieber wieder nach Scete, wo du mit der Hülfe Gottes deine Seele selig machen kannst. Ich gehe

noch heute zurück; ach, mein Bruder, komm' mit mir." Wiederum war das ein Augenblick, wo die göttliche Gnade an das Herz des Ptolomäus klopfte; aber er ließ sie nicht ein. Vielmehr sprach er mit großer Geringschätzung zu dem gottseligen Greise: „Geh' nur allein zurück, mein Alter, und schwäche nicht so viel. Du wirst wohl wissen, daß Gott auf nichts sieht, als auf ein reines Herz." Da hob der Greis Hände und Augen zum Himmel und sagte demüthig: „Lob und Ehre sei dir, mein Gott! siehe! ich lebe bereits seit fünfundsünfzig Jahren in der scete'schen Wüste und habe noch kein reines Herz. Dieser junge Bruder aber, der in den Weinhäusern von Alexandrien umherzieht, sagt: er besitze die Lauterkeit des Herzens." Darauf wendete er sich zu Ptolomäus und sagte liebevoll: „Gott erhalte dich, mein Bruder! mich aber und meine Hoffnung wolle Er auch nicht zu Schanden werden lassen." Somit trennten sie sich und Jeder verfolgte den Weg, den er frei gewählt hatte; der Eine den Weg des Heils; der Andere den des Verderbens. Ptolomäus konnte sich nicht erhalten auf seiner eingebildeten Höhe. Dünkel und Unglaube, die immer mit allen bösen Leidenschaften im Bunde sind, schützten Ptolomäus nicht, als diese durch schlechtes Beispiel und schlechte Gesellschaft mächtig in ihm aufgereizt wurden. Genug! er sank nach und nach zu einem ganz gemeinen und verächtlichen Leben herab, hielt sich zu niedrigem Gesindel und trieb sich verloren in ganz Egypten umher, den christlichen Herzen zur Betrübniß und Beschämung, den Heiden zum Gespötte. Wie und wo er untergegangen ist, darüber fehlt alle Kunde. Nur das ist gewiß: die Wüste sah ihn nicht wieder; denn Berührung mit dem Weltgeist und Befleckung durch ihn war in diesem Falle, wie so häufig! eins und dasselbe. Sammlung des Geistes in sich selbst, eine Sammlung, welche durch Abtödtung der sündigen Natur und Beherrschung der Leidenschaften, durch Meditation und durch Gebet eine lebendige Schwungkraft in der Richtung auf Gott erhält, hat ihre sicherste Heimath in der ascetischen Zelle. Führt der Beruf den Asceten heraus,

muß der Priester, der Missionär, der Glaubenslehrer in Berührung mit dem Weltgeiste treten: so ist die Standesgnade der Einsamkeit, die ihn vor Zerstreuung und Befleckung schützt, und immer wird er, durch den sehnächtigen Zug eines geheiligten Heimwehs, der Seele nach ein Bewohner seiner Zelle bleiben. Aber aus Leichtsinne und aus Ueberdruß an der Ascese freiwillig die Zerstreuung wählen — das ist ein giftiger Nektar für die Gnaden und Gaben, welche in jener Sammlung und Schwungkraft des Geistes ihren Höhepunkt finden.



## Der heilige Ephrem, der Syrer.

„Die Stimme der Kerkelstaupe hat sich hören lassen in unserm Lande.“ (Hosel. 2, 12.)

Und so wurde denn Egypten, dies Babylon der Vielgötterei, dies Land der finsternen Räthsel, vor denen die Sphynx Wache hielt, zu einem hellen, lautern Born, aus dem sich die „Wasser des ewigen Lebens“ in Fülle ergossen. Das Wort zum Räthsel der Welt, das polytheistische Jahrtausenden vor der stummen, steinernen Sphynx nicht fanden, lösten Egyptens Söhne vor dem Kreuze, als sie durch Ascese und Mystik den paradiesischen Menschen wieder herstellten, und Höhlen und Klöster zu Pflanzschulen des höchsten christlichen Lebens machten. In zwei großen Strömen ergoß sich von hier aus dies neue Leben voll reicher Kelme von unberechenbarer Triebkraft über die Welt. Der eine ging in den Orient, der andere ins Abendland, nach Westen und gegen Norden. Für diesen letzten Strom grub der geistliche Held des Jahrhunderts, der Vorkämpfer und Repräsentant der Kirche in der Glaubensschlacht für die Gottheit Christi gegen den Arianismus, der große heilige Patriarch von Alexandrien, Athanasius, das Bett während seiner Verbannungen nach Trier und nach Rom, da er, zugleich Jünger und Meister der As-

cese, durch sein Beispiel, seine Begleiter, seine Erzählungen, seine Schriften, ein Wegweiser in diesem heiligen und geheimnißvollen Gebiete wurde. Wie aber das ascetische Leben in seinen verschiedenen Formen von Einsiedlern und Mönchen in's Morgenland gekommen sei, darüber gibt es keinen bestimmten Nachweis. Der heil. Basilus der Große fand schon im Jahre 357 blühende, wohlgeordnete Klöster in Syrien und Mesopotamien. Auch Palästina und Persien hatten um dieselbe Zeit schon ein ganz ausgebildetes Mönchswesen. Daraus darf man den Schluß ziehen, daß sich Klosterfönn und Klosterleben so naturgemäß aus dem frischen christlichen Glauben entwickelte, wie die Blume aus ihrer Knospe. Man lernte den Gott der unendlichen Liebe durch den Glauben kennen; man nahm ihn durch eine entsprechende Liebe im Herzen auf; man widmete sich ihm ganz: das war so einfach! Die größten und ausgezeichnetsten Männer der Kirche waren Schüler von Asceten, und verbreiteten und pflegten diesen Sinn wiederum in ihren Schülern, weil ohne denselben das christliche Leben nicht zur schönsten Blüthe kommen kann.

Bei Nisibis, der uralten Hauptstadt von Mesopotamien, lebte ein Ehepaar von braven Landleuten und erzogen ihren Sohn in der Furcht des Herrn. Dieser Knabe war Ephrem. Sein mildes, inniges Gemüth entwickelte sich tief und reich durch die fortgesetzte Betrachtung der heiligen Schrift, mit deren Schätzen seine Eltern ihn früh bekannt machten. Sie goß ein solches Licht in seine Seele, daß ein hohes Ideal von Tugend ihm einzig und allein als das Ziel vorschwebte, dem er zuzustreben habe. Kleine Aufwallungen von Born, kleine flüchtige Zweifel an der Vorsehung Gottes erschienen ihm später als schwere Verfündigungen; und einige muthwillige Knabenstreiche beweinte er später wie todeswürdige Verbrechen: so lauter war und blieb sein Herz von Jugend auf bis in das späte Alter. Eine unaussprechliche Friedfertigkeit und eine unüberwindliche Sanftmuth, bei aller Festigkeit des Glaubens und aller Entschiedenheit der Ueberzeugung,

gab seiner Jugend einen seltenen Schmutz von Liebeshirtdigkeit. Traumgefühle, Kerkergefahren, in die er unverschuldet gerieth, die sogar sein Leben bedrohten und auf die dennoch seine Freisprechung erfolgte, entzündeten ihn zum lebhaftesten Danke gegen die Fügungen der göttlichen Barmherzigkeit und er empfing nun, bei etwa achtzehn Jahren, die heilige Taufe und faßte den Entschluß, sich in stiller Beschaulichkeit dem Dienste Gottes zu widmen. Wie in Egypten und Palästina, gab es damals auch in Syrien und Mesopotamien sehr viele Männer, die sich dem ascetischen Leben ergaben und in großer Abtödtung der Sinnlichkeit geistliche Uebungen verfolgten, dabei aber auch eifrig Handarbeit trieben. Ihre Lebensweise war dreifacher Art; Einige waren Einsiedler im strengsten Wortsinne und Jeder von ihnen lebte in seiner Zelle, Hütte oder Höhle in völliger Abgeschlossenheit. Andere lebten insofern gemeinschaftlich, als sie ohne irgend ein Obdach auf den Bergen der großen syrischen Wüste, größtentheils auf dem Gebirge Sigoron, zwischen Nisibis und Edessa, sich aufhielten und sich täglich zum vereinten Gebet und Lobgesang zusammen fanden. Sie schloßen in Felsenspalten, hatten keine Zellen, aßen kein Brod; Jeder besaß eine kleine Sichel, mit welcher er zur Zeit des Mahles wilde Kräuter zur Nahrung sich abschchnitt. Diese furchtbare Strenge der Lebensweise ward nur von Wenigen befolgt. Die Meisten schloßen sich einer Klostergemeinschaft an, in welcher Wohnung, Mahlzeit und Gebet gemeinsam waren. Auch hier herrschte strenge Abtödtung und der Sinnlichkeit wurde äußerst wenig an Speise und Schlaf gegönnt. Arbeiten mußten Alle: das war eine Hauptbedingung des ascetischen Lebens, gleichviel in welcher Form es zur Erscheinung kam. Die Einsiedler in den Zellen, die Heimathlosen auf dem Gebirge, die Mönche im Kloster mußten arbeiten, um ihre Bedürfnisse zu bestreiten und Almosen zu spenden. Diese letzte Pflicht war so heilig, daß die äußerste Dürftigkeit nicht von ihr entband; daraus entsprang ein großer Arbeitselber. Sie flochten Körbe, Matten, Seile, fertigten Papier an, webten Segel und Tücher,

mahlten Korn, trieben Feld- und Gartenarbeit, schrieben Bücher ab; Einige, wie Ephrem, schrieben selbst Bücher; aber er webte auch Segel. Die Beschäftigung des Schreibens abgerechnet, hinderten die übrigen Arbeiten weder das Gebet, noch den Psalmengesang, weder das Lesen in der heiligen Schrift, noch die Betrachtung.

Zu dem heiligen Einsiedler Jacob, der später Bischof zu Nisibis wurde, damals aber anachoretisch in seiner Zelle am Fuße des Gebirges lebte, ging Ephrem, legte ihm das Bekenntniß aller Frevel- und Missethaten seines Lebens ab; denn der unendlichen Vollkommenheit Gottes gegenüber und nach himmlischem Maßstabe gemessen, erschienen ihm seine kleinen Vergehen nicht anders, und erhielt Jacobs Erlaubniß, fortan in seiner Gesellschaft der Ruhe und Entsagung sich widmen zu dürfen. Hier machte Ephrem die läuternde Schule des Gehorsams durch, und legte in ihr den Grundstein zu seiner Heiligkeit und seiner geistigen Erleuchtung. Er soll der griechischen Sprache und der weltlichen Wissenschaften unkundig gewesen sein, nur eine allgemeine Schulbildung gehabt, aber aus dem unablässigen Studium der heiligen Schriften eine übernatürliche Weisheit gesogen haben, welche er darauf in seinen Schriften niederlegte. Die gelehrtesten Kirchenväter verehrten in Ephrem einen erleuchteten Lehrer. Mit dem klaren Blicke seines nur auf Himmlisches gerichteten Geistes faßte er ungetrübt und ungeblendet das Licht auf, welches erst die Propheten, dann die Apostel erleuchtet hatte. Und im Gebete sprach Ephrem so ununterbrochen, so kindlich, so liebevoll, so demüthig zum ewigen Worte, daß nun das Wort wiederum zu ihm sprach und ihm eine andere Erkenntniß verlieh, als die, welche er aus Büchern oder von Menschenlippen hätte lernen können. Seine Natur war zum Zorne geneigt, war heftig und aufbrausend. Er besiegte diese Leidenschaft so vollkommen, daß Niemand ihn je mit Anderen streiten oder zürnen sah und daß er sich den Beinamen „Gottes Friedensmann“ er-



warh. Im späteren Verkehre mit verstockten Sündern und Missethättern, mit Regern und Heiden waren Gebet und Thränen seine einzigen Waffen. Er verachtete sich selbst über alle Begriffe und wünschte nichts so sehr, als daß Andere dieselbe verächtliche Meinung von ihm hegen möchten. Mit unaussprechlicher Demuth weinte, seufzte und klagte er über sein geistiges Elend. „Ich befürchte Denen zu gleichen,“ schreibt er in seinen „Bekenntnissen“, „welche von den Flammen des Himmels verzehrt wurden, weil sie ein unheiliges Feuer auf dem Altare zu opfern sich erkühnten; wenn ich, ohne geheiligtes Feuer der Liebe im Herzen, vor Gott erscheine und dadurch jene Strafe verdiene.“ Er behauptete, gar nicht genug Thränen vergießen zu können, um alle Flecken seiner Seele, die nur er wahrnahm, abzuwaschen — und mit dieser heiligen Zerknirschung ging sein Verlangen Hand in Hand, das Reich Gottes vollkommen in seinem Gemüthe zu begründen. Weil Stolz und Hochmuth diesem Reiche entschieden widerstreben, so fürchtete er nichts so sehr, als deren Fallstricke. „Es gibt keine gefährlichere Sünde,“ schreibt er; „sie vernichtet sogar die Gaben Gottes, macht Tugenden zu Quellen der Hoffart und verwandelt sie in Gräuel. O wären wir doch stets eingedenk, daß am Tage der Rechenschaft all unsere Tugenden im Feuer geprüft werden, und daß keine die Prüfung bestehen könne, als nur die Demuth.“ Lobeserhebungen bedängstigten ihn fürchterlich. Während man ihn lobte, stand er im Geiste vor dem Richterstuhle Gottes, zitternd und bebend, ob er nicht vielleicht durch scheinheilige Heuchelei seinen Lobredner betrogen habe. Auf die Nothwendigkeit dieser bußfertigen, demüthigen Zerknirschung, gegenüber der unermesslichen Liebe und der gewaltigen Strenge der Gerichte Gottes, drang Ephrem lebhaft und feierlich für sich selbst zuerst, aber auch bei Anderen. „Zerknirschung,“ schreibt er, „ist das tägliche Brod aller geistigen Menschen. Dadurch erhalten sie Barmherzigkeit und erwerben sich jene unendlichen Gnaden, die kostbarer sind, als alle Schätze.“ Der heil. Gregor von Nyssa sagt von Ephrem: „Weinen war ihm so natürlich, wie

anderen Menschen das Athemholen. Tag und Nacht vergossen seine Augen Thränenströme.

Aus der Einsiedelei begab sich Ephyrem für eine Zeit in eine Ordensgenossenschaft, um sich auch in den mannichfachen Abtödtungen zu üben, welche das gemeinsame Leben mit sich bringt. Da schloß er sich einem gottseligen Mönch an, Namens Julian, den schwere Schicksale aus dem Abendlande hierher in den Hafen der Ruhe geführt hatten. Julian, von Geburt ein Westgothe, war durch den Krieg in Sklaverei gerathen und hatte von seinem heidnischen Herrn maßlose Härte um des Glaubens willen erdulden müssen. Denn zu Heliopolis in Cölesyrien war der Christenglaube mit seiner Reinheit und Heiligung des Lebens kein willkommenener Gast. Heliopolis (Sonnenstadt) ist der griechische Name für das syrische Baalbek. Der Sonnengott Baal und seine Schwester, die Mondgöttin Astarte, waren die Haupt- und Lieblingsgötter Syriens, und kaum mag irgend ein anderer Götzendienst so schneidend der christlichen Lehre zuwider gelaufen sein, als der Cultus, den man diesen Abgöttern zollte. Cölesyrien ist der Landstrich zwischen den beiden Gebirgszügen Libanon und Antilibanon, ein großes, weites, ebenes, fruchtbares Thal. Da lag der Sitz des Baal-Cultus, das üppige, reiche, weichliche, tempelgeschmückte Baalbek; da liegen noch jetzt seine großartigen, wunderschönen Tempelruinen, in denen der Reisende staunend und bewundernd sich verlieren kann, so umfangreich, so herrlich sind sie. Der wilde, kahle Antilibanon schaut finster auf ihre zertrümmerte Lieblichkeit herab und ein maronitisches Dörfchen, ein kleiner Bach, ein paar Nußbäume bilden ihre nächste, unscheinbare Nachbarschaft. Die nahen Steinbrüche des Antilibanon lieferten leicht das herrliche Material zu diesen Riesenbauten. Da liegen noch jetzt ungeheure Werkstücke, zwanzig bis dreißig Fuß lang, wie man sie zu Fundamenten und Umfangsmauern anwendete. Halb behauen liegen sie da; ehe der Arbeiter sie vollenden konnte, gab es keinen Baal mehr.

Hier hatte Julian lange Schmach und Grausamkeit erdul-

den müssen, bevor er seine Freiheit erlangte; und er verwendete diese sogleich dazu, um sich das süße Joch des Heilandes in seiner praktischen Nachfolge aufzulegen. Sein Gemüth war in den herben Prüfungen nur geläutert und zugleich zur brennenden Liebe Gottes entflammt. Er konnte den Namen Gottes nicht hören, nicht lesen, ohne in Thränen zu zerfließen und um Vergebung seiner Sünden zu flehen. In dieser Gesinnung begegneten sich Julian und Ephrem und bekräftigten sich darin, denn die heilige Liebe ist untrennbar von heiligem Schmerz über die Beleidigungen Gottes durch die Sünde! Der Tod trennte die Freunde, Julian starb gottselig und Ephrem begab sich nach Nisibis, wo jetzt der heilige Einsiedler Jacob auf dem Bischofsstuhle saß. Es war im Jahre 350 und König Sapor von Persien belagerte die Stadt mit unermesslichen Streiträufen, denn sie war das Bollwerk des römischen Reiches gegen Osten und gegen die Könige und Völker des tieferen Asiens. Darum wurde sie auch ebenso feurig und unermülich vertheidigt, als angegriffen. Aber nach den furchtbaren Anstrengungen einer siebzigtägigen Vertheidigung war Nisibis erschöpft; Sapor hingegen bekam Hülfe und frische Heere von den Königen Indiens. Der Fall von Nisibis schien unvermeidlich, die Männer der That gaben es auf. Da erhoben sich die Männer des Gebetes, Jacob und Ephrem, vom Volke angeflehet, Gott zu bitten um die Rettung der Stadt und bestiegen die Stadtmauer. Jacob überschaute das Lager und das Heer und die Kriegsmaschinen, und die Wälle und Schanzen und Graben des Königs Sapor und dann kniete er nieder und bat Gott den Allmächtigen seine Allmacht zu zeigen. Da stiegen Wolken auf Wolken am Horizont empor, verfinsterten das Tageslicht und fielen gleichsam vom Himmel herab auf die Erde; denn es waren Myriaden von Mückenschwärmen, welche den Elephanten in die Nüssel, den Pferden, Kameelen und anderem Last- und Schlachtvieh in die Nasenlöcher, die Augen und die Ohren drangen, und diese Thiere dadurch so wüthend machten, daß sie ihr Geschirr zerrissen, aus den Reihen brachen, Menschen zerstampften, nach allen Richtungen flohen und eine grenzenlose Zerstörung

des Lagers anrichteten, welche um so weniger verhindert werden konnte, als die Rücken den Soldaten in die Augen flogen und sie, wenngleich nur vorübergehend, doch schmerzlich blendeten. Die Zerrüttung des Lagers war so groß und so gründlich, daß König Sapor grimmig einen Pfeil gen Himmel abschoss und die Belagerung aufhob.

Der heilige Bischof Jacob ward bald darauf aus diesem Leben abgerufen und Ephrem begab sich nach der Provinz Öroëne, wo er in stiller Einsamkeit ein ungemein strenges Leben unfern der Hauptstadt Edessa führte. Hier begann er seine Schriften abzufassen. Ein alter Anachoret, der ihn zuweilen besuchte, um sich an seinem Fortschritte in der Heiligung zu erfreuen, traf ihn einst, als er eben seinen Commentar über das erste Buch Moses, die Schöpfungsgeschichte, vollendet hatte. Der Greis las diese Schrift, befiel sie, ging damit nach Edessa und legte sie der Geistlichkeit und den gelehrten Männern der Stadt vor. Diese bewunderten die Schrift und wünschten dem Greise Glück, etwas so Treffliches geliefert zu haben. Da sagte er ihnen, daß nicht er der Verfasser sei, sondern ein fremder Einsiedler, der ungemein gottselig in einer elenden Höhle lebe. Seitdem hörte Ephrems unbekanntes Leben auf. Er wurde vielfach besucht; die Einen begehrten seinen Rath, die Anderen seine Belehrung, Alle sein Gebet. Der Bischof von Edessa hörte von dem großen Einfluß, den Ephrems Reden auf das Volk übten, und von der großen Liebe, welche dieses wegen seiner Sanftmuth und Frömmigkeit für ihn hegte. Deshalb beschloß er, dies mild und hell strahlende Licht auf einen Leuchter in der Kirche zu stellen; er weihte Ephrem zum Diakon. Diesem Gebote seines Bischofs unterwarf sich Ephrem schon zitternd und zagend; aber zum Empfang der Priesterweihe vermogte ihn der Bischof nicht. Er blieb sein Lebenlang demüthiger Diakon der Kirche von Edessa und erfüllte die Obliegenheit eines solchen, als Prediger des Evangeliums und als Armenpfleger, im weitesten Umfange. Je tiefer er vom Bewußtsein seiner Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit durchdrungen war, desto tiefer ergriff seine Demuth Alle, welche mit ihm in-

Verührung kamen. Wenn er predigte und die Sünden Anderer rügte, besorgte er stets über sich selbst das Urtheil zu sprechen; deshalb stellte er sich immer in eine Reihe mit seinen Zuhörern, oder eigentlich unter sie. Am Ende einer Predigt, die er hielt, um für das Marterthum zu entflammen, als man unter Kaiser Julian eine Christenverfolgung fürchtete, ruft er aus: „Ich wünsche zu sterben für diesen Glauben! Versammelt euch, Juden und Keger, vereiniget euch mit den Heiden und den Barbaren! Laßt mich sterben für Jesum Christum! Euer Frevel wird freilich euretwegen mich betrüben, ich werd' aber hochbeglückt sein, für meinen Glauben sterben zu dürfen. Zwar fürcht' ich den Tod, wenn ich auf mich selbst sehe, aber Jesus Christus ist meine Hoffnung und mein Vertrauen! In mir heg' ich Bangigkeit, in ihm hab' ich Zuversicht. Ich fliehe aus eigener Schwäche, ich beharre in seiner Stärke. Sehe ich auf mich, so bebe ich, werfe ich den Blick auf ihn, so bin ich voll Muth. O mein Gott! ich zittere, weil du die Sünde hassest; dennoch überströmt mich Freude, denn du bist für die Sünder gestorben.“

Der Bußgeist, der Ephrem beseelte, machte ihn zu einem un- widerstehlichen Bußprediger. Auch seine äußere Erscheinung war höchst ergreifend, der Wuchs hochschlanke, die strahlenden Augen von unversiegenden Thränen übergossen, das Antlitz von sanftem, heiteren, wundervollen Ausdruck und mit einem Blick, der hohe Heiligkeit ankündigte. Er war stets so ergriffen von den gewaltigen Heilswahrheiten, die er vortrug, daß er sich manchmal unterbrechen und inne halten mußte, um sich zu erholen. Vieß er dann seinen Thränen freien Lauf, so weinten und seufzten seine Zuhörer mit ihm. Der heilige Gregor von Nyssa behauptet, man habe seine Rede über das jüngste Gericht ohne Thränen nicht lesen können; um wie viel weniger sie hören! „Wielgeliebte!“ sagte er, „ihr wendet euer Ohr den Worten zu, die ich über die furchtbare Ankunft des Herrn sprechen werde. Doch wer vermag so schreckliche Dinge zu erzählen? welche Zunge kann sie ausdrücken? Denk' ich an diesen entsetzlichen Augenblick, so ergreift mich heftige Angst. Der König der Könige wird herabsteigen vom Himmel, vom Throne der

Herrlichkeit, wird seinen Sitz nehmen als Richter und alle Bewohner des Erdballs vor seinen Richterstuhl berufen. Ach! jetzt schon macht ein Donnerschlag uns beben! wie werden wir dann ertragen den Schall jener Posaune, welche die Todten in's Leben rufen wird! Sobald die entschlafene Menschheit im Schoß der Gräber diesen Ton vernimmt, wird das Leben sie wieder beseelen. Alle werden in einem Augenblick erstehen, ohne daß ihnen ein einziges Haar fehlt, werden sich sammeln, und auf den Richtplatz zusammenströmen; denn der überhimmlische König erläßt seine Befehle und die erschütterte Erde und die durchbehten Meeresabgründe geben ihre Todten zurück.“ Dann schilderte er das Feuer, das den ganzen Erdball entzündet; die Engel, welche die Schafe von den Böcken sondern; die Fahne des Kreuzes, strahlend im Lichtglanz, die der König vor sich hertragen läßt; die Menschen in Angst und Bestürzung; die Gerechten überströmt von Freude und die Bösen der Verzweiflung hingegeben; die himmlischen Heerschaaren, wie sie den dreimal heiligen Gott in Lobgesängen verherrlichen; die eröffneten Himmel und den Herrn von solchem Glanz umleuchtet, daß weder Himmel noch Erde ihn zu ertragen vermögen. Ephrem war so erschüttert, daß seine Stimme in Thränen brach und er nicht weiter konnte. Da rief ihm die Gemeinde zu: „Fahre fort, uns von diesen schrecklichen Dingen zu unterrichten! sage weiter, o Knecht des Herrn, was dann noch geschehen wird.“ Nun schlug Ephrem vor ihren Augen das Buch des Lebens auf, in welchem alle unsere Gedanken, Worte und Handlungen niedergeschrieben sind. „Dann wird jeder Mensch vorgerufen werden, um eine strenge Prüfung zu bestehen, und Jeder wird bebend die Augen niederschlagen vor dem ewigen Richter, dessen göttlich gerechtes Urtheil einem Jeden Leben oder Tod, Himmel oder Hölle zuspricht. O Vielgeliebte! welche Thränen müssen wir nicht Tag und Nacht weinen in der Erwartung dieses furchtbaren Gerichtes. Bei dem bloßen Gedanken an diese Dinge erstarrt mein Gebein.“ — „Ach wir beschwören dich,“ riefen die Zuhörer, „rede weiter zu unserer Wohlfahrt und zum Heil

unserer Seelen!“ — „O meine Vielgeliebten!“ fuhr Ephrem fort, „dann wird man bei jedem Christen das Siegel der heiligen Taufe und den Schatz des Glaubens suchen; dann wird man von jedem Christen fordern, daß er gelebt habe gemäß seiner Widersage gegen Satan und dessen Werke; nicht gegen eins oder zwei oder zehn, sondern gegen alle überhaupt. O selig Derjenige, der sein Versprechen treu befolgt hat! Denn nun tritt die Kunde des Jammers ein, welche die Menschen auf ewig von einander trennt: Bischöfe von den Bischöfen, Priester von den Priestern, Diakonen und Lectoren von ihren Weihegenossen; Kinder von ihren Eltern; Brüder von ihren Schwestern; Freunde von ihren Freunden. Und nach geschēhener Trennung werden die Ausgeschiedenen mit unermeslicher Wehklage den Auserwählten zurufen: Lebt ewig wohl, ihr Heilige und Diener Gottes! lebt wohl, ihr Propheten, Apostel und Märtyrer! lebt wohl, ihr Eltern, Kinder und Freunde! lebe ewig wohl, du allerseligste Jungfrau, Mutter unsers Herrn! Ihr Alle habt gebetet für unser Seelenheil; wir aber wollten uns nicht retten. Lebe wohl, heilbringen-des Kreuz! lebe wohl, Paradies, du Bonnegesilde, du Reich der Ewigkeit, du himmlisches Jerusalem. Lebt wohl, ihr Seligen! Lebe wohl, o Seligkeit! wir sehen euch nicht mehr! wir versinken in einen Abgrund von Schmerz und Qual, wir hoffen in Ewigkeit auf keine Rettung mehr.“ — In dieser Weise sprach Ephrem noch lange zu der athemlos lauschenden Gemeinde, weinte und seufzte, und schlug sich bußfertig auf die Brust. Er that das aber nicht um die Zuhörer zu rühren, sondern immer und bei der geringsten Veranlassung traten ihm die beiden gewichtigen Vorstellungen: des Menschen Sündhaftigkeit und das Weltgericht, so erschütternd vor die Seele, daß die innere Bewegung ihn ganz fassungslos machte. Einst verließ er mit zwei Gefährten Edeffa vor Sonnenaufgang, als das ganze Himmelsgewölbe mit Millionen von funkelnden Sternen übersät war. Richte Freude überfluthete sein reines Herz und er rief: „O wenn der Glanz dieser geschaffenen Dinge schon so unaussprechlich lieblich ist, wie groß wird dann

die Herrlichkeit sein, welche bei der Ankunft des Weltheilandes von dem unerschaffenen Lichte ausgehen und die Seligen umstrahlen wird!“ Doch alsbald wendete er demüthig den Blick auf sich selbst und er setzte hinzu: „O weh, welch' ein Schreckenstag! o wehe mir!“ Und er fiel in eine starke Ohnmacht. Seine Gefährten fragten, was ihm widerfahren sei, als er wieder zur Besinnung kam. „O meine Brüder,“ antwortete Ephrem, „ich gedachte des Zustandes, in dem ich vor meinem Richter erscheinen werde, ich Glender zwischen so vielen Vollkommenheiten; ich verdorrter Baum ohne Früchte. Die Martyrer werden ihre Wundmale zeigen, die Ordensmänner ihre Tugenden; aber ich — aber ich! ach, ich werde in meiner eitlen, hochmüthigen Seele nichts als Trägheit und Lauigkeit aufzuweisen haben.“ Nachts, wenn er sich einer kurzen Ruhe hingeben wollte, hinderte ihn die Vorstellung seiner Sünden daran. Es wurde ihm unmöglich, Schlaf zu genießen, und wie König David benetzte er sein Lager mit Thänen. Oder er sann über die unendliche Liebe Gottes zu den Menschen nach, warf sich auf die Knie und wollte mit Liebesinbrunst sein Dankgefühl ausströmen lassen. „Aber,“ sagt er, „das Andenken meiner Sünde hält mich davon ab und ich kann nichts anderes, als in Thränen zerfließen. Ich fühle deutlich, daß ich die Angst, die der Tag des Gerichtes in mir erweckt, nicht würde ertragen können, wenn mich nicht Beispiele der Barmherzigkeit Gottes, wie jene des Böllners, des guten Hirten, des kananäischen Weibes, der Magdalenä und des Samaritans unterstützten und kräftigten.“ Ephrem rieth seinen Schülern vor Allem, die Rauheit aus ihrer Seele zu verbannen und sagte: „Was der Mensch heute mit der einen Hand durch Abtödtung aufbaut, reißt er morgen mit der anderen durch Rauheit nieder. Und Satan spricht, wenn er von liebeglühenden Seelen überwunden wird: Zu den Rauhen will ich gehen; die sind meine Freunde! die halte ich ohne Zurüstung fest bei den Banden, die sie lieben.“ Ermutigten sollten sich seine Schüler durch den Gedanken, daß das Erdenleben eine Zeit des Wuchers, und zwar eine sehr



kurze Zeit für einen unendlichen Gewinn sei. Er sagt: „Sprecht recht oft zu euch selbst: Es bleibt mir nur noch eine kurze Strecke Weges übrig und ich gelange zur Heimath der Ruhe, deshalb will ich mich nicht auf der Straße aufhalten.“ So mild er war, fand er im Gehorsam doch nur dann eine Förderung der Tugend, wenn derselbe schwere, ja sogar harte Befehle zu vollziehen hatte. „Denn,“ sagte Ephyrem, „niemals wird wildes Gethier durch Milde zahm.“

Ephyrem pflegte Edeffa zu nennen „Stadt des Segens.“ Sie hatte sehr früh die Lehre des Evangeliums angenommen und sehr rein sie bewahrt. Als der Arianismus weit und breit jene Gegenden überschwemmte, erhielt sich Edeffa rein und mit ihrem heiligen Bischof Barses wurden zugleich achtzig Geistliche um ihrer katholischen Glaubensstreue willen verbannt. Wegen der Frömmigkeit ihrer Einwohner wickelte Kaiser Julian auf seinem persischen Feldzuge ihr aus. Dennoch pflanzte sich in diesem frommen Edeffa von Mund zu Munde die Irrlehre eines gewissen Bardesanes fort, die unter anderen auch die Auferstehung des Fleisches läugnete. Um diesen Lehren die größtmögliche Ausbreitung und auch dort Eingang zu gewähren, wo sie in ihrer Falschheit wären zurückgewiesen worden, brachte der Sohn des Bardesanes, Harmonius, sie in anmuthige Verse, setzte sie in Musik und mit den einschmeichelnden Melodien floß häretisches Gift von den Lippen und in das Ohr des unbefangenen Volkes. Ein großer Schmerz für Ephyrem! Aber dieser heilige Schmerz machte ihn, wie so viele früheren gottbegeisterten Sänger, zum Dichter. Er dichtete katholische Lieder, theils in demselben Versmaß, um nach den bekannten Melodien gesungen zu werden, theils in neuen und noch lieblicheren Weisen. Und um sie bekannt zu machen, versammelte er die gottgeweihten Jungfrauen, „die Töchter des Bundes“ — wie sie in syrischer Sprache genannt wurden, und lehrte sie diese Lieder in den Versammlungen der Gläubigen und im Kreise frommer Familien singen. Unerforschlich ist Ephyrem im Lob und Preis der allerseeligsten Jungfrau Maria. Mit einer

solchen Fülle und Glut der Andacht mag wohl nimmer ein Dichter ihr gehuldigt haben. Die ganze Schatzkammer der orientalischen Phantasie öffnet sich und ruft Himmel und Erde zusammen, um das Herrlichste und Lieblichste, das Mächtigste und Süßeste auszuwählen und daraus einen Schmuck zu bilden, der des Gegenstandes würdig sei. Aus dem vierten Jahrhundert, also aus der uralten Zeit der Kirche, tönen diese Lieder, diese Festgesänge, diese Gebete zur Ehre Marias, herüber und zwar in jenem innigen, kindlich sicheren Tone, der sich aus dem allgemeinen Bewußtsein erhebt, in demselben wurzelt und ihm wiederum Ausdruck gibt. Wie ein silberner Strom dringen sie aus Ephrems Andachtsglut. Er weiß ihren Bogen gar keine Grenze zu setzen. Wie die Wellen des Meeres steigen und fallen und immer wieder steigen: so hebt auch seine Liebesfülle immer von Neuem an zu loben und zu bewundern. Ein Gebet heißt: „Allerheiligste Mutter Gottes, ganz unbefleckte, vollkommen unverfälschte! Thron des himmlischen Königs, himmlische Pforte, unbegreifliches Wunder, Offenbarung des verborgenen Geheimnisses Gottes, lebenspendende Quelle, unerforschliches Meer göttlicher unaussprechlicher Gnaden; nach der allerheiligsten Dreifaltigkeit Herrin über Alles; nach dem Mittler Mittlerin der ganzen Welt; makellosoes Kleid Deffen, der das Licht anzieht wie ein Gewand; Brücke der ganzen Welt, die uns in den Himmel führt; Mutter und Dienerin des nie untergehenden Eternes; wahrer Weinstock, tragend die Frucht des Lebens; Sicherheit der Stehenden, Aufrichtung der Fallenden, Erweckung der Trägen, Spenderin alles Guten, Hafen für die vom Sturme Herumgetriebenen, Stab der Blinden, Führerin der Verirrten, Befreierin der Gefangenen, die ganze Welt mit Süßigkeit durchduftende, unverwelkliche Blume, glänzendste Lilie, Rose des lieblichsten Duftes voll; mein Heil, mein Trost, mein Licht, mein Leben, meine Freude, mein Ruhm, hellstrahlende Lampe meiner verfinsterten Seele, o sieh auf meinen Glauben und meine Sehnsucht! Nimm meine arme Seele auf, mache durch deine Vermittlung und

Hülfe mich würdig, einst zur Rechten deines Sohnes zu stehen und in die Ruhe seiner Auserwählten und Heiligen einzugehen. Es fehlt dir nicht an Willen, nicht an Macht dazu. Dein Sohn ehrt dich als Mutter und erhört gern deine Fürbitten. So vertrau' ich denn auf dich, o wahre Mutter Gottes, Dem da Ehre und Ruhm gebührt mit dem Vater und dem heiligen Geist jetzt und allezeit und in Ewigkeit, Amen.“

In einem Bußgebete ruft er Maria so an: „Erwecke, o jungfräuliche Mutter, meinen Sinn zur Buße und führe mich auf den Weg des Heils; und habe ich diesen gefunden, so bleibe meine Begleiterin, damit ich unter deiner Führung selig werde! O Mutter des menschenfreundlichen Gottes, zerknirsche mein Herz und demüthige es, und erfülle meine Augen mit Thränen der Reue, und erleuchte sie durch das Licht deiner Fürbitten, damit ich nicht zum Tode der Seele entschlafe! Beprenge mich mit dem Hyssop deiner Erbarmungen, auf daß ich rein und weißer werde, als Schnee! Mutter meines Herrn Jesu Christi, nimm mein stehendes Bekenntniß und Gebet auf, und erhalte mich mein noch übriges Leben hindurch ohne Anstoß auf dem Wege der Buße! Wenn aber meine arme Seele vom Leibe scheiden muß, dann erscheine mir, o Herrin, mit deinem barmherzigen Auge und befreie mich von den bitteren Anklagen meiner Feinde und des Fürsten dieser Welt. Werde meine Vertheidigerin, vernichte alle Schuldbriefe meiner Sünden, und führe mich ohne Beschämung und gerettet vor den Richterstuhl deines Sohnes.“

Ein anderes Gebet macht Ephrem zu einer wahren Perlenkette von bewundernden, verehrenden, zärtlichen Anrufen:

„Allerreinste, Allerunentwelhteste, Allerbefleckteste, Allermakelloseste, Allertadelloseste, Allerpreiswürdigste, ganz Unversehrte, ganz Unverletzte, Allerheiligste, Allerehrwürdigste, Allerschätzbarste, Allgepriesene, Allverlangenswürdigste! — Heilige Arche, durch welche wir aus der

Flut der Sünde gerettet wurden; unverbrannter Dornbusch, den Moses, der Gottesseher, schaute; goldenes Rauchgefäß, in welchem das Wort, das Fleisch anzündend, die Welt mit Wohlgeruch erfüllte; siebenarmiger Leuchter, dessen Schimmer die Sonnenstrahlen übertraf; heiliges Gezelt, das der geistige Beseel' \*) haute; Manna bewahrendes Gefäß; heilig aufgeblühter Stab Aarons; thautragendes Vließ Gedeons; von Gott beschriebenes Buch, durch welches die Schuldschrift Adams getilgt ward; Berg Gottes, heiliger Berg, auf dem zu wohnen der Herr sein Wohlgefallen fand; heilige Wurzel Jesse, Stadt Gottes, von der David spricht (Ps. 86, 3.): „Herrliches wird über Dich ausgesagt! Schönste von Natur aus und der Annahme jedes Fleckens unfähig; Paradies, heiliger als das in Eden; lebenspendender Baum, die schönste und süßeste Frucht tragend; lieblicher Apfel, süßduftende Rose, weißeste Lilie; versiegeltes Buch, das Niemand lesen kann; unverlehtes Vorbild der Jungfrauschaft; hochgeschätztes Gesicht der Propheten; von Gott gewebter Purpur, beredtsamer Mund der Apostel, unbefiegbare Zuversicht der Streiter, Stütze der Könige, Ruhm der Priester, Befänstigung des gerechten Richters! meine Hoffnung, meine Erquickung, meine Herzenslust! meine Freude, mein Glanz, mein nie schlafender Beistand bei Gott! unerschöpfliches Meer göttlicher, unaussprechlicher Gnaden und Gaben; über die himmlischen Mächte erhabene Höhe; unerforschliche Tiefe erhabener Gedanken; allgemeiner Stolz der Natur, Zierde der Engel; unvergleichlich Erhabener und Glorreicher als die Cherubim und Seraphim; Schlüssel, der uns in den Himmel einführt; Glanz des wahren und mystischen Tages; erleuchtender Blickstrahl gläubiger Seelen; Morgenwolke, die den Erdbewohnern himmlischen Thau bringt“ — — und so fort Seite auf Seite! Wie kurz, wie kalt, wie arm sind dagegen unsere Lieder zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria! Und wie einfach und erschöpfend spricht Ephrem den Grund sei-

---

1) Der Baumeister der Stiftshütte im Alten Bunde.

gen Erdebewohnern, ist aber vertieft in die Beschauung des Himmels. Er ist der Zauberstab zum Anschlagen geheimnißvoller Saiten, deren Melodie die Engel entzückt. Er ist die schützende Mauer der Glaubenslehren und der Traubenschmud des göttlichen Weinstocks. Er ist das üppige Saattfeld des Himmelreichs, das köstliche Früchte der Gerechtigkeit bringt, und das Thal, das, mit tausend Blüthen des geistigen Rosengesträuches geschmückt, lieblichen Wohlgeruch zum Himmel sendet. Da die heiligen Bücher seine stete Beschäftigung und die apostolischen Vorschriften seine Regel sind; und da er in ihnen lebt wie zwischen unverwelklichen Blumen, aus deren heiligen Kelchen er seine Nahrung zieht: so fließt seine Rede wie ein Strom und seine Gerechtigkeit wie Meeresflut.“

Letzteres war auf Ephyrem selbst anzuwenden. Inmitten all' seiner Arbeiten als Prediger, als Missionär, als Dichter, als Lehrer, als Pfleger der Armen behielt er in seiner Seele den Zug nach der Einsamkeit, den er mit allen Heiligen theilt; denn der heilige Geist spricht schon durch den Mund des Propheten zur Seele: „Ich will sie in die Einsamkeit führen und dort zu ihrem Herzen sprechen.“ In der Einsamkeit, welche er dem Bußgeiste und der Betrachtung himmlischer Dinge widmete, entwickelte sich in seiner Seele eine unverlethbare Reinheit und eine unermüdlige Wachsamkeit über sein Herz und alle seine Neigungen. So weit Ephyrem keine Liebespflicht verletzete, zog er sich in die Höhle unweit Edeffa zurück, die er früher schon einsiedlerisch bewohnt hatte, und versenkte sich dort in die Wonnen des Umganges mit Gott und in die Tiefen heiliger Beschauung. Kurz vor seinem Tode suchte eine entseßliche Hungersnoth mit ihrem Gefolge von Elend und Seuche Edeffa heim. Da verließ er freudig die geliebte Zelle und begab sich in das Gewühl der aufgeregten, geängstigten Stadt. Abwechselnd bittend und drohend, flehend und zürnend, wendete er sich an die Reichen und Wohlhabenden, um sie zu vermögen, der Noth ihrer armen Mitbürger abzuhelpen. Wie immer und überall bei solchen öffentlichen Calamitäten machte sich auch in Edeffa

die Selbstsucht zuerst geltend und Jeder dachte an sich und an die Seinen im engeren Sinne. Für Ephrem aber waren die Seinen, alle Nothleidenden, und mit heftiger Zudringlichkeit ließ er nicht nach, den reichen Einwohnern so lange in's Gewissen zu reden, bis sie erklärten, sie würden gern Almosen spenden, wenn sie nur wüßten, wer dieselben zweckmäßig vertheilen werde! Der heilige Bischof Barses nämlich und achtzig katholische Priester waren eben vom arianischen Kaiser Valens um des Glaubens willen in die Verbannung geschickt, und man war so daran gewöhnt, die Vertheilung der Almosen dem Bischöfen zu übertragen, daß die Einen wirklich rathlos waren und die Anderen darin einen willkommenen Vorwand für ihre Kargheit fanden. Aber Ephrem war zum Diakon geweiht, um der Armenpflege nach apostolischem Gebrauche die sacramentale Gnade mitzutheilen und die Aus spendung höherer Gnadengaben damit zu verbinden. So hoch schätzte die Kirche ihre Dürftigen und Armen, daß sie eine besondere Weihe auf deren Pflege legte und den künftigen Priester, der zum heiligsten Verkehre mit Gott im allerheiligsten Mesopfer bestimmt war, eine heiligende Vorschule des Verkehres mit Gott in den Armen durchmachen ließ. Darum sagte Ephrem: „Was haltet ihr wohl von mir?“ Nun flossen Spenden und Almosen ihm reichlich zu und er entwickelte jetzt eine ebenso umsichtige, als vielseitige Thätigkeit. Er versorgte die Armen der Stadt und der Umgegend mit allen Bedürfnissen und verwandelte öffentliche Gebäude in Spitäler für Kranke, die sonst kein Unterkommen hatten. Ein volles Jahr brachte er unausgesetzt damit zu, Hungrige zu speisen, Kranke zu pflegen, Todte zu begraben, Sterbende zu befehren oder zu trösten, die Reichen zur Nächstenliebe zu veranlassen und ganz Ebeffa zu erbauen und zur Nachfolge einzuladen. Als die Zeit der Heimsuchung vorüber war, kehrte er in seine Belle zurück und erkrankte halb. Dennoch, oder vielleicht deshalb, verfaßte er jetzt seine Ermahnungen zur Buße. Bis zum letzten Athemzuge wollte er sich selbst und Andere an das Eine erinnern, was Noth thue: an die reuige Umkehr zu

Gott. Er machte auch sein Testament, d. h. er setzte das Vermächtniß seines Glaubens für seine Jünger auf, bezeugt, unwandelbar in der reinen Lehre und in der Gemeinschaft der Kirche geblieben zu sein, Irrlehren verabscheut und den Umgang mit ihren Anhängern geflohen zu haben, und ermahnt seine Jünger, dasselbe zu thun. Er verbietet, daß man ihn nach seinem Tode lobe und ihn stattdich begrabe; noch dringender, daß man seine Fürbitte anrufe, „wie man bei den im Herrn entschlafenen Heiligen thue.“ Vielmehr bittet er flehentlich, daß für seine Seele viel gebetet und oft das heilige Opfer dargebracht werde. Endlich gibt er seinen Jüngern seinen Segen, nimmt aber zwei, Paulonas und Aranad, ausdrücklich davon aus, obwohl sie sehr begabt und eifrig zu sein schienen, weil er im prophetischen Geiste vorherjah, daß sie vom wahren Glauben abfallen würden. Dann ging er ein in den Frieden des Herrn im Jahre 378. Ganz Cessa beweinte ihn. Die Kirche aber erfüllte seinen Wunsch nicht, sondern hielt sein Andenken heilig und der heilige Gregor von Nyssa, der sein Leben beschrieb, ruft ihn so an: „O du, der du jetzt an den Stufen des göttlichen Altares vor dem König des Lebens stehst, wo du mit den Engeln die heilige Dreifaltigkeit anbetest, gedenke unser Aller und erlebe uns die Vergebung unserer Sünden.“

## Die heilige Macrina.

„Was droben ist, habet im Sinn, nicht was auf Erden.“ (Gal. 3, 2.)

Welchen Einfluß das Beispiel der Eltern und eine gottselige Erziehung ausüben, zeigt sich in glänzender Weise bei der Familie von Heiligen, zu welcher zwei Macrinas gehören. Die ältere Macrina, die Stammutter des hochbegnadigten Geschlechtes, war aus Neo-Cäsarea in Pontus, wo der heilige Bischof Gregor Thaumaturg seine Wunder gewirkt und dies Mädchen seiner für Christus gewonnenen Seele in zarter Kindheit gesegnet hatte. Sie vermählte sich

mit einem Manne, der ihr gleich war an Adel der Herkunft und der Gesinnung, an Schätzen des Glückes und der Tugend. Die Christenverfolgung des Kaisers Diocletian, die Kaiser Maximin mit erhöhteter Wuth fortsetzte, traf schwer dies Ehepaar. Sie wurden ihrer Güter beraubt, ihr Vermögen eingezogen und flohen in die waldigen Gebirge von Pontus, wo sie lange obdachlos umherirrten und so große Drangsale ausstanden, mit so freudigem Muthe aushielten, so Viele durch ihr Beispiel im Glauben befestigten, daß sie als fromme Bekenner verehrt, Macrina als eine Heilige gepriesen wurde. Später traten günstigere Tage für das Christenthum ein, die Verfolgten erhielten ihre Besitzthümer zurück, Macrina und ihr Gemahl ordneten ihre weltlichen Angelegenheiten und lebten fortan in Pontus, wo sie alles Ansehen genossen, welches ein tugendhafter Wandel, verbunden mit großem Reichthum, zu gewähren pflegt. Ihrem einzigen Sohne Basilus gaben sie eine Erziehung, wie sie von so erleuchteten Eltern zu erwarten war, und die so gute Frucht trug, daß er als Jüngling schon im ganzen Lande wegen seines Geistes, seiner Tugenden und seiner Gelehrsamkeit bewundert wurde. Zu solcher Vortrefflichkeit reifte Basilus heran, daß die Kirche ihn nicht nur zu ihren Heiligen zählt, sondern daß Gott ihm auch eine Heilige zum Weibe und einen Kranz von Heiligen zu Kindern gab. Emmelia hieß die Jungfrau, welche sich mit Basilus vermählte. Ihr Sinn stand nach dem Kloster; allein die Verhältnisse oder die Schickungen Gottes fügten es anders. Sie war früh verwaisst, ihr Vater umgekommen durch die Grausamkeit des Kaisers Valerianus, ihre Mutter vor Gram gestorben. Ihre seltene Schönheit und ihr großes Vermögen zogen ihr viele Bewerber zu, die sie lieber gewaltsam entführte, als in klösterlicher Stille gelassen hätten. Die ungeordneten Zustände der Zeit versprachen ihr keinen Schutz; da wählte sie Basilus zum Gemahl und brachte ihm beträchtliche Besitzungen in Cappadocien zu. Mit zehn Kindern wurde diese Ehe gesegnet, von denen drei Söhne Heilige und Bischöfe der



Kirche wurden, nämlich: der heilige Basilus der Große, Erzbischof von Cäsarea, der heilige Gregor, Bischof von Nyssa, und der heilige Petrus, Bischof von Sebaste. Das älteste aller Kinder war ein Mädchen, das nach der Großmutter den Namen Macrina empfing. Auf ihr ruhte die Fülle der herrlichsten Gaben: ein Geist, so kräftig, so tief und so schwunghaft, daß ihre Brüder, diese Säulen der Kirche, sich an ihm erbauten; ein Herz, so liebevoll und so stark, daß die ganze Familie sich daran lehnte; ein Gemüth, so ganz den himmlischen Dingen zugewendet, daß es von Erleuchtung überfloß; eine Schönheit des Körpers und Anmuth des Benehmens, die den höheren Vorzügen auch noch den einer gewinnenden Liebllichkeit zugesellte. Mit grenzenloser Zärtlichkeit hing Emmelia an dieser Tochter und ließ sie fast gar nicht aus den Armen und vom Schoße. Sie machte sich zu ihrer Wärterin, später zu ihrer Lehrerin. Sie litt nicht, daß die geistigen Fähigkeiten des Kindes den phantastischen Erzeugnissen der Dichter zugewendet, noch das Gedächtniß mit Poesien angefüllt werde, wie es damals üblich war. Sie gab ihm kräftige und heilsame Geistesnahrung durch diejenigen Theile der heiligen Schriften, welche dem kindlichen Alter angemessen und verständlich waren. Macrina lernte das Buch der Weisheit und die Psalmen mit großer Leichtigkeit und Freude auswendig und fand ein solches Gefallen am Psalmengesang, daß er all ihre Arbeiten und Beschäftigungen begleitete. Morgens erwachte er mit ihr, Abends ging er mit ihr schlafen; bei allen weiblichen Handarbeiten, in denen sie eine Meisterin war, schwebte er auf ihren Rippen. In dieser reinen Luft der Gottseligkeit entfaltete sich früh und reich ihr Geist und ihre Schönheit, und bei zwölf Jahren kaum verlobte ihr Vater sie mit einem ausgezeichneten Jüngling, der sich bestrebte in der Vollkommenheit ihr nachzueifern. Allein er starb bald nach der Verlobung. Macrina betrachtete dies Ereigniß als eine Fügung Gottes, um im jungfräulichen Stande zu verbleiben. Fernere Bewerbungen wies sie ab, indem sie sagte, der Tod sei nur eine

Reise, keine ewige Trennung; sie werde dereinst den Mann wiedersehen, mit dem ihr Vater sie verlobt habe, und sie könne sich daher mit keinem Andern verbinden. Fortan lebte sie wie im Himmel mit ihrer Seele, während sie alle Pflichten mit einer Pünktlichkeit und in einem Umfang erfüllte, als ob all ihre Gedanken einzig und allein ihrer Familie zugeteilt wären. Ihr Vater starb im Jahre 342, und gerade zu derselben Zeit kam ihr jüngster Bruder Petrus auf die Welt. Emmelia war tief gebeugt vor Gram über den Verlust ihres Gatten, der ihr zehn Kinder zur Erziehung und Versorgung hinterließ, von denen das älteste, Macrina, vierzehn Jahre zählte. Emmelia wäre diesen Sorgen und Lasten zum Opfer geworden, wenn nicht Macrina sich ihr zur Seite gestellt hätte mit Kraft und Einsicht, die weit über ihre Jahre, mit Liebe und Bärtlichkeit, die weit über die Pflicht hinausgingen. Sie übernahm die ganze Pflege des kleinen Bruders, der in ihren Armen aufwuchs, wie einst sie in den Armen Emmelia's. Sie übernahm die mühselige Verwaltung eines beträchtlichen Vermögens, das, auf Grundbesitz beruhend, durch die drei Provinzen Pontus, Cappadocien und Klein-Armenien zerstreut war. Sie übernahm die Sorge für die zarte kränkelsnde Mutter in einem solchen Grade, daß sie dieselbe anleidete und ein gewisses Brod mit eigenen Händen bereitete, welches Emmelia gern aß. Die Mutter durfte sich mit den Kindern und mit dem Hauswesen nur gerade so viel beschäftigen, als es ihr Freude machte; Beschwerden und Sorgen nahm Macrina ihr ab. Unererschöpflich in Liebe, in Bärtlichkeit, in Tröstungen, wurde diese große Seele eine geistige Schwester ihrer Mutter und eine geistige Mutter ihrer Geschwister. Die Erziehung des kleinen Petrus leitete sie und sie wurde sein Lehrer, nachdem sie seine Wärterin gewesen war. Sie gestattete nicht, daß der himmlisch reine Sinn des Knaben mit profanen Wissenschaften sich beschäftige. Die göttlichen Dinge und die heiligen Schriften, sowohl der Lehre als den Beispielen nach, mußte er gründlich studiren, und früh in Gebet und Betrachtung, in Abtödtung

seiner erwachenden Leidenschaften und in Unterwerfung seines Willens sich üben. Ihr ältester Bruder, der große Basilus, kehrte im Jahre 355 aus Athen nach Pontus zurück mit jener tiefen, stolzen Weltverachtung, die ein großes Genie wohl befallen kann; wenn es sich schon in früher Jugend Schätze der Intelligenz und Masse des Wissens angeeignet hat, ohne sich in der Tugend der evangelischen Demuth zu üben. Basilus war erst sechsundzwanzig Jahre alt und der Ruf seiner Weisheit und seines seltenen Geistes war schon so groß, daß die Stadt Neo-Cäsarea ihm den Antrag machte, an die Spitze aller ihrer Unterrichtsanstalten zu treten; ja, daß die ganze Bevölkerung sich mit dieser Bitte zu ihm drängte, als er bald darauf in die Stadt kam. Basilus lehnte den Antrag ab; er stand über dem Ehrgeiz, der Aemter und Würden begehrt. Er fühlte sich zu Höherem berufen und war durstig nach Ruhm, nach dem Glanz eines unsterblichen Namens, nach der Bewunderung der Edelsten aus der Mit- und Nachwelt. Macrina sah diese Erübung der herrlichen Seele ihres Bruders mit Bekümmerniß; denn solche Gesinnung war nicht die des Evangeliums, welches Verachtung der Welt aus Liebe zu Gott — nicht aber aus Zufriedenheit mit der eigenen Vortrefflichkeit lehrt. Lind und leise machte sie ihm die Gefahr bemerklich, die für ihn aus so feiner Selbstgefälligkeit entspringen könne; und Basilus, nach seinem eigenen Ausdruche, erwachte wie aus tiefem Schlaf vor dem wahren Lichte des Evangeliums, ließ ab von hochmüthiger Weltweisheit und machte eine Reise durch Egypten, Palästina, Syrien und Mesopotamien, um die göttliche Weisheit der großen Asketen zu studieren und sich, in ihrer Nachfolge, wahrhaft über die Welt zu stellen. Während er das that, begann ihrerseits Macrina diese Weisheit der Entsagung streng zu üben. Ihre Schwestern waren nun sämmtlich verheirathet; ihre Brüder auf Schulen oder in einer Laufbahn, wo sie der weiblichen Fürsorge nicht mehr bedurften. Macrina schlang ihrer Mutter vor, eine klösterliche Genossenschaft zu bilden und sich in der Abgeschlossenheit ungestört

dem Dienste Gottes zu widmen. Emmelia willigte seltig ein; sie sah den Wunsch ihrer Jugend in Erfüllung gehen. Auf einem ihrer Landgüter in Pontus richtete Marcina das Kloster ein. Es lag am Strom Iris, in einsamer waldiger Gegend, im Sprengel des Bischofs von Thora. Räumte eine Viertelstunde vom Kloster befand sich eine Kirche, welche den Vierzig Märtyrern geweiht war, jenen Kriegern, die unter Kaiser Valerianus zu Sebaste in Armenien für ihr christliches Bekenntniß den Tod fanden. Emmelia hatte in diese Kirche die Reliquien dieser Streiter Christi bringen lassen, bei deren Uebertragung Gott durch Wunder Zeugniß für ihre Heiligkeit ablegte; und die Vierzig Märtyrer standen in großer Verehrung bei der ganzen Familie. Vorsteherin des Klosters war Marcina; gottselige Witwen und Jungfrauen, theils ihre und Emmelia's Freundinnen und Anverwandte, theils ihre Dienertinnen, bildeten die Genossenschaft, deren Seele Marcina jezt, wie ehemals auch die der Familie war. Alle lebten in vollkommener Gleichheit und Eintracht, ohne Unterschied der früheren Verhältnisse. Alle Gegenstände gehörten Allen gemeinschaftlich und gleichmäßig für Alle war die Kleidung, die Nahrung, die Lagerstätte. Ihr Genuß bestand in der Entsagung; ihr Reichthum in der Entbehrung aller irdischen Güter; ihr Ruhm, vergessen zu sein von der Welt. Zu den bestimmten kirchlichen Stunden des Tages und der Nacht ertönte feierlicher Psalmengesang; und mit Handarbeit, Gebet, frommer Lesung und Betrachtung floß die Zeit dahin.

Es war im Jahre 358, da Emmelia's Mutterherz tief verwundet wurde durch den plötzlichen Tod ihres zweiten Sohnes. Er hieß Naucrates, war Marcina's Lieblingsbruder, ein herrlicher Jüngling, schön, voll Geist, fein gebildet, sehr unterrichtet, jede Laufbahn ihm geöffnet, die glänzenden Erfolge ihm gewiß. Und siehe! bei zweiundzwanzig Jahren ergriff ihn, ihn zuerst in der ganzen Familie, der Geist der Wüste. Er nahm sein väterliches Erbtheil, vertheilte es an die Armen, entäußerte sich jeglichen Besizes, nahm nur Bogen und Bogen und begab sich in einen Wald.

am Strom Iris, wo er sich eine Einsiedelei erbaute. Sein Gefährte in dieser harten und rauhen Lebensweise war sein armer, frommer Sklav, Namens Chrysaph, der sich durch keine Mühsal von dem geliebten Herrn trennen ließ. Nicht zufrieden mit den Beschwerden einer solchen Existenz, nahm Naucrates zwei kranke Greise in seine Einsiedelei, pflegte ihre Gebrechen und sorgte als guter Schütze für ihren Unterhalt. Unter solchen Abtödtungen traf ihn nach fünf Jahren der Tod. Man fand ihn und Chrysaph entseelt im Walde. Gemelia's Herz wollte brechen. Doch Macrina's himmlischer Sinn erfreute sich an der Seligkeit des früh vollendeten Bruders und stärkte die Mutter zur unbedingten Hingebung an den Willen Gottes. Sie hatten ein zweites Kloster, unfern von dem ihren, für fromme Männer erbaut, welche sich stiller Zurückgezogenheit und heiliger Betrachtung widmen wollten. In diesem Kloster wurde Petrus erzogen und gebildet, und als Basilus von seinen Reisen zurückkam und sich in einer nahen Waldeinsiedelei niederließ, übernahm er die Leitung jenes Klosters nach einer bestimmten Regel, die er selbst abfaßte. Macrina genoss nun die selige Freude, diesen herrlichen Bruder auf dem Wege der Vollkommenheit wandeln zu sehen, für welche seine Seele im höchsten Grade befähigt war. Obwohl er bald zum Priesterthum und zum Glaubenskampfe durch Wort, Schrift und That, später auf den Erzbischofsstiz von Cäsarea berufen wurde und in jeder Stellung alle Tugenden seines Berufes übte, so blieb die gottgeweihte Einsamkeit das Ziel seiner Sehnsucht und die heilige Ascese das Mittel, durch welches er sich mitten in der ganzen Thätigkeit einer stürmischen Welt in stiller Seeleneinsamkeit zu halten vermogte.

Macrina wurde von einem schweren Leiden heimgesucht: ein Krebsübel nagte an ihrem Leben. Gemelia zog alle Aerzte zu Rathe und Macrina gebrauchte pünktlich alle Mittel; aber ganz umsonst! Das traurige Uebel nahm immer zu. Sie blieb so ruhig, so freudig, so thätig zur Arbeit, so eifrig zum Gebet, wie sie immer gewesen war, und ertrug mit

lächelndem Antlitz quälende Schmerzen; doch Emmelia war tief gebeugt. Sie konnte nicht glauben, daß Gott das Opfer dieses Kindes von ihr verlange. Auf ärztliche Wissenschaft setzte sie ihr Vertrauen nicht länger, desto mehr auf die Barmherzigkeit Gottes, und sie begann Tag und Nacht Gott anzusehen, daß dieser Kelch der unaussprechlichsten Bitterkeit an ihr vorübergehen möge. Und als Emmelia sich im himmelsstürmenden Gebet ganz vollgesogen hatte von Vertrauen auf Den, der gerade mit solcher Glut, Inbrunst und Ausdauer gebeten sein will: da machte sie das heilige Zeichen der Erlösung über ihre kranke Tochter und die Kraft des Kreuzes heilte das Uebel und machte Macrina gesund.

Aber Emmelia's letzte Stunde kam! freilich zu früh für Macrina's liebendes Herz, aber gerade zu rechter Zeit, um der zärtlichen Mutter den Schmerz zu ersparen, Basilus überleben zu müssen. Am 1. Januar 379 ging der große heilige Basilus, kaum fünfzig Jahre alt, in die Ewigkeit. Ihm und der geliebten Mutter folgte Macrina der Seele und der Sehnsucht nach. Was ihr vom Vermögen zufiel, theilte sie sogleich an die Armen aus. Ihren Körper behandelte sie mit der äußersten Geringschätzung, als einen Kerker ihres mehr denn je nach ewiger Freiheit schmachtenden Geistes. Das Gebet war ihre einzige Labung. Ihr jüngster Bruder Petrus stand dem benachbarten Mönchskloster vor und tröstete sie mit seiner durch die Priesterweihe noch erhöhten und geheiligten Bruderliebe. Aber ihren dritten Bruder, den heiligen Bischof von Nyssa, Gregor, hatte sie seit acht Jahren nicht gesehen, weil ihn die Stürme des Arianismus von seinem Bischofsstuhle in die Ferne trieben. Die Häretiker verfolgten auf's Heftigste Alle, besonders aber die Bischöfe, welche sich nicht der Irrlehre anschlossen. Gegen Ende des Jahres 379 erkrankte Macrina schwer. So eben war zu Antiochien ein Concil gehalten und geschlossen worden, dem Gregor beizuhohn. Jetzt endlich durfte er von dort nach Pontus und nach den beiden Klöstern eilen, die ihm so lieb waren. Die Mönche kamen ihm, wie es üblich war, feierlich entgegen und geleiteten ihn zu Macri-

na's Kloster, wo die Nonnen in der Kirche seiner harrten und in schweigender Demuth seinen Segen empfingen, darauf sich sämmtlich still zurückzogen. Gregor erkannte daraus, daß die Oberin sich nicht unter ihnen befinde. Er ließ sich zu ihr führen und fand sie sehr krank in ihrem elenden Kämmerchen. Ihr Lager war ein Brett, ihr Kopfkissen ein ausgehöhlter Block, ihre Decke ein härenes Bußkleid. Gegen Osten war dies armselige Lager gewendet, damit sie beten könne in geziemender Richtung. Er blieb den ganzen Tag bei ihr und sie sprachen zuerst vom Tode des Basilus; Gregor mit tiefem Schmerz, Macrina wie ein abscheulicher Geist, dessen Flügel ihn der Verklärung entgegen tragen. So schön sprach sie vom anbetungswürdigen Willen Gottes, von seiner Liebe, die uns Leiden sendet, von der hohen Würde und Bestimmung der Seele, von der Wonne des ewigen Lebens, daß Gregor daraus eine Abhandlung „Ueber die Seele und die Auferstehung“ verfaßte. Gegen Abend, als das Gebet der Lampen — so nannte man damals die Vesper — ertönte, schickte Macrina ihren Bruder in die Kirche und betete einsam auf ihrem Schmerzenslager. Am folgenden Tage eilte er früh zu ihr und sah gleich, daß sie sterbend sei. Sie konnte nicht mehr sprechen, als nur im ganz leisen Gebete. Mit dem heiligen Kreuz bezeichnete sie sich Herz und Mund. Und so gab sie ihre schöne Seele auf. Kein Kleid, kein Mantel, kein Tuch, nichts fand sich in dem ganzen Kloster, um die heilige Leiche besser zu bekleiden. „Sie hatte nichts als ihr armseliges Ordensgewand,“ sagte weinend Vestiana, eine edle Wittwe, die während Macrina's Krankheit der Genossenschaft vorstand. Da warf Gregor seinen bischöflichen Mantel über die entseelte Hülle und nahm einen eisernen Ring mit einem Partikel des wahren Kreuzes, den Macrina immer auf dem Herzen getragen hatte, an sich. Ihr Kreuz, auch von Eisen, gab er an Vestiana. Er beging mit dem Bischofe von Thora ihre feierliche Beerdigung. Nonnen und Mönche, in zwei Schreie abgetheilt, trugen Kerzen in den Händen und sangen wechselseitig Psalmen, indem sie in Prozession die Bahre

begleiteten, die Gregor und der Bischof selbst nach der Kirche der Vierzig Märtyrer tragen halfen. Diese Kirche war nur zwanzig Minuten entfernt; doch wegen der zuströmenden Volksmenge wurde sie erst gegen Abend erreicht. Dort nun ließ Gregor unter den üblichen Gebeten und Ceremonien das Grab seiner Familie öffnen, und legte, vom Bischofe unterstützt, Macrinens Leiche neben die ihrer geliebten Mutter Emmelia. Dann kniete er am Grabe nieder und küßte dessen Staub. Dies geschah im Dezember des Jahres 379, und der heilige Gregor von Nyssa hat selbst das Leben und den Tod seiner heiligen Schwester beschrieben.



## Die selige Marana und die selige Cyra.

„Nach deinem Namen und deinem Andenken verlangst die Seele.“ (Matth 26, 8.)

Der gelehrte und fromme Bischof Theodoret von Cyrus in Syrien, der im Jahre 457 starb, erzählt in seinen „Geschichten der Gottliebenden“ von vielen heiligen Menschen, die er theils selbst gekannt und aufgesucht, oder über die er sichere Kunde eingezogen habe; und die anderntheils seiner Zeit so nahe standen, daß Jedermann ihr Leben und ihre Tugend kannte. Er besuchte viele Asceten, die sowohl einsiedlerisch als klösterlich gemeinsam in Syrien, Cilicien und Palästina lebten, und erzählt dann von zwei gewaltigen Ascetinnen, die, als er zu ihnen kam, schon zweiundvierzig Jahre zusammen ein Busleben geführt hatten, vor dessen Strenge er, der doch manche Strenghheit dieser Art gesehen hatte, sich entsetzte. „Von der Zeit an,“ schreibt er, „daß Christus der Herr die jungfräuliche Keinheit geehrt hat, indem er von einer Jungfrau hat wollen geboren werden — blüht die immergrüne Wiese der Jungfräulichkeit mit tausend und tausend unverwelklichen Blumen für den Schöpfer allein. Das Weib wie der Mann kann diese Tugend und die Vollkommenheit des geistlichen Lebens üben; denn nur dem natürlichen Leben nach ist ein Unterschied zwischen dem männlichen und



weiblichen Geschlecht; nicht dem Glauben und dem Gemüthe nach. Es haben Weiber nicht weniger, wo nicht mehr als die Männer tapfer für das Himmelreich gestritten und sie sind um desto lobwürdiger, als sie in ihrer zarteren Natur gleich dem Manne den Kampf bestanden und die von Eva ererbte Schmach und Schwäche ausgelöscht haben. Der heil. Apostel Paulus schreibt: In Christo Jesu ist weder Weib noch Mann; und darum hat der gnadenvolle Gott auch nur einen Himmel für seine treuen Streiter.“

Marana und Thyra waren Töchter aus sehr reichen und vornehmen Geschlechtern zu Verda in Syrien. Sie waren Freundinnen von Jugend auf, und das stärkste Band zwischen ihnen war nicht der Glanz ihrer Abkunft, nicht der Reichtum ihrer Eltern, nicht das Ansehen, welches sie in Stadt und Land genossen, nicht die gute Erziehung, die man ihnen gab, nicht schöne Kleider, Schmuß oder anderer weltlicher Tand; es war die glühende Liebe zu Dem, der sie zuerst geliebt, „mit ewiger Liebe geliebt“ hatte. Alle Freuden der Jugend, alle Genüsse der Welt, alle Annehmlichkeiten des Reichtums waren ihnen mehr als gleichgültig, waren ihnen zuwider, weil der göttliche Bräutigam ihrer Seele in Armuth und Niedrigkeit, in Entbehrung und Leiden gelebt hatte, und weil ihnen Alles, was er nicht mit ihnen theilte, als falsche Güter, als betrügliches Glück erschien. Sein heiliges Leiden war so tief in ihre Herzen geprägt, stand so lebhaft vor ihren Augen, daß nichts ihnen wünschenswerth erschien, als aus Liebe leiden und leiden. Denn das in der vollkommenen Liebe Gottes getragene Leid ist die höchste Stufe des Gnadenlebens, von welcher aus die Seele zur Anschauung Gottes in der ewigen Glorie fliegt. Marana und Thyra betrachteten in der heiligen Schrift nichts lieber, als die Parabel vom reichen Prasser und dem armen Lazarus; aus ihr erkannten sie, wie unaussprechlich lieb Gott die Armuth und das Leiden habe. Denn was that Lazarus? welche Werke der Frömmigkeit, der Tugend, der Gottesfurcht übte er? Man weiß es nicht. Man erfährt nur, daß er Mangel, Krankheit und Verachtung litt, und dann, daß die Engel seine Seele in den

Schoß Abrahams trugen. Darum liebten Marana und Cyra das Leiden und wollten nicht die guten Tage des reichen Mannes auf Erden haben, um nicht dereinst fern von Gott im ewigen Feuer verschmachten zu müssen. Daß die Ehe nicht der Stand sei, in welchem sie ihre Liebe zum Leiden ungetheilt befriedigen könnten, leuchtete ihnen früh ein; ebenso auch, daß es ihnen nicht möglich sein werde, im Hause der Eltern die Bußwerke zu üben, nach denen sie so sehr verlangten; denn dort war nichts als Wohlbehagen, Leppigkeit und Bequemlichkeit zu finden. Sie zogen sich also aus der Stadt und in einen Garten zurück, den Cyra's Vater ihr schenkte; aber keineswegs um das prächtige Landhaus zu bewohnen! o nein. Sie ließen sich in diesem Garten eine kleine Hütte ohne Dach erbauen, oder vielmehr eine Ringmauer um einen kleinen freien Raum aufführen. Und dieser Platz, der ihnen weder gegen d.e Sonnenhitze, noch gegen die Winterkälte, noch gegen Sturm, Regen, Thau, noch gegen Insecten und Gewürm auch nur den mindesten Schutz gewährte, wurde ihr Wohn-, ihr Schlaf-, ihr Ess-, ihr Betgemach, wurde ein Palast der heiligen Liebe. Den Eingang ließen sie vermauern, in der Ringmauer aber zwei kleine Fenster eröffnen, welche sie nach Belieben von Innen durch Laden schließen konnten. Das eine Fenster führte in den Garten und sie ließen sich durch dasselbe ihre spärliche Nahrung an Brod und Wasser reichen. Das andere sah in das Klösterchen hinein, das sich an die Ringmauer lehnte. Es war damals die Sitte reicher vornehmer Leute, außerordentlich viel Diensthoten zu haben, erkaufte oder ererbte Sklaven nämlich, die für immer zur Familie gehörten. Nahm eine solche Familie das Christenthum an, so folgte sehr häufig die ganze Dienerschaft ihrem Beispiel und die Verhältnisse zwischen Herren und Dienern wurden dann nach christlicher Weise geordnet. Zuweilen gaben neubefehrte reiche Leute allen ihren Sklaven, deren Zahl sich auf Hunderte und Tausende belief, die Freiheit und eine Versorgung, und es kam wohl nie vor, daß nicht Einige aus der Dienerschaft begehrt hätten, ein mehr oder minder ascetisches Leben zu führen, wenn die Herren sich demselben widmeten.

Dies war auch bei Maranas und Cyras Dienerinnen der Fall und für sie wurde das kleine Kloster gebaut, das sich an die Wohnung ihrer ehemaligen Herrinnen lehnte. Sie lebten dort ein ganz abgeschlossenes, zwischen Handarbeit und geistlichen Übungen getheiltes Leben, wie es in den Klöstern gebräuchlich war, und durch das kleine Verbindungsfenster empfingen sie von Marana und Cyra Belehrung und Aufmunterung.

Diese beiden heroischen Jungfrauen begnügten sich nicht mit der Bußstrenge, welche für sie aus ihrer Wohnung oder eigentlich aus dem Mangel an Obdach hervorging. Die Freude, das süße und sanfte Joch des Herrn aufgenommen zu haben, war in ihren Herzen so groß, daß es sie drängte zu zeigen, wie die Liebe keine Last kennt. Sie nahmen schwere Eisenketten, die ein starker Mann nur mit Mühe getragen hätte, hingen die eine um den Nacken und schlossen die andere um den Leib; und beide Ketten waren so lang, daß sie nun bis zur Erde herabhingen. Dann umschlossen sie Hände und Füße mit ebenso schweren Ketten und über all dies Geschmelde warfen sie sich weite lange dichte Schleier, die vorn bis über den Gürtel, rückwärts bis auf den Boden herabfielen und die ganze Gestalt verhüllten. In diesem Brautschmuck harrten sie mit unbeschreiblicher Wonne des Bräutigams ihrer Seelen. Und wer war dieser Bräutigam? Es war Christus im Kerker; Christus in Banden; Christus in der Gefangenschaft einer wilden Pöbelrotte. Seine Gast im Fleisch zuerst und dann im Leiden war das Wort zur Lösung eines Räthsels der Liebe, dessen Schlüssel der natürliche Mensch freilich nimmermehr zu finden vermag. Cyra, die eine äußerst zarte Person war, konnte sich gar nicht gerade aufrichten unter ihren geliebten Ketten. Sie war immer vertieft in heilige Betrachtung und nie hat irgend ein Fremder sie reden hören. Marana sprach am äußern Fenster mit den Frauen, welche sich in verschiedenen Anliegen und um Gebethshilfe bittend an diese Gelbinnen Christi wendeten, jedoch nur zur heiligen Pfingstzeit, damit der heilige Geist ihr eingeben möge, was sie zum Heil der Seelen zu sagen habe. Außerdem hielt auch sie ein strenges Stillschweigen. So gering und arm:

selig auch ihre Kost war, beobachteten Beide dennoch drei Mal im Jahre vierzigstägige Fasten und abermals drei Mal einundzwanzigtägige. Ferner gab ihnen der Geist der Abtödtung ein, die heiligen Stätten zu Jerusalem zu besuchen, und schweigend, betend, fastend machten sie die lange Wallfahrt von zwanzig Tagereisen, um sich auf den Stätten des Leidens größere Freude und Liebe zum Leiden einzusammeln. In derselben Weise pilgerten sie ein anderes Mal nach Selencia in Isaurien, zum Grabe der heiligen Thekla. Immer kehrten sie neu entflammt für das Werk der Buße in ihre schauerliche Zelle zurück. Aber sie bemerkten all' ihre Peinen gar nicht; sie traten durch das Gebet in eine fast ununterbrochene Ekstase. Theodoret sagt: „Ich habe diese Dienerinnen Gottes mehrmals besucht, gesprochen und auch gesehen; denn sie ließen mir, um dem Priesterstand ihre Ehrfurcht zu beweisen, den vermauerten Eingang öffnen. Auch nahmen sie aus demselben Grunde auf mein dringendes Bitten die schweren Eisenketten so lange ab, als ich bei ihnen war; denn ich fürchtete, sie würden vor meinen Augen unter der Last erliegen müssen. Sie lebten damals schon zweiundvierzig Jahre in dieser furchtbaren Strenge und trotz des langen, mühseligen Kampfes hatten sie so viel Eifer und Lust daran, als ob sie eben erst angefangen hätten. Sie haben immer vor Augen einerseits das Leiden und die Liebe, andererseits die Schönheit und Glorie ihres göttlichen Bräutigams, und in Erwartung des Lohnes, den er ihnen verheißen hat, vollziehen sie ihren Lauf ohne Mühe, beachten weder Hitze noch Kälte, weder Hunger noch Durst, weder Regenströme noch Sonnenbrand, weder Schmerzen noch Ermüdung; denn am Ziele der Laufbahn steht der Geliebte mit dem überhimmlischen Brautkranz. Und wie bezaubert von einem heiligen Liebestrank steht die ganze Sehnsucht ihrer Seelen von der Erde hinweg und zu Gott.“

Wenn die Marien dies thaten, was mochten die Magdalenen thun?

## Die heilige Thais.

„Wenn du rufest, antwortet er dir, sobald er es hört.“  
(Isaías 30, 19.)

Eine Magdalena vor ihrer Bekehrung war Thais. Sie war das Kind christlicher Eltern und hatte in ihrer frühesten Jugend von Gott und von den christlichen Glaubenslehren gehört. Aber die Eltern starben, Thais kam nach Alexandrien, war sehr jung, sehr unerfahren, sehr schön; die Leidenschaften der sündigen Natur stimmten mit den Verlockungen der Welt überein und sie betrat den Weg des Verderbens. Da sie nicht nur eine sehr schöne, sondern auch eine sehr kluge und geschickte Person war, so bezauberte sie die Einen durch Anmuth, die Anderen durch Geist. Es verbreitete sich der Ruf ihrer einnehmenden Persönlichkeit mit dem ihres elenden Lebenswandels durch ganz Egypten und drang sogar zu dem erleuchteten, heiligen Abt Paphnutius. Was er von ihr vernahm, erweckte in ihm keine Neugier wie bei den Weltkindern, keine Verachtung wie bei den Pharisäern, sondern ein unaussprechliches Erbarmen, daß ein Geschöpf, welches der Schöpfer mit so lieblichen Gaben ausgestattet und so recht zu seinem Ebenbilde bestimmt habe, all' dieser Gnade treulos sei und schnurstracks der Hölle zuwandle. Als ein guter Schüler des gütigen Heilandes, der sich zum samaritanischen Weibe am Brunnen niedersezte, dachte Paphnutius: „O wenn sie die Gabe Gottes erkennen wollte!“ und Gott erleuchtete und führte seinen heiligen Diener. Er zog weltliche Kleider an, nahm Geld zu sich, wanderte gen Alexandrien und fand dort leicht das prachtvolle Haus der schönen Thais auf. Paphnutius ließ sich bei ihr anmelden und sie empfing ihn in einem herrlich geschmückten Saale. Da bat er sie, in ein entlegeneres Gemach ihn zu führen. Sie that es. Aber wiederum fragte er, ob nicht ein noch einsameres Zimmer in ihrem Hause zu finden sei? „O ja,“ sagte Thais befremdet; „doch was fürchtest du hier? Menschen können dich nicht

sehen, und einen Ort, wo du dich vor dem Auge Gottes, des Allsehenden, verbergen könntest, gibt es ja auf der Welt nicht.“ „Also weißt du, daß ein Gott ist?“ fragte Paphnutius. „Gewiß!“ entgegnete Thais; „und ich weiß auch, daß es ein Paradies voll ewiger Wonnen für die Guten und eine Hölle voll ewiger Peinen für die Gottlosen gibt.“ „O du Unselige!“ rief Paphnutius, „wenn du das weißt, wie kannst du dann in Sünden vor Gott leben! wie kannst du dich dann den ewigen Peinen überliefern, zu denen du nicht nur deine eigene Seele, sondern auch die Seelen Anderer verdammsst!“ Wie in ihrem Leben hatte die arme Thais solche Worte vernommen. Wie ein Blitz durchbohrten sie ihr Herz mit feurigem Strahl und ein Regen der Gnade folgte ihm nach. Mit einem Blick wurde die lange Missethat ihres Lebens ihr klar. Sie fiel wie zermalmt von der Wucht dieser Erkenntniß auf ihr Angesicht und flehte mit tausend Thränen: „O mein ehrwürdiger Vater, lege mir heilsame Buße auf und erwirb mir durch deine Fürbitte von Gott die Vergebung meiner Sünden! Was soll ich thun? Wohin soll ich gehen?“ Der heilige Abt bezeichnete ihr die Pforte eines Nonnenklosters, an welcher er sie erwarten wolle. „Ich komme,“ sagte sie; „gib mir nur drei Stunden Zeit, dann komme ich gewiß.“ Paphnutius verließ sie, denn er sah, daß Gottes Gnade gewaltig in ihr wirkte. Es war das Jahrhundert der großen Befehrungen, der großen Bußen, der großen Genugthuungen; es war das Jahrhundert der großen Seelen, „in denen die Gnade, wie früher die Sünde, überfloß.“ Befehrten sich die Sünder, so bereuten sie dermaßen ihre Beleidigungen Gottes, daß ihnen eine öffentliche Beschämung nur willkommen war. Diese Gesinnung machte die öffentlichen Kirchenbußen möglich, der tiefen Reue der Sünder gewährten sie trostvolle Erleichterung und den übrigen Gläubigen eine große Erbauung und ein heiliges Vorbild der Demuth.

Thais raffte all' ihre Kostbarkeiten, Juwelen, Perlen, goldgestickte Gewande, Alles was sie an Geschmeide und reichem Schmuck besaß, zusammen, ließ es auf den freien Marktplatz

tragen, auf einen Haufen werfen, und legte dann mit eigener Hand und vor den Augen des ganzen Volkes Feuer daran. Sie verließ nicht eher den Platz, als bis der kostbare Scheiterhaufen verbrannt, das Gold geschmolzen, das Edelgestein geschwärzt, der Purpur und Seidenstoff in Asche zerfallen war. Dann ging sie hinweg und suchte den heiligen Abt an der bezeichneten Stelle auf. Baphnutius empfing sie, führte sie in das Nonnenkloster und in die Zelle, die er für sie hatte bereiten lassen. Es war ein ganz kleines Kämmerchen, das in der Thüre eine schmale Oeffnung hatte. „Hier,“ sagte er, „wirßt du Buße thun und durch dies Fensterlein täglich eine spärliche Nahrung von Brod und Wasser erhalten. Die Klosterfrauen werden es dir bringen, aber du wirßt nie mit ihnen reden.“ „Und was soll ich beten?“ fragte Thais demüthig. „Da du nicht werth bist, den Namen des allmächtigen Gottes mit deinen unreinen Lippen auszusprechen, und nicht werth bist, deine sündbefleckten Hände zum Himmel zu erheben, so begnüge dich damit, gegen Aufgang der Sonne dich zu wenden und zu beten: „O du, der du mich erschaffen hast, erbarme dich meiner.“ Darauf verließ er sie, verschloß die Thüre und verwahrte sie mit einem bleiernen Siegel. Thais blieb allein. Und so blieb sie drei Jahre. Keines Menschen Stimme ermunterte sie! keines Menschen Auge blickte auf sie! keines Menschen Trost erquickte sie! Als eine Unwürdige, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, hielt sie sich für noch viel unwürdiger, sich Gott zu nahen. Ohne je die Augen zum Himmel aufzuschlagen, betete sie mit der unaussprechlichen Bernirschung eines wahrhaft bereuenden Herzens nur das, was Baphnutius ihr vorgeschrieben hatte. Nach drei Jahren glaubte der heilige Abt, daß sich Thais genug in der Buße gereinigt habe, um in der Glaubenslehre unterrichtet und in die heilige Kirche aufgenommen zu werden. Um sich aber nicht von unzeitigem Mitleid bewegen zu lassen und ihrer Seele mehr zu schaden, als zu nützen, begab sich Baphnutius zum großen heiligen Antonius in die Wüste und bat sich dessen Rath aus. So heilig und hoch hielten die Heiligen

die Angelegenheit einer einzigen Seele, daß Paphnutius ihrer wegen die lange mühselige Reise machte, und daß der heilige Antonius allen Jüngern, die er damals bei sich hatte, anbefahl, sich um Erleuchtung wegen dieser Sache in's Gebet zu begeben und ihm dann ihre Mittheilung darüber zu machen. Sie gehorchten Alle und unter ihnen befand sich auch Paul der Einfältige. Ihm wurde eine liebliche Vision zu Theil: er sah ein herrliches Ruhebett im Himmel bereitet und drei erhabene Jungfrauen bewachten es. Als Paul nun kindlich frohlockte: „Das ist für meinen Vater Antonius!“ da vernahm er eine Stimme, welche sagte: „Mit nichten! sondern für Thais, die Büßerin.“ Paul erzählte dies in der Versammlung der Brüder zur höchsten Erbauung Aller und Paphnutius begab sich, im Geiste erleuchtet durch diese Vision, nach Alexandrien zu der Gefangenen Gottes, nahm das Siegel von der Thüre und sprach: „Komm heraus und sage mir, was du während dieser drei Jahre gethan hast.“ „Ich habe gebetet, was du mir anbefohlen hast, und habe Tag und Nacht die Menge und Schwere meiner Sünden betrachtet und beweint,“ sagte Thais. „Siehe!“ sprach Paphnutius, „nicht wegen der Bußwerke, sondern wegen deiner Verknirschung vergibt dir Gott.“ Weil Paphnutius es wollte, verließ Thais die Zelle. Sie wäre lieber darin geblieben. Aber nach fünf- zehn Tagen rief Gott sie in den Himmel.

---

## Die heilige Pelagia.

---

„Ein Abgrund ruft den anderen.“ (Pl. 41.)

Der Delberg und alle Berge Palästina's waren Lieblingsstätten des asceetischen Lebens. In Einsiedeleien, in Lavren, in Klöstern zogen sich Menschen zurück, denen die Betrachtung der ewigen Güter lieblicher erschien, als der Genuß der vergänglichem; und die sich gerade auf den Stellen am meisten



angetrieben fühlten, aus Liebe zu Gott zu leiden, wo der Sohn Gottes aus Liebe für die Menschen Unausprechliches gelitten hat. Grotten und Höhlen, welche die Natur in dem leichten Kalkstein bildet und welche die Menschenhand ohne große Mühe vervielfältigt, zerklüften alle Höhenzüge zwischen Jerusalem, Jericho, das todtte Meer und Bethlehem. Das Dorf Siloe bei Jerusalem ist vollständig ein Grottendorf. Manche dieser Grotten sind vorn geschlossen durch eine Lehmwand, in welcher sich eine Thüre befindet; manche haben eine Art von Vordach, andere sind aber nur rohe Höhlen. Vielleicht war Siloe einst eine Mönchsclaire. Keine Stätte war den Anachoreten lieber, um ihre Zelle dort aufzuschlagen, als der Delberg, der heilige Delberg, wie ihn alte fromme Bücher nennen; dort begann das bittere Leiden des Herrn, „die Noth Gottes,“ sagen die frommen alten Bücher; und dort begann seine ewige Freude mit der Himmelfahrt. Für Seelen, die sich hienieden seinem Leiden anschließen wollen, um droben die Glorie mit ihm zu theilen, gibt es auf der ganzen weiten Welt keinen Platz, auf dem sie leichter und lieber ihre via crucis durchmachen könnten, als den Delberg. Er liegt im Osten von Jerusalem, lang gestreckt, und erhebt sich mit drei Gipfeln. Der südliche heißt Berg des Aergernisses (mons offensionis), weil König Salomo, seiner Weisheit beraubt, den Götzen Moloch, Astaroth u. A. Rauchwerk und Opfer dort darbringen ließ, indem er bei seinen fremdländischen Weibern Jehova vergaß. Der nördliche Gipfel heißt Berg der galiläischen Männer, weil dort die Galiläer zu wohnen pflegten, wenn sie zu den gebotenen Festen ihres Gesetzes in Jerusalem sich einfanden mußten. Der mittlere Gipfel ist die Stätte der Himmelfahrt Christi. Von dort oben herab blickt man auf die Stadt, auf das gottesmörderische, fluchbeladene, von Ungläubigen zertretene Jerusalem, und nichts springt dem Blick so sehr in die Augen, als die türkische Moschee Sakarah auf dem Berge Morija. Auch das Land überseht man weit und breit vom Delberg: das sich öde, kahl, steinern, mit Thälern schmal wie Schluchten, mit Hügeln starr wie Gräber, ganz eigenthümlich

totd und traurig dahinwelkt und wie ein versteinertes Meer aussieht. Tief im Osten schauen blaue Punkte glänzend zwischen den Einschnitten in graugelben Hügeln hervor; das ist das todte Meer, welches acht Stunden entfernt ist. Und jenseits desselben erheben sich die transjordanischen Berge, dessen einer der Nebo ist, von dem Moses in das Land der Verheißung, das er nicht betreten sollte, sehnsuchtsvoll hinübersah. Im tiefen Westen aber, wenn's ein heller Tag und die Beleuchtung günstig ist, blitzen helle Streifen und Funken auf: das ist das mittelländische Meer bei Jassa, bei Ascalon, wo die alten Kreuzfahrer landeten, um dem Muselman, dem Schakal der Wüste, das Reich des „Löwen vom Stamm Juda“ abzujaßen.

Von Jerusalem zum Delberg geht man zuerst über die via dolorosa (Straße der Schmerzen), den Weg, den Christus unter dem Kreuze vom Rhythause nach Golgatha ging; aber in entgegengesetzter Richtung. Golgatha ist jetzt umschlossen von der Kirche des heiligen Grabes. Die via dolorosa führt an all den Leidensstationen vorüber, die tausendmal nachgeahmt, nach Schritt und Zoll ausgemessen und durch Bildwerke verherrlicht sind, und mündet am Stephanusthore, welches seinen Namen von dem heiligen Erzbischof empfing, der außerhalb desselben gesteinigt wurde. Hier fällt ein Abhang des Morija steil hinunter und bildet mit dem auf der anderen Seite emporsteigenden Delberg eine Schlucht, welche das Thal Josaphat heißt. Durch diese Schlucht fließt der Bach Gedron. Der ganze Charakter dieser Landschaft ist von einer furchtbaren Strenge; Stein und Stein und nichts als Stein! Die Mauern und Häuser der Stadt, der Morija, der Delberg, die Trümmer, die Schutthäufen, der Erdboden, das Bett des Gedron, Alles ein und derselbe graugelbe Stein. Kein Grashalm zwischen dem Steingeröll, das weit und breit, auf Höhen, in Tiefen, den Boden bedeckt; nur spärlich zerstreute Delbäume, deren silbergraues Laub in vollkommener Harmonie mit der Färbung der ganzen Natur ist. Sie sieht aus wie erstorben und versteinert vor Entsetzen, weil der König des Lebens, ihr Schöpfer und Erhalter, hier hat sterben müssen.

Sie sieht aus, als habe sie sich voll Gram und Trauer, wie die alten Büßer, das Haupt mit Asche und Staub besprennt. Eine Brücke führt über den Cedron und dann geht der Weg an dem ewig anbetungswürdigen Garten Gethsemane vorüber. Am Fuße des Delberges liegt er; acht ururalte Delbäume haben die Noth Gottes angesehen! Ihre mächtigen, umfangreichen Stämme sind ganz hohl und die Höhlungen mit Steinen ausgefüllt, damit sie dem Winde Widerstand leisten können. Der Delbaum ist auch in seiner Art ein Pesskan, der sich für die Seinen opfert! Er verzehrt sein Mark, sein Holz, um seine Früchte zu ernähren und sein Stamm wird allmählich so hohl, daß er nichts übrig behält, als die Kruste der Rinde. Zur Rechten des Weges liegt Gethsemane; zur Linken das Grab der „Gebenedeiten unter den Weibern“, über welchem sich ein Kirchlein erhebt, welches dermaßen besucht und verehrt wird, daß sich sogar der Türk, der in der Kirche vom heiligen Grabe raucht und Kaffee trinkt, hier einen Platz eingerichtet hat; denn „von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter auf Erden!“ hat sie in ihrem prophetischen Triumphliede gesagt. Der Türk ehrt Maria und sein Gott ist nicht Christus! Und Christen gibt es, die Maria, ihres Gottes Mutter, nicht ehren wollen! Zwischen Gethsemane und diesem Grabe führt der Weg um den Fuß des Delberges herum nach Bethanien, dann nach der Felsenwüste Quarantana, wo Jesus die vierzig tägige Fasten hielt; dann nach Jericho und in's Ghor, das weite Thal, durch welches der Jordan fließt, bis er im todtten Meere mündet. Verfolgt man aber nicht den Weg nach Bethanien, und beginnt man statt dessen bei Gethsemane den Delberg zu ersteigen, so erreicht man nach einer kleinen halben Stunde den mittleren Gipfel, den der Himmelfahrt. Hier stand vor Zeiten die Kirche der heiligen Pelagia, der großen Büßerin, deren Seele zuerst auch ein verwüstetes Jerusalem und dann eine Stadt des Friedens war.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts, als sich viele Anachoreten am Delberge und im Thale Josaphat angesiedelt

hatten, zeichnete sich Einer unter ihnen durch die äußerste Bußstrenge aus. Er war eines Tages gekommen, man wußte nicht woher, und hatte die heiligen Stätten Jerusalems mit solcher Andacht und Zerknirschung und unter solchen Strömen von Thränen besucht, daß Keiner ihn ohne Rührung betrachten konnte, um so weniger, als er von sehr schwächtigem Körperbau, feinem Antlitz und zarter Farbe war. Man hielt ihn für einen Pilger und man staunte nicht wenig, als dieser zarte, junge Mensch eine Grotte am Delberge bezog, sie durch eine Thüre, worin ein Licht- und Luftloch war, schloß, und diese Zelle nur ein Mal in der Woche verließ, um Wasser zu schöpfen und einige Kräuter zu sammeln. Davon lebte er. Sonst zeigte er sich nie und sprach mit Niemand. Begegnete er einem Einsiedler auf dem Wege zum Brunnen, so grüßte er ihn unbegreiflich demüthig. Er lebte nur für die Buße und das Gebet. Außer den kirchlichen Tagzeiten, die er zu den bestimmten Stunden betete, beschäftigte er sich mit Psalmengesang, der nur durch seine Seufzer und Thränen unterbrochen wurde. Ja, in stiller Nacht, wenn alle Anachoreten und Mönche ruhten, um in einem kurzen Schlafe die nothwendige Stärkung für Leib und Seele zu finden; dann hub dieser Einsiedler an Hymnen zu singen, und so wundersam süß und lieblich, daß der Bruder, der ihm am nächsten wohnte, die Chöre der Engel zu hören meinte, als er zum ersten Mal diesen Gesang vernahm. Er lauschte, stand auf und ging vor seine Zelle, um sich an dem wonnevollen Gesang zu laben, und da bemerkte er deutlich, daß derselbe aus der Grotte des Bruders Pelagius, so hieß der junge Büsser, dringe. Er näherte sich vorsichtig, machte aber unversehens etwas Geräusch; da verstummte der Gesang und daraus schloß der Einsiedler, daß kein Engel, sondern Bruder Pelagius selbst dieser Sänger sei. Wachte ein Bruder einmal später als gewöhnlich wegen irgend eines besonderen Bußwerkes, so hörte er denselben lieblichen Hymnengesang des Bruders Pelagius. So lebte dieser Büsser vier Jahre; immer bleicher wurde sein Antlitz, immer abgezehrt seine

Gestalt, immer tiefer sank sein Auge ein, immer matter wurde sein Gang. Das bemerkten die Brüder, wenn er zum Brunnen ging oder Kräuter pflückte. Aber das war ja etwas Gewöhnliches, daß die natürliche Lebenskraft sich verzehrte; die gewaltigsten Büßer, wie Hilarion und Macarius, gleichen den Mumien und wurden dennoch uralt, weil es Gott gefiel, sie durch übernatürliche Kraft im irdischen Leben zu erhalten. War das aber nicht der Fall und durfte der Einsiedler seinen Lauf früh vollenden: so hätten die Brüder wohl mehr Lust gehabt, ihn deshalb zu beneiden, als zu beklagen.

Um diese Zeit wurde Jacobus, Diakon zu Edeffa, von einem heftigen Verlangen ergriffen, die heiligen Orte des gelobten Landes zu besuchen. Er hielt bei seinem Bischofe um die Erlaubniß an, die Wallfahrt dahin machen zu dürfen und erhielt sie sammt der Weisung, in Jerusalem den büßenden Bruder Pelagius zu erkundschaften und ihm einen Gruß zu bringen. Es ward dem Diakon recht schwer, den Auftrag seines Bischofes zu erfüllen, denn Niemand wußte in Jerusalem den Namen des großen Büßers; aber endlich schloß man gerade daraus, er könne vielleicht der Bruder Pelagius sein, den Jacobus suche, und man wies den Diakon zu dessen Grotte am Delberge. Jacobus klopfte leise an die Thüre. Der Einsiedler aber öffnete sie nicht, sondern nur das Fensterchen in derselben und fragte nach dem Begehren. Jacobus sah nun ein todtenbleiches, abgehärmtes Antlig mit verweinten, eingesunkenen Augen und sagte: „Der Bischof Nonnus von Edeffa schickt dem Bruder Pelagius seinen Gruß.“ Und Pelagius antwortete: „Bischof Nonnus ist ein heiliger Mann und ich empfehle mich in sein Gebet;“ schloß das Fensterlein und begann Herz zu beten. Jacobus war ungemein erbaut durch eine so große Abtödtung des Einsiedlers, daß der Gruß des Bischofes ihm nicht ein einziges überflüssiges Wort, viel weniger eine Frage entlockt habe. Manches, was er in der Stadt und bei anderen Einsiedlern von dem Bruder hörte, steigerte seine Bewunderung und in der Hoffnung, daß Pelagius bei einem zweiten Besuche ihm vielleicht ein heiliges

Wort für seine Seele sagen werde, begab sich Jacobus vor seiner Heimkehr nach Edeffa wieder zu ihm. Als er anklopfte, öffnete sich jedoch weder Thür noch Fenster. Jacobus dachte, der heilige Büsser könne wohl vertieft in sein Gebet, oder gar entzückt in der Beschauung sein, und wartete; betete seinerseits die Tagzeiten und klopfte wieder und wartete abermals, bis die Sonne sich zu neigen begann. Da fiel ihm das todesblasse Antlitz des Bruders Pelagius ein und schüchtern wagte er durch einen Spalt der Thür in die Grotte zu schauen. Pelagius lag ausgestreckt auf dem felsigen Boden; ob krank, ob todt, konnte er in der Finsterniß der Grotte nicht erkennen. Jacobus eilte zu dem zunächstwohnenden Einsiedler, theilte ihm seine Befürchtung mit, und sie öffneten jetzt gemeinschaftlich die Thür des Pelagius. Als das Tageslicht auf den Körper fiel, sahen sie alsbald, daß die Seele abgeschieden sei, und nun versammelten sich alle Einsiedler zum heiligen Gebete bei der Leiche und um sie, nach Landesgebrauch, vor dem Begräbniß mit Myrrhen zu waschen. Da fand man, daß Pelagius ein Weib sei! Die Einsiedler priesen die Macht Gottes, die einem so schwachen Geschöpfe solche Stärke verliehen habe, und sandeten schleunigst Boten an die Nonnen von Jerusalem, ja von Jericho und im Jordansthale, mit dieser ungewöhnlichen Nachricht. Die gottgeweihten Frauen und Jungfrauen eilten zahlreich herbei, um dieser Schwester, in welcher Gott so große Gnadenschätze verborgen hatte, die letzte Ehre zu erzeigen; und unter andächtigem Psalmengesange und festlichem Kerzenglanz wurde die große Büsserin aus ihrer Grabeshöhle über der Erde in die Grabeshöhle unter der Erde gebettet. Zerstört ist jetzt die Kirche der heiligen Pelagia auf dem Delberg, welche eine andächtigere Zeit ihr errichtet hatte. Und wie ihre Grotte unfern der „Grotte der Todesangst“ lag, so erhob sich auch ihre Kapelle auf dem Gipfel der Himmelfahrt. „Aus großer Trübsal war sie gekommen und hatte ihre Kleider gewaschen und weiß gemacht im Blute des Lammes;“ darauf stand sie, „mit der Palme des Sieges in den Händen, vor dem Throne

Desjenigen, der Alles neu macht und der alle Thränen abwischt.“ (Offenb. 7. und 21.)

Dem Diakon Jacobus aber leuchtete sich das Gedächtniß, als er den Namen Pelagius und die strenge Buße und den Gruß seines gottseligen Bischofes mit der Abgeschiedenen in Verbindung brachte. Er erinnerte sich, wo und wie er sie einst gesehen hatte, und zum herzerhebenden Beispiele für alle armen Sünder und zur höchsten Erbauung für alle gottliebenden Seelen schrieb er die Geschichte dieser wundersamen Bekehrung auf.

Es war gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts, unter der Regierung des Kaisers Theodosius des Jüngeren, als der Patriarch von Antiochien seine Mitbischöfe, wegen Angelegenheiten der Kirche, nach seinem Metropolitansitze berief. Unter diesen leuchtete Nonnus, Bischof von Edessa, früher Mönch zu Tabenna in Egypten, durch Heiligkeit des Wandels und durch Weisheit in Sachen des Heiles hervor. Der Patriarch hat ihn, als eben alle Bischöfe und eine große Volksmenge in der St. Julianskirche zu Antiochien versammelt waren, die Anwesenden durch eine Ermahnungsrede zu erbauen. Der fromme Bischof folgte bereitwillig der Aufforderung, und sämtliche Zuhörer erquickten sich auf's Höchste an der Lehre des Evangeliums, die er, erfüllt vom heiligen Geiste, ihnen deutete. Die Menge war so groß und so begierig ihn zu vernehmen, daß die St. Julianskirche sie nicht faßte; deshalb standen die Kirchthüren weit offen und vor denselben drängten sich die Zuhörer dicht zusammen. Plötzlich entstand ein großes Getöse vor einer dieser Thüren; alle Köpfe und Augen wendeten sich, aber nicht zum Bischof Nonnus hin, sondern von ihm hinweg, denn die schöne Pelagia, die erste Sängerin und Tänzerin am Theater zu Antiochien, kam daher. Nun war ihr Erscheinen allerdings der Art, um das größte Aufsehen zu machen. Zwischen einem Schwarm prächtig gekleideter Diener und Dienerinnen saß sie, strahlend von Edelsteinen, auf einem Maulthiere, das mit einer goldgestickten Decke behängt war. Von dem Diadem

an, das sie auf ihrem lockigen, langherabwallenden Haare trug, bis zu ihren Sandalen herab, um den Hals, um die Arme, an den Händen sah man nichts als Diamanten und Perlen. Aber man vergaß diese Kleinodien zu betrachten über dem Anblicke ihrer wundersamen, ja übermenschlichen Schönheit, die kein Weltkind ohne Bewunderung sehen konnte. Deshalb begnügten sich die Leute nicht damit sie anzuschauen, wenn sie vorüberzog, sondern sie liefen ihr nach, oder auf kürzerem Wege ihr voraus und blieben dann auf's Neue stehen, um sie immer wieder und wieder zu sehen. Daher gab es jedesmal einen ungeheueren Auflauf, wenn Belagia erschien; und ein solcher fand auch jetzt vor der St. Julianskirche statt, denn sie ritt ganz nahe bis zur Thür und überblickte mit ihren strahlenden Augen die fromme Versammlung innerhalb derselben. Da mochte wohl nichts sein, was ihre Aufmerksamkeit fesselte, denn in Kurzem ritt sie weiter und erfüllte die Luft mit dem lieblichen Duft der Essenzen und Oele, der aus ihren Gewändern und Haarlocken quoll; und es war nicht anders, als ob das Maulthier das ganze glückliche Arabien von bannen trage, das Land der köstlichsten Edelsteine und der balsamischsten Wohlgerüche. Auch in der Kirche gab es eine große Störung. Leider ist die Neugierde eine Untugend, welche sich dermaßen allgemein eingenistet hat, daß sie selbst bei andächtigen Menschen nicht als Untugend gilt; und so war für einige Augenblicke der Bischof Ronnus und seine Predigt vergessen: Alles starrte auf Belagia hin. Er selbst, der gottselige Bischof, während seine Mitbischöfe ernst von dem Unfuge sich abwendeten und zur Erde blickten, er machte es wie die Uebrigen und sah fest Belagia an, sah ihr auch nach, so lange er sie gewahr werden konnte und brachte dann seinen Vortrag zu Ende. Darauf fragte er die anderen Bischöfe, ob ihnen diese ausnehmend schöne Person nicht gefallen habe? Die ehrwürdigen Väter verwunderten sich sehr über diese Frage und schwiegen. Er aber bog sein Haupt bis auf sein Psalmenbuch herab, das auf seinen Knien lag, seufzte tief und schwer und sprach: „Ich



habe diese übermäßige Schönheit mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet, denn der allmächtige Gott wird sie uns an seinem strengen Gerichtstage vor Augen stellen, wenn er uns und unsere Schäflein wird zur Rechenschaft ziehen. O, meine Brüder! wie viele Stunden mag sie damit hingebracht haben, sich zu schmücken und zu zieren! wie sorgfältig mag sie Alles ausgewählt haben, was ihre natürliche Schönheit hervorheben könnte! und wozu all' diese Aufmerksamkeit, Mühe und Arbeit? um sterblichen Menschen zu gefallen, die doch so vergänglich wie eine Nebelwolke sind! Und wir, meine Brüder! hat uns Gott nicht eine Seele gegeben, deren ursprüngliche Schönheit unendlich viel größer ist, als die leibliche Schönheit dieser armen Person; denn die Seele ist geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes! Und hat Gott nicht unserer Seele sich selbst zum ewigen Bräutigam und ein Uebermaß von himmlischen Freuden und Wonnen verheißen, wenn sie ihn liebt und ihm zu gefallen sucht! Nun wohl, meine Brüder, wo sind die Perlen und Juwelen, mit denen wir unsere Seele schmücken? wo sind die Salben und Essenzen, mit denen wir sie einbalsamiren? wie sorgen wir dafür, daß sie im Festgewande und süßen Wohlgeruch der Tugend aushauchend vor dem himmlischen Bräutigam erscheine und ihm einen nicht unwillkommenen Anblick gewähre! O wehe! wehe uns! statt sie zu zieren, lassen wir sie verwildern und verderben.“ Und tief betrübt, die Brust voll Seufzer, das Auge voll Thränen, nahm der heilige Bischof seinen Diakon bei der Hand und zog sich mit ihm in die Herberge zurück, die ihm angewiesen und die in einem Hause war, welches der St. Julianikirche gehörte und mit ihr in Verbindung stand. Denn die Gastfreundschaft, diese in den alten christlichen Zeiten so hoch geschätzte Tugend, sorgte für Pilgerhäuser und Herbergen für Fremdlinge, Reisende und Gäste neben den Kirchen und gleichsam im Schutze und Schirme des Tabernakels. Raum befand sich Bischof Nonnus in seinem Gemache allein, so warf er sich mit dem Angesichte auf den Boden, schlug zerknirscht an seine Brust und rief unter Thränenströmen: „Mein Herr

und mein Gott, ach vergib mir! jenes Weib schmückt sorgfältiger ihren Leib, als ich meine Seele. Jenes Weib hat sich vorgenommen, den sterblichen Menschen zu gefallen und verfolgt ihren Vorsatz mit Eifer. Ich aber habe mir vorgenommen, Dir zu gefallen; und aus lauter Trägheit vernachlässige ich es! Und weil ich dein Gebot nicht gehalten und deinen Willen nicht erfüllt habe, deshalb bin ich nackt, häßlich und arm vor dir und vor den Menschen.“ Klagend und weinend, und in der Bitterkeit seines Herzens all' seine vermeintliche Treulosigkeit bereuend, brachte Bischof Nonnus mit seinem Diakon den Tag und die Nacht hin.

Als er sich eine kleine Weile zur Ruhe legte, um vor den Metten Kraft zu schöpfen, hatte er einen Traum, den er am anderen Morgen dem Diakon erzählte und sprach: „Ich stand am Altare, um die heiligen Geheimnisse zu feiern, und wurde in fast unerträglicher Weise gestört und bedrängt durch eine über und über besudelte Taube, die mir immerfort um den Kopf schwirrte. Als die Messe der Katechumenen zu Ende war und der Diakon den Ungetauften befahl, die Kirche zu verlassen, da verschwand auch die Taube, kam jedoch wieder herein, als ich nach vollendeter heiliger Messe den Segen gab, und flog wieder um mich herum. Endlich fing ich sie und warf sie in das Wasserbecken, das sich im Vorhofe der Kirche befindet, und aus dem Wasser kam sie weiß, wie ein Schwan, zum Vorscheine und flog vermaßen in die Höhe, daß ich sie nicht mehr gewahr werden konnte.“

Der folgende Tag war ein Sonntag und der Gottesdienst wurde so feierlich wie möglich, unter großer Theilnahme der Gläubigen, von den versammelten Bischöfen in der Hauptkirche Antiochiens abgehalten. Nach der Lesung des heiligen Evangeliums übergab der Patriarch dem Bischofe Nonnus das Evangelienbuch und ersuchte ihn, das Volk durch eine Predigt zu erbauen. Und Nonnus fing an zu predigen von dem zukünftigen Gerichte und von den Wonnen und den Strafen der Ewigkeit. Es war so recht eine jener Predigten, die der harmherzige Gott auf die Lippen eines

treuen Dieners legt, um die Gemüther bis in's Innerste zu erschüttern. Die ganze Versammlung war zu Thränen gerührt, und mancher arme Sünder ging in sich und kehrte bußfertig zu Gott um. Aber Keiner vergoß solche Ströme von Zähren, Keiner wurde so durchbebt von den Schrecknissen des großen Gerichtstages, Keiner warf einen so trostlosen Blick auf seine Missethaten, als die schöne, bewunderte, reichgeschmückte Pelagia. Sie hatte von diesem Bischofe der Christen und von seinen ausgezeichneten Predigten gehört; sie war in früher Jugend, vielleicht von frommen Eltern, unter die Katechumenen eingeschrieben worden, hatte aber seitdem nie im mindesten daran gedacht, sich mit der christlichen Glaubenslehre zu beschäftigen, und fühlte sich jetzt plötzlich durch eine jener anbetungswürdigen Fügungen der göttlichen Barmherzigkeit angetrieben, der gottesdienstlichen Feier der Christen beizuwohnen, so weit das den Ungetauften gestattet war. Die Predigt durchbohrte ihr Herz. Im Innersten verwandelt verließ sie die Kirche und trug einigen Dienern auf, dem Bischofe Nonnus zu folgen, wenn er sich in seine Wohnung zurückbegebe. Das geschah; und kaum hatte sie erfahren, daß er in der St. Jullianskirche Herberge genommen, so schrieb sie ihm:

„Mein Herr! ich habe gehört, daß dein Gott vom Himmel auf diese Erde herabgestiegen sei, um die Sünder selig zu machen, und daß er es nicht verschmäht habe, mit den Sündern umzugehen. Ich habe auch durch Christen gehört, daß du, mein Herr, in großer Heiligkeit leuchtest und als ein wahrer Diener und Jünger Christi ihm nachfolgst. Ist das wirklich der Fall, so verachte mich nicht; denn ich hoffe durch dich zur Erkenntniß Gottes zu gelangen und dereinst gewürdigt zu werden, sein Angesicht zu schauen.“

Bischof Nonnus schrieb ihr zur Antwort: „Wer du auch sein mögest, Gott dem Herrn bist du bekannt mit deinem Willen und mit deinen Werken. Hast du also das ernstliche Verlangen und die aufrichtige Absicht, Gott, die Glaubenslehre und die Tugend kennen zu lernen, und wünschst du mich

deshalb zu sehen und zu sprechen, so bin ich bereit, dich in Gegenwart meiner Mitbrüder, der übrigen Bischöfe, zu empfangen."

Voll Freude über die günstige Antwort, eilte Pelagia zum Bischofe Nonnus und ließ sich anmelden. Sie mußte warten, bis er die übrigen Bischöfe zu sich berufen hatte; und erst, als sie Alle versammelt waren, durfte sie eintreten. Man traute ihr nicht recht und fürchtete irgend ein schauspielerisches Aussehen. Aber Pelagia trat ein, warf sich auf die Kniee vor dem Bischofe Nonnus, küßte seine Füße und sprach: „Herr, ich bitte dich, sei mild und gütig, wie dein Gott Jesus Christus ist, und mache mich zur Christin. Ich bin ein Abgrund aller Sünden, deshalb gewähre mir das Wasser, das von allen Sünden reinigt: die heilige Taufe.“ Bischof Nonnus hieß Pelagia aufstehen und antwortete ihr: „Die geistlichen Kirchensatzungen gebieten, gewissen Personen das heilige Tauf sacrament nur unter der Bedingung zu spenden, daß sie sichere Bürgen stellen, nicht zu ihrem früheren Leben zurückzukehren; und dies Gesetz betrifft auch dich.“ Pelagia fiel ihm wieder zu Füßen und sagte mit heißen Thränen: „Ich weiß keine Bürgen zu stellen, aber verlasse dich darauf, ich kehre nicht zu meinem früheren Leben zurück. Und weil das ganz gewiß ist, so mußt du meine Seele läutern, damit sie rein und geschickt zu einem neuen Leben sei. Läßt du mich noch einen Augenblick unter der Last meiner Missethaten, die mich todt drücken, so wird Gott sie dir zurechnen und du wirst eine schwere Rechenschaft dafür abzulegen haben. Opferst du nicht heute noch meine Seele Gott auf, machst du mich nicht heute noch durch die geistige Wiedergeburt in der Taufe zu einer Braut Christi: so verzögere Gott dir im zukünftigen Leben die Anschauung seines heiligsten Angesichtes.“ In Thränen gebadet lag sie auf dem Boden und wollte sich nicht trösten lassen; und alle anwesenden Bischöfe stimmten in der Ansicht überein, dies sei wahrhaft die Reue der bußfertigen Magdalena zu den Füßen des göttlichen Heilandes. Bischof Nonnus schickte seinen Diakon Jacobus zu

dem Patriarchen von Antiochien mit dem Auftrage, demselben diesen ganzen Vorgang zu erzählen und ihn zu bitten, er möge eine gottgeweihte Frau senden, oder eine Diaconissin, welche letztere bei der Taufe der weiblichen Katechumenen Dienstleistungen zu verrichten hatten, damit die heilige Handlung an Pelagia vollzogen werden könne. Der Patriarch war hocherfreut und rief: „Wahrlich, das ist eine Angelegenheit, die recht auf den ehrwürdigen Nonnus gewartet hat, und die er bestens zum Ende führen und Gott sehr verherrlichen wird!“ Er berief auch sogleich eine würdige Frau, Namens Romana, welche den Diaconissen vorstand, und wies sie an, daß sie den Jacobus zum Bischofe Nonnus begleite, dort bei der Taufhandlung diene und dann Pelagia in ihren Schutz und ihre Aufsicht nehme. Die arme Sünderin lag noch immer zermalmt von Reueschmerz und gebadet in Reuethränen am Boden, als Romana kam, sie aufhob und sie ermahnte, sich zu sammeln und ihre Sünden zu bekennen. „Ach,“ sagte die traurige Pelagia, „das wird ganz leicht sein, denn wenn ich mein Herz nach bestem Wissen und Gewissen durchsuche, so finde ich nichts Gutes, sondern die Ueberfülle des Bösen. Aber obschon ich weiß, daß meine Sünden zahlreicher sind, als die Wassertropfen im Meere und schwerer sind, als der Sand am Meere: so hoffe ich doch, daß der göttliche Herr Jesus Christus mich in Gnaden ansehen und mir die fürchterliche Bürde abnehmen werde.“ Bischof Nonnus fragte sie nach ihrem Namen. „Pelagia haben meine Eltern mich genannt,“ sagte sie. „Jetzt bin ich aber leider unter dem Namen Margarita bekannt, weil ich den Schmutz der Perlen sehr liebte und weil man meine elende Schönheit, diesen Fallstrick des Satans, mit der Schönheit der Perlen verglich.“ „So wollen wir es bei deinem wahren Namen Pelagia lassen,“ sagte der Bischof Nonnus und ging dann zu den heiligen Ceremonien über. Zuerst sprach er die kirchlichen Beschwörungen über Pelagia, dann taufte er sie dreimaligem, vollständigem Untertauchen in den Taufbrunnen, der ein tiefes Becken in der Mitte der Taufkapelle (Bap-

tisterium) war, in welches der Kataklysmen auf Stufen hinabstieg. Damals wurde gleich nach der Taufe das Sacrament der Firmung gespendet, welches die Fülle des heiligen Geistes verleiht; eine Gnade, welche dem neuen Christen in den ersten Zeiten besonders nothwendig war, weil er ja sehr oft sogleich seinen neuen Glauben mit dem Martyrerthum besiegeln mußte. Und endlich empfing Pelagia nach der Firmung das heilige Altarsacrament, das Brod des ewigen Lebens, und war nun einverleibt dem mystischen Leibe Christi. Die gottselige Romana war ihre Taufzeugin gewesen und führte sie nun, als ihre geistliche Mutter, mit sich hinweg, um für vollständigen Unterricht in der christlichen Glaubenslehre zu sorgen. Der Bischof Nonnus aber sprach zu seinem Diakon mit der kindlichen Freude der Heiligen: „Auch wir wollen den heutigen Tag fröhlich begehen, wie die lieben Engel im Himmel es thun, denn da ist heute Jubel und Frohlocken über die Befreiung dieser Seele. Darum wollen wir, wie an hohen Festtagen, Del an der Speise und Wein zum Getränke brauchen und ein frohes Mahl im Herrn halten.“

Pelagia trug jetzt das weiße Gewand der Neophyten, dies Sinnbild einer geläuterten Seele. Aber sie hatte große Versuchungen zu überwinden; denn der böse Feind spiegelte ihr auf's Lieblichste vor, welch' ein angenehmes Leben sie in seinem Dienste geführt habe, wie viel Vergnügen, Reichthum, Freude und Bewunderung ihr zu Theil geworden sei; und daß sie jetzt dem Judas gleiche, der den Herrn, welcher ihn mit Güte und Liebe überschüttet, verrathen und verlassen habe. Bunte, bethörende Bilder umgaukelten sie, die Alles auf's Anmuthigste darstellten, worauf sie jetzt zu verzichten hatte. An Bischof Nonnus ließ der Satan in anderer Weise, durch Drohungen und Schrecknisse, seinen Groll über Pelagia's Rettung aus. Doch Beide setzten ihm gelassen ihre Waffen entgegen, vor welchen er ohnmächtig wird: das heilige Kreuzzeichen und die Erhebung der Seele zu Gott, und Pelagia sprach zum Widersacher alles Guten: „Der gnadenvolle Herr, der mich dir entriß und zu seiner Braut mich

ermählt hat, wird statt meiner dich fortan bekämpfen.“ Und damit kam eine tiefe, unzerstörbare Ruhe über sie. Am dritten Tage nach ihrer Taufe beschied sie denjenigen ihrer Sclaven zu sich, der ihrem ganzen Hause und aller Dienerschaft vorstand und alle ihre Schätze unter Verschuß hatte. Sie befahl ihm, sogleich ein genaues Verzeichniß ihrer ganzen Habe zu machen, sowohl an Gold und Silber, als an Edelsteinen, Schmuck, prächtigen Kleidern, kostbarem Hausgeräthe, und ihr dies Verzeichniß zu bringen. Dann übergab sie es dem Bischofe Nonnus und sprach: „Herr, hiermit lege ich all' meinen Reichthum in deine gebenedeiten Hände, damit du nach deinem Gefallen darüber verfügst. Ich meines theils verlange keine anderen Reichthümer mehr, als die meines Herrn und Heilandes Jesu Christi.“ Bischof Nonnus ließ auf der Stelle den ersten Schaffner der St. Julianikirche zu sich entbieten, und sprach zu ihm in Pelagia's Gegenwart, indem er ihm das Verzeichniß überreichte: „All' dies Gut ist mir zur Verfügung eingehändigt worden. Ich beschwöre dich demnach bei der hochheiligsten Dreifaltigkeit, daß du davon nicht das Allermindeste zum Gebrauche der Kirche oder für den Patriarchen von Antiochien verwendest, vielmehr Alles an Wittwen und Weisen, an Dürftige und Verkrüppelte und sonstige Arme austheilst, damit der übel gewonnene sündige Reichthum wohl angelegt und zum Schätze der Gerechtigkeit gemacht werde.“ Der Schaffner versprach es und die Nothleidenden von Antiochien priesen die Gnade Gottes in dem barmherzigen, unbekannten Wohlthäter.

Und noch eine Verfügung hatte Pelagia zu machen, nämlich die über ihre zahlreiche Dienerschaft, die aus lauter Sclaven, männlichen und weiblichen Geschlechtes, bestand. Sie mußten sich sämmtlich zu ihr verfügen und da schenkte sie einem Jeden nicht nur die Freiheit, sondern so viel an Gold oder Kleinodien, die sie zu diesem Zwecke zurück behalten hatte, daß er sich ehrlich ernähren konnte. All' diese Leute weinten und wehklagten, küßten ihre Hände und den Saum ihres Gewandes und wollten sich durchaus nicht von

ihr trennen; wollten lieber ihre Sklaven, als ohne sie freie Leute sein; so etwas Bezauberndes hatte Pelagia an sich! Aber sie sprach ihnen ernst und liebevoll zu: „Betrübt euch nicht, für mich ist gesorgt, ich kann euch nicht mehr brauchen, und hier auf Erden können wir nicht mehr zusammen wohnen. Wollt ihr mich jedoch im glückseligen ewigen Leben wiederfinden, dann macht es wie ich und sagt euch eilig von der sündigen Welt und ihrem bösen Dienste los.“ Und darauf entfernte sie sich von den Leuten und verschloß sich wieder in der armen Zelle, die sie im Hause der Wittve Romana bewohnte.

So vergingen die acht Tage nach der Taufe, während welcher die Neophyten immer ihr weißes Taufgewand zu tragen pflegten, nach denselben es aber ablegten, um gleich allen übrigen Gläubigen im gewöhnlichen Hauskleide an ihr Tagewerk sich zu begeben. In der letzten Nacht verschwand Pelagia aus Antiochien — wie es scheint, nicht ohne den Bischof Nonnus von ihrem heiligen Vorhaben in Kenntniß gesetzt zu haben; denn sie empfing von ihm ein Männerkleid, das sie über ein härenes Bußhemd anlegte; ihr Taufgewand aber ließ sie zurück. Als Romana außer sich vor Betrübnis und Schreck am anderen Morgen mit der Nachricht zu dem Bischofe Nonnus eilte, daß Pelagia verschwunden sei, sprach er: „Weine nicht, meine Tochter, freue dich vielmehr, daß unsere Pelagia den besten Theil, den der heiligen Bäuerin Magdalena, gewählt hat, welche dem Herrn so wohlgefällig war, daß sie auf Calvaria unter dem Kreuze stehen und nach seiner glorreichen Auferstehung zuerst ihn sehen durfte.“ Romana glaubte nun, daß Pelagia etwa in einem fremden Lande in ein Kloster eintreten wolle, da sie den Bischof Nonnus so ruhig sah; und sie pries den guten Hirten, der so gnädig für das verirrtte Schäflein sorgte. Pelagia, die schöne, die bewunderte, die berühmte, war und blieb verschollen für Antiochien, während sie gen Jerusalem pilgerte und dort auf heiligster Stätte in Dornen und Asche der Buße ein Leben zu Ende führte, das in Glanz und Herrlichkeit sündiger Weltlust be-



gonnen hatte. Aus dem Abgrunde der Sünde warf sie sich in den Abgrund der Reue, und dort that sich der Abgrund der göttlichen Liebe für sie auf.



## St. Simeon Stylites.

„Wenn ihr an mich glaubet, werdet ihr die Werke thun, die ich thue und noch größere.“ (Joh. 14, 12.)

Als Theodoret es unternahm, dieses Leben in seinem Buche von den gottliebenden Seelen zu beschreiben, sagte er: „Es ist zwar dieser Mann, als ein großes Weltwunder, im ganzen abend- und morgenländischen römischen Reiche und nicht minder bei den Persern, Indiern, Arabern und Mohren bekannt; ja sogar zu den Völkern an der äußersten Gränze Scythiens ist der Ruf dieses gottseligen Lebens gedrungen, so daß ich die ganze Welt und alle Zeitgenossen als Zeugen der Wahrheit aufrufen kann. Dennoch fürchte ich mich, den ungeheuren Kampf und die übermenschliche Strenge seines Lebens zu beschreiben, aus Besorgniß, daß die Nachkommen eine wahre Begebenheit für eine erdichtete Geschichte halten möchten. Alles, was sich mit heiligen Menschen und Gottesfreunden zuträgt, ist übernatürlich; wer aber unerfahren im geistlichen Leben ist, der will dergleichen Dinge nach der Natur messen, und geht die Erzählung nun über die Natur hinaus, so gelten ihm die göttlichen Geheimnisse und Wunder als lauter Lügenwerk. Dennoch ist die Erde auch voll gottseliger, gläubiger Menschen, welche in göttlichen Dingen wohl erfahren und in der Gnade des heiligen Geistes wohl befestigt sind; und von ihnen glaube ich, daß sie sich an diesem wunderbaren Leben höchlichst erbauen werden.“ Diese Einleitung gilt jetzt noch gerade so, wie sie vor vierzehn Jahrhunderten galt und wie sie nach anderthalb zukünftigen Jahrtausenden immer noch gelten wird. Ein heiliger Simeon Stylites und seines Gleichen, ein Macarius, eine Marana und Syra,

sind zu betrachten als die „magnalia Dei“, als die großen Thaten Gottes, welche das Volk in der Apostelgeschichte lobpreist. Denn solche Dinge thut der Mensch nicht aus eigenem Antrieb und aus eigener Kraft. Vielleicht beginnt der Mensch sie, aber er beharrt nicht; vielleicht beharrt er eigensinnig, aber ohne Segen; vielleicht gewinnt er Einfluß, aber zum Bösen, zur Lüge, zum Irrthume. Es muß da immer wiederholt werden, was der Prophet spricht: „Al' unser Thun thust du für uns.“ (Isaias 26, 12.) Simeon aber stand auf seiner Säule wie ein Engel, den Gott dahin gestellt hatte, um den Heiden, den Juden, den Häretikern den Weg zum Himmel zu zeigen. Deshalb strömte die Welt um diese Säule zusammen. Fürsten und Völker standen da und lauschten auf die himmlische Beredsamkeit des armen Schafhirten, und die Kaiser schickten ihm Boten mit Grüßen und Glückwünschen zu. Denn was ihn beseelte, war kein Wunsch von dieser Welt! was er begehrte, war Irdisches nicht! sein Verlangen, seine Sehnsucht, sein Trost, sein Gut, sein Alles — war leiden aus Liebe um Jesu willen.

Theodoret war ein Zeitgenosse, ein Landsmann und Freund Simeons, ein Augenzeuge der ungewöhnlichen Dinge, die durch ihn und mit ihm vorgingen. Er besuchte ihn zuweilen und starb selbst zwei Jahre vor Simeons Tode. Doch nicht er allein hat dies Leben beschrieben! Ein Jünger Simeons, Namens Antonius, that es ebenfalls; und ein Dritter noch that es, der Priester Cosmas, aus Phanir in Odesyrien, ein Freund Simeons \*). In manchen Einzelheiten stimmen sie nicht überein; der Eine erzählt, was der Andere übergeht; Theodoret sagt ausdrücklich: er habe nur ein kleines Tröpflein Honig zu kosten gegeben, Aber der große Gang der Begebenheiten und der Thaten, und die bis dahin unerhörte Erscheinung dieser neuen Art des Einsiedlerlebens ist bei allen Dreien übereinstimmend. Mögen daher auch einzelne

---

\*) Diese letzte Biographie gab der gelehrte Maronite, Evodius Affemant, Erzbischof von Apamea, zu Rom im Jahre 1748 heraus.

Wunder legendenmäßig aufgefaßt und erzählt sein, wie das ja auch bei den großen Einsiedlern des vierten Jahrhunderts geschah; die Thatsache bleibt: in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts stand Simeon viele Jahre hindurch in der Gegend vom syrischen Antiochien auf einer Säule, betete, lehrte, predigte, that unzählige Wunder, belehrte die Menschen einzeln und in Massen, und wirkte als ein Missionär des Evangeliums in der Art, daß nicht er zu fremden Völkern ging, sondern daß eine wahre Völkerwanderung, kommend und gehend, wie ein Meer seine Säule umflutete und umwogte.

In den Bergen des nördlichen Syriens, an der Grenze von Cilicien, lag der Flecken Sis oder Sisan, in welchem Simeon um das Jahr 388 zur Welt kam. Seine Eltern waren wohlhabende Landleute und gute Christen. Das Kind empfing sogleich die heilige Taufe. Es war früh durch glückliche Gaben ausgezeichnet, sehr schön, sehr kräftig, sehr gewandt dem Leibe nach; dabel heiter und freundlich von Gemüth und dem Herzen nach so liebevoll, daß es sich öfters die Speise entzog, um Hungerige zu sättigen. Wie die Patriarchen der Vorzeit, wie Jacob und David, wurde auch Simeon ein Hirtenknabe. Die Eltern übergaben ihm ihre Schafheerde und mit großer Sorgfalt vollzog er alle Obliegenheiten seines Geschäftes. Die Einsamkeit der Thäler und Berge, wohin er seine Schafe zur Weide führte, war ihm sehr lieb, entsprach der sinnenden Richtung seines Gemüthes und nährte sie, während die Wilber der Natur seiner Seele nur reine, friedliche Eindrücke gaben. Vom weltlichen Treiben, von Bosheit und Sünde, blieb er ganz unberührt. Auch Belehrung und Unterricht fehlten ihm durchaus. Morgens trieb er die Heerde aus und Abends trieb er sie heim, so daß er weder Gelegenheit noch Zeit hatte, um irgend etwas zu lernen. Aber Sonntags ging er mit den Eltern zum Gottesdienste, und was er dort sah und hörte, und in sich aufnahm und allmählich verarbeitete, das war der dunkle Keim zu einer späteren Blüthe von lichter, himmlischer Weisheit. Er fand große Freude

baran, das wohlriechende Harz Storax von den Gebüschcn zu sammeln und, wenn er einen Vorrath beisammen hatte, ein Feuer auf den Bergen anzuzünden und ihn zu verbrennen; denn es war ihm so unbestimmt ein lieber Gedanke, daß der süße Duft zum Himmel aufstieg. Vielleicht war es eine Vorahnung aller Gebete, die demaleinst aus seiner Seele zum Himmel sich erheben würden. Es regt sich bisweilen unaussprechlich Tieffinniges im Gemüthe eines Kindes.

Während eines Winters trat ein so heftiger Schneefall ein, daß Simeon seine Schafe nicht weiden konnte, sondern eine Zeitlang zu Hause bleiben mußte; da ging er denn häufiger in die Kirche und hörte mit tiefer Aufmerksamkeit die Vorlesungen des Evangeliums an. Einst vernahm er die Bergpredigt mit ihren wonnevollen Verheißungen. Daß die Leidtragenden getröstet werden und die reinen Herzen Gott schauen sollten, klang ihm so lieblich, aber auch so unverständlich, daß er sich an einen Greis mit der Frage wendete: „Herr, was liest man da?“ „Das Evangelium, mein Sohn, zur Belehrung unserer Seele, damit wir lernen, Gott dem Allmächtigen zu dienen und ihn zu fürchten,“ sprach der Greis. „Was heißt das, Gott fürchten?“ fragte Simeon, der damals dreizehn Jahre alt war, weiter. Aber der Greis war ganz erstaunt und sprach: „Ich sehe freilich, daß du sehr jung bist; aber fragst du mich denn wirklich aus Unwissenheit?“ „Ich frage dich an Gottes Statt,“ sagte Simeon, „denn was ich höre, das mögt' ich thun lernen. Aber ich bin unwissend und einfältig.“ Da sprach der Greis: „Mein Kind, wenn sich der Mensch vor Jedermann demüthigt, ohne Unterlaß zu Gott betet, im Fasten und aller sinnlichen Abtödtung sich übt, sein Herz weder an Geld noch Gut, weder an Eltern noch Freunde hängt, vielmehr die Gebote Gottes treu und gewissenhaft erfüllt, dann wird er das Himmelreich erben und dann ist er gewandelt in der heilsamen und heiligen Furcht Gottes, und wer das nicht thut, dem wird dereinst die äußerste Finsterniß zu Theil werden, in welcher der Teufel mit seinen

bösen Geistern hauset. Der Ort aber, mein Sohn, wo du jene heilsamen Dinge am vollkommensten lernen und üben kannst, ist das Kloster. Ueberlege es aber wohl: du mußt Hunger und Durst leiden, Unbilden und Verachtung ertragen, dich schmähen und beschimpfen lassen, seufzen und weinen, wachen und entsagen, Vieles von den Menschen erdulden, ohne von den Engeln Gottes getröstet zu werden; denn das ist der Weg zur Vollkommenheit. Hast du den guten Willen ihn zu betreten, so gebe dir der Herr der Herrlichkeit seine Gnade dazu." Da fiel Simeon dem Greise zu Füßen und rief: „Du bist mir Vater und Mutter! du bist mein Lehrer in allem Guten! du bist der Führer meiner Seele zum Himmel! daß du sie gerettet hast, die sich schon zum Verderben neigte, das lohne dir Gott. Ich aber gehe dahin, wo Seine Gnade mich haben will.“ „Geh, mein Sohn!“ sprach der Greis. „An Trübsal wird es dir nicht fehlen, aber du kannst nachmals gestärkt und ein außerlesenes Werkzeug Gottes werden.“ Simeon setzte noch eine Zeitlang sein Hirtenleben fort; aber er betete auch fleißig in einer Kapelle, die zur Ehre heiliger Martyrer erbaut war. Da lag er oftmals mit dem Antlitz auf die Erde gedrückt und flehte mit unaussprechlichen Seufzern zu Gott um die Gnade, Buße thun zu dürfen, und wenn er dann wieder auf seine stillen Berge kam, sammelte er eifrig Storz, zündete ein Feuer an, legte das Räucherwerk mit Andacht darauf und sagte froh und innig: „Steig' auf zu Gott, der im Himmel ist, du lieblicher Duft, und sei ihm wohlgefällig.“ Und so war der Weihrauch die erste Gabe, welche Simeon dem menschengewordenen Erlöser darbrachte. Gold und Myrrhen kamen später! Zu diesem jungen und reinen, ganz in Gott versenktem Gemüth neigte sich denn auch die Gnade in anderem Maß herab, als es möglich ist, wenn der größte Theil des Herzens von der Welt und von irdischen Dingen erfüllt ist. Wachend war Simeon bei Gott und sprach mit ihm; dafür war Gott bei Simeon, wenn er schlief, und redete zu ihm durch Träume und in Gesichten.

Er schlummerte einst am Fuße des Berges; da erschien eine himmlische Gestalt in seinem Traume, hieß ihn aufstehen und bauen. Simeon entschuldigte sich, weil er der Baukunst unfundig sei. „So lerne sie von mir!“ sprach die strahlende Erscheinung. Und sie gab ihm einen großen, schön bearbeiteten Stein in die Hand und sprach weiter: „Lege ihn ostwärts, und einen zweiten gen Norden, einen dritten gen Süden, einen vierten über jene hin; dann ist der Bau fertig.“ „Aber was ist das nun?“ fragte Simeon. „Ein Altar Gottes, dem du dienen willst und der durch dich seinen Namen verherrlicht haben will. Darum halte dich fern von Hoffart und Stolz; harre aus in Langmuth, in Standhaftigkeit, in unüberwindlicher Geduld, beseele dich mit der vollkommenen Liebe gegen Jedermann: dann wirst du Viele vom Irrthume zur Erkenntniß der Wahrheit führen.“ Und eine zweite leuchtende Gestalt, mit himmlisch heiterm Angesicht und mit einem goldenen Buche auf der Brust, trat zu ihm heran und legte Etwas in seinen Mund, das — schneeweiß, perlenrund und honigsüß — wunderbar seine Seele sättigte. Aber die erste Gestalt gab ihm den goldenen Stab, den sie in der Rechten hielt, und sprach: „Hiemit weide die Schafe Christi.“ Und Simeon erwachte. Dermaßen war seine Seele überfüllt von dem Eindrucke dieses Traumes, daß er einundzwanzig Tage ohne Speise und Trank verblieb, was ihm doch sonst nie eingefallen war, da er immer Fleisch und Wein von seinen wohlhabenden Eltern erhalten und genossen hatte. Sein Gebetseifer wuchs; stundenlang verweilte er betend in der Kirche, dann tagelang, endlich ganze Nächte hindurch. Andere Hirten und Altersgenossen sängen an ihn zu beobachten, erst mißtrauisch, was er wohl die ganze Nacht in der Kirche begünne? ob er auch wohl immer bete? ob dies nicht Heuchelei oder Sucht nach Aufsehen sei? Sie belauschten ihn und wechselten sich ab von Stunde zu Stunde; aber Keiner von ihnen sah etwas Anderes, als daß Simeon vom Abend bis zum Morgen abwechselnd auf den Knien und ausgestreckt auf dem Boden lag, und zwar in einem so weltvergessenden Gebete,

daß der Körper regungslos und wie todt war. In einzelnen Blitzen gab sich jetzt auch die Kraft Gottes kund, die durch ihn so viele leuchtende Wunder wirken wollte. Nach jenen einundzwanzig Tagen gänzlicher Enthaltung von Speise hungerte ihn, und er ging zu einem Fischer in der Nachbarschaft und bat dessen Tochter Martha, ihm einige Fische zu verkaufen. Das Mädchen wollte sich eben mit dem reichlichen Fischzuge der vergangenen Nacht zum Markte von Sifam begeben, läugnete, daß sie Fische im Hause habe, und legte einen Schwur bei dem Namen Gottes darauf ab, als Simeon es nicht glauben wollte. Er verließ sie und ging auf den Marktplatz, wo sich viele Menschen befanden. Bald darauf kam auch Martha mit ihren Fischen, doch in einem kläglichen Zustande. Von unsichtbarer Gewalt gejagt rasete sie umher und schrie beständig Simeons Namen und die Fische umwimmelten sie und raseten wider sie auf. Es war ein grauenhafter Anblick; und die Unsinnige kam erst dann wieder zu sich selbst, als Simeon sie bei der Hand nahm und ihr Ruhe gebot.

Inzwischen war Eusocion, Simeons Vater, gestorben und sein älterer Bruder, Semses, wollte jetzt das Hauswesen auf seine eigene Hand führen und darum das Vermögen theilen. Die Brüder liebten sich herzlich, deshalb sprach Simeon zu Semses: „Theile du ganz nach deinem Gewissen und nimm, was dir gefällt;“ und Semses machte die Theilung mit der größten Gewissenhaftigkeit. Aber Simeons Sinn stand nicht nach den Gütern dieser Welt, sondern nach den Schätzen des Himmels, die man gewinnt, wenn man jene aufgibt; und da sein Entschluß feststand, sich in ein Kloster zu begeben: so fing er seinerseits an, seine Habe zu vertheilen. Sie war beträchtlich, denn eine Verwandte von ihm war eben auch gestorben und hatte ihn zum alleinigen Erben eingesetzt. Das Landgut gab er seinem Bruder, mit dem baaren Gelbe und sonstigen Erbschaftsstücken bedachte er die Armen und die Klöster. Er brauchte nichts! was konnten alle Güter für ihn sein, der die vierzigstägige Fasten in gänzlicher Enthaltung von jeder irdischen Speise hinbrachte!

zu Fasten speiste ihn der zarte Fronleibnam des Herrn in heiliger Communion und dann wieder am Osterfest. Das genügte dem seligen Knaben. Und warum nicht? der Herr des Lebens ging ja in sein Leben ein. Bald darauf trat die Erntezeit ein, im Frühling, wo sie in jenen heißen Ländern immer stattfindet. Simeon wollte sie noch mitmachen, nicht um zu sammeln, sondern um zum letzten Male zu geben. Er gestattete allen Aehrenlesern, einheimischen und fremden, aus der Ferne und aus der Nähe, Zutritt zu den Feldern, und erlaubte ihnen nicht nur eine Nachlese zu halten, sondern auch von den Garben zu nehmen. Abends, wenn er dann die Schnitter um den Weinschlauch und um Brod und Hammelfleisch versammelte und reichlich speiste, konnte er es nicht über's Herz bringen, die Aehrenleser, also gerade die ärmsten Leute, hungrig vom Felde gehen zu sehen. Er rief auch sie mitleidig herbei und bediente auch sie mit Speise und Trank, welche Gott in seinen gesegneten Händen wunderbar vermehrte. Und damit schloß Simeon sein Leben in der Welt ab, dies reine, unschuldige Leben, in welchem nie ein Gedanke der Selbstsucht oder der Eitelkeit Platz gefunden hatte, weil es ganz erfüllt war von unaussprechlicher Liebe zu Gott, die sich in dreifacher Weise untrüglich kund gab, durch heiligen Gebetsseifer, durch heiligen Haß seiner selbst und durch heilige Nächstenliebe. Nun war aller Ballast von Besiz und von Eigenthum abgeworfen, nun war er fähig, das Kreuz seines Herrn auf die bloßen Schultern zu nehmen. Er wußte, was ihn im ascetischen Leben erwartete: Entsagung für den sinnlichen, Trübsal für den geistigen Menschen: darauf hatte jener unvergeßliche Greis ihn ja vorbereitet. Aber gerade Das zog Simeon an! er hatte ja auch an jenem Tage das Wort gehört, das wie durch einen himmlischen Blitzstrahl die Pforte zum ewigen Leben vor ihm aufriß: „Selig sind die Trauernden, denn sie sollen getröstet werden.“ Er wußte also, daß er würde leiden müssen; aber er konnte auch mit dem Apostel sagen: „Ich weiß, an Wen ich geglaubt habe.“ (II Timoth. 1, 12.) Was er nun noch



an Gabseligkeiten besaß, nahm er zusammen und begab sich nach dem großen und wohlhabenden Flecken Seleba, der zwischen Antiochien und Verda lag. Es war eine freundliche Gegend, der hohe Berg Goryppe (die Spitze) überragte den Ort und am Fuße dieses Berges lagen zwei zahlreiche Klostergemeinden. In einem dieser Klöster lebte ein sehr frommer Vetter Simeons, der fünfunddreißig Jahre dort wohnte, ohne je die Pforte wiedergesehen zu haben, durch die er eingetreten war. Bei seinen Schenkungen hatte Simeon dieses Kloster besonders reichlich bedacht und jetzt meldete er sich dort um Aufnahme. Heliodor, der Abt, war ein ehrwürdiger Greis von fünfundsechzig Jahren, und davon hatte er nicht weniger als zweiundsechzig im Kloster zugebracht, da seine Eltern ihn als Knäblein von drei Jahren zur Erziehung dahin gaben. Die Welt war ihm gänzlich fremd; er gestand, daß er nicht wisse, wie Hühner und Schweine ausfähen, und Theodoret sagt: „Diesen Mann habe ich oft gesehen, oft ihn bewundert wegen seiner heiligen Einfalt und ihn nicht wenig geliebt um seiner großen Aufrichtigkeit willen.“ Nachdem Simeon sieben Tage und sieben Nächte weinend und betend und ohne Speise und Trank vor Gott gelegen hatte, begab er sich zu Heliodor, fiel ihm zu Füßen und flehte: „Erbarme dich eines elenden Sünders, rette meine Seele, die Gefahr läuft zu Grunde zu gehen, und die gern Gott dienen möchte.“ Der Abt fand ihn noch sehr jung und fragte ihn nach seiner Herkunft. „Ich bin frei geboren und heiße Simeon,“ antwortete er; „aber rette meine Seele.“ Heliodor hob ihn auf und sprach: „Hat Gott dich hergeführt, so wird er dich auch bewahren und deine Seele nicht in der Trübsal untergehen lassen. Sei nur recht demüthig und dienstwillig, wie es deiner Jugend geziemt, gegen alle Brüder, damit du dir ihre Liebe erwirbst.“ Eben damals befand sich in diesem Kloster der Bischof Domnus von Gabula in Cölesyrien, um mehreren jungen Asceten die Tonsur und seinen Segen zu ertheilen und sie dadurch dem Ordensstande einzuverleiben. Simeon machte einen sehr

günstigen Eindruck auf den frommen Bischof; er war nicht groß von Gestalt, aber kräftig und geschmeidig, sein Antlitz war frisch und blühend und sein Ausdruck von holdseliger Anmuth. Sein Bruder Semses war nach Teleba gekommen, um Zeuge der heiligen Handlung zu sein, durch welche sich Simeon ganz dem Dienste Gottes aufopferte. Semses nahte sich mit anderen Gläubigen dem Bischofe, um dessen Segen zu empfangen; da hub dieser an, ihn so kräftig und innig aufzufordern, dem Beispiele seines jüngeren Bruders zu folgen, daß Semses, der willens gewesen war, gleich wieder in seine Heimath zurückzukehren, ganz ergriffen von der Herrlichkeit des Ordensstandes, im Kloster zu bleiben beschloß und mit Simeon und den Uebrigen die Tonsur empfing. Von prophetischem Geiste ergriffen, sprach der fromme Bischof zum Abt Heliobor: „Wird dem Jüngling Simeon ein längeres Leben geschenkt, so wird er ein köstliches Gefäß, in welchem Gott mit Wohlgefallen ruhen wird.“ Semses ging noch einmal nach Hause, um über seine Habe zu Gunsten der Armen und der Klöster zu verfügen, kam dann zurück und führte bis zu seinem Ende ein sehr gottseliges Leben im Kloster zu Teleba. Simeon aber, der schon zuvor all' diese Fesseln von sich abgestreift hatte, dachte vom ersten Augenblicke an weiter gar nichts, als mit der äußersten Abtödtung wie mit einer geliebten Braut zu leben und sie aus ganzer Seele zu umfassen. Er war jetzt vierzehn, höchstens fünfzehn Jahre alt. Nach der Regel des Klosters genossen die Mönche nur immer einen Tag um den anderen Speise. Simeon aber nahm nur jeden Sonntag Nahrung zu sich und die Speisen, die er an den übrigen Tagen empfing, gab er den Dürftigen, die an der Klosterpforte erschienen. Doch war dies kein einseitiger Eifer! seine Liebesglut und sein Verlangen Gott zu dienen, hielt damit Schritt; denn täglich empfing er die heilige Communion und in den ersten vier Monaten seines Klosterlebens lernte er den ganzen Psalter (die Psalmenammlung) auswendig. Da er sich mit der höchsten Demuth gegen alle Brüder benahm, zu jedem Dienste willig sich gebrauchen

ließ, nie die mindeste Unzufriedenheit äußerte und durch Vorwürfe nur zur innigsten Dankbarkeit und zur Reue über seine vermeintlichen Sünden bewegt wurde: so ließ der Abt Heliodor ihn gewähren, obgleich schon einige der Laien in der Genossenschaft über Verletzung der Regel und hoffärtige Ueberhebung zu klagen anfangen. Immer strenger wurden Simeons Fasten. Zwei und drei Wochen ließ er ohne Nahrung zu nehmen vorübergehen; dann begnügte er sich mit Linsen, die in Wasser aufgeweicht, nicht gekocht waren. Um das Fleisch zu kreuzigen und den Geist im ununterbrochenen Umgange mit Gott zu erhalten, beßiß er sich auch, den Schlaf möglichst zu überwinden. Wurde er Nachts so müde, daß sein Wille gegen das allgewaltige Bedürfniß der Ruhe allein nicht mehr ausreichte: so stellte er sich, an die Wand gelehnt, auf eine hölzerne Kugel. Sie rollte dahin, wenn der Schlämmer ihn übermannte und er fiel zu Boden. Das trieb er so lange, bis sein Schlaf nichts Anderes war, als die leichte Ruhe des Vogels, der, auf dem Zweige stehend, schlummert. Obgleich Simeon in liebevoller Weise mit allen Mönchen umging und besonders freundlich gegen seine Widersacher sich benahm, war doch der Zug nach ungestörter Einsamkeit mit Gott vorherrschend in ihm und so mächtig, daß er eines Tages verschwunden war. Die lauen Mönche jubelten heimlich, von diesem beständigen, lebendigen und beschämenden Vorwurf ihres ungeistlichen Sinnes befreit zu sein; der Abt Heliodor betrübtete sich jedoch sehr sammt allen Wohlgesinnten und ließ das Kloster und die Umgegend durchsuchen und durchfragen. Doch vergebens! Es verging ein Tag, eine Woche, ein Monat — Simeon war also fort! Da räumte der Bruder, der für die Küche zu sorgen hatte, in einem entlegenen Nebenhöfchen einen Holzhaufen ab, um Brennholz für den Heerd zu gewinnen; und siehe! innerhalb dieses Holzhaufens hatte sich Simeon einen Raum zu einer winzigen Zelle ausgehöhlt, in welcher er, in seliger Ekstase, die Anschauung Gottes genoß. Das vermehrte die Liebe, welche der Abt für ihn hegte, und die Abneigung

seiner Widersacher. Sie suchten ihn auf jede Weise zu quälen, halb indem sie in den Abt drangen, den Sonderling der Regel zu unterwerfen, halb indem sie ihn selbst mit Hohn und Schmähworten behandelten, halb indem sie ihm geradezu Uebles zuzufügen suchten. Der milde Abt erkannte in Simeon das Kleinod seiner Genossenschaft und in den unzufriedenen Mönchen die Beweggründe des Meides und der Bosheit; deshalb ermahnte er Simeon nur gelinde, an der Regel sich zu halten und den heiligen Geist durch keine Uebertreibung zu versuchen. Aber es war ja eben dieser Geist, der Simeon auf so ungewöhnlichen Wegen zur Vollkommenheit führte! Der feindselige Haß der Brüder gab ihnen einst einen grausamen Gedanken ein. Sie machten eine schwere eiserne Schürstange im Feuer glühend und sprachen dann zu Simeon: „Schüre das Feuer mit dieser Stange, wenn du Glauben hast.“ In freundlicher Arglosigkeit sprach Simeon: „Warum nicht?“ ergriff mit beiden Händen die schwere glühende Stange und schürte ruhig den Küchenheerd. Die Mönche entsetzten sich, als sie nicht die geringste Spur einer Brandwunde an seinen Händen bemerkten, und als der Abt es erfuhr, wollte er die Urheber solcher Ruchlosigkeit aus dem Kloster verbannen. Allein Simeon legte so dringende Fürbitte ein, daß sie bleiben durften. Sie blieben also; aber ihre neidischen Herzen wurden nur noch böswilliger. Alle Peinen, welche Andere ihm nicht anthaten, that Simeon sich selber an und nahm einmal einen rauen, dicken, aus Palmenfäsern gedrehten langen Strick, den er sich fest um den bloßen Leib wickelte. Dieser fürchterliche Fußgürtel zerriß ihm sehr bald die Haut und machte ihm gräßliche Wunden tief in's Fleisch hinein. Nach zehn Tagen lief das helle Blut, wenn er sich bewegte, von ihm herab und ein Bruder bemerkte es und fragte ihn, was das bedeute. „Nichts Unangenehmes,“ entgegnete Simeon in seiner freundlichen Weise. Der Bruder sagte jedoch dem Abt, was er wahrgenommen habe, und Heliobor ergründete die Sache und gab nun an Simeon einen scharfen Verweis. Mit größter Vor-

sicht wickelte man den Strick von dem zerfleischten Leibe ab, und Simeon litt es geduldig, war jedoch nicht zu bewegen, die Wunden durch Salben oder dergleichen Mittel heilen zu lassen. Vielmehr bat er: „D gönnt mir doch diese Strafe für meine Sünden und laßt mich so sterben!“ „Aber, mein Sohn,“ sprach der Abt, „du bist noch nicht achtzehn Jahre alt; was für Sünden kannst du denn begangen haben?“ Simeon antwortete: „David sagt: Stehe, in Ungerechtigkeiten bin ich empfangen und in Sünden empfing mich meine Mutter.“ Ehrfurchtsvoll schwieg der Abt vor einem so tiefen und heiligen Verlangen nach Buße. Auch Prüfungen, welche Gott ihm unmittelbar auferlegte, trug Simeon mit derselben Gelassenheit. Er wurde blind beim Gebete. Seine Augen, die nichts Irdisches zu sehen begehrt, sollten, so schien es, für immer gegen die Erde hin geschlossen bleiben. Der Abt schlug ihm vor, einen Arzt zu rufen. Simeon dankte und bat nur, daß man ihn in die Todtengruft führen möge. Es geschah. Dort verharrte Simeon im vertrauensvollen Gebete und in der demüthigen Vereinigung seines Willens mit dem Willen Gottes, und nach dreißig Tagen des gedul digen Ausharrens lichteteten sich seine Augen und er kehrte, als ob nichts geschehen sei, zu den übrigen Mönchen zurück. Prüfungen anderer Art waren die Versuchungen, mit denen der böse Feind ihn heimsuchte, unaussprechliche Seelenangst und Kämpfe mit finstern unheimlichen Gewalten. Doch stark im Glauben bot Simeon ihnen die Spitze. Eine dunkle tiefe Felsenhöhle, ostwärts vom Kloster, war wegen der geheimnißvollen Schrecknisse, welche sie umhausten, ein so gefürchteter Ort, daß sogar bei Tage Niemand sie zu betreten wagte, denn ganze Legionen des Satans sollten darin ihr wüthes Wesen treiben und überdies wimmelte sie von Schlangen und anderem giftigen und unheimlichen Gethier. Diese Stätte wählte Simeon, um sich mit seinem Heilande, vom Geiste getrieben, in die Wüste und zu den wilden Thieren während der Quadragesima zu begeben. Da ließ er sich von Schreckgestalten umtoben und von inneren Qualen zerwühlen,

ohne die Sammlung in Gott zu verlieren und ohne etwas Anderes zu seinem Schutze aufzurufen, als das Gebet und das heilige Kreuzzeichen. Und plötzlich verschwand der unholde Spuk, glänzendes Licht erfüllte die Höhle und eine Stimme sprach süß und trostvoll: „Deine Brüder verfolgen dich; Satan quält dich; aber fürchte dich nicht, der Herr ist mit dir, seine Gnade behütet dich und seine Rechte hält dich. Du wirst das Haupt deiner Brüder sein und den Satan unter deine Füße treten.“ Und in seliger Ekstase verbrachte Simeon die übrige Zeit der Quadragesima, ohne daß man im Kloster ahnte, was aus ihm geworden sei. Der Abt hatte umsonst nach ihm suchen, fragen und forschen lassen; an die verrufene Höhle hatte Niemand zu denken gewagt. Als nun aber der freudenreiche Tag der Auferstehung des Herrn nahe war, da befiel den Abt große Angst um Simeon. Er besprach sich mit einigen Mönchen, deren wohlwollende Gesinnung für den Vermißten ihm bekannt war, sie zogen mit Fackeln in die Höhle und entdeckten in einem Winkel derselben Simeon ganz schwach am Körper, doch in stiller Gebetsentzückung. Sie führten ihn froh in's Kloster zurück und am heiligen Ostertage empfing er mit den Brüdern die heilige Communion, das Brod seines Lebens. Jetzt stellte sich aber die ganze Mönchsgenossenschaft, Simeons Feinde und Freunde, einhellig vor den Abt und ersuchte ihn, diesen Bruder zu entlassen, der in der Ordnung, Ruhe und Gleichmäßigkeit des Klosters solche Störung mache und immerfort Aergerniß oder Veranlassung zu peinlichen Besorgnissen gebe. Wollte der Abt den Simeon nicht fortschicken, so würden sie sich sämmtlich in ein anderes Kloster begeben. Der gute Heliodor gerieth in tiefe Betrübniß. Er hatte den ächten Bußgeist, der Simeon beseelte, zu gut erkannt, um nicht mit großem Schmerz den heiligen Jüngling aus seiner kleinen Herde zu verlieren. Andererseits bestand diese aus hundert und zwanzig Brüdern, unter denen viele sehr fromm und gottselig waren; sollte er um den Einen alle Uebrigen aufgeben? waren sie nicht sämmtlich seine geistlichen Söhne? und auch die min-

der Guten? Schon oft hatte er an Simeon Verweise und Ermahnungen gegeben und ihm Vorstellungen gemacht, sich in seinem Bußelifer zu mäßigen; da er aber einsah, daß dieser Eifer kein Eigensinn, sondern eine Führung Gottes mit dieser so ganz ungewöhnlichen Seele sei: so hatte er nie gewagt, unter dem Gehorsam zu befehlen, daß sich Simeon der allgemeinen Klosterregel füge und deshalb war dieser auch ungestört auf seinem Wege geblieben. Sollte er ihm jetzt, wider sein eigenes Gewissen, einen solchen Befehl geben? Sollte er diese große, schwunghafte Seele hemmen, weil die übrigen nicht mit ihr Schritt zu halten vermogten und weil einige ihr nicht ihren hohen Flug gönnten? Heliodor hatte einen schmerzlichen Kampf zu bestehen, bis er Simeon zu sich rief und freundlich zu ihm sagte: „Mein Sohn, du weißt, wie sehr ich dich liebe, wie ich dich nie betrübt, nie gewünscht habe, du mögest unser Kloster verlassen, wie ich dich immer in Schutz genommen und immer geglaubt habe, der Geist Gottes bewege dich und nicht Troß oder Laune des Sonderlings. Aber, mein Sohn, du gereichst den Brüdern zum Anstoße, und da unsere ersten Väter für das gemeinsame Leben der Mönche in Klostergenossenschaften bestimmte Regeln und Satzungen gegeben haben, die ich meiner Pflicht gemäß aufrecht halten muß: so bleibt mir nichts übrig, als dir zu sagen, gehe, wohin der Herr, den du so aufrichtig suchst, dich führen wird. Das Verlangen deines Herzens wird Er erfüllen. Vergiß aber nicht das Kloster, in dem deine Jugend erzogen worden ist. Schenke ihm den Beistand deiner Fürbitte. Und höre ich dereinst, daß der Herr dich verherrlicht, mein Sohn, so will ich ihn dafür mit Frohlocken loben und preisen.“ Dann wollte er dem aller Hülfsmittel beraubten Simeon, der einen großen Theil seines Vermögens diesem Kloster geschenkt hatte und der nun in der äußersten Armuth es verlassen mußte, voll väterlicher Sorge eine geringe Geldsumme einhändigen, die ihn vor bitterstem Mangel schütze, bis er wieder eine Stätte gefunden habe; doch mit demüthigster Dankbarkeit antwor-

tete Simeon: „Fern sei es von deinem unwürdigen Diener, auch nur einen Denar von dir anzunehmen. Statt des unnützen Geldes gib mir aber deinen heiligen Segen mit auf den Weg.“ Und der Greis betete über ihn, wie Isaaß über seinen Jacob, segnete ihn und sprach: „Zieh hin in Frieden und der Herr sei mit dir.“ So verließ Simeon denn das Kloster zu Teleba, begab sich in eine wilde Felsengegend und stieg in eine wasserlose Cisterne hinab, in welcher er Gott freudige Lobgesänge darbrachte. Heliodor hatte aber in der Nacht einen beängstigenden Traum. Weißgekleidete Männer mit brennenden Fackeln in den Händen umringten das Kloster und riefen dem Abte zu: Wir verbrennen dich und dies Haus, wenn du nicht den Diener Gottes Simeon zurückeruffst. Was hat er verbrochen? Warum hast du ihn verjagt? Am großen Gerichtstage wird seine Würdigkeit im hellen Lichte erglänzen! Bitternd erwachte Heliodor, berief die Brüder und sprach: „Ich habe diese Nacht Vieles um Simeon gelitten. Er ist ein großer Freund Gottes. Zieht aus und sucht ihn und kehrt nicht ohne ihn zurück.“ Die Brüder gehorchten. Hirten wiesen auf Simeons Spur. Sie fanden und brachten ihn zurück. Doch seines Bleibens war nicht länger in Teleba. Die Vorschule war durchgemacht, die hohe Schule erwartete ihn. Zehn Jahre hatte Gott ihm geschenkt, um zu prüfen, ob er beharren werde in der Liebe zum Leiden; ob Haß und Verfolgung ihn so einschüchtern, milde Vorstellungen ihn so einnehmen könnten, daß er abließe von seinem Dornenwege. Da er aber unerschütterlich sowohl in seinem Entschlusse als in der Nächstenliebe blieb und da nicht ein Stäubchen von Erbitterung noch von Selbstgefälligkeit seine Seele besleckte: so führte die Hand Gottes ihn weiter. Simeon zählte jetzt vierundzwanzig Jahre. Die Welt hatte er gänzlich vergessen; daher wußte er auch durchaus nicht, wohin er sich zu wenden habe, nachdem er das Klostergebiet von Teleba verlassen. Er bat Gott, ihm den Weg zu bereiten und ihn dahin zu führen, wo er seinen Diener haben wolle; und wanderte getrost weiter. So kam er in die



Nähe des Fleckens Telanessus (syrisch Telnesche) im Gebiete von Antiochien, trat unter einen Baum und betete dort: „Allerheiligster Gott und Herr! ist es dir genehm, daß ich in diesem Orte die vierzigstägige Fastenzeit zubringe, so führe mich zu irgend einem Kloster und laß den Pförtner zu mir sprechen: Komm herein.“ Bis zum Abend blieb er im Gebete unter dem Baum, ging dann in den Flecken, fand ein Kloster und klopfte an die Pforte. Ein freundlicher Knabe öffnete sie, schaute mit kindlicher Ehrerbietung zu dem schönen, würdevollen, einnehmenden Fremdling auf und bat ihn einzutreten. Simeon wünschte zuvor dem Abte gemeldet zu werden; doch der Knabe ergriff mit liebevoller Hast seine Hand, zog ihn über die Schwelle und lief dann fort. Das Kloster war fast ganz verödet; die Mönche hatten sich anderen Genossenschaften angeschlossen und es befand sich jetzt nur dieser siebenjährige Knabe und ein Greis darin. Letzterer kam schnell herbei und nahm Simeon wie einen längst gekannten theuern Freund auf, bewirthete ihn ehrerbietig und stellte das ganze Haus ihm zur Verfügung. Simeon bat ihn um eine abgelegene Zelle, in welcher er die bevorstehende Quadragesima recht abgeschieden verbringen könne und der Greis ließ sie nach seinem Wunsche einrichten. In Telanessus befand sich damals ein Geistlicher, der das kirchliche Amt hatte, zu Zeiten in der Provinz umherzureisen und die Priester auf dem Lande, wie auch einzelne Klöster, die nicht unter einem Abte standen, zu visitiren, damit jeder möglichen Unordnung schleunige Abhülfe werde. Er war ein ausgezeichnete Mann, gebürtig aus Odeffa, von vornehmerm Geschlecht. Er hieß Bassus und war selbst der Vorsteher einer Genossenschaft von zweihundert Mönchen, die er nach einer sehr strengen Regel leitete. Sie durften keine Vasthiere und keine Mühle haben, kein Geld annehmen, keine Ausgänge für Einkäufe machen, mußten also sich ganz der Vorsehung Gottes überlassen. Bassus besuchte Simeon und seine große neidlose Seele ward von Bewunderung erfüllt über diesen Jüngling, der mit solchen Riesenschritten und solcher unbefangenen Einfalt auf

dem Wege der Liebe zum Leiden vorwärts lief. Simeon schätzte sich überaus glücklich, einen so erleuchteten Rathgeber hier gefunden zu haben und theilte ihm seine Absicht mit, die vierzigstägige Faste ununterbrochen dem Gebet, und zwar ohne Speise und Trank, eingemauert in der Zelle hinzubringen. „Willst du dich denn freiwillig der Gefahr aussetzen, ein großes Verbrechen zu begehen und ein Selbstmörder zu werden?“ fragte Bassus mit scheinbarer Strenge. „Wohlan, mein Vater,“ entgegnete Simeon demüthig, „lasse mir zehn Brode und einen Krug mit Wasser bringen, und ich verspreche dir, im Falle der Noth davon Gebrauch zu machen.“ Bassus konnte nichts dagegen einwenden. Er segnete den heiligen Jüngling, ließ ihm die Lebensmittel bringen und dann in seiner Gegenwart die Thüre vermauern. Der wunderbare Büsser blieb allein mit Gott, wie sein Heiland in der Wüste es gewesen war. Bassus konnte kaum den Ablauf der Faste erwarten vor Sorge und Theilnahme. Endlich wurde die Thüre eingeschlagen und er fand Simeon am Boden liegen, körperlich athemlos und schwach, geistig in höchster Weise lebend; denn kaum hatte er von Bassus die heilige Communion empfangen, so stand er auf und verließ die Zelle. Brod und Wasser waren unberührt geblieben.

Der Priester von Telnesche, Daniel, wurde ein großer Freund und Anhänger Simeons. Er war selbst sehr ascetisch und verstand daher den erhabenen Bußgeist, der den Jüngling beseelte. Er ging beständig mit ihm um und versorgte ihn mit Kleidern und mit seiner geringen Lebensnothdurft. Simeons Sinn stand nach der Wüste; Daniel, Bassus und andere Freunde hielten ihn aber für berufen, unmittelbar auf die Welt zu wirken, als es in der tiefen Einside möglich ist, und schlugen ihm das einsiedlerische Leben in einer Wandbra vor. Das ist ein Raum im Freien, der von einer hohen Steinmauer umgeben ist. Wer sich darin aufhält, ist allen Unbilden der Witterung preisgegeben und kann von Außen nicht gesehen werden. Die beiden großen Büsserinnen Cyra und Marana, Simeons Landsmänninnen und Zeitgenossen, lebten gemeinschaft-

lich in einer solchen Mandra. Dieser Vorschlag war nach Simeons Wunsch. Dantel besaß auf einem benachbarten Berge ein Grundstück und gab mit Freuden den Platz her, auf welchem die Mandra eingerichtet wurde; und kein König nahm je froher Besitz von seinem Throne und von den Herrlichkeiten seines Reiches, als Simeon von seiner Mandra, in welcher nichts als das äußerste Elend ihn erwartete, jedoch ein Elend, welches durch die Herrlichkeit Gottes wunderbar überstrahlt werden sollte. Es war im Jahre 412 und Simeon zählte vierundzwanzig Jahre, als er die Stätte betrat, auf welcher er fast ein halbes Jahrhundert hindurch als eine geistige Sonne, von Oben herab, Lehrer und Wohlthäter der Völker werden sollte. Die ersten zehn Jahre stand er aber noch nicht auf Säulen; allmählich klimmte er die Leiter der äußersten Abtödtung empor. Er begann damit, zur Fastenzeit in die Mandra zu gehen, den Eingang durch seinen Freund und Beschützer, den ehrwürdigen Bassus, vermauern zu lassen und sich in gänzlicher Enthaltung von aller leiblichen Nahrung, dabei unbeschützt gegen Stürme und Nachfröste, gegen Regensströme und Hagelschauer, unter freiem Himmel unablässigem Gebet hinzugeben. Mit seiner einzigen Liebe, mit Gott, vereinigt zu sein, dahin rang sich seine Seele durch Ueberwältigung jeder irdischen Hemmung und Störung, gleichviel ob diese aus den Anforderungen oder aus dem Unbehagen der irdischen Natur hervorgingen. Kraft seiner heiligen Liebe legte er sich mehr und mehr diese irdische Natur unter die Füße und zugleich auch alle Angriffe des bösen Feindes, der keine Art von Versuchung verschmähte, um den Kämpfer Christi von seinem Ziele zurück zu schleudern. Allein Simeon war schon ein Meister in der heiligen Wissenschaft des Gebetes: er ließ die Hölle toben und hielt mit seinem Willen am Himmel fest. Am Ostertag stellte sich wiederum der ehrwürdige Bassus vor der Mandra ein; jedoch nicht allein, sondern mit allen Geistlichen seines Amtsbezirkes und mit vielen Anderen, zu denen sich denn auch noch alle Einwohner von Telnesche und aus der ganzen Umgegend erwartungsvoll

gefellten. In Gegenwart so vieler Zeugen wurde die Mandra geöffnet und Alle begrüßten Simeon mit unbeschreiblichem Frohlocken. Ein gottseliger Mann, der Maris hieß, war der Ueberzeugung, daß das Gebet dieses großen Büßers Gott sehr wohlgefällig sein müsse, hatte deshalb ein Gefäß voll Del mitgebracht und bat Simeon demüthig, es zu segnen. Es geschah; und als ob Gott seine Gnade sinnbilden wolle, in solchen Strömen überwallte das Del die Schale, alles Volk schöpfte begierig und andächtig, und Maris trug das überfließende Gefäß nach Hause, wo es jahrelang in wunderbarer Weise gefüllt blieb. Bassus speiste Simeon mit dem Brode der Engel, verließ ihn in seiner Mandra mit erhöhter Liebe und Bewunderung und sprach, vom prophetischen Geiste erfüllt, zu dem versammelten Volke: „Durch diesen seligen Jüngling wird der Herr Wunder wirken, wie er sie weder durch seine Propheten, noch seine Apostel gewirkt hat. Die Könige und Großen der Erde werden kommen, ihn zu begrüßen, zu verehren und auf den Knien um seine Fürbitte ihn anzuflehen.“ Und wirklich begannen jetzt auch die wunderbaren Heilungen krankter Leiber und Seelen, welche mehr und mehr Simeons Ruhm durch die ganze Welt verbreiteten. Ein achtzehnjähriges Mädchen aus der Nachbarschaft, gichtbrüchig seit ihrer Kindheit, war die Erste, die bei ihm Heilung fand. Zugleich entzündete er in ihr einen solchen Drang nach der höheren Vollkommenheit, daß ihr Vater, ein reicher Mann, ihr ein Kloster erbauen mußte, worin sie fortan ein gottseliges Leben führte. Theodoret sagt von dem Zudrange zu Simeon, nachdem er verschiedene Völker des Orients genannt hat: „Ja sogar die Völker vom Niedergang der Sonne kamen zu ihm, aus Spanien nämlich und England, und aus Frankreich, das zwischen diesen beiden Ländern liegt. Von Italien braucht nur dies eine angeführt zu werden, daß man sagt, in der weltberühmten Stadt Rom sei der selige Simeon so hoch verehrt, daß man sein Bild in kleiner Form an allen Werkstätten und Läden anbringe, um sich dadurch gleichsam seinem Schutze anzubefehlen.“ In seinem Verlangen nach ungeför-

ter Einsamkeit mit Gott begehrte Simeon, sich diesem Zudrange zu entziehen und deshalb die Thüre der Mandra auf drei Jahre vermauern zu lassen, so daß er für Jedermann unsichtbar und unzugänglich sei. In der Ringmauer blieb nur eine ganz kleine Oeffnung, durch welche ihm die heilige Communion gereicht wurde. Ein Gefäß mit Linsen und einen Krug voll Wasser drang Bassus ihm auf, berebete ihn auch, seine Vermauerung auf achtzehn Monate zu beschränken. Mit großer Demuth folgte Simeon den Rathschlägen seines erfahrenen Freundes und setzte zugleich ein solches Mißtrauen in die Schwäche seiner eigenen Natur, daß er sich den rechten Fuß durch eine eiserne Kette fesseln und diese an einen schweren Stein schmieben ließ. Dadurch war ihm Flucht unmöglich gemacht. Der Chor-Bischof Meletius von Antiochien machte ihm jedoch die Bemerkung, daß ein fester, aus dem Willen Gottes entspringender Vorsatz den Leib auch ohne Kette fesseln könne; da ließ Simeon sie wieder abnehmen und sammelte sich zur Beharrlichkeit in seinem schweren geistigen Kampf. Immer gewaltiger wurden die Prüfungen, die Gott ihm schickte oder zuließ, um ihn im Schmelztiegel zu einem Werkzeuge von reinem Gold zu läutern, das würdig sei, von der Hand Gottes gebraucht zu werden. Dämonische Versuchungen wechselten ab mit himmlischen Offenbarungen; qualvolle Schrecknisse mit überfließenden Tröstungen; trügerische Erscheinungen mit lieblichen Visionen und mit überirdisch belehrenden Gesichten. Durch diesen Wechsel von Qualen und Bonnen, durch diese Voten aus Hölle und Himmel, die gleichsam sein Herz umlagerten und es einzunehmen suchten, wurde Simeon eben so geübt in der geistigen Abtödtung, wie er sich selbst in der leiblichen übte. Nichts dünkte ihn süß oder wünschenswerth oder tröstlich, als Gott zu dienen in der Weise, die Gott wohlgefällig sei; ob das nun sei auf Dornen oder auf Rosen, das war ihm vollkommen gleichgültig. Im Feuer unbegreiflicher Prüfungen wurde er wie ein Gewand von Asbest, das man in die Flammen wirft, um es zu reinigen, und das nicht verbrennt, sondern lauter und ge-

schmeibig wird. In stillen Nächten oder in früher Morgen-  
dämmerung sahen zuweilen Hirten und Landleute Engel, die  
ein Kreuz trugen, auf der Ringmauer der Mandra stehen,  
oder hörten feierliche Lieder, wie Chorgesang, von überirdi-  
schen Stimmen gesungen. Tiefe Ehrfurcht zog einen geweihten  
Kreis um die Mandra; dennoch wagten einst drei wilde  
rohe Gesellen, einen Angriff auf Simeon zu machen und um  
Mitternacht die Mauer zu übersteigen. Mit Schwert und  
Lanze stürmten sie auf den heiligen Väter ein; doch urplöz-  
lich lähmte sie eine geheimnißvolle Gewalt und unbeweglich  
blieben sie auf einer und derselben Stelle stehen. Da stan-  
den und standen sie bis zum anderen Abend; denn nun erst  
kam Simeon aus seiner Gebetsentzückung zu sich, wurde ihrer  
ansichtig und fragte, wer sie wären und was sie wollten.  
Der Eine fand nun Kraft, um zu sagen, sie wären Räuber  
und hätten ihn tödten wollen: „Gehet in Frieden,“ sprach  
Simeon, „und thut künftig keinem Menschen mehr etwas Bö-  
ses an, damit euch nicht Schlimmeres widerfahre.“ So ver-  
strichen die achtzehn Monate von Simeons gänzlicher Abge-  
schlossenheit, und zum dritten Mal kam sein gottseliger Freund  
Bassus in Begleitung einer unzähligen Volksmenge, um die  
Vermauerung zu beseitigen. Die allgemeine Bewunderung  
und Freude, Simeon gesund und lebendig zu finden, ging in  
andächtiges Erstaunen vor der Gnade Gottes über, als Bassus  
das Gefäß mit Linsen öffnete und es ganz unberührt fand.  
Das Volk begehrte davon, und Priester und Diakonen theil-  
ten während sechs Stunden von dem gesegneten Vorrath aus.  
Obgleich Simeon nun wieder den Menschen zugänglich war  
und ihren Nöthen mit seinem Gebete, ihren Sünden und La-  
stern mit seinen Ermahnungen zu Hülfe kam: so blieb seine  
Seele doch ungestört in der Vereintigung mit Gott und des-  
halb trat ihm auch die Bestimmung, welche Gott ihm gege-  
ben hatte, klar und immer klarer vor die Seele: ein Buß-  
prediger sollte er sein durch Wort und durch Beispiel; die  
unermessliche Erbarmung, Gnade und Liebe Gottes sollte er  
durch seine Lehren, seine Wunder, sein ganzes Leben verkün-

bigen und zugleich die weltüberwindende und versöhnende Macht der Buße, wenn sie aus heiliger Liebe zum Leiden entspringt und als ein Bächlein in das Meer der Sühne am Kreuze sich ergießt, sollte er an sich selbst zeigen. Bei einem so demüthigen, so entsagenden, so abgetödteten, so durch und durch geistig Armen ist nicht wohl eine selbstquälerische Laune vorauszusetzen, die ihn siebenundvierzig Jahre in seine Mandra gesperrt hätte. Er quälte weder sich selbst noch Andere. Er war, wie alle heiligen Freunde Gottes vor ihm und nach ihm, lieblichen Gemüthes, freundlich und theilnehmend; aber freilich, zum Begewisser auf seinem Pfade konnte er die Welt nicht brauchen; und welcher Heilige konnte das je? Gerade weil er jetzt in häufigere Berührung mit den Menschen kam, nahm sein Bußseifer zu. Immer strenger wurde sein Fasten, immer glühender sein Gebet, immer gewaltiger seine Abtödtung. Er begann, um mehr und mehr das Fleisch zu überwinden, die Uebung des Stehens in der Art, daß er auf der Stelle in der Mandra, wo er zu beten pflegte, Tage und Nächte hindurch stehend im Gebete ausharrte. Jetzt wurde der Zubrang der Menschen massenhaft. War auch Mancher aus Neugier gekommen, mit Andacht und Ehrfurcht ging er fort, und bald begehrte ein Jeder von diesem wunderbaren Diener Gottes Worte des Heiles zu vernehmen oder Gnaden zu erbitten. Kranke, Gelähmte und andere Leidende ließen sich, trotz der größten Beschwerden, aus weiter Ferne zu ihm bringen und baten um Gesundheit; Unterdrückte und Mißhandelte kamen und baten um Schutz; Arme und Elende um Abhülfe ihrer Noth. Liebreich und geduldig hörte Simeon all' diese Anliegen und Klagen an; tröstete Alle, ermahnte Alle, betete für Alle; wirkte durch die Kraft Gottes zahllose Heilungen von Krankheit und Gebrechen, zahllose Besserungen armer Sünder, zuweilen auch Bestrafung der Verstockten, und entließ Niemand, ohne an ihm in irgend einer Weise bethätigt zu haben, daß der Geist Gottes ihn zu seinem Werkzeuge erkoren habe. Simon kannte daher auch keine Bevorzugungen und machte keinen Unter-

schied zwischen vornehm und gering, zwischen hoch und niedrig. Eine glänzende Vision hatte ihm aufgetragen, für alle Arme zu sorgen, weil jeder Betrübte und Bedrängte ein Armer sei und jeder Entbehrende ein Bettler, nur daß die Einen um den göttlichen Segen für himmlische Dinge und die Anderen für irdische bettelten. Deshalb müsse Simeon für die Könige bitten um Weisheit und Demuth; für die Richter um Gerechtigkeitsinn und Achtung vor den Gesetzen; für die Reichen um Nächstenliebe; für die Armen um Genügsamkeit; für die Priester um Selbstverläugnung, für die Mönche um Opferfreudigkeit; für Alle um einen unerschütterlichen Glauben an die göttlichen Lehren des Christenthums. Deshalb dürfe Simeon auch nicht die Gewaltigen der Welt scheuen, wenn sie die Kleinen mißhandelten, sondern als ein Beschützer der Wittwen und Waisen, der Oeringen und Dürftigen solle er deren Recht vertreten und fordern, wo es unterdrückt und gekränkt werde.

In diesem für den natürlichen Menschen so unerhört beschwerlichen und unerträglich qualvollen Leben fand Simeon nichts lästig, als die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte und das Menschengewinnel, das ihn umwogte. Er fürchtete sich vor der allgemeinen menschlichen Schwäche der Eitelkeit, und vor Zerstretheit des Gemüthes, die aus der Vereinigung mit Gott reißt. Aber Gott, nach welchem Simeon so feurig und aufrichtig verlangte, behütete ihn vor diesen Klippen und gab ihm neue Gnaden, d. h. neue Mittel der Abtödtung. Zu Anfang des Jahres 423 begann Simeon seine an sich schon unerhörte Übung des immerwährenden Stehens dadurch zu erhöhen, daß er auf Säulen stieg. Innerhalb der Mandra befand sich ein Stein, der drei Ellen hoch war; auf demselben erblickte Simeon in einer Gebetsentzündung einen herrlichen Mann in kriegerischer Rüstung, mit verklärtem Antlitz, der die Hände faltete, tief sich beugte, dann sich wieder aufrichtete, und nachdem er diese Verneigungen eine Zeitlang fortgesetzt hatte, Blick und Hände gen Himmel hob. Dazwischen schaute er fest und eindringlich Simeon an. Drei Nächte hindurch verharrte die herrliche Erscheinung



vom Abend bis zum Morgen abwechselnd in jenen beiden Gebetsweisen; dann verschwand sie, und Simeon fühlte sich dadurch so bestimmt aufgefördert und so innig ermunthigt, daß er jetzt auf den Stein stieg und jene Uebung begann. Da erfüllte namenlose Süßigkeit seine Seele, denn jetzt wurde ihm klar, wo Gott ihn haben wolle. Drei Monate stand er auf diesem Stein und dann bestieg er Säulen. Während der ersten sieben Jahre stand er auf Säulen von eisk, von siebenzehn und von zweiundzwanzig Ellen Höhe; und endlich ließ er die berühmte Säule von vierzig Ellen errichten, auf der er dreißig Jahre stand, dreißig Jahre wie einen Tag verlebte, und endlich sein Leben auf ihr beschloß. Der Durchmesser dieser Säule betrug drei Fuß; der Raum, auf welchem oben der Heilige stand, war eine Elle breit, mit einem Geländer umgeben und ohne Dach. Wer mit Simeon sprechen wollte, der Priester, der ihm die heilige Communion reichte, seine Schüler, welche ihm Einmal in der Woche ein spärliches großes Linsengericht und zuweilen ein Kleidungsstück brachten, überhaupt in seiner Nähe dienstbereit sich aufhielten: Alle mußten der Leiter sich bedienen. Seine Kleidung war das Mönchsgewand, eine lange Tunika von grobem Wollenstoff, mit einem Gürtel um den Leib und eine Kapuze zur Kopfbedeckung; dazu für den rauhen Winter ein kleiner Mantel aus Thierfellen. Seine unbeschreiblich magere Gestalt war höchst geschmeibig und von nerviger Kraft; sein Antlitz schön und anmuthig, immer strahlend von innerer Heiligkeit, zuweilen verklärt in der Ekstase des Gebetes, und in späteren Jahren ehrfurchtgebietend durch seinen langen grauen Bart. So stand er wie schwebend zwischen Himmel und Erde auf seiner Säule und übte dort unablässig dasjenige Geschäft, für welches die Welt zwischen ihren Millionen von Geschäften nie Zeit hat: das Gebet. Die Engel sind in ewige Anbetung versenkt. Simeons Liebe zu Gott eiferte den Engeln nach und machte ihn den Engeln ähnlich; darum übte er das ewige Gebet. Dagegen sträubt sich die schwere irdische Natur — nicht nur gegen diese Uebung selbst, sondern sogar gegen den Glauben, daß

sie möglich sei; hält sie auch wohl für übertrieben. Aber die Ascese bricht eben die Uebermacht der irdischen Natur, befreit die höheren Kräfte von deren Druck, löst die Fesseln, mit denen die Seele tausendfach in die Leiblichkeit hinein geschlungen ist, und ermöglicht ihr durch die Befreiung aus dem verwirrten Vielerlei die Erhebung zur Einheit — zu Gott, die Vereinigung mit ihm, die Ruhe in ihm — dem Einen. Das Verlangen und Streben nach dieser Erhebung der Seele ist das Wesentliche des Gebetes; darin liegt nichts Unglaubliches und nichts Unmögliches. Und was die Uebertreibung betrifft, so ist die Uebertreibung der Vernachlässigung des Gebetes von vielen, vielen Tausenden in ihrer Art gewiß weit unglaublicher. Millionen denken nicht daran, Gott die Ehre zu geben, die ihm gebührt: und Niemand wundert sich. Einer denkt daran, Tag und Nacht, und nur daran: und die ganze Welt staunt. Dies Staunen, welches die Abirrung des Menschen von seinem übernatürlichen Ziel so klar und so traurig ausdrückt, trieb eben eine beständige Völkerwanderung zu jener Säule hin, auf der Simeon stand und seine Mission vollzog. Die ganze Nacht und am Tage bis drei Uhr Nachmittags trug er seine eigenen Anliegen und die seiner Brüder, d. h. aller Menschen, mit demüthigem und inbrünstigem Flehen vor Gott, pries die Fülle seiner Herrlichkeit und das Uebermaß seiner Liebe, und klagte über die Kälte und Treulosigkeit des wandelbaren Menschenherzens. Dann hielt er täglich zwei Predigten oder belehrende Reden an das Volk, immer ergreifend, feurig, liebevoll, wie der heilige Geist sie ihm eingab. Die Aufforderung, vom Irdischen sich loszureißen, die Welt zu verachten, das Himmelreich zu erstürmen, nichts zu fürchten, als die Strafen der Hölle, nichts schwerer zu finden, als in der Ewigkeit fern vom Anschauen Gottes zu sein: dies bildete meistens den Inhalt seiner Anreden. Doch wechselten sie auch ab mit glühenden Ermahnungen fest im katholischen Glauben, in Anhänglichkeit an die ächte überlieferte Lehre, in Unterwürfigkeit gegen die Bischöfe und Priester zu sein, und Götzendienst, Häresie und Judenthum zu

verlassen. Außer diesen zwei allgemeinen Anreden sprach er dann höchst leutselig und bereitwillig mit jedem Einzelnen, der von ihm Rath, Trost, Entscheidung, Urtheil, Fürbitte, oder was sonst sein Anliegen war, begehrte. Doch nur bis Sonnenuntergang. Mit dem Eintritte der Nacht legte er die Weltgeschäfte bei Seite, entließ die Menge oder ließ sich wenigstens nicht länger abhalten, in die tiefe Stille und Einsamkeit des Gebetes sich zu versenken, um daraus Licht und Kraft zu schöpfen. Er hatte die Gewohnheit angenommen, zeitweise seine Anbetung durch tiefe Verbeugungen auszudrücken, bei denen er sich dermaßen neigte, daß seine Stirn sich seinen Füßen näherte. Ein Begleiter Theodoret's zählte einst 1244 solcher Adorationen hintereinander, verirrte sich dann in den Zahlen und hörte auf. An Sonn- und Festtagen stand Simeon aber immer vierundzwanzig Stunden aufrecht, mit zum Himmel erhobenen Händen. In der ersten Zeit seines Säulenstehens ließ er oben auf ihrer Spitze einen Pfahl befestigen und sich mit Stricken an denselben binden, damit er nicht von der Müdigkeit übermannt werde und etwa über das Geländer herabstürze; denn zum Liegen oder Sitzen war innerhalb desselben kein Platz. Er mußte sich also an das Stehen gewöhnen, und es gelang ihm so vollkommen, daß er später freistehend, etwa nur an das Geländer sich lehrend, aus einem leisen flüchtigen Schlummer so viel Ruhe schöpfen konnte, als seine in's Ueberirdische hinein gezogene Natur noch bedurfte. Was seine heldenmüthige Geduld und Beharrlichkeit noch bewundernswürdiger macht, sind die entseßlichen körperlichen Leiden, welche dies Stehen, dies Fasten, dies Wachen, dieser Mangel an Obdach ihm zuzogen. Seine Fußsohlen rissen auf, sein Rückgrat litt, Geschwüre bildeten sich an seinen Füßen; dreimal erblindete er. Welche Weinen er ausstand, wußten aber nur diejenigen seiner Schüler, welche ihn bedienten, und auch sie nur unvollkommen, denn Simeon klagte nie. Seine Erblindungen mußten sie freilich bemerken, aber kein Fremder erfuhr etwas davon, denn er hatte ihnen streng verboten, etwas darüber zu sprechen. „Gott weiß es ja,“ sagte Si-

meon, „und das genügt mir; denn ihm allein diene ich, für ihn allein leide ich und er allein kann mir helfen.“ Menschen waren für ihn um Gottes Willen geliebte Brüder, denen er sich nach Kräften nützlich erweisen müsse; aber ihr Mitleid, ihr Lob, ihre Bewunderung begehrte er nicht. Darum lehnte er ruhig jede Ehre von sich ab. Er pflegte zu den Kranken, die er gesund entließ, zu sagen: „Wenn man euch fragt, wer euch geheilt hat, so sprecht: Gott. Mich aber dürft ihr nie nennen! Thätet ihr das, so liefet ihr Gefahr, Gott schwer zu beleidigen und von ihm gestraft zu werden. Sein ist die Macht und die Gnade; darum sei auch die Ehre sein.“ Ein Priester erschien einst vor der Säule und rief, hingerissen von Bewunderung, zu Simeon hinauf: „Wer bist du, wunderbares Wesen! bist du ein Geist? bist du ein Engel? kannst du ein Mensch sein?“ Die Umstehenden hörten mit einigem Unwillen diese Fragen; Simeon hat aber demüthig den Priester, die Leiter zu ersteigen, und dann zeigte er ihm seine Hände und Füße und das böse Geschwür, ließ ihn die Hand auf seine athmende Brust legen, erzählte ihm, was und wann er zu essen pflege, und sprach von diesen außerordentlichen Dingen so gleichgültig, als ob sie die alltäglichsten von der Welt wären. Der Geistliche überzeugte sich, daß Simeon ein Mensch sei, und verließ ihn viel erstaunter über solche Demuth und Abtödtung, als er über den Anblick eines Engels gewesen wäre. Doch erregte Simeons Lebensweise Anfangs Mißbilligung und Tadel von Seiten Solcher, die nicht wußten, aus welchem Geist er handle, und die sich durch körperliche Strengheiten und durch Wunderzeichen nicht blindlings einnehmen ließen. Die geistlichen Söhne und Jünger eines Ammon, eines Macarius, die Einsiedler von Nitria, welche sich gründlich auf die heilige Askese an Leib und Geist verstanden, schickten deshalb einen Boten zu Simeon, um ihn in der Tugend zu prüfen, die der Probirstein aller übrigen und überhaupt des Christenthums und christlichen Sinnes ist: im Gehorsam. Im Namen dieser ehrwürdigen Väter der Wüste sprach der Abgesandte deren Tadel einer

so befremdlichen Lebensweise gegen Simeon aus und gebot ihm, die Säule zu verlassen und sich künftig nach den herkömmlichen überlieferten Regeln, sei es als Einsiedler oder als Mönch, zu richten. Kaum hatte der Bote seinen Auftrag gemeldet, so schickte sich Simeon an, seine geliebte Säule zu verlassen, obgleich er fest glaubte, die Hand Gottes habe ihn dahin gestellt; denn das eigene Urtheil kann auch den erhabensten und edelsten Geist täuschen und irre führen; der Gehorsam nie! im Gehorsam ist immer ein Etwas vom Geiste Desjenigen, „der gehorsam war bis zum Tode am Kreuze.“ Kaum wurde der Bote aus der Wüste Simeons Bereitwilligkeit gewahr, so rief er ihm zu, gemäß seiner Vorschrift: „Halte ein und bleibe nur auf deiner Säule! Gott führt dich! Harre aus bis zum Ende.“ Hätte Simeon sich geweigert, so würde man ihn mit Gewalt von der Säule entfernt haben. Auch Mönche von Tabenna verdamnten Anfangs seine Lebensart als eine durch Neuheit und Uebertreibung höchst anstößige, und ließen ihm sagen, sie könnten in keiner Gemeinschaft mit ihm stehen. Aber ihre Abgesandten lernten an Ort und Stelle Simeons Tugenden und erhabenes Leben besser kennen, und statteten nach ihrer Heimkehr einen so günstigen Bericht ab, der allmählich von allen Seiten bekräftigt wurde, daß bald eine zweite Gesandtschaft vor dieser Säule erschien, um die freudige Ehrfurcht und Bewunderung der Mönche auszusprechen. Ueberhaupt fielen Scenen der eigenthümlichsten Art um diese Säule vor, von denen Theodoret als Augenzeuge einige erzählt:

„Ein Volksstamm aus einem barbarischen, unbekannten Lande erschien vor Simeon, und der Häuptling bat für sich und seine Horde um den Segen des Heiligen. Nun traf es sich, daß ein anderer Stamm, der mit jenem in Feindschaft lag, wie das bei den orientalischen Völkern oft der Fall ist, eben in derselben Absicht zu Simeon gezogen war. Dessen Häuptling erhob nun eine heftige Anklage gegen die neuen Ankömmlinge und beschwor Simeon, ihnen ja nicht seinen Segen zu geben, und ganz besonders nicht dem Anführer, der ein sehr böser und unwürdiger Mensch sei. Der Angeklagte

hub aber eben so heftig an sich zu vertheidigen und seinen Ankläger zu beschuldigen; beide Horden nahmen Partei für ihre Häuptlinge und der Streit wurde so grimmig, daß er geradezu in einen Kampf überging. Ich war gerade zugegen, suchte die Parteien zu besänftigen und versicherte, Simeon werde dem einen Stamme wie dem anderen die Benediction ertheilen; aber dies eben wollten die Einen den Anderen nicht gönnen, weil sie behaupteten, der Häuptling sei ein Unwürdiger. Endlich mußte Simeon alles Ernstes die Streitenden bedrohen, um nur den Aufstand zu stillen. Und ich habe dies anführen wollen als ein merkwürdiges Beispiel von dem Vertrauen, daß diese Barbaren auf Simeons Benediction setzten, da sie deren segnende Kraft durchaus nicht ihren Feinden gönnen wollten.“

„Ein anderes Mal,“ erzählt Theodoret, „geriet ich an diesem Orte fast in Todesgefahr. Ich sagte schon, daß sich Perser und andere Völker aus dem tiefen Asien zu Simeon begaben und ergriffen von seinen Predigten und Ermahnungen zum Glauben sich bekehrten und sich taufen ließen. Die Söhne Ismaels“ (Araber, wahrscheinlich Beduinen, die als wandernde Stämme umherziehen), „kamen aber zuweilen in Schaa- ren von zwei-, dreihundert, ja von tausend Mann, legten ihre Irrthümer ab, zertrümmerten die Götzenbilder, die sie mit sich führten, ließen sich von Simeon in den Grundlehren des Christenthums unterrichten und verlangten dann die heilige Taufe. Simeon, der eine große Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande hatte, ermahnte einst einen solchen neubekehrten Stamm, sich meine Anwesenheit zu Nutzen zu machen und mich um meinen priesterlichen Segen zu bitten. Die guten Leute thaten es sogleich und zwar mit dem zwiefachen Feuer ihres frischen Glaubenseifers und ihrer natürlichen Wildheit. Sie stürmten auf mich ein; die Nächsten hielten mich fest, am Mantel die Einen, an Bart und Händen die Anderen; die Entfernteren streckten die Arme nach mir aus; die ganz Fernen aber drängten sich so ungestüm und von allen Seiten in das Menschengewirr hinein, daß ich, in dem furchtbaren Getümmel hin und her gezerrt, Gefahr lief erdrückt zu werden.

Simeon mußte mit großer Mühe Stille gebieten und Ruhe schaffen, um mich vor dem frommen Zubränge zu schützen."

"Von einem sehr berühmt gewordenen Wunderzeichen des heiligen Mannes war ich selbst Augenzeuge," berichtet Theodoret weiter. „Ein saragenischer Fürst bat Simeon, einem Manne seines Gefolges, der von einer Lähmung aller Glieder befallen war, die Gesundheit zu erlangen. Simeon fragte den Kranken, ob er dem Unglauben entsagen wolle? und dieser erklärte sich dazu bereit. Also glaubst du an den dreieinigen Gott, den Vater, und den eingeborenen Sohn, und den heiligen Geist? fragte Simeon. Ich glaube, antwortete der Kranke. Wohlan! sprach Simeon, wenn du glaubst, so stehe auf, nimm deinen Fürsten auf deine Schultern und trage ihn in sein Bett. Und der Gelähmte stand gesund und kräftig auf und that wie Simeon ihn geheißen hatte. Alle Anwesenden brachen aus in Lob und Preis der Allmacht Gottes. Simeon hat aber durch diese wunderbare Heilung dasselbe gethan, was unser Herr und Heiland that, als er den Stichtbrüchigen aufstehen und sein Bett forttragen hieß. Da Er selbst gesagt hat: Wer an mich glaubt, wird die Werke thun, die ich thue; und er wird größere als diese thun; so können wir nicht staunen, wenn Er seine Zusage erfüllt. Und Er hat es gethan von Anfang an! Nie hat Er durch seinen Schatten ein Wunder gewirkt. Der Schatten des Petrus hingegen besiegte Krankheit, Gebrechlichkeit und böse Geister (Apostelgesch. 5, 15.), weil es dem Herrn und Heiland so gefiel. Und kraft Seines Namens und Seines Auftrages wirkte auch Simeon seine unzähligen Wunder."

Das Volk vom Libanon schickte eine Botschaft an Simeon mit der Klage, daß die Raubthiere ihnen das Leben in ihren Bergen fast unmöglich machten. Sie vermehrten sich zu großen Heerden, drangen in die Ortschaften ein, raubten nicht nur alles Vieh, sondern auch kleine Kinder, fielen sogar Erwachsene an. Niemand getraute sich allein in die Berge zu gehen und das Feld zu bearbeiten, und sogar wenn Viele beisammen waren, ließen sich die wilden Bestien schwer ver-

scheuten und immer nur auf kurze Zeit. Simeon antwortete auf ihre Klagen: „Euch gibt Gott, was ihr verdient. Ihr habt ihn und seine Erbarmung verlassen, um euch den Götzen zuzuwenden, die euch nicht wohl und nicht wehe thun können. Da gibt euch Gott den reißenden Thieren preis. Ruft nun eure Götzen an und sehet, ob sie euch helfen können.“ Die Abgeordneten bekannten, alle Opfer und Anrufungen hätten sich gänzlich unwirksam erwiesen; und mit lautem Jammergeschrei warfen sie sich vor der Säule nieder und flehten um Simeons Fürbitte. Es war viel Volk zum Gebete versammelt; Alle unterstützten das Flehen der Abgeordneten und Simeon sprach: „Nun wohl! wenn ihr eure Augen aufthun wollt für die Erbarmungen Gottes, dessen größte Barmherzigkeit euch zum wahren Glauben belehrt sehen möchte; wenn ihr den festen Vorsatz faßt, euch in der christlichen Heilslehre unterrichten zu lassen und die Taufe zu empfangen: so will ich Gott bitten, daß er seine Geißel von euch nehme und sein Angesicht über euch leuchten lasse.“ Sie antworteten einstimmig: „Bittest du für uns um Befreiung von dieser Drangsal und weicht die Geißel des Zornes von uns, so versprechen wir deiner Heiligkeit, den Götzen zu entsagen und Christen zu werden.“ Tiefgerührt von der namenlosen Barmherzigkeit Gottes, welche sich der wilden Bestien bediente, um die armen Unwissenden von ihrem Irrthume zu bekehren, sprach Simeon: „Stellt im Namen unsers Herrn Jesu Christi an allen Grenzen eures Gebietes Steine auf, bittet christliche Priester, die in eurer Umgegend sich aufhalten, jeden Stein mit dem heiligen Kreuze zu bezeichnen, wachet neben denselben drei Tage und Nächte, und ich hoffe auf den Herrn Jesus, daß die Bestien fortan keinem Menschen schaden werden.“ Voll freudiger Zuversicht kehrten die Abgeordneten in den Libanon zurück, befolgten Simeons Anweisung und es zeigte sich sogleich, daß sein Mund den Willen Gottes kund gethan habe; die Raubthiere rotteten sich zusammen unter fürchterbarem Geheul und verließen das Gebiet. Frohlockend kamen die Einwohner der Ortschaften nacheinander zu Simeon,



Männer, Weiber, Kinder, verkündigten die Befreiung von der Landplage, verlangten Unterricht und Taufe, blieben noch eine Weile bei Simeon und zogen dann, Loblieder singend für die zwiefache Gnade, die ihnen das Leben der Zeit und der Ewigkeit friedlich machte, in die Heimath zurück. Solche Bekehrte wurden dann selbst Glaubensboten für Nachbarvölker und vom Libanon drang der Ruf des heil. Simeon bis in's Yemen (das glückliche Arabien), wo sich kranke Ungläubige aufmachten, um bei dem Diener Gottes Gesundheit und den wahren Glauben zu finden.

Für die Christen in Persien war sein Gebet in weiter Ferne ein wirksamer Schutz. Das Christenthum hatte sich früh und stark in Persien ausgebreitet und hatte in das Heer der Martyrer eine bedeutende Schaar geliefert. Die Acten der persischen Martyrer zeichnen sich durch ein Uebermaß der Grausamkeit aus; die orientalische Phantasie ist unerschöpflich in Erfindungen so gräßlicher Art, daß man vor dem Gedanken schaudert: dies konnten Menschen an Menschen verüben. Dennoch wurde das Christenthum nicht ausgerottet. Da aber die Könige von Persien unbekehrt und der Anbetung des Feuers treu blieben, so waren die Christen nie sicher vor Bedrängniß und Verfolgung. Die Magier, welche als Priester des Feuerdienstes und zugleich als Weise und Zauberer von den Persern verehrt wurden, versuchten immer von Neuem, das Christenthum wo möglich auszurotten; und diesen Versuch erneuerte denn auch das Oberhaupt der Magier zu einer Zeit, da Simeons Name, als ein wunderthätiger Beschützer der Bedrängten, auch in Persien bekannt geworden war. König Jezdegerd gab dem Obermagier die Vollmacht, gegen seine christlichen Unterthanen zu wüthen und kein Mittel unversucht zu lassen, um sie zum Abfalle zu bringen. Die Geißel, die Folter, das Schwert mißhandelten und würgten die Lämmer Christi. In einem gräßlichen Kerker lagen dreihundertundfünfzig Gläubige in Fesseln, Männer und Frauen, Priester und Laien. Der Hunger sollte ihr Gewissen mürbe machen und sie zum Abfalle zwingen. Aber sie zogen alle Qualen

dieses entseßlichen Todes einer Todsünde vor und blieben unerschütterlich. Zehn Tage hatten sie nun schon Hungersnoth gelitten; da gab der heilige Geist den standhaften Bekennern ein, sich in Vereinigung mit Simeons Gebet an Gottes Barmherzigkeit zu wenden, und als sie bis Mitternacht so demüthig und vertrauensvoll und kindlich geseht hatten, da erfreute sie eine liebliche und trostreiche Erscheinung: Simeon stand in ihrer Mitte, umstrahlt von Licht, in weißem Gewande, mit leuchtendem Antlitz, ermuthigte sie und verhieß ihnen das Ende ihrer Leiden. Der Calvarienberg ragte ja überall in sein Leben hinein; warum nicht auch der Thabor? Und nachdem er sie mit so großer Barmherzigkeit erfüllt hatte, daß sie ihres Kerkers und ihrer Nöthen gänzlich vergaßen, erschien er ihrem Verfolger, dem Oberhaupte der Magier, zürnend, drohend, strafverheißend, und erfüllte ihn mit einem so übernatürlichen Entseßen, daß derselbe einem so gewaltigen Beschürmer der Christen sich nicht zu widersetzen wagte, sondern den König Jezdegerd um Einstellung der Verfolgung beschwor. Als der König die Veranlassung zu einer so befremdenden Bitte erfuhr, ließ er sogleich alle Christen auf ehrenvolle Weise in Freiheit setzen und ihre Gotteshäuser ihnen wieder übergeben; denn er fürchtete sich vor irgend einem göttlichen Strafgerichte, wie es jenen Magier ereilte. Die Erscheinung hatte zu diesem gesprochen: „Da du das Feuer anbetest, wird das Feuer dich verbrennen; und dann siehe, ob es dir Hülfe bringt.“ Von wüthenden Schmerzen befallen, die ihm die Eingeweide verbrannten, starb er eines qualvollen Todes. Die durch ganz Persien zerstreuten Bischöfe waren nicht wenig über den plötzlichen Stillstand der Verfolgung verwundert, zogen Erkundigungen darüber ein, vernahmen die übernatürlichen Vorfälle, verfaßten einen schriftlichen Bericht derselben und schickten ihn durch eine Gesandtschaft von drei Priestern an Simeon. Diese blieben einige Wochen bei ihm und lasen wiederholt den Anwesenden den Bericht vor. Nicht umsonst stand Simeon unter freiem Himmel auf seiner Säule! sein

Leben und Wirken sollte öffentlich beglaubigt werden und Augen- und Ohrenzeugen zu Hunderten, zu Tausenden zählen.

Ob es dieser oder ein anderer König von Bersten war, wird nicht gesagt; aber ein König dieses Landes schickte an Simeon durch einen Gesandten die Bitte, der Heilige möge doch für seinen Sohn beten, der bereits seit fünfzehn Jahren an einer Lähmung des ganzen Körpers litt. Zwei kostbare Teppiche sollten der Bitte Eingang verschaffen. Freundlich wies Simeon das Ehrengeschenk ab und sagte: „Im Namen unsers Herrn Jesu Christi zieh' in Frieden heim, nimm die Teppiche wieder mit, bedecke den Kranken damit und sprich dazu: Der arme Sünder Simeon gebietet dir im Namen Jesu Christi aufzustehen.“ Der Abgesandte that, wie ihm geheißen war. Der Königssohn genas auf der Stelle, und war so ergriffen von der Gnade und Allmacht Gottes, daß er das Christenthum annahm, mit seiner Mutter und Schwester die Taufe empfing und dann vor der Säule seines heiligen Wohlthäters erschien, um sich dessen Segen zu holen.

Nicht bloß ein Missionär für die Ungläubigen war Simeon, sondern auch ein Bußprediger für die Gläubigen; und hatte seine Säule ihm bei seinen täglichen Ermahnungen als Kanzel gedient, so mußte sie dann auch wieder ein Richterstuhl und die Mandra ein Gerichtshof sein. In wie seltenem Grade er durchdringend und nachhaltig den Geist des Evangeliums zu wecken verstand, bezeugt ein Schreiben, welches die Gemeinde von Phanir in Olesyrien, mit ihrem Klerus an der Spitze, ihm übersendete. Man sieht daraus, in welcher Verehrung er stand, wie segensreich er wirkte und wohin sein Streben ging. Ob er der Gemeinde die Verpflichtung zu einem wahrhaft christlichen Leben in seinen mündlichen Vorträgen oder schriftlich an's Herz gelegt hat, wird nicht gesagt und ist gleichgültig. Zuerst einige Begrüßungen aus diesem Briefe der Gemeinde von Phanir, deren Priester Cosmas Simeons Freund und Lebensbeschreiber wurde:

„An unseren Vater und Herrn, den gläubigen, den aus-

ermählten, der da würdig ist des Grußes vom Himmel; an den Verherrlichten der Kirche Christi, den Prediger des Lebens, der da steht zwischen Gott und seinen Geschöpfen; an ihn, der die drei erhabensten Tugenden, Liebe, Hoffnung und Glaube übt, welche sein Meister, der Apostel Paulus ihn gelehrt hat, der seinen Herrn in Wahrheit liebt und seinem Gott in Gerechtigkeit dient, der seinen Schöpfer durch Tugendwerke erfreut und die Gebote seines Erlösers erfüllt; an ihn, der die vergänglichen und hinfälligen Dinge verachtet, gläubig ist wie Abraham, sanftmüthig wie Moyses, heilig wie Josua, eifrig wie Elias, wunderthätig wie Elisäus, siegreich wie Job; an den Herrn Simeon, der durch Namen und Werke übereinstimmt mit Simon Petrus, dem Grunde der Kirche Christi— Cosmas, der Priester der Ortschaft Phanir, sammt den Diakonen und Lectoren und der ganzen kirchlichen Gemeinde, viele Grüße.“ Dann heißt es weiter: „Hinsichtlich des Gebotes der Gottesfurcht, welches von deiner Hoheit unserer Wenigkeit ist vorgestellt worden, schreiben wir dir, o Vater, in vollkommener Liebe. Und zwar über den Freitag\*) und Sonntag: daß diese Tage unentheiligt und feierlich gehalten werden sollen; über das Maß: daß wir kein doppeltes machen, sondern nur ein Maß der Redlichkeit und ein Gewicht der Gerechtigkeit haben wollen; über die Grenzen der Ländereien: daß Niemand sie ändere, und über den Lohn: daß Niemand ihn dem Arbeiter vorenthalten wolle; über den Zins: daß er zur Hälfte ermäßigt, und über die Schuldscheine: daß die bezahlten zurückgegeben werden sollen; über das gerechte Gericht: daß wir zwischen Großen und Geringen recht richten, kein Ansehen der Person gelten lassen und kein bestechendes Geschenk annehmen wollen. Ferner wollen wir einander nicht verleumdern, nicht Gemeinschaft mit Räubern und Zauberern haben; wohl aber Missethäter und Uebertreter des Gesetzes bestrafen und fleißig betend unser Seelenheil in der Kirche bewir-

---

\*) In der alten Kirche hielten viele fromme Christen den Freitag, zu Ehren des bitteren Leidens, als Feiertag heilig.

ten. Niemand soll sich erfreuen, diese Geseze zu übertreten, Gewaltthat zu begehen, Ungerechtigkeit zu üben, den Richter zu bestechen, Wittwen, Waisen und Arme zu unterdrücken, oder ein Weib zu rauben. Was du uns geboten hast und was wir angenommen haben, das wollen wir nun auch in Wahrheit gewissenhaft beobachten, und wir freuen uns dazu. Wir schwören bei Gott und seinem Christus und bei seinem lebendigen und heiligen Geiste, und bei dem Siege unserer Herren, der Kaiser, daß wir Jeden, der sich erfreht, diese Vorschriften zu übertreten, nach deinem Wort, o Herr, und auch aus eigenem Antriebe strafen und aus unserer Mitte entfernen wollen. Nicht soll sein Opfer in der Kirche mehr angenommen, nicht sollen seine Todten zu Grabe geleitet werden. Bete für uns, o gerechter, vortrefflicher Herr, daß wir fest und standhaft in unserem Entschlusse verharren, wozu uns von Christus, um deiner Fürbitte willen, die Hülfe kommen möge. Bete für uns, daß wir weder vor dir zu Schanden, noch vor unserem Herrn zu Schuldigen werden, sondern mit froher Zuversicht alles Gute in Gerechtigkeit thun und das Leben davon erlangen. Bete für uns, o Herr, daß uns durch deine Fürbitten zu jeder Zeit geholfen werde, und Erbarmung, Hoffnung und Heil über die ganze Welt in alle Ewigkeiten sich ergieße. Amen. Ueber Jeden, der dies Alles hält, komme Segen. Wer sich erkühnt, es zu übertreten, über den komme Fluch. Und es spreche das ganze Volk: Amen!"

Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst: dies einfachste und höchste Gebot des Evangeliums, das immer wieder aufgefrischt werden muß, weil es immer wieder in Vergessenheit geräth; die Gottesfurcht und die Nächstenliebe waren es also, auf welche Simeon allen Nachdruck, alles Gewicht legte. Auf diese Tugenden, die Jeder üben soll und die er selbst in einem so heroischen Grade übte, führte er die Gemeinde von Phänix und viele, viele Seelen zurück.

Die Bewohner der Ortschaft Anadris im Libanon hatten seine Mahnung in den Wind geschlagen und die Sonntags-

feier so wenig gehalten, daß sie ihre Felder Sonntags bewässerten. Da versiegte der Quell, der die Gegend weit und breit mit Wasser versah, und als sie ihn trotz aller Mühe nicht aufzugraben vermochten, rührte sie das Gewissen; sie zogen zu Simeon und bekannten ihre Schuld. Anfangs zürnte er sehr über die Verletzung eines so hochheiligen Gebotes; endlich aber sprach er zu den Trostlosen: „Warum befolgt ihr nicht meine Ermahnungen? ich gebe sie ja nur zu eurem Heile! ich verlange ja nichts, als eure Seelen voll froher Zuversicht sicher vor Gott zu stellen. Gehorchet ihm und geht in Frieden.“ Der Quell von Anadris floß nun reichlicher als zuvor.

Diese große Liebe zu den Seelen wendete sich bei Simeon, wie bei allen Heiligen, mit wahrer Bärtlichkeit den großen armen Sündern zu. Ein Uebelthäter, Namens Jonathas, setzte Antiochien und die ganze Umgegend durch Verbrechen und Frevel in Schreck. Aber die Stunde der Rache kam, und mit ihr die Gnade. Jonathas wurde so lange und scharf verfolgt, daß er, aus einem Schlupfwinkel in den anderen gejagt, nirgends mehr eine Zuflucht fand. Zu dieser Angst gesellte sich die größere des bösen Gewissens. In seiner Verzweiflung wußte er sich nicht anders zu helfen, als zu der Mandra zu eilen. Er umschlang die Säule und brach in heiße Thränen aus. Simeon fragte ihn, wer er sei und in welcher Absicht er komme. Jonathas gab sich zu erkennen und sprach sein Verlangen aus, Buße zu thun. Simeon ermunterte ihn zwar zum Vertrauen auf den unendlich barmherzigen Gott, der ja gerade für die Sünder sich hingeopfert habe, warnte ihn aber auch vor Heuchelei und vor der Rückkehr zum bösen Leben für den Fall, daß die Gefahr vorüber gehe. Jonathas betheuerte seine ernste Absicht einer gründlichen Bekehrung. Inzwischen erschien ein Trupp von Häschern aus Antiochien und verlangte von Simeon die Auslieferung des Verbrechers; denn ohne die Erlaubniß des Heiligen wagten sie nicht den elenden Menschen von der Säule hinweg zu reißen. „Meine Kinder,“ sagte Simeon, „nicht ich habe ihn

hergeführt; Gott hat es gethan, und der ist mächtiger als wir, und ist schon oft solchen reuigen Sündern zu Hülfe gekommen. Nehmt diesen hinweg, wenn ihr wollt. Ausliefern kann ich ihn euch nicht, denn ich fürchte Gott, der ihn bußfertig zu mir geschickt hat.“ Nach dieser Erklärung des verehrten Mannes gebrach auch den Häschern der Muth, Hand an Jonathas zu legen. Sie kehrten nach Antiochien zurück und er blieb sieben Tage bei der Säule, andächtig auf Simeons Ermahnungen lauschend, betend und in Reuethränen zerfließend. Nach sieben Tagen sprach er zu Simeon: „Wilt der Herr, entlasse mich nun.“ „Weshalb?“ fragte Simeon besorgt. „Willst du zu deinem bösen Leben dich zurückwenden und neue Sünden zu den alten fügen?“ „Nein, milder Herr,“ entgegnete Jonathas, „aber meine Zeit ist erfüllt.“ Und mit diesen Worten gab der reuige Sünder friedlich seinen Geist auf. In Antiochien verlangte man jedoch dringend die Hinrichtung des Jonathas, damit die Stadt von aller Furcht befreit werde, und es erschienen Soldaten vor der Säule und begehrten die Auslieferung des Verbrechers. Simeon antwortete ihnen: „Der allmächtige Gott hat ihn hierher geführt, hat ihn durch Reue und Buße mit sich versöhnt und hat ihn hinweg genommen. Wir armen Menschen haben keine Macht mehr über ihn.“

Simeons Mutter hatte nach dem Tode ihres Mannes und nach dem Eintritte ihrer Söhne in's Kloster als eine christliche Wittve in tiefer Verborgenheit gelebt. Manches Jahr war vergangen, der Ruhm ihres heiligen Sohnes erfüllte die Welt; da ward sie von dem Verlangen getrieben, ihn noch ein Mal vor ihrem Tode zu sehen. Sie verließ Sisan und ging zu dem wundersamen Berge bei Telsnesche. Im Laufe der Zeit umgab keine Ringmauer die Säule mehr, sondern sie war auf allen Seiten von großen Gebäuden umringt, die den Fremden als Obdach und zur Herberge, Simeons Schülern zur Wohnung dienten und endlich ein Gotteshaus für die Gläubigen bildeten. Inmitten dieser Gebäude war ein freier viereckiger Platz, wie ein innerer Hof und da erhob

sich die Säule. Von Außen konnte Niemand Simeon erblicken. Wer ihn sehen wollte, mußte den inneren Hof, die Mandra, betreten; und dieser Eintritt war den Frauen streng untersagt. Mit weiser Vorsicht schloß Simeon das ganze weibliche Geschlecht von einer Stätte aus, auf der ein so starker Zusammenfluß von Menschen aller Art statt fand. Einmal hatte sich ein Weib von der Neugierde bethören lassen, hatte Männerkleider angelegt und hoffte nun die Mandra betreten zu können. Aber entseelt sank sie vor dem Thore nieder, und seitdem unterdrückte die Furcht vor einem ähnlichen Schicksale die Neugierde. Simeons Mutter hatte auch dies Verbot vernommen, rechnete jedoch darauf, daß ihr Sohn für sie eine Ausnahme machen werde. Allein sie irrte sich! Als sie um Einlaß bat, wurde er ihr nicht gestattet und Simeon ließ ihr sagen: „Gedulde dich ein wenig. Nach einer kleinen Weile werden wir uns ja mit Gottes Gnade wiedersehen.“ Auf diese Antwort war die arme Mutter nicht gefaßt; sie begann zu weinen, zu bitten, zu klagen, zu jammern, so daß sie nicht bloß die Umstehenden außerhalb der Mandra zu Thränen rührte, sondern Simeon selbst sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte und bitterlich weinte, als ihre Stimme zu ihm drang. Er ließ ihr sagen: „Geliebte Mutter! gib dich doch für eine kurze Zeit in Geduld; dann werden wir uns ja mit großer Freude in der ewigen Seligkeit sehen.“ Und dabei blieb er. Für sie und für sich selbst baute er auf die Verheißung des Herrn, welche für das Opfer irgend eines irdischen Glückes hundertfältigen Lohn verspricht.

Nicht minder als die Befehrung der Sünder, die Verbesserung der allgemeinen socialen Zustände, die Ausbreitung des Christenthums unter den Ungläubigen, nahm sich Simeon auch die Angelegenheiten der Kirche zu Herzen. Uebergriffe der weltlichen Macht in ihre Rechte, Mißbräuche und Fehler der geistlichen Macht in ihrer Regierung, rügte er ohne Ansehen der Person. Kaiser und Obrigkeiten, Bischöfe und Priester hatten eben so pünktlich ihre Pflicht zu erfüllen und eben so nothwendig ihre Seele zu retten, wie der geringste Bettler; des-



haß ließ Simeon bei passender Gelegenheit es nicht an Warnungen und Ermahnungen und niemals an Gebet fehlen. Bei den oströmischen Kaisern zu Constantinopel, Theodosius II., Marcian und Leo I., stand Simeon als ein Mann des Gebetes, den Gott höherer Erleuchtung würdigte, in großem Ansehen. Sie verschmähten nicht, ihn um seine Ansicht bei wichtigen Dingen zu befragen. Sie glaubten, daß ein so reiner, kräftiger und erhabener Geist tiefere Einsicht und klareres Urtheil auch über die Angelegenheiten dieser Welt in demselben Maße haben müsse, als sie ihm für seine Person ohne alles Interesse waren; daß sein Blick, ungetrübt durch politische Leidenschaften, höfische Intriguen, selbstsüchtige Bestrebungen, eine schärfere Erkenntniß von dem, was Recht sei und was Noth thue, habe.

Kaiser Theodosius II., ein milder, edler Herr, dem nichts fehlte, um ein großer Fürst zu sein, als das Genie und der Character seiner Schwester Pulcheria, war allzu nachgiebig gegen Personen, denen er wohlwollte oder denen er sein Vertrauen schenkte, namentlich gegen seine wunderschöne und äußerst geistvolle Gemahlin Eudocia. Auch deren Leben, eines der romanhaftesten für eine Kaiserin, kam mit Simeon in Berührung. Sie war aus einem griechischen Geschlechte, zu Athen geboren, die Tochter des sehr gelehrten und berühmten heidnischen Philosophen Leontius. Sie hieß Athenais und war mit allen Gaben der Natur reich geschnitten. Ihr Vater gab ihr eine vortreffliche Erziehung und bildete ihren ungewöhnlichen Geist sorgfältig aus. Als sie in schönster Jugendblüthe stand, starb Leontius und hinterließ ein höchst wunderliches Testament. Er war sehr reich und vermachte sein ganzes Vermögen seinen beiden ziemlich ungerathenen Söhnen, Valerius und Genesius, mit der Bedingung, ihrer Schwester hundert Goldstücke auszuzahlen; denn sie steht so hoch über ihrem Geschlechte, daß ihre Gaben ihr mehr nützen werden, als Vermögen, hieß es in dem Testamente. Indessen versuchte Athenais durch Bitten und Flehen ihre Brüder zu bewegen, diese so höchst ungerechte Bestimmung gut zu machen

und ihr Pflchttheil ihr auszusahlen, da sie unmöglich von hundert Goldstücken leben könne. Umsonst! die Brüder zahlten ihr das Vermächtniß aus und wiesen sie aus dem Vaterhause fort. Athenas fand eine Zuflucht bei einer Verwandten, die sie nicht bloß liebevoll aufnahm, sondern mit ihr nach Constantinopel ging, um das Testament cassiren zu lassen. In Constantinopel lebte damals ein anderes junges Mädchen, auch voll Geist, Gentle und Talent; aber sie war nicht Bettlerin, sondern Kaiserin: Pulcheria hieß sie. Sie war die Enkelin von Kaiser Theodosius dem Großen, der das Reich zwischen seinen beiden Söhnen in ein west- und oströmisches theilte. Honorius bekam das Abendland, Arcadius das Morgenland, welches seitdem als das byzantinische Reich noch eine tausendjährige Existenz hatte, während das abendländische in den Stürmen der Völkerwanderung vor den Barbaren zerfiel, um durch die jungen triebkräftigen Keime des Christenthums zu neuer Ordnung und neuer Gesittung in neuen Völkern und Reichen umgestaltet zu werden. Arcadius, der erste byzantinische Kaiser, starb jung, im Jahre 408. Das älteste seiner Kinder war Pulcheria, damals neun Jahre alt; ihr Bruder, Theodosius II., sieben. Von der ganzen theodosischen Familie ruhte allein auf diesem kleinen Mädchen des Großvaters Geist und zwar in einem so eminenten Grade, daß in einem Alter, wo Andere noch der Erziehung bedürfen, sie bereits der Erziehung ihres Bruders und ihrer beiden Schwestern vorstand. In ihrem vierzehnten Jahre legte sie das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ab und schenkte bei dieser Feierlichkeit der Kirche von Constantinopel einen Altar von prachtvoller Arbeit, mit Gold und Edelgestein eingelegt, an dessen unterem Rande die Inschrift stand, daß sie ihn weihe für eine gesegnete Regierung ihres Bruders und als ein Unterpand ihres Gelübdes der Jungfräulichkeit. Fern von allen Zerstreuungen der Jugend und allen Genüssen irdischer Größe führte Pulcheria ein ernstes, pflichttreues, geheiligtes Leben. Die sorgenvollen Geschäfte der Regierung wechselten ab mit Werken der Barmherzigkeit, und ernste Studien mit frommen

**Andachtsübungen.** Mit ihren Schwestern Arcadia und Marina, die sich ebenfalls dem jungfräulichen Stande geweiht hatten, betete sie zu den bestimmten Stunden des Tages und der Nacht die kirchlichen Tagzeiten. Mit ihnen speiste sie und nur in ihrer Gesellschaft erschien sie öffentlich. Kein fremder Mann betrat je das Innere ihres Palastes. Uebrigens war sie sehr zugänglich und bereitwillig auf jede Weise zu helfen; sehr mildbthätig gegen Arme; sehr ehrerbietig gegen die Bischöfe; sehr darauf bedacht, Kirchen, Spitäler und Klöster zu errichten, und vor Allem besorgt für die Erziehung ihres Bruders. Sie berief für ihn die berühmtesten Lehrer, entwarf selbst den Studienplan, der seinen Tag eintheilte und wählte einige Knaben von gutem Charakter und glücklichen Anlagen zu Erziehungsgegnossen für ihn aus, damit deren Beispiel ihn aneifere. Bei fünfzehn Jahren ward sie Augusta (Mittkaiserin).

An Pulcheria nun wendete sich Athenais, um ihr Recht gegen ihre Brüder geltend zu machen. Sie war ebenso anmuthig als schön und trug ihre Klage in so lieblicher und rührender Weise vor, daß Pulcheria ganz für sie eingenommen wurde, sich nach ihrem Lebenswandel erkundigte und mit großer Freude erfuhr, daß er tadellos sei. Theodosius war zwanzig Jahre alt und sollte sich vermählen. Pulcheria fand in Athenais alle Eigenschaften vereinigt, welche er in einer Gemahlin wünschen konnte und nachdem Theodosius die schöne junge Wittkellerin gesehen und gesprochen hatte, fand er es auch. Athenais lebte noch im heidnischen Unglauben, nicht aus Wahl, sondern weil ihr Vater sie darin erzogen hatte. Ihr edler Geist war leicht für die Wahrheit des Christenthums gewonnen. Der Bischof Atticus unterrichtete und taufte sie und gab ihr den Namen Eudocia. Am 7. Junius 421 wurde ihre Vermählung mit Theodosius gefeiert. Die seltsame Vorhersagung ihres Vaters ging in Erfüllung und für ihr verweigertes Erbtheil empfing sie den Kaiserthron. Sie behielt immer eine Vorliebe für Wissenschaft und Dichtkunst und übersepte als Kaiserin die Bücher Moyses, Josua und Ruth,

und die Propheten Daniel und Zacharias in Versen. Ihre Brüder ließ sie nach Constantinopel kommen und mit Ehren überhäufen und ihres Vaters Bruder, Asclepiades, erhielt auf ihre Verwendung die Statthalterschaft von Syrien. Er war vermuthlich nur aus Rücksicht für seine kaiserliche Nichte zum Christenthum bekehrt und im Herzen heidnisch gestimmt geblieben, denn bei jeder Gelegenheit äußerte er Haß gegen die Christen. Er bewirkte im Jahre 429 ein kaiserliches Edict, durch welches alle Synagogen in Syrien, welche im Laufe der Zeit zu christlichen Kirchen geworden waren, den Juden zurückgestellt werden sollten. Die syrischen Christen waren von Schmerz erfüllt, die Heiden frohlachten, die Juden bedauerten nicht die großen Geschenke, die sie an Asclepiades gemacht hatten und triumphirten; die syrischen Bischöfe aber wendeten sich in großer Betrübniß und Verlegenheit an Simeon, machten ihn mit dem Edict bekannt und baten ihn, die christliche Sache in Schutz zu nehmen. Darauf schrieb Simeon dem Kaiser:

„Weil sich dein Herz hochmüthig erhebt und du den Herrn deinen Gott vergessen hast, der dir den kaiserlichen Thron und die ehrenvolle Krone gab; und weil du ein Freund, Genosse und Begünstiger der ungläubigen Juden geworden bist: so wird das Strafgericht der Gerechtigkeit Gottes plötzlich dich ereilen, dich und Alle, welche sich in dieser Angelegenheit deinem Willen gefügt haben. Dann wirfst du deine Hände zum Himmel erheben und in deiner Bedrängniß erklären: Mit Recht ist dies Strafgericht über mich gekommen, denn gegen Gott den Herrn habe ich treulos gehandelt.“ Theodosius ging in sich, bereuete seine Nachgiebigkeit gegen den Statthalter, entsetzte ihn zur Strafe seiner Veschlichkeit und hob das Christenfeindliche Edict wieder auf. Aber ganz andere Stürme sollten jetzt die Kirche in ihrem innersten Wesen bedrohen und Wunden in ihr Herz reißen, die theilweise bis zu dieser Stunde klaffen. Die Irrlehren des Nestorius und des Eutyches bewirkten diese Stürme. Nestorius, ein Priester zu Antiochien, von strengem Lebenswandel und

großer Beredsamkeit, aber sehr hochmüthig, heftig und ohne tiefe theologische Kenntniß, daher unklar, wurde im Jahre 428 auf den Bischofssitz von Constantinopel berufen. Die Lehre von der Menschwerdung Gottes, von der göttlichen und menschlichen Natur vereint in einer und derselben Person war von Anfang an den bloß natürlichen Menschen ein Gräuel. Wegen derselben wollten die Juden Christus (Joh. 10, 30—31.) steinigen, lange bevor sie ihn kreuzigten; und als sich die christliche Kirche des menschengewordenen Gottes erbaute, als sie seine Krippe zu ihrem Fundamente, sein Kreuz zu ihrem Siegeszeichen machte, weil ihr Gott für sie im Fleische geboren und gestorben war: da regte sich auch sogleich die Irrlehre und verwarf in mannigfacher Form und mit tausend gleisnerischen Worten den beseligenden katholischen Glauben. Wie die Kirche im vorigen Jahrhundert einen Riesenkampf gegen den Arianismus zu führen hatte, so in diesem gegen den Nestorianismus. Damals wie jetzt verbanden die Häresiarchen mit ihrer Auflehnung die Lüge und behaupteten, die Kirche streite eigensinnig und kleinlich um ein leeres Wort, welches sie nun zum großen Schlagworte ihrer Partei machten. So behauptete Arius, er sei durch und durch richtiggläubig, nur die „Gleichwesentlichkeit“ des Vaters und des Sohnes könne er nicht zugehen, auf welcher doch gerade die Gottheit Christi beruht und welche deshalb die Kirche unerschütterlich aufrecht hielt. Jetzt verwarf Nestorius den Ausdruck Mutter Gottes oder Gottesgebärerin (Theotokos), womit die allerheiligste Jungfrau Maria benannt wurde, den bisher kein Kirchenlehrer verworfen und den mancher gebraucht hatte, wie Dionysius von Alexandrien und Gregor von Nazianz. Denn Nestorius lehrte: Jesus Christus ist ein bloßer Mensch, der nur in sehr vollkommener Weise die Kraft Gottes in sich aufgenommen hat. Jesus von Nazareth, der Sohn Mariens, ist nicht wahrer Gott; er ist nur ein Mensch, der mehr als alle Heilige und Propheten von Gott erfüllt ist und er wird Gott genannt, weil er durch seine Beziehungen zur Gottheit Theil nimmt an ihren Ehren und Vorzügen. Das ewige Wort ist

nicht geboren aus der Jungfrau, sondern hat nur Wohnung genommen in Christus, den sie gebär; darum darf sie nicht Gottesgebärerin heißen.

Der Orient, dieser Brütosen der Häresien, war durch sie in eine solche Geisteschwäche gefallen, daß diese neue Irrlehre viel Eingang fand, namentlich in Syrien, wo der Patriarch von Antiochien, Johannes, vielleicht aus persönlicher Freundschaft für Nestorius, ihr nicht sogleich entgegentrat. Zu diesem Patriarchat gehörte auch der Bischofsthuhl von Cyrus und mit Betrübniß findet man Theodoret, den gelehrten Bischof, den Jünger heiliger Anachoreten, den Bewunderer Simeons des Styliten, unter den Anhängern des Nestorius. Zum Glück nicht für immer. Aber auch im Orient selbst erhob sich der Mann, der die so oft angefochtene Lehre von der Menschwerdung rettete und das katholische Dogma aufrecht hielt; das war Cyrillus, Patriarch von Alexandrien, ein Nachfolger des großen Athanasius. Er sagt: „Wie eng man sich die Verbindung zwischen dem Sohne Mariens und dem ewigen Wort denken möge, wenn sie nicht eine innere und wesenhafte ist, so kann sie nicht als Grund gelten, daß der als Gott angebetet werde, der es doch nicht ist, der vielmehr nicht wesentlich von der Creatur verschieden ist. Anbetung gebührt Gott allein; und wenn dennoch Jesus dem Nestorius zufolge angebetet werden soll, weil er der Herr aller Dinge geworden ist: so ist dies geradezu gegen das erste Gebot; der Mensch kann dadurch, daß er dem ewigen Wort als Organ gebient hat, nicht dem Ewigen gleich werden. Dann kann man auch nicht sagen, daß der Sohn Gottes unser Erlöser sei, wenn nicht er es ist, der dem Tode für unsere Sünden überliefert worden ist; er hätte dann keinen anderen Anthell an unserer Erlösung, als den: Jesum vorbereitet, belehrt und ermunthigt zu haben, während doch Paulus sagt, Gott habe seines eigenen Sohnes nicht gesöhnt.“ Die katholische Lehre spricht Cyrillus so aus: „Wie die Mutter eines Menschen Mutter seiner ganzen Person und nicht bloß seines Körpers ist, wenngleich seine Seele ihm

anderswoher gekommen ist, weil sie nicht bloß den Körper, sondern das ganze Individuum, wie es aus der wirklichen und wesenhaften Vereinigung von Leib und Seele hervorgegangen ist, geboren hat; so ist auch Maria wahrhaft und wirklich die Mutter des ewigen Wortes, obwohl sie keinesweges die Gottheit, durch die es gleiches Wesens mit dem Vater ist, hervorgebracht hat. Denn sie hat die Person selbst das mit unserem Fleisch bekleideten ewigen Wortes zur Welt gebracht und sein eigenes Fleisch gebildet. Diese Vereinigung des ewigen Wortes mit dem Menschen ist eine wahrhafte und innerliche Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur zu einer Person. Darum dürfen die Schriftstellen, die von Christo handeln, nicht getheilt angewandt, die einen bloß auf den Menschen und die anderen bloß auf das ewige Wort bezogen werden. Vielmehr ist es Einer und Derselbe, der gesagt hat: Ich bin die Auferstehung und das Leben; und der am Kreuz gerufen hat: Mein Gott, warum hast du mich verlassen! Und diesem einen ungetheilten Emmanuel muß auch eine ungetheilte Anbetung und Lobpreisung gezollt werden.“ Nestorius aber beharrte in seiner Irrlehre und rief: „Anathema Dem, welcher den Emmanuel wahren Gott nennt! Anathema Dem, welcher sagt, daß der in der Jungfrau erzeugte Mensch der eingeborene Sohn des Vaters sei.“

Obwohl diese Irrlehre nur in den Patriarchaten des Orients entbrannt war, Anhänger fand und verfochten wurde, so hielten doch Cyrillus und Nestorius es für unmöglich, den Streit beizulegen, ohne von Rom die Entscheidung erhalten zu haben; so gar nicht in Frage gestellt war der Papst als Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche. Cyrillus und Nestorius berichteten die Streitfrage an Papst Gölestin, der sie reiflich prüfen und untersuchen ließ, und im Jahre 430 die Erklärung abgab: Nestorius habe seine Irrlehre zu widerrufen; wo nicht, so sei er vom Bischofsstuhle entsetzt und aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Cyrillus wurde als päpstlicher Legat mit der Vollstreckung dieses Urtheils beauftragt. Inzwischen war die Streitfrage durch Schriften, Pre-

digten und Verfolgungen, welche Nestorius und seine Anhänger sich zu Schulden kommen ließen, so verbreitet und entzündet, daß Bischöfe und Priester, Mönche und Einsiedler, Laien aller Stände, Männer und Frauen, sich lebhaft an ihr betheiligten. Auf dem Concil zu Ephesus sollte sie ihre letzte Entscheidung erhalten. In Ephesus hat nach uralter Tradition die allerseligste Jungfrau Maria nach dem Tode ihres göttlichen Sohnes bei dem heiligen Johannes bis zu ihrem Ende gelebt. In Ephesus sollte die Frage entschieden werden, ob der Gruß des Engels an „die Gebenedeite unter den Weibern“ eine Lüge gewesen sei oder nicht. Am 22. Juni 431 wurde in der großen Basilika Sta. Maria das Concil eröffnet, unter dem Voritze des Cyrillus, als Stellvertreter des Papstes Cölestin. Ihm zur Seite saßen in zwei Reihen hundertachtundneunzig Bischöfe und in ihrer Mitte lagen die Evangelien; denn sie sollten jetzt Richter sein zwischen der ewigen Wahrheit der Offenbarung und zwischen der Irrlehre eines verblendeten Menschen. Nestorius war in Ephesus, aber statt zu widerrufen, erschien er nicht in der Versammlung, obwohl man ihn drei Mal dazu auffordern ließ. Inzwischen wurden die auf den Gegenstand bezüglichen Schriften und Acten vorgelesen und endlich feierlich das Urtheil gesprochen: Durch die heiligen Canones und durch die Briefe unsers heiligen Vaters und Mitbruders Cölestin, Bischofs der Kirche von Rom, sind wir genöthigt unter vielen Thränen zu erklären, daß unser Herr Jesus Christus durch dies heilige Concil Nestorius, der ihn gelästert hat, der bischöflichen Würde beraubt und von jeder kirchlichen Gemeinschaft ausschließt. Dann unterzeichneten alle hundertachtundneunzig Bischöfe. Die Sitzung hatte vom frühen Morgen bis zum Einbruche der Nacht gewährt — obwohl es der längste Tag des Jahres war, und das ganze Volk von Ephesus hatte erwartungsvoll hoffend und betend die Basilika umwogt und auf die Entscheidung geharrt. Als sie bekannt wurde und als man die Absetzung des Nestorius erfuhr, brach das Volk einstimmig in Frohlocken aus, pries Gott, daß der Feind des



Glaubens gefallen sei und segnete die Väter des Concils. Schnell wurde die ganze Stadt festlich und froh erleuchtet, und als die Bischöfe die Basilika verließen, führte man sie von tausend Fackeln umringt ihren Wohnungen zu, während Frauen Räuchergefäße vor ihnen her trugen, worin sie köstliches Rauchwerk verbrannten. Am nächsten Morgen wurde das Urtheil wider Nestorius öffentlich bekannt gemacht und auf den Plätzen der Stadt angeschlagen, und in den beiden Hauptkirchen von Sta. Maria und St. Johannes hielten die Bischöfe Neben an das Volk über das Geheimniß von der Menschwerdung Gottes und zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau. Nach und nach traten Bischöfe von der Partei des Nestorius dem Beschluß des Concils bei und an dem Tage, wo sieben von ihnen ihre Unterschrift abgaben, hielt Cyrillus eine Rede, die ein Jubelruf über den Triumph der Gottesmutter ist. „Wir grüßen dich, o heilige und geheimnißvolle Dreifaltigkeit, die du uns versammelt hast in dieser Kirche Maria's, der Mutter Gottes. O Maria! wir grüßen auch dich, du kostbarer Schatz des Weltalls, du Lampe, die nimmer erlischt, du Krone der Jungfräulichkeit, du Scepter der Rechtgläubigkeit, du unzerstörbarer Tempel, Mutter und Jungfrau, durch die im heiligen Evangelium Der gebenedeit ist, der im Namen des Herrn kommt. Wir grüßen dich, deren jungfräulicher Schoß den Unendlichen, den Unbegreiflichen umschloß. Wir grüßen dich! Durch dich wird die heiligste Dreifaltigkeit verherrlicht und angebetet, das Kreuz verehrt, der Satan aus dem Himmel gestürzt, der gefallene Mensch für den Himmel gerettet; die ganze Schöpfung vom Höllendienste befreit und zur Erkenntniß der Wahrheit geführt. Durch dich strömt die heilige Taufe und die Salbung unsäglichlicher Freude über die Gläubigen. Durch dich ist der eingeborene Sohn Gottes aufgegangen als das Licht für Alle, die in der Finsterniß der Sünde und im Schatten des Todes saßen. Aber welcher Sterbliche könnte dich würdig loben, o du unvergleichliche Maria.“ So liebte, lobte und ehrte die alte christliche Kirche die heilige Mutter Gottes.

Das dritte ökumenische Concil der Christenheit wurde dadurch hervorgerufen, daß Nestorius ihre Glorie anzutasten wagte.

Mehrere morgenländische Bischöfe stimmten jedoch nicht der Verdamnung der nestorianischen Irrlehre bei, die doch so unheilvoll in den Glauben der Christen eingriff. Sie fanden ein Stütze an dem Patriarchen Johannes von Antiochien, der aus Vorliebe für Nestorius unentschlossen hin und her schwankte. Der Zwiespalt in der Lehre zieht immer Zwiespalt im bürgerlichen Leben nach sich. Deshalb war es nicht minder für Kaiser Theodosius II. als für die rechtgläubigen Bischöfe eine wichtige Angelegenheit, die orientalischen Bischöfe wieder mit der einen Herde Christi zu vereinigen. Zu einer einflußreichen Macht zählte der Kaiser in dieser Beziehung Simeon den Styliten. Er forderte ihn brieflich auf, zur Herstellung des Friedens und der Einheit in der christlichen Kirche beizutragen und schrieb ihm: „Wir wissen sehr wohl, daß das ganze Leben deiner Heiligkeit Gott zugewendet, und dein Wandel so beschaffen ist, daß du mit Zuversicht das Wohlwollen Gottes auf uns herabrufen kannst. Dies ermuntert uns, dir die Angelegenheit zu empfehlen, deren geordnete Lösung so wichtig für unsere Zeit ist. Sorge dafür, daß der Friede in der Kirche Wurzel schlage und nicht mehr gestört werde durch die Mänke des bösen Feindes. Wir vertrauen sicher auf die Gebete deiner Heiligkeit und auf deine frommen und überzeugenden Ermahnungen. Unterschreibt der sehr gottesfürchtige Patriarch von Antiochien, Johannes, die Absetzung des Säemannes der Zwietracht, Nestorius; versichert er, daß er mit dessen thöricht ersonnener Lehre keinesweges, wohl aber durchaus mit dem Ausspruch der Väter und Bischöfe auf dem Concil zu Ephesus übereinstimme: so wird die Vereinigung der auseinander gerissenen Glieder der Kirche erfolgen. Wer im Morgenland und Abendland zum wahren katholischen Glauben sich bekennt, hält sich zur Gemeinschaft des sehr gottesfürchtigen Cyrillus, Patriarchen von Alexandrien, und nichts ist wünschenswerther und deines Gebetes würdiger, als Alle durch Gottes Gnade in der Har-

monie des orthodoxen Glaubens vereint zu sehen. Also kämpfe auch du für dieses heilige Werk den schönsten Kampf gegen die Angriffe des Satans und er wird dir zum herrlichsten Siege angerechnet werden."

Nach unsäglichen Bemühungen wurde im Jahre 433 der Friede in der Kirche so weit hergestellt, daß die Irrlehre keine Fortschritte mehr machen konnte. Fast alle morgenländischen Bischöfe unterschrieben den Ausspruch des Concils von Ephesus. Die wenigen aber, welche bei der Auflehnung gegen die göttliche Autorität beharrten, wollte der Kaiser nicht dulden als falsche Hirten seiner Völker. Er verbannte sie von ihren Bischofsstühlen. Eine gleiche Strafe traf auch den Stifter all' dieses Unheiles, den Nestorius, der sich nach dem Concil von Ephesus in sein altes Kloster zu Antiochien zurückgezogen hatte, und jetzt vom Kaiser nach einer Dase in Egypten verbannt wurde, wo er starb, ohne sich vom Irrthum zur Wahrheit bekehrt zu haben. So war dem Nestorianismus nach Westen hin ein Bollwerk gesetzt; doch gen Osten bahnte er sich Wege, indem er, wie alle Secten, damit vorlieb nahm, unter der Fahne politischer Maßregeln zu dienen. Die Könige von Persien fanden es zweckmäßig für ihre Politik gegen die oströmischen Kaiser, daß ihre christlichen Unterthanen nicht Rechtgläubige, sondern Nestorianer wären, begünstigten und beschützten diese Irrlehre und unterstützten sie mit der Gewalt des Schwertes gegen die Katholiken. Und da der Sectenhaß gegen die Kirche Gottes seinen Grund in dem Abfall von der Wahrheit zur Lüge hat: so konnten die persischen Könige sicher sein, daß die Irrgläubigen Christen ihres Reiches den katholischen Interessen gründlich entfremdet werden würden. Bis zur heutigen Stunde ist der Nestorianismus eine der zahlreichen Secten, welche im schönen Orient den mystischen Leib Christi zerreißen.

Zwischen all' den Verwirrungen, Spaltungen, Zerrissenheiten und Unruhen stand Simeon auf seiner Säule, friedlich dem Einen zugewendet, den er in stürmischen wie in heiteren Tagen suchte, liebte und verherrlichte. Er wurde

alt und immer älter; er litt wie der staubgeborene Mensch nach den Gesetzen der Natur zu leiden hat; aber sein Leben blieb das, was es gewesen war: Gebet, Segen, Gnade und Liebe. Er sah entsetzliche Tage! Fremde Völker aus unbekannten Wildnissen, Vandalen, Hunnen, Gothen, wälzten sich wie ungeheure Meereswellen gegen und über das römische Kaiserreich, und Marich und Attila, die Gottesgeißel, bedrohten Völker und Kirche. Und diese von Außen so schwer heimgesuchte Kirche hatte in ihrem Innern einen noch viel härteren Kampf gegen eine neue Irrlehre zu führen, die ein Mönch zu Constantinopel, Eutyches, aus übertriebenem Eifer gegen den Nestorianismus vorbrachte. Nestorius hatte fälschlich in Christus zwei Personen gelehrt, eine göttliche und eine menschliche, die sich in Jesus von Nazareth verbanden. Eutyches leugnete nun die zwei Naturen in Christus und lehrte fälschlich, daß er nur die göttliche habe; während es die Lehre der katholischen Kirche ist, daß Christus eine göttliche, nicht menschliche oder gottmenschliche Person ist. Denn er ist die zweite Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit, das Wort; und diese Person nahm die menschliche Natur an und vereinigte sie mit der göttlichen. Die Anhänger des Eutyches wurden wegen seiner Lehre von Einer Natur Monophysiten genannt und verbreiteten sich schnell und weit, umso mehr, als Kaiser Theodos und die Kaiserin Eudocia sich für dieselbe gewinnen ließen. Theodos starb zwar im Jahre 450, und Pulcheria, die den Kaiserthron bestieg und dem edlen Marcian zu einer jungfräulichen Ehe die Hand reichte, hielt mit demselben fest an dem katholischen Glauben. Das Concil zu Chalcedon, das vierte ökumenische \*) der Christenheit,

---

\*) Das erste war zu Nicäa, 325, gegen Arius, der die Gleichwesentlichkeit des Sohnes mit dem Vater leugnete; das zweite zu Constantinopel 381, gegen Macedonius, der die Gleichwesentlichkeit des heiligen Geistes verwarf; das dritte zu Ephesus, 431, gegen Nestorius, der in Christus zwei Personen annahm. Zwischen diesem Gewimmel von Häresien war der katholische Glaube immer der Leuchtturm, der das Licht der wahren Lehre trug.

an welchem 520 Bischöfe unter dem Vorsitze von vier päpstlichen Legaten sich theilnahmen, verwarf im Jahre 451 die monophysitische Irrlehre. Auch der erhabene Papst Leo der Große trat ihr mit dem vollen Gewichte eines erleuchteten Kirchenlehrers entgegen, dessen hoher Geist im Einklange mit seiner heiligen Seele war; dennoch griff das Uebel in trauriger Weise um sich und befiel wie eine geistige Pest ganze Völker, die noch jetzt mit ihr behaftet sind. Die Armenier wurden Anhänger der monophysitischen Irrlehre und trennten sich als solche von der katholischen Kirche. Sie sind gegenwärtig sehr einflußreich im Orient, weil sie einen großen Handelsgeist haben, mit welchem sie sich beträchtliche Vermögen zu erwerben wissen. Die Egyptianer wurden auch in der großen Mehrzahl Monophysiten und bewährten den Sectirerabscheu vor der wahren Kirche und den Haß gegen die Rechtgläubigen, als zwei Jahrhunderte später der Islam in Arabien auf- und zur Eroberung der ganzen Welt ausging. Egypten wurde im Jahre 640 von den Arabern erobert und die Monophysiten leisteten ihnen dabei bereitwilligen Dienst und nahmen das Joch des Muselmannes gern auf sich, weil dadurch die Kluft zwischen ihnen und der Kirche um so tiefer wurde. Anfangs ließen die Ungläubigen ihnen ihre Kirchen und ihr Vermögen und erstreckten nicht auf sie die Bedrückung, mit welcher die katholischen Christen behandelt wurden. Nachdem aber der Muselman fest sich fühlte auf Egyptens Boden, verfielen auch die Monophysiten seiner Tyrannei und rasch verminderte sich ihre Zahl und ihr Kirchenwesen verkümmerte. In unseren Tagen sind die Kopten, Nachkommen und Ueberreste des alten ägyptischen, monophysitischen Volkes, immer noch treu dieser traurigen Lehre, welche den Menschen des wonnervollen Trostes und seligen Vorbildes beraubt, in dem menschgewordenen Gott zugleich den Erlöser anzubeten und den Bruder zu lieben. Wer je in dem melancholischen Bethaus der Kopten zu Alt-Cairo war, der ahnt, daß der verklärte Freudenstrahl, welcher durch die Menschwerdung

Gottes über und in alle Creatur sich ergießt, diese Kinder des Schattens nie berührt hat.

Eine mächtige Stütze der Irrlehre des Eutyches war Eudocia, die verwittwete Kaiserin. Wie dies zuweilen den geistvollen Menschen geht: sie werden von einer Idee angesprochen und verschwenden umsomehr all ihren Geist daran, sie haltbar zu machen, als sie unhaltbar ist: so ging es auch ihr. Sie hatte sich nach dem Tode ihres Gemahls nach Palästina begeben, welches durch den monophysitischen Mönch Theodosius dermaßen gegen die katholische Lehre aufgewiegelt wurde, daß er den Bischof von Jerusalem verjagen und dessen Sitz einnehmen durfte. Weber dieses Aergerniß, noch das Anathema, welches das Concil von Chalcedon gegen die Lehre des Eutyches aussprach, bewogen Eudocia zur Verwerfung des Irrthums. Sie lebte in Jerusalem sehr fromm, sehr wohlthätig, ganz so wie viele christlichen Wittwen jener Zeit zu leben pflegten, und gerade das gab ihrem irrigen Glauben eine falsche Glorie. Pulcheria sah mit tiefem Schmerz die Verirrung ihrer Schwägerin und flehete den heiligen Papst Leo den Großen an, nichts unversucht zu lassen, um Eudocia's Seele zu retten. Mit der zartesten Vorsicht führte er diesen schwierigen Auftrag aus. Er schrieb ihr am 15. Juni 453. Er setzt voraus, daß sie im heiligen Lande gar nicht umhin könne, an das Mysterium von der Menschwerdung zu glauben, und bittet sie darauf, ihren ganzen Einfluß anzuwenden, um die Mönche in Palästina, welche durch ihren Mitbruder Theodosius wie berauscht von der Irrlehre waren, zum katholischen Glauben zurückzuführen und sie dahin zu bringen, daß sie die Beschlüsse des Concils von Chalcedon anerkannten und ihre wilthen Verfolgungen der Katholiken bereueten. Der heilige Papst schreibt weiter: „Da nur kindliche Hingebung im Glauben und friedliche Demuth das Geheimniß unseres Heiles fassen können, wie sehr wäre diesen Bethörten zu rathen, einfach Das zu glauben, was sie in den Evangelien lesen und im Glaubensbekenntniß aussprechen, anstatt sich mit gotteslästerlichen Erfindungen zu

befassen. Denn wie der katholische Glaube den Nestorius verdammt, der in dem Einen Jesus Christus unsern Herrn zwei Personen gelehrt hat: so verdammt sie den Eutyches, weil er läugnet, daß das ewige Wort im Schoße der Jungfrau Maria die menschliche Natur angenommen hat. Sollten deine Ermahnungen dazu beitragen, diese armen Menschen zu belehren, so würde dir eine unvergleichliche Ehre daraus erwachsen und ich würde dich bitten, mir diese frohe Botschaft alsbald mitzutheilen, auf daß ich mich zweifach freuen könne deinetwegen, der gesegneten Früchte deines frommen Werkes; ihretwegen, der Barmherzigkeit des gnadenvollen Herrn.“ Aber so leicht war Eudocia nicht gewonnen! so schnell nicht von liebgewordener geistiger Fessel gelöst! Sie widerstand dem milden Anknöpfen des heiligen Geistes: da führte die Hand Gottes schwere Streiche auf ihr Herz. Der weströmische Kaiser Valentinian III., ihr Schwiegersohn, wurde im Jahre 455 in der Blüthe des Lebens ermordet und ihre Tochter Eudocia von dem Mörder aus Ehrgeiz gezwungen, sich mit ihm zu vermählen. Aber Rache und Abscheu veranlaßten Eudocia, den Vandalenkönig Genseric aus Afrika gegen den verhassten, aufgedrungenen Gemahl zu Hülfe zu rufen. Genseric kam, plünderte und verwüstete Rom und führte Eudocia und ihre beiden Töchter gefangen nach Carthago. Solche Heimsuchungen Gottes sind Thau der Gnaden für eine edle Seele: Eudocia ging in sich. Vor Simeons Säule erschien eines Tages Anastasius, Chorbischof von Jerusalem, und überbrachte dem Heiligen einen Brief, in welchem Eudocia ihm ihren Seelenzustand darlegte und um seinen Rath bat. Er antwortete ihr: „Der Satan sah die Fülle deiner Tugend und wollte dich versuchen. Zum Werkzeug gebrauchte er den gefährlichen Mönch Theodosius, welcher deine Seele mit Beunruhigung und Finsterniß erfüllte. Wie der Weizen mußt du gesiebt, um geläutert zu werden. Aber nur Muth! dein Glaube ist nicht untergegangen! Staunen muß ich jedoch, daß du in der Ferne ein Vöglein aufsuchst, da du dem Quell so nahe

bist, indem du ja den gottseligen Euthymius hast. Folge dessen Rathschlägen und du wirst deine Seele retten.“

Euthymius war ein heiliger Abt, den sich vor all' den Glaubensverwirrungen und Lehrstreitigkeiten und vor den Gewaltthaten des schismatischen Mönches und eingedrungenen Bischofs Theodosius in die Wüste am todtten Meere zurückgezogen hatte. Dort, eine Viertelstunde vom Jordan, hatte der Anachoret Gerasimus eine Laure und ein Kloster errichtet. Die Laure bestand aus siebenzig von einander getrennten Zellen, in welchen die älteren und durch den Gehorsam schon sehr abgetödteten Mönche einsam lebten. Das Kloster, das für die Novizen und die angehenden Mönche war, lag ungefähr in der Mitte all' dieser zerstreuten Zellen und jeden Samstag und Sonntag fanden sich auch die Einsiedler zum Gottesdienste und zur heiligen Communion mit ihren jungen Mitbrüdern dort zusammen. Eudocia war entschlossen, den Rath des heiligen Säulenstehers zu befolgen und sich mit Euthymius zu besprechen. Da sie wußte, daß der fromme Abt nicht nach Jerusalem komme, wo der Anblick so vieler irreführter, fanatischer Mönche ihm das Herz zerriß, ließ sie unweit der Laure ein Gebäude errichten, worin sie mit Euthymius Glaubensgespräche zu haben wünschte; und dann ließ sie durch zwei angesehenen Geistliche ihn dahin einladen. Er aber war vor diesen kaiserlichen Veranstaltungen tiefer in die Wüste gen Osten entflohen und konnte nur mit großer Mühe aufgefunden und mit noch größerer bewogen werden, dem Wunsche der Kaiserin zu entsprechen. Als er endlich kam und Eudocia ihn erblickte, fiel sie auf die Knie und rief: „O mein ehrwürdiger Vater, ich sehe, wie Gott mich begnadet durch deine Gegenwart.“ Der heilige Greis segnete sie und sagte einfach: „Meine Tochter, hüte dich in Zukunft besser! du bist aus Mangel an Vorsicht in elende Irrthümer verfallen und aus unverständigem Eigensinn in ihnen verharret. Gib sie auf, unterwirf dich der Entscheidung des allgemeinen Kirchenrathes von Chalcedon und kehre zurück zur heiligen Gemeinschaft der katholi-



ſchen Kirche.“ Abermals gab er ihr ſeinen Segen und verließ ſie. Eudocia befolgte ſo treu, was er ihr geſagt hatte, als habe Gott ſelbſt zu ihr geſprochen. Sie begab ſich wieder nach Jeruſalem, ſagte ſich los von der Irrlehre des Eutycheſes und ſchloß ſich dem katholiſchen Biſchofe Juvenaliſ an, der ſeinen Sitz inzwiſchen wieder eingenommen hatte. Viele Laien, Mönche und Prieſter folgten dem Beiſpiele der Kaiſerin. Leider nicht Alle! die Widerſpenſtigen erſtarben allmählich dem chriſtlichen Leben in ihrem öden Sectenweſen, das polypenmäßig immer neue, weil immer unvollkommene, Zweige ohne Blüten und ohne Frucht hervorbrachte. Die Anhänger dieſer Secte tragen jetzt in Syrien den Namen Jacobiten nach einem ihrer Lehrer Namens Jacob Baradai.

Nachdem Simeon auf die von ſo vielfachen und verſchiedenartigen Stürmen erſchütterte Welt von ſeiner Säule herab geſchaut hatte, mußte er in ſeinem Todesjahre noch Zeuge des furchtbaren Mißgeſchickes ſein, welches ſeine ſyriſche Heimath traf. Am 8. Juni 459 verwandelte ein ungeheures Erdbeben Antiochien und viele Nachbarſtädte in Trümmerhaufen. Es war in der Nacht vom Pfingſtſonntag auf Montag. Das üppige Volk hatte in ſehr unheiliger Weiſe das Feſt des heiligen Geiſtes gefeiert und ſich unthierische Ausgelassenheit zu Schulden kommen laſſen. Da warfen einige Erdſtöße, die von Zeit zu Zeit in unregelmäßiger Weiſe ſich wiederholten, die große herrliche Stadt Antiochien mit ihren zahlreichen Prachtgebäuden wie ein Kartenhaus um. Viele Menſchen verloren das Leben, Viele Hab und Gut, Alle den Muth. Nun dachten ſie an Gott und an das ewige Strafgericht, an welches dieſe zeitliche ſie erinnerte. Nun wünſchten ſie ſo recht himmelſtürmend beten zu können, was ſie ſonſt nur wenig gewünscht, wohl gar verachtet hatten. Nun fühlten ſie das Bedürfniß heiliger Fürbitte am Throne Gottes und nun ſtrömten ſie zu Tauſenden und Tauſenden, in täglich wechselnden und ſich erneuenden Schaaſen zu Simeon, um ſich unter die Flügel ſeines Gebetes zu begeben. Als fromme Wallfahrer kamen

sie daher, im feierlichen Zuge, von Geistlichen geführt, das Kreuz voran, mit wehenden Fahnen, mit Rauchwerk und brennenden Lampen, weinend und klagend, seufzend und stehend. Als Simeon weit und breit von dieser angst- und sündenvollen Menge die Säule umringt sah und ihren Jammer um irdische Nothen vernahm, rief er mit bitterm Schmerz herab: „O schweigt! ihr habt mich ja sonst nie hören und nie mir folgen mögen! Alle sind abgewichen, unnütz geworden, wetteifern in Habsucht und Bosheit! die Ungerechtigkeit hat das Maß überschritten! darum schweigt auch jetzt, denn ich kann mit euch Ungläubigen nicht reden. Laßt mich allein mit meinem Herrn sprechen.“ Simeon begab sich nun eifrig in's Gebet, während die Erbstöße fortbauerten und auch seine Säule, wie ein Rohr im Sturm, erzittern machten. Die Gefahr wuchs. Da gebot Simeon der Menge, Kyrie eleison zu rufen, und als dies Gebet vollendet war, sprach er demüthig: „Brüder, eine Seele aus uns Allen ist erhört worden! um euch davon zu überzeugen, will ich euch den Mann vorstellen.“ Und er rief aus der Masse einen schlichten Landmann hervor und sprach zu ihm: „Du bist's, mein Bruder! aber sage mir, weshalb du so wohlgefällig vor Gott bist?“ Der Mann antwortete schüchtern: Vergib, mein Vater, ich bin es nicht, denn ich bin ein ganz gewöhnlicher sündiger Mensch.“ „Sprich nur, sprich!“ gebot Simeon. Da sagte der Mann: „Ich bin ein Tagelöhner und meine Lebensweise ist so, daß ich meinen Lohn in drei Theile zerlege; den einen gebe ich den Armen, den anderen zahle ich als Abgabe dem Staate und den dritten brauche ich für meine täglichen Ausgaben. Und so hab' ich's immer gehalten.“ Da drängten sich Alle voll Ehrfurcht zu dem geringen Mann, der in seiner Einfalt und Unscheinbarkeit so wohlgefällig vor Gott war. Das Erdbeben hörte auf; allein es ließ ein solches Entsetzen in allen Gemüthern zurück, die unsägliche Nichtigkeit und Flüchtigkeit des ganzen irdischen Daseins war ihnen in so gewaltigem Maßstab vor die Augen getreten, daß sich Niemand so recht an sein Tage-

werk machen mochte! Handel und Wandel stockten. Man empfand noch den unvergleichlichen Schreck, die Erde unter den Füßen schwanken zu fühlen, die Mauern über dem Haupte schwanken zu sehen. Darum wagte man noch nicht recht, weder in's Haus zu gehen, noch auf dem Felde zu arbeiten; Verstärkung lähmte die Hände und raubte die Besinnung. Nur bei Simeons Säule fühlten sich Alle geborgen. Die Mandra war ihnen der sicherste Platz auf der weiten Welt. Heilige sind Lieblinge Gottes und was auch geschehe, ihnen geschieht nichts Uebeles, denn sie wenden das Uebel zum Guten: diese Meinung der sonst so leichtsinnigen Menge kam unwillkürlich zum Vorschein durch das grenzenlose Vertrauen auf Simeon. Er hieß sie Leid tragen um ihre Sünden, beten, Buße thun, sich mit Gott versöhnen. Einundfünfzig Tage währte die Bußzeit und die Völkerströmung zur Säule hin wurde immer größer und größer. „Es war,“ schreibt Cosmas, der syrische Biograph, „wie wenn Gott die halbe Welt aufgeregt habe, damit sie zu seinem Geliebten eile, ihn verehere, Abschied nehme und dessen Ende herrlicher mache, als das irgend eines Menschen seiner Zeit.“ Am 29. Juli fand eine große öffentliche gemeinsame Feier der heiligen Communion dieses mit Gott versöhnten Volkes statt. Es war die letzte, die Simeon in dieser Weise hielt. Seine Mission war zu Ende, die wunderbare Mission, die er dreißig Jahre auf einer und derselben zwei Fuß breiten Stelle hielt, und er wußte, daß sie nun zu Ende gehe. Wie ein zärtlicher und verständiger Vater, der zu lieben Kindern spricht, entließ er nun Alle mit Trost und Ermahnung, schärfte ihnen ein, die Gebote und Gesetze des Herrn zu halten, und hieß Jeden gehen in sein Haus und sein Tagewerk im Namen des Herrn beginnen; dann werde Gott ihnen gnädig sein. Einen Monat noch setzte der Heilige seine gewohnte Lebensweise fort; aber da wurde er plötzlich ohnmächtig in Gegenwart seiner Schüler und blieb in todesähnlicher Erschöpfung drei volle Tage zusammengesunken auf seiner Säule. Die Schüler ließen abwechselnd zu ihm hin-

auf, während sein Lieblingsjünger und Biograph Antonius die ganze letzte Zeit treu bei ihm aushielt und ihn Tag und Nacht nicht verließ. Dieser zuerst bemerkte das Gnadenzeichen, den wunderbaren Duft der Heiligkeit, der diesen halbentseelten, armen Körper wie ein Anhauch des Paradieses umfloß. Es war, als ob Fluten von Wohlgerüchen aus unsichtbaren Rauchgefäßen zu dieser gebenedeiten Säule wogten. Anfangs spürte man den Duft nur oben; allmählich sank er tiefer und tiefer, wie unsichtbare Weihrauchwolken, und erfüllte die ganze Mandra mit süßem, lieblichem Geruch. Jeder bemerkte ihn unten, aber Niemand wußte, was er zu bedeuten habe. Antonius sprach zärtlich zu seinem geliebten heiligen Lehrer: „Sieh, o Herr, wie dein Gott dich liebt! die Luft des Paradieses umweht dich schon: jetzt wird er dich von hier abrufen und dahin führen, wo du zu sein verdienst. Sprich aber zuvor die Fülle deines Segens über deinen Diener aus.“ Und mit zitternder Hand segnete der heilige Greis den Jüngling. Am 2. September kam Simeon wieder zu Kräften, berief all' seine Schüler, setzte zwei derselben als Vorsteher über die anderen ein und empfahl sie sämmtlich dem Herrn. Dann beugte er sich drei Mal tief und schaute froh gen Himmel. Volk unten in der Mandra fehlte nie. Es erregte große Bestürzung und Trauer, daß Simeon drei Tage geschwiegen und weder gepredigt, noch sonst auch mit irgend Jemand geredet hatte. Deshalb war die Freude groß, als er sich jetzt erhob und seine gewöhnliche Stellung wieder einnahm. Alle riefen zu ihm empor: „Segne uns, Herr!“ Simeon blickte in alle vier Weltgegenden, erhob segnend die Hand und empfahl sie dem allmächtigen Gott; sprach dann noch einige Worte der Liebe zu den beiden Jüngern, die er zu Vorstehern ernannt hatte, schlug dreimal an seine Brust, lehnte das Haupt auf die Schulter des Antonius und entschlief im Herrn.

Die Verehrung, welche seine Zeit ihm zollte, war so groß, daß Kaiser Leo I. dem Patriarchen von Antiochien schrieb, um sich die entseelte Hülle Simeons als einen köstlichen Schatz und zugleich als einen heiligen Schirmvogt für das Reich

und für Constantinopel auszubitten, und auch damit dem großen Diener Gottes die gebührende Ehre erwiesen werde. Kaum wurde dies Ansinnen des Kaisers bekannt, so erhob sich ein Klageruf in Antiochien und die ganze Bevölkerung erließ eine Bittschrift an Leo und stellte ihm demüthigt stehend vor, daß das entsetzliche Erdbeben ihre Stadtmauern zerstört habe und daß ihnen der heilige Leib als Mauer und Beschützer dienen solle. Ungern gab der Kaiser ihrer Bitte nach und es wurde in Antiochien eine eigene Kapelle gebaut, worin Simeons Reliquien mit großer Feierlichkeit beigelegt und mit großer Andacht verehrt wurden. Auch die Mandra blieb ein Wallfahrtsort für fromme Pilger und das Kloster, welches sie umgab, beschützte während mehrerer Jahrhunderte zahlreiche Genossenschaften von Mönchen. Im zehnten Jahrhundert wurde es von einem arabischen Häuptling zerstört und noch im vorigen sah man die großartigen Ruinen am Abhange des Berges, sieben Meilen von Antiochien.

So übermenschliche Anstrengungen und Schwierigkeiten mit dieser Lebensweise verbunden waren, fand sie dennoch Nachfolger, sogar zahlreiche. Im siebenten und achten Jahrhundert gab es im Orient sehr viele Säulensteher. Bis im zwölften erhielten sie sich in Syrien, in Mesopotamien bis im fünfzehnten. Der berühmtesten einer war Daniel, ein Schüler Simeons, der im Todesjahre seines großen Lehrers eine Säule bei Constantinopel bestieg und nach dreißig Jahren, als achtzigjähriger Greis, auf derselben starb. Seinem heiligen Vorgänger ähnlich, stand auch er in hoher Achtung bei Fürsten und Völkern und leuchtete durch die Gabe der Wunder und Weissagung. Ein anderer berühmter Stylite war der jüngere Simeon, der 596 starb, nachdem er achtundsechzig Jahre auf Säulen gestanden. Die Zeitgenossen nennen ihn ein wahres Wunder von Tugend und Heiligkeit. Als zarter Knabe schweifte er auf den Bergeshöhen umher und fing spielend einen Panther. Das wilde scheue Thier ließ sich ganz zahm am Gürtel des Knaben in's Kloster führen, wo Simeon erzogen wurde. Sein Lehrmeister, auch ein Stylite, fragte

ihn erstaunt, was er bringe? „Eine Kage!“ sagte der Knabe unbefangen. Dieser Sieg der Unschuld über das Schädliche in der Schöpfung erschien dem Lehrmeister bedeutungsvoll und er gab dem längstgehegten Verlangen des Knaben nach und erlaubte ihm, eine Säule zu besteigen. Der kleine Simeon war damals sechs Jahre alt und stand nun sechs Jahre unter den Augen seines geistlichen Führers auf einer niedrigen Säule, dann acht Jahre auf einer höheren. Als er selbst zwanzig Jahre zählte, begab er sich auf den sogenannten „wunderbaren Berg“ bei Antiochien, wo er bis zu seinem Ende verblieb und durch die heldenmüthigste, mit allen Gnadengaben geschmückte Tugend, ein Seelenbruder des altern Simeon wurde, wie er dessen Namensbruder war.

Der Thor! sagt die ungläubige Welt. Ja wohl! der heilige Thor des Kreuzes! sagt der Gläubige. In einem Lobgesang der Maroniten — dieses frommen, arbeitsamen, christlichen Völkchens im Libanon — heißt es von Simeon: „Von jenem Weine, den ausspreßte die Lanze auf Golgatha, trank der Gerechte.“ Ja, so stand es mit ihm: sein Leben war ein Rausch der himmlischen Liebe; war ein Beleg zu dem Wonnelied des heiligen Sängerkönigs im überirdisch schönen zwei und zwanzigsten Psalm: „Mein berauschernder Becher, wie herrlich ist er!“ war ein Seitenstück zu dem Ausruf seines großen Landsmannes, des heiligen Martyrers Ignatius, Bischofs von Antiochien: „Meine Liebe ist gekreuzigt! laßt mich ein Nachfolger der Leiden meines Gottes sein.“ Nicht von Allen verlangt Gott das zu thun, was dieser eine Gebenedeite aus Liebe zu seinem gekreuzigten Heiland that; aber daß einmal Einer das thue, aus unaussprechlicher, grenzenloser, befeligender, gnadenentsprungener Liebe thue, was sonst Keiner thut, warum sollte Gott das nicht verlangen? Gab er doch das Gebot, das höchste, — „liebe Gott über Alles“ — für Alle. Millionen bleiben davon in unaussprechlicher Ferne und tief, ach, wie tief unter dem Durchschnittsmaß! Simeon überstieg es, und das sollte Thorheit sein?



## Der heilige Nilus.

„Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch  
außergewählt.“ Joh. 15, 16.

Die christliche Askese siedelte sich in jedem Klima, unter jedem Himmelsstrich und nach allen Weltgegenden hin an, weil sie etwas Ueberveltliches und daher nicht an ein Land, ein Volk gebunden ist. Doch hatte sie Lieblingsstätten; und das waren immer solche, auf denen der irdische Mensch durch die ihn umgebende Natur zur Entfagung aufgefordert wird, und wo der überirdische Fülle der Nahrung in heiliger Betrachtung und Beschaulichkeit findet. Eine solche Stätte war der Berg Sinai im Peträtschen Arabien. Mit seiner Familie von Nachbarbergen, von Hügeln, von Höhenzügen, von zackigen Spitzen und schroffen Felsenklüften, die ihn umringt, wie Kinder und Kindeskinde den Ahnherrn, schiebt er sich als ein riesenhaftes Vorgebirge in die nördliche Küste des rothen Meeres. Wie ein Leuchtthurm steht er da. Das Licht, das von ihm ausgeht, sind die Gebote Gottes, diese einfachen, schlichten zehn Gebote, die so leicht aussehen und die dem sündigen Menschen so schwer fallen, daß der Sohn Gottes kommen und ihn entündigen mußte, damit er sie halten könne. Ringsum ist Wüste, gewaltige Wüste, spärlich durchbrochen von kleinen Oasen, die sich mit einigen Palmen um dürftige Quellen bilden. Jünger des großen heiligen Antonius und des heiligen Hilarton zogen von Egypten und von Palästina aus zum Sinai. Die Einen lebten auf den Höhen des Berges in Zellen, welche die Natur ihnen in dem zerissenen Kalkgestein bereitet hatte, und in denen sie sich möglichst weit von einander entfernt niederließen, so daß jeder Einsiedler mindestens eine Stunde zu gehen hatte, bis er seinen nächsten Nachbar erreichte. Die Anderen siedelten sich auf derjenigen Kuppe an, die Horeb heißt und niedriger liegt. Da hütete Moyses die Schafe Jethro's, seines Schwiegervaters, als Jehovah ihm im feurigen Dornbusch erschien und ihm

befahl, Israel aus der ägyptischen Knechtschaft nach Canaan zu führen. Eine Kirche wurde hier erbaut und daneben ein Kloster, welches Mönche und Priester bewohnten, die nicht den Veruf der absoluten Einsamkeit spürten. Sie bildeten aber eine und dieselbe Genossenschaft mit den Anachoreten und der Sonntag versammelte sie Alle zur Feier der heiligsten Geheimnisse, zum Genuße des zarten Fronleichnam's und zur Kräftigung in der Liebe zu Gott und den Brüdern. Es ist dieselbe Trennung und dieselbe Gemeinschaft, die sich bei allen Einsiedler- und Mönchsvereinen der Zeit findet.

Um das Jahr 390 kam ein jugendlicher Mann mit einem kaum in das Jünglingsalter tretenden Knaben in die Felsenwüste des Sinai und zog sich in eine der entlegensten Höhlen zurück. Der Mann hieß Nilus und der Jüngling Theodul; sie waren Vater und Sohn. Sie kamen aus dem Glück und der Herrlichkeit der Welt, getrieben von unbesieglichem Verlangen nach jenem Opfer, durch das sich der Mensch Gott und dafür Gott dem Menschen gibt. Nilus stammte aus einer reichen und vornehmen Familie zu Anchra in Galatien. Er empfing eine vortreffliche Erziehung; er studirte zu Antiochien unter dem heiligen Johannes Chrysostomus die heiligen Wissenschaften; er ging nach Constantinopel, bekleidete hohe Ämter, ward Präfect. Früh schon hatte er sich vermählt und zärtliche Liebe band ihn an sein edles frommes Weib. Zwei Kinder erfreuten und schmückten seine Ehe. Es war aber nicht leicht am Hofe des Kaisers Arcadius mit reiner unangetasteter Seele zu leben. Ueppigkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Geldgier, Sinnenlust waren Götzen, welche die Herzen zu schöner Liebe entzündeten. Wie leicht fiel da nicht ein sengender Funke im unbewachten Augenblicke auf das Gemüth! wie leicht blieb, wenn es auch nicht in sündiger Flamme ausloderte, ein häßlicher, schwarzer Brandfleck zurück! Das erwog Nilus mit zartem Gewissen und es begann in ihm ein gewaltiger Kampf. Von den Freuden, die das Herz verwüsten, und von den Ehren, die Gefahr bringen, wollte er sich trennen; denn wenn sie auch nicht



sündhaft und nicht unbedingt zu verwerfen sind: der sündige Mensch mißbraucht sie gar leicht zum Bösen, so dachte Illus und dem gemäß wünschte er zu handeln. Viele Güter wollte er aufopfern und ein Gut, das Eine, das allumfassende, dafür empfangen. Der Kampf währte lange, denn nicht bloß sich selbst, sondern auch sein geliebtes Weib mußte er zum Opfer bringen und er hing an ihr mit der ganzen Blut seines Herzens. Auch sie ihrerseits wollte sich durchaus nicht zur Trennung von ihm verstehen. Wer kann sagen, durch welche Trübsal sie innerlich gingen, während äußerlich alles Glück, welches der Mensch begehren und genießen kann, sie umgab! Der göttliche Heiland hat wohl mit Recht gesagt: das Schwert bringe er und nicht den Frieden. Dies geistige Schwert haben alle Heiligen führen und damit die Bande zerschneiden müssen, durch welche sie an irgend eine Art von selbstsüchtigem Genuß — sei er der feinste! — geknüpft waren. Das Christenthum hat seine Herbe für die, von denen der göttliche Heiland gesagt hat: „Wer es fassen kann, der fasse es.“ Dafür hat es auch den Balsam, der vom Kreuz herabfließt. Mit dem Christenthum, welches das christliche Leben als so leicht und so bequem, so rosenfarben und sammtweich, so verträglich mit der Welt und ihrer Lust darstellt und dadurch Jünger gewinnen möchte, steht es freilich im schroffen Widerspruche. Aber auf Rosenwegen und mit Rosen bekränzt hat der göttliche Heiland nun einmal nicht sein Kreuz nach Golgatha getragen! wer also nicht auf Steinen und unter Dornen gehen will, der folget ihm nicht nach. Nilus that es. Auf große Kämpfe folgte ein großer Sieg. Er trennte sich von seiner Frau; sie begab sich mit ihrem Töchterchen in ein egyptisches Kloster und er mit Theodul erst nach Palästina, dann auf den Sinai. In einer abgelegenen Höhle nahm er seine Wohnung; Gebet, Psalmengesang, Studium der heiligen Schrift und anderer gottseliger Bücher füllten seine Zeit aus. Seine Vergangenheit mit allen Gewohnheiten, Beschäftigungen und Genüssen war ihm todt. Er lebte gemäß der strengen Ascese, welche die Anachoreten des

Sinai übten, genoß höchst selten Brod, sondern gewöhnlich wilde Früchte und rohe Kräuter und fand in seinem Theodul einen gelehrigen Jünger und eifrigen Genossen. Zuweilen besuchte er Abends nach vollbrachtem Tagewerk die Mönche, die am Abhange des Berges gemeinschaftlich wohnten, und führte liebliche Gespräche mit ihnen über die Bönne der Abgeschiedenheit und über die Gnade, mit denen Gott das einsame, selbstlose Herz überströme. Seine inneren Kämpfe, den Streit des Fleisches wider den Geist, machte er getreulich durch, ohne sich von diesen Leiden den Frieden seiner schönen reinen Seele trüben zu lassen. Die Welt, die sonst so leicht vergißt, vergaß ihn nicht und schien zu begreifen, was sie sonst so schwer begreift, daß er durch die Ascese nicht in eine Finsterniß, vielmehr in ein Licht des Geistes eingegangen sei. Man schrieb ihm in vielfachen Angelegenheiten, um seine Ansicht, seinen Rath, seine Belehrung zu vernehmen. Nilus antwortete theils durch Briefe, theils durch größere Abhandlungen. Kaiser Arcadius empfahl sich selbst, seine Familie und sein Reich dem heiligen Mann, als nach der Verbannung des großen Johannes Chrysostomus Erdbeben, Feuersbrunst, Hagelschlag, alle Schrecknisse der Elemente Constantinopel heimsuchten und die Kaiserin im Kindbette starb. Nilus antwortete dem Kaiser: „Wie darfst du hoffen, Constantinopel befreit zu sehen von den Heimsuchungen Gottes, so lange große Verbrechen dort begangen werden und das Vaster ungestraft herrscht? Seitdem der gottselige Bischof Johannes, die Säule der Kirche, das Licht der Wahrheit, die Posaune des Evangeliums verbannt worden ist, walten mit Macht Ungerechtigkeit und Frevel. Du aber, du selbst, hast ihn verbannt, diese Leuchte der Christenheit; hast dich leichtsinnig dazu hinreißen lassen von Bischöfen, die nicht weise handelten. Bedenke, was du gethan, und gehe in dich.“

Das Klosterleben hatte auch damals schon sehr lebhafte Gegner in solchen Menschen, denen Alles zu viel ist, was unmittelbar für Gott geschieht, und die, wegen der Gebrech-

Kätheit eines Mitgliedes, einen ganzen Stand verdammen. Nilus sprach sich in seiner Abhandlung „vom Klosterleben“ kraftvoll aus gegen Unordnungen in den geistlichen Genossenschaften, allein er beweist zugleich, schon aus dem Alten Bunde, daß es allzeit Menschen gab, die durch gänzliche Weltentfagung nach der Vollkommenheit strebten. „Der geistliche Kampf, durch den wir unsere Leidenschaften abtödten, um den neuen Menschen anzuziehen, ist die schwerste aller Künste,“ sagt er. „Diese Schwierigkeit darf uns aber nie ermüden, sondern nur eifriger und beharrlicher im heiligen Streit machen. Jesus Christus ist vom Himmel auf die Erde gekommen, um uns den Weg zu zeigen, der zur wahren Glückseligkeit führt, und die ersten Christen ahmten in allen Dingen dem göttlichen Meister nach. Sie verließen die Welt mit ihren Reichtümern, Ehren und Genüssen, um leichter ihre Leidenschaften zu unterdrücken, ihre Sinnlichkeit zu bezähmen und in der Tugend sich zu üben. Nur durch das Streben nach Heiligkeit gestaltete sich der äscetische Stand seinem Urbild gemäß; durch die Laster seiner Glieder wird er entstellt. Die Einsiedler müssen besonders der größten Schwierigkeiten gewärtig und von einem erfahrenen Meister geprüft sein, ehe sie ihrem Berufe folgen.“ Er selbst hatte die heftigsten Versuchungen bestehen müssen und er empfiehlt Anderen die Waffen, die er siegreich geführt hat: eifriges Gebet, fromme Lesungen, kniefällige Verdemüthigung vor Gott, Geduld, freiwillige Erniedrigung und das heilige Kreuzzeichen. In einer anderen Abhandlung über die „Haupttünden“ hebt er die Gefahr der Ehrsucht und des Müßigganges vorzugsweise hervor. „Die Ehrsucht,“ sagt er, „ist wie eine unter dem Wasser verborgene Klippe: wenn wir daran scheitern, ist es um all unsere Tugenden geschehen. Wer diesem Laster ergeben ist, betet gern öffentlich; wer es besiegt hat, lieber und freudiger im Verborgenen. Ein Thor zeigt seine Schätze und reizt dadurch die Gier der Räuber. Verbirg sorgsam deine inneren Reichtümer, denn die Feinde deines Heils besetzen wie Räuber den engen Weg, den du zu gehen hast. Ist ein Ordensmann

vom Müßiggang angesteckt, so erkennt man das leicht, wenn er häufig die Augen vom Buch abwendet, um die äußern Gegenstände zu betrachten; wenn er vom mindesten Geräusch an seine Thür gezogen wird; wenn er sich träge oder übereilt seiner Pflichten entledigt; wenn er seine bestimmten Andachtsübungen aufgibt und nach neuen hascht; Vieles anfängt, Nichts beendet; wenn er auf Neuigkeiten lauert und unter allerlei Vorwänden, sogar unter dem, die Kranken zu besuchen, unruhig hin und her läuft. Ein Ordensmann, der nicht in seiner Zelle verschlossen bleibt, gleicht einem ausgetrockneten, in die Wüste verpflanzten Zweig, der niemals Frucht tragen wird, weil er nicht Wurzel fassen kann.“

In dem Buche „vom Gebet“ sagt er: „Zuerst müssen wir die Gabe des Gebets und der Thränen von Gott begehren; den heiligen Geist anrufen, damit er in unsere Herzen jene reinen und glühenden Wünsche erzeuge, die allzeit erhört werden; damit er unsere Seele in Bezug auf die Geschöpfe blind und stumm und unser Herz frei von jeder ungeordneten Reizung mache. Willst du recht beten, so verläugne dich selbst zu jeder Stunde. Bist du geduldig im Leiden, so wirst du froh sein im Gebet. Liebst du Gott, so verstehst du die große Kunst des Gebetes, und betest du recht, so wirst du Gott immer mehr lieben. Das Gebet ist demnach die göttlichste Tugend, denn es ist der Ausdruck der vollkommenen Liebe. Gelangst du im Gebet zu einer Freude, welche alle anderen Freuden weit übersteigt: so bist du zum wahren Gebet gelangt.“

Zu Ancyra, der Vaterstadt des heiligen Nilus, zählte man damals gegen zehntausend gottgeweihte Frauen und Jungfrauen, von denen zweitausend heroische Tugenden in Werken der Buße und der Barmherzigkeit übten. Unter so vielen erhabener Seelen leuchtete im hellsten und lieblichsten Glanze Magna hervor. Ihr eigener Wunsch wählte den jungfräulichen Stand, der Wunsch ihrer Mutter den Ehestand; und Magna schätzte den Gehorsam so hoch, daß sie dem Wunsch ihrer Mutter nachgab und sich einem Manne anvermählen ließ.

Sie wußte ihm anmuthig die Zusage zu entlocken, ihr noch einige Tage der Freiheit zu gewähren; und siehe! in dieser Zwischenzeit erkrankte er, starb und hinterließ ihr große Reichthümer. Magna pries mit gerührtem Herzen die göttlichen Fügungen und lebte fortan nur für ihren himmlischen Bräutigam. Das Vermögen gab sie den Armen hin und diente ihnen und den Kranken in den Spitälern. Ihr eigenes Haus war ein Kloster, in welchem sie mit all ihrer Dienerschaft nach einer bestimmten Regel und in pünktlichster Erfüllung aller christlichen Pflichten lebte. Sie verließ es nur, um Werke der Nächstenliebe zu üben und um Kirchen zu besuchen. Ihr höchster Genuß bestand darin, die Nächte vor den Altären zu durchwachen und dort vor Gott in Beschauung seiner unermesslichen Vollkommenheit und in Betrachtung der ewigen Wahrheiten zu versinken. Die geistige Sammlung, in welcher sie sich immer durch die Einigung mit Gott hielt, sprach sich durch den milden Ernst auf ihrem Antlitz aus, der nicht blos dem Volke, sondern auch heiligen Priestern und Bischöfen eine wahre Ehrfurcht vor dieser seligen Jungfrau einflößte. Die Unvollkommenen sind immer ganz schnell mit sich selbst zufrieden; die Vollkommenen nie. Darum hat Magna den heiligen Nilus um einige ascetische Vorschriften, die er ihr in der Abhandlung über „die freiwillige Armuth,“ welche sie bereits in einem so hohen Grade übte, denn auch gab, und die Armuth als eine Frucht des ascetischen Lebensbaumes darstellte, dessen übrige Früchte Gehorsam, Friedfertigkeit, Demuth, Lauterkeit und Eintracht sein mußten.

Das kriegerische, eroberungslustige, heutegetrige Volk der Sarazenen, das volle tausend Jahre die Plage des oströmischen Reiches war und es ganz allmählich, Provinz nach Provinz, Stadt nach Stadt, in Asien an sich brachte, endlich auch den Bosporus überschritt und mit der Eroberung von Constantinopel diesem Reiche ein Ende machte; diese Sarazenen oder Araber schweiften schon damals an den Grenzen umher und machten häufig räuberische Einfälle in unbeschützte

Landstriche. Durch ihr Nomadenleben abgehärtet und an Entbehrungen gewöhnt, schreckten Wüsten sie so wenig ab, daß sie sogar bis in das peträische Arabien drangen. Nilus und Theodul hatten eines Abends die Mönche auf dem Horeb besucht und sich in gottseligen Gesprächen mit ihnen erfreut über den Frieden ihres stillen Daseins. Die Nacht, so eine weiche, träumerische, orientalische Nacht, die nicht kalt und dunkel, sondern mit eigenthümlichem Liebreiz lind und duftig die Welt einschleiert, kam und ging, ohne daß die frommen Männer müde geworden wären. Gegen Morgen sprach der Geistliche, der an der Kirche das Priesteramt verwaltete und ein äußerst liebevoller Mann war: „Wer weiß, ob wir uns jemals wieder so glücklich hier zusammenfinden werden!“ Er stand auf, rief Alle in die Kirche, und im heiligen Psalmengesang brachten sie Gott ihr Morgenlob dar. kaum war er vollendet, so erscholl rings umher wildes Geschrei. Eine Sarazenenhorde überfiel das Kloster, um zu rauben, was zu rauben war: die Wintervorräthe, welche in getrockneten wilden Früchten bestanden und die jungen Mönche, die als Sklaven gebraucht oder verkauft werden sollten. Die Alten beraubte man ihrer Kleider und ließ sie dann entfliehen. Der fromme Priester und zwei Einsiedler wurden umgebracht. Dann zog die Horde ab mit dem geraubten Gut und mit den Jünglingen, unter denen sich Theodul befand. Gegen Abend wagten sich die flüchtigen Mönche wieder nach ihrem Kloster zurück und fanden noch den gottseligen Priester am Leben. Er hatte mild gesagt: „Gott sei gelobt!“ und das heilige Kreuzzeichen gemacht, als er den Todesstoß empfing. Jetzt lag er in den letzten Zügen, ermahnte die Brüder, den Willen Gottes anzubeten, gab Jedem den Kuß des Friedens und entschlief. Sie beerdigten ihn und ihre beiden anderen Todten mit tiefer Betrübniß, waren aber noch weit mehr bekümmert über das Loos Derjenigen, die in Gefangenschaft gerathen waren. Am meisten grämte sich Nilus um seinen Theodul. Ganz unverhofft erhielt er Nachricht von ihm. Ein Flüchtling suchte Schutz auf dem Berge, freilich keiner

der Jhren, sondern ein junger Slave, der mit seinem Herrn ebenfalls in die Hände der Sarazenen gefallen war. Dieser Herr hieß Magadon und war Senator der Stadt Pharan, welche in Arabien lag, aber zum oströmischen Reiche gehörte. Ihn selbst hatten sie ziehen lassen, aus Furcht vor den Räubern; seine Sklaven und seine Habe hatten sie sich zueigennet. Dieser junge Sklave erzählte nun den bekümmerten Mönchen: die Sarazenen hätten ihn und Theodul dazu bestimmt, der Göttin Venus, welche sie unter dem Bilde des Morgensternes anbeteten, geopfert zu werden. Er habe im günstigen Augenblick die Flucht gewagt; was aus Theodul geworden, wisse er nicht. Unausprechlich war der Schmerz des Vaters, daß Theodul sein reines Leben für diesen Obhien der unlautern Liebe habe hinopfern müssen. Inzwischen hatte die Obrigkeit der Stadt Pharan durch Magadon die Gewaltthaten der Sarazenen erfahren, schickte eine Gesandtschaft an ihren Emir (Hauptling) und begehrte Genugthnung. Der Emir versprach das Geraubte zu erstatten; es mögten sich Alle, welche Forderungen hätten, bei ihm einstellen. Unter sicherem Geleite traten sie einen Zug an, der zwölf Tage dauerte und dem Nilus sich anschloß, um, wenn nicht seinen Sohn selbst, doch Kunde oder Spuren von ihm zu finden. Der Emir war freundlich und versicherte den Nilus, daß Theodul nicht geopfert, sondern verkauft worden sei und sich bei dem Bischofe von Elusa aufhalten solle. Neu belebt durch diese Hoffnung wollte sich Nilus alsbald auf den Weg machen, und der Emir gab ihm Führer mit, die ihn glücklich nach Elusa, einer Grenzstadt zwischen dem petrischen Arabien und Palästina, brachten. Die Einwohner von Elusa hatte der heilige Hilarion bekehrt. Als sie noch Heiden waren und eines ihrer Obhienefeste begingen, hörten sie, der Heilige sei in ihrer Nähe. Da zogen sie ihm entgegen, baten so demüthig um seinen Segen und empfingen denselben so dankbar und froh, daß diese kindliche Ehrfurcht große Gnade auf sie herabzog und ihr Herz dem christlichen Glauben öffnete. Jetzt war Elusa der Sitz eines Bischofs und wirk-

lich, Theodul hielt sich bei diesem auf. Wie Abraham seinen Isaak, empfing Allus seinen Sohn und ließ sich alle Umstände der wunderbaren Rettung genau erzählen. Die beiden Opfer waren ernannt: Theodul und Magabons Sklav; der Altar war errichtet, das Opfermesser geschärft, die Opferschaale, Weihrauch und Blumenkränze bereitet, die Stunde vor Sonnenaufgang, wenn der Morgenstern im Morgenroth lieblich und klar wie ein Thautropfen in der Rose erstrahlt, für die feierliche Handlung bestimmt. Die Sarazenen durchschwelgten die Nacht bei wüsten Gelagen; der junge Sklav entfloh, Theodul verharrte, zur Erde gebeugt, im andächtigen Gebet. Gott konnte ihn ja auch anders retten, als durch die unsichere Flucht! Er betete: „O Herr, gestatte nicht, daß mein Blut den bösen Geistern dargebracht, noch daß mein Leib ein Opfer für den Dämon der Sinnenlust werde! O Herr! mein Vater ruft zu dir und hofft auf dich, laß uns nicht zu Schanden werden.“ So flehete Theodul. Als der Morgen dämmerte, zeigte sich wohl ein Purpurstreif im Osten; aber anstatt sich höher und höher zu heben, auszubreiten und wie eine rosenfarbene Fluth über den ganzen östlichen Himmel zu gießen, anstatt dieses wunderschönen Schauspiel, das jeder Morgen in der Wüste bringt, verhüllten dichte Wolken den Horizont und mit ihm — Morgenroth und Morgenstern. Die Sarazenen schliefen, bis die Sonne das Gewölk durchbrach; und nun war die Stunde der Opferfeier vorüber. Sie hoben ihren Lagerplatz auf und zogen weiter. Einige Male versuchten sie Theodul zum Genuß von geopfertem Speise zu zwingen; allein er ließ sich durch keine Mißhandlung dazu bewegen. So gelangten sie in bewohnte Gegenden und stellten ihn zum Verkaufe aus. Niemand wollte den hohen Preis zahlen, den sie forderten, weil er ein kräftiger schöner Jüngling war. Endlich wurden sie es überdrüssig, ihn so lange mit sich umher zu führen; sie stellten ihn am Eingange eines großen Dorfes öffentlich aus mit einem Schwerte um den Hals. Dies bedeutete, daß man ihn lieber tödtete, als unter dem Preise verkaufen würde. Nun erbarmte sich ein



fremder Reisender, ein Mann aus Glusa, seiner, kaufte ihn, nahm ihn mit und der fromme Bischof von Glusa, der bald Ungewöhnliches in dem fremden Jüngling erkannte, löste ihn ein. So war nun Theodul den Hausgenossen des Bischofs eingereiht, und dieser gewann ihn so lieb, und fand ihn so geeignet, das priesterliche Amt zu verwalten, daß er ihm die niederen Weihen ertheilte. Statt eines Geopferten am Altare der Venus, sollte Theodul ein Opfernder am Altare Gottes werden; und so fand der glückliche Nilus seinen geliebten Sohn wieder! So gereichen alle Dinge Denen zum Heile, die Gott lieben! Der Bischof von Glusa behielt sie längere Zeit bei sich und erbaute sich an ihren Tugenden. Aber sie sehnten sich nach ihrer Abgeschlossenheit und baten um Entlassung. Nur unter der Bedingung, daß Beide die Priesterweihe empfangen, um in ihrer Felsenwüste den verlassenen Brüdern als Ausspender der heiligen Sacramente zu dienen, willigte der Bischof in ihre Entfernung ein. So zogen denn Vater und Sohn wieder nach ihren stillen sinaitischen Einsiebeleien, mit dem Vorsatze, noch eifriger Gott zu dienen denn zuvor. Und damit entschwinden sie dem menschlichen Blick. Nicht einmal die Zeit ihres Todes ist bekannt.

### Der heil. Johannes Climacus.

„Schmachtet auch mein Fleisch und mein Herz; meines Herzens Gott und mein Heil ist Gott in Ewigkeit.“ Psalm 72, 26.

Gott schuf den Menschen mit einer unüberwindlichen Sehnsucht nach Glück, denn er schuf ihn nach seinem Bilde, d. h. er gab der Seele des Menschen die Fähigkeit, ihn zu erkennen, ihn zu lieben, ihn zu besitzen; und somit gab er ihr eine immense Größe, die durch nichts ausgefüllt werden kann, als durch ein immenses Gut, durch Gott. Befriedigung in Gott ist ihr wahres, ihr höchstes Glück. Jedes andere Glück genügt ihr nicht, denn jedes andere Gut ist geringer als sie. In Folge des Falles verwischte die Sünde aus der mensch-

lichen Seele die klare Vorstellung ihrer erhabenen Bestimmung, aber nicht das Verlangen nach einem grenzenlosen Glück; und weil sie sich von Gott getrennt und Den verloren hatte, dessen Besiz jenes Glück gewährt, so wendete sie sich nach Außen und suchte dort Befriedigung. Die Gebilde der Schöpfung gaben ihr angenehme Eindrücke; sie hielt diese flüchtigen Empfindungen für Glück; sie strebte dieselben festzuhalten oder neu hervorzurufen. So lebt der Mensch seit seinem ersten Abfall; er wähnt, die äußeren Gegenstände könnten ihn glücklich machen. Dieser Irrthum erwacht in ihm mit den Neigungen seiner gefallenen Natur, wird genährt durch den Genuß sinnlicher und die Unkenntniß übersinnlicher Freuden, und wird befestigt durch den Umgang mit anderen Menschen, welche sämmtlich in derselben Täuschung befangen sind. Denn glücklich will der Mensch nun einmal sein; durchaus! Und das ist sein Recht. Darum sagt der heil. Augustinus aus dem Schatze eigener Erfahrung in seinen Bekenntnissen: „Suchet immer das, was ihr jetzt sucht; aber sucht es nicht da, wo es nicht zu finden ist; sucht nicht das glückselige Leben in den Regionen des Todes.“ Und eine Erläuterung dieses Rathes gibt der heil. Bonaventura in seinem „Begleiter der Seele zu Gott,“ indem er sagt: „Da die Seligkeit nichts Anderes ist als der Besiz des höchsten Gutes, und da das höchste Gut über uns ist, so kann Niemand selig sein, der sich nicht leiblich, sondern geistig, nicht über sich selbst erhebt. Nun können wir uns aber nicht über uns selbst erheben, es sei denn durch die Kraft von Oben; denn wir vermögen nichts ohne den göttlichen Beistand. Doch der göttliche Beistand wird Denen verliehen, welche von Herzen demüthig und fromm darum bitten, was durch das inbrünstige Gebet geschieht. Das Gebet ist also der Anfang der Erhebung zu Gott.“

Diesen Weg der Erhebung, diese Stufenleiter der christlichen Vollkommenheit, da beginnend, wo der Mensch mit der Welt und der Sünde bricht, da endend, wo er durch die drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung

und der Liebe zum Besitze des höchsten Gutes, zur Ruhe in Gott gelangt, hat ein stiller Einsiedler in der Wüste des Sinai in einem Buche beschrieben, welches so schön und so berühmt ist, daß es dem Verfasser seinen Beinamen gab: Climacus, weil das Werk den Titel führt „Eltmaz“, d. h. „leiter.“ Er selbst hatte sie erstiegen, bevor er sie beschrieb. Dies Buch zeigt, zu welcher Höhe das ascetische Leben damals gestiegen war. Denn es stellt zwar das Ideal desselben auf, aber durchaus nicht als einen abstracten Gedanken, sondern als ein Ziel, wohin der gottliebende Mensch durch Gnade und beharrlichen Willen gelangen könne, wenn er die Rathschläge und Ermahnungen befolgt, die aus höherer Erleuchtung geschöpft und auf Erfahrung beruhend, ihm hier erteilt werden. Johannes stammte aus Palästina. Christliche Eltern gaben ihm eine äußerst sorgfältige Erziehung, die den ungewöhnlichen Gaben seines klaren und scharfen Geistes und seines tiefen Gemüthes entsprach. Seine Fortschritte in den Wissenschaften waren so schnell und seine Kenntnisse so groß, daß er sich schon in früher Jugend den damals sehr ehrenvollen Beinamen „Scholasticus“ erwarb. Doch Johannes legte weder auf sein Wissen, noch auf seine Fähigkeiten, noch auf die Aussichten, welche die Welt ihm eröffnete, den mindesten Werth. Früh wurde ihm klar, daß alle Genüsse und Vortheile der Welt die geistigen Bedürfnisse und das höhere Verlangen des Menschen zwar wohl betäuben, doch nimmer befriedigen können; und so wendete er sich denn früh von einer Richtung ab, die ihm statt des höchsten Gutes nur geringe, weil vergängliche Güter bot. Bei sechszehn Jahren begab er sich in die sinaitischen Wüsten, die schon längst von Einsiedlern und Mönchen bewohnt wurden. Kaiser Justinian hatte auf der Spitze des Sinai ein großes Kloster zu Unserer Lieben Frau erbauen lassen, das einer zahlreichen Genossenschaft Unterkunft bot. Nicht dahin begab sich Johannes. Er war ein sehr geistreicher Mensch, von aufgewecktem Verstande und lebhafter Phantasie. Er liebte den Austausch der Gedanken in anregenden Gesprächen; aber eben deshalb fürcht-

tete er durch diese aus seinen Fähigkeiten entspringende Rettung, in Eitelkeit und Zerstreuung gestürzt zu werden und in dem Umgange mit so vielen Brüdern gefährliche Versuchungen zu finden. Er begab sich lieber in die abgelegene Einsiedelei des ehrwürdigen Greises Martyrus und bat ihn, die Führung seiner Seele zu übernehmen. Im heiligen Stillschweigen brachte Johannes Gott das Opfer seines Wissens und im heiligen Gehorsam das seines Willens dar. Die Untwürdigkeit gegen Martyrus übte er in solchem Grade, daß er gar keinen eigenen Willen zu haben schien. Diese Tugend prägte nun allen seinen Handlungen etwas von der Vollkommenheit des gehorsamen Gottessohnes auf. Er versuchte nie, sein eigener Steuermann zwischen den Klippen, Untiefen und Strudeln seines inneren Lebens zu sein; er ließ sich leiten von einem erfahrenen Sinn und einer festen Hand, und umschiffte glücklich alle Gefahren, an denen so leicht das Selbstvertrauen zu Grunde geht. Zu hohem Fluge schwang seine reine, demüthige junge Seele sich auf und erhob sich von ihrem heiligen Berge zur Betrachtung des höchsten Gutes und aller Schönheiten und aller Barmen, die darin verborgen sind. Mit stiller Freude beobachtete Martyrus die Fülle von Gnaden, die seinem frommen Jünger zu Theil wurde, und dessen Eifer, um allen Anregungen derselben getreu zu entsprechen. Um so mehr übte er ihn auf jede Weise in Abtödtung der Eigenliebe und Selbstsucht.

Der heilige Basilius der Große hatte durch seine Klosterregeln dem Mönchswesen im Orient einen Leitfaden für die Anordnung des äußeren und die Durchbildung des inneren Lebens gegeben, wie der heilige Pachomius es für die ägyptischen Mönche that. Zu den Regeln des Basilius gehörte die Ablegung der Ordensgelübde nach langer und reiflicher Prüfung und Erwägung; d. h. Diejenigen, welche glaubten, mit Gottes Gnade nach den drei evangelischen Räten der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams leben zu können; bekräftigten und heiligten diesen Entschluß durch das feierliche Versprechen, fortan ihren Reichthum in Gott allein, ihre

Freuden in Gott allein, ihren Willen in Gott allein zu suchen und zu begehren. Dieser Entschluß liegt ganz und gar über der Natur; denn die Natur hängt ungemein an ihren Reichtümern, ihren Freuden und ihrem Willen, und weiß nichts von der Liebe zum Leiden, welche die höchste Blüthe der Gnadenwirkung ist. Die vollkommenste Frucht dieser Blüthe ist jener Entschluß, der sich in den drei Ordensgelübden ausspricht. Johannes erwog während vier Jahren, ob er dem Zuge der Gnade, die ihn zur gänzlichen Hingabe an Gott berief, ohne Vermessenheit folgen dürfe, unterzog sich willig allen Prüfungen und nahm dankbar alle Unterweisungen an, die ihn darüber aufklären konnten. Je näher der Tag seiner Opferung kam, desto mehr steigerte er seinen Eifer zum Gebet, zum Fasten und Wachen, damit er seine Seele als einen reinen Heerd für das Feuer des heiligen Geistes, der in ihm fortan herrschen wolle, anbieten könne. Martyrius erlebte noch den Tag der feierlichen Weihe, an welchem sein hochbegnadeter Jünger sich durch die heiligen Gelübde gänzlich Gott hingab, ertheilte ihm noch den Rath, nunmehr als Anachoret zu leben; und bald darauf war die kleine Zelle verödet, denn Martyrius starb und Johannes begab sich in die Wüste Thola, die sich am Fuße des Sinai ausbreitete. Da vergrub er sich in einer Einsiedelei, welche zwei Stunden von der Kirche zu Unserer Lieben Frau entfernt war. Samstag und Sonntag wohnte er dem gemeinschaftlichen Gottesdienste bei, empfing mit sämmtlichen Brüdern, Mönchen und Einsiedlern die heilige Communion; übrigens aber lebte er von aller menschlichen Ansprache abgesondert und nur darauf bedacht, die Einsprache Gottes zu hören und zu verstehen. Durch das Gebet hielt er sich immer in der Gegenwart Gottes; durch Studium der heiligen Schrift und der Werke der Kirchenväter in der höchsten Regsamkeit des Geistes; durch Betrachtung göttlicher Wahrheiten und himmlischer Geheimnisse in ungetrübter Reinheit des Herzens; und durch die süße Beschauung der ewigen Liebe in einer außerordentlichen Fertigkeit, deren Willen durch Gedanken, Worte und Werke

zu erfüllen und deren schmiegbares Werkzeug zu sein. Seine Seele wurde mit einer Fülle der auserlesensten Fähigkeiten geschmückt. Er verbarg sie sorgfältiger, als Andere ihre Mängel und Fehler verbergen, weil er mit demüthiger Vorsicht die eitle Ehrsucht fürchtete. Hinsichtlich der leiblichen Abtödtung vermied er, immer aus derselben Furcht, alles Ungewöhnliche. Er befolgte die allgemeine Regel und genoß das, was nicht verboten war, doch stets in den Schranken der äußersten Mäßigkeit. Er hatte so früh angefangen, die höheren Kräfte in Zucht zu nehmen und seinen Willen zu beherrschen, daß die niederen dadurch gebändigt waren und der Kampf mit ihnen weniger scharf hervortritt, als bei anderen Asceten. Seine Schwächen und geringen Unvollkommenheiten, welche unzertrennlich vom Zustande des Menschen hienieden sind, betrübten ihn so schmerzlich und erfüllten ihn mit so reutiger Bitterkeit, daß sich sein Herz in laute Wehklagen, seine Augen in Strömen von Thränen ergossen. Er weinte über die Verwüstung und Zerrüttung, welche als Folge des Sündenfalles in die ganze Schöpfung hinein gebrungen ist und welche sich in jedem Einzelnen geltend zu machen sucht, er weinte über die verlorene Ebenbildlichkeit Gottes im Menschen mit jenem grenzenlosen Schmerz, den nur Derjenige empfinden kann, der da weiß, welch' ein Verlust das ist und welch' ein Schatz von Glückseligkeit damit entschwunden ist. Zu lautem Jammer steigerte sich zuweilen dies Weh des übernatürlichen Menschen, so daß manchmal Einsiedler, die nach dem Kloster gingen, oder junge Brüder, die sich zu ihren Lehrern begaben, seine herzzersehneidenden Klagen hörten. Johannes wollte aber den Brüdern weder Anstoß geben noch Schreck verursachen; deshalb höhle er mit unsäglich Mühe und Geduld eine Grotte sich aus, welche tief in einen Felsen hineinkief und welcher er nur einen ganz engen und niedrigen Eingang gab. Aus dieser Felsengrotte drangen seine Seufzer zu keinem menschlichen Ohr, und dahin begab sich Johannes zuweilen, um die Erbarmnisse Gottes anzubeten und die Verfündigungen der Menschen zu bejammern.



In dieser äscetischen Abgeschiedenheit reifte er den Absichten Gottes entgegen. Ein junger Mönch, Namens Isaak, war von Versuchungen so heftig bestürmt, daß er am Rande der Verzweiflung schwankte. Zu seinem Heil kam ihm der Gedanke, sich an den stillen, einsamen und gewiß hocheleuchteten Johannes zu wenden und ihn um geistige Waffen für diesen furchtbaren Kampf zu bitten. Dies kindliche Vertrauen fand seine Belohnung. Isaak drückte mehr durch Seufzer und Thränen als durch Worte vor Johannes die Nothen und Ängste seiner Seele aus, als dieser schon liebreich zu ihm sprach: „Komm, mein Bruder! wir wollen im Gebet unsere Zuflucht zu Gott nehmen.“ Beide warfen sich auf die Knie und flehten um himmlischen Beistand, und während sie beteten, wichen die Anfechtungen von Isaak und kehrten nimmer wieder. Dankbar pries der junge Mönch die heilsame Wirkung der Gebetshülfe des großen Äsceten, der seine außergewöhnlichen Gnadengaben so sorgfältig verheimlichte. Und von dem Augenblicke wurde an Johannes, nach der Seite der Menschen hin, offenbar, wie an tausend heiligen Vätern vor und nach ihm, daß die übernatürlicher Weise gereinigte Seele auch übernatürliche Gaben und Erleuchtungen habe. Ein junger Einsiedler, Namens Moyses, bestürmte ihn so lange mit Bitten, die Leitung seiner Seele zu übernehmen, bis Johannes nachgab; das war nun der erste seiner Schüler. Mehr und mehr kamen aber auch Leute aus der Welt mit tausend Nothen, Bedrängnissen und Fragen zu ihm, und Jeder ging getröstet oder belehrt oder gekräftigt hinweg. Wie groß die Versuchung zur Zerstreuung sein mochte, die aus dem Verkehr mit so vielen Menschen hervorging, Johannes überwand sie, indem er sich stets geistig gesammelt in der Gegenwart Gottes hielt, und es war Unverstand von Seiten einiger Einsiedler, welche noch nicht zu einer so innigen Vereinigung mit Gott gekommen waren, daß sie ihn beschuldigten, er verschwende seine Zeit mit unnützen Gesprächen, um die Gunst und die Bewunderung der Menschen zu gewinnen. Diese Verkennung schmerzte Johannes nicht im

mindesten, und statt die Beleidigung zu empfinden, fühlte er sich nur zur größten Dankbarkeit für die liebevolle Warnung verpflichtet. Er legte sich alsbald ein strenges Stillschweigen auf und beobachtete es unverbrüchlich während eines ganzen Jahres. Diese Demuth entwaffnete jene mißtrauischen Einsiedler und überzeugte sie, daß Johannes niemals, weder redend noch schweigend, seine eigene Ehre suche, sondern nur auf die Verherrlichung Gottes bedacht sei. Sie gefellten sich nun zu den übrigen Einsiedlern und Mönchen, und Alle hatten den Johannes, wieder zum Heile der Seelen auf die Ansprache der Menschen einzugehen. Freundlich und demüthig, wie er sich in das Stillschweigen begeben hatte, unterbrach er es nunmehr wieder, und der Ruf seiner himmlischen Weisheit und seelenkundigen Erfahrung drang aus den Wüsteneien des Sinai in die weite Welt. Johannes galt für einen Mann, auf dem der Geist Gottes ruhe, und von fern und nahe suchte man einen so erleuchteten Rathgeber auf. Und so vergingen viele, viele Jahre.

Am rothen Meere in Arabien lag das Kloster Kaitthu, dessen Abt damals ein sehr gottseliger Mann war, der auch Johannes hieß und der die Tugenden seines großen Namensbruders am Sinai so verehrte, daß er den Wunsch aussprach, die geistigen Früchte derselben zum Nutzen späterer Zeiten aufbewahrt zu sehen. Der Abt von Kaitthu bat demnach Johannes, die Vorschriften zu sammeln und an einander zu reihen, welche er vereinzelt denjenigen Seelen zu geben pflegte, welche eifrig nach der christlichen Vollkommenheit verlangten. Johannes antwortete, das gehe über seine Kräfte; er theile den Leuten nur die Rathschläge mit, die Gott ihm eben eingebe; allein er verstehe nicht zu schreiben und glaube auch nicht, daß ein Sünder wie er, berufen sei, als Lehrer für Andere aufzutreten. Der Abt von Kaitthu ließ sich aber durch diese Weigerung nicht abschrecken, sondern drang nur um so lebhafter auf die Erfüllung seines Wunsches, und Johannes, demüthig wie immer, gab endlich nach und verfaßte sein berühmtes Buch: die Leiter, dem er seinen Geist und das ihm



seinen Beinamen gab. Er schmeichelte sich aber nicht, etwas Tüchtiges geleistet zu haben oder auf glücklichen Erfolg rechnen zu dürfen, und schrieb dem Abt von Reithu: „Aus Furcht, das geheiligte Joch des Gehorsams abzuwerfen, den ich immer als die Wurzel aller Tugenden betrachtete, hab' ich gethan, was ich vermochte. Doch bezweifle ich sehr, Nützliches zu Tage gefördert zu haben, weil ich, als ein Schüler der ich bin, nur einen unvollkommenen Abriß liefern konnte. Ein vollkommener Meister, wie du, wird an dies Werk die letzte Hand legen und es brauchbar machen.“ In dreißig Stufen hat er diese Leiter eingetheilt, auf welcher der Mensch aus sündhafter Unvollkommenheit allmählich höher und höher zur Heiligkeit emporsteigt. Jede Unvollkommenheit, die der Mensch ausrottet, indem er die entgegengesetzte Tugend sich aneignet, bringt ihn eine Stufe aufwärts und näher zu Gott. Indem er mehr und mehr vom Irdischen zum Himmlischen sich erhebt, nimmt die Mühe und Traurigkeit, die anfangs wegen der ungewohnten Anstrengung sehr groß ist, auch mehr und mehr ab. Auf der obersten Stufe findet er Gott und die selige Wonne der Ruhe in ihm. Auf der ersten Stufe: „Von der Entsagung des weltlichen Lebens,“ schreibt Johannes: „Die Zurückziehung von der Welt ist ein freiwilliger Haß dessen, was die Welt lobt und liebt, und eine Verläugnung der Natur in der Absicht, zum Besitze jener Dinge zu gelangen, die über der Natur sind. Wer immer aus Liebe zu Gott und aus Abscheu vor der Sünde aus der Welt geflohen ist, höre nicht auf, mit feurigen Thränen und dringenden Seufzern zu bitten, bis Jesus zu ihm kommt und den Stein der Verhärtung vom Herzen wälzt, und den Lazarus, d. h. den Geist, von den Binden der Sünden befreit, und den Engeln befiehlt: Löset ihn von aller Unruhe des Herzens und laffet ihn frei von jeder Krankheit der Sünde in die selige Stille des Geistes eingehen. Wahrlich, diejenigen Menschen, welche mit der Würde des Leibes himmelan zu wandeln streben, müssen unaufhörlich Gewalt anwenden und viel Trübsal und manche bittere Stunde leiden, bis sie durch

anhaltende Bußtrauer gereinigt, zur göttlichen Liebe sich entflammen. Sie würden sich aber betrügen, wenn sie diesen Dornenpfad ohne erfahrenen Führer durchwandeln wollten. Bei dem Auszug aus Egypten war Moyses, bei der Flucht aus Sodom war ein Engel der Führer. Das Leben im Kloster ist nicht Jedermanns Sache und für die Einsamkeit taugen nicht Alle; aber dahin muß das Streben jedes achten Christen gerichtet sein, daß er vorsichtig und mit Beihülfe eines geistlichen Rathgebers prüfe, welchen Stand und Platz er zu wählen habe. Lebt er in der Welt, so sage ich ihm: Thue alles Gute, was du thun kannst; betrüge Niemand, hasse Niemand, erhebe dich über Niemand; enthalte dich von der Lüge; lebe in Frieden mit deinem Eheeweibe; gib nie ein Aergerniß; habe Mitleid mit Dürftigen; trenne dich nicht von der Kirche und vom Gottesdienst: befolgst du dies, wirst du nicht fern vom Himmelreich sein. Ein Mönch aber thut seiner Natur beständig Gewalt an, bewacht unaufhörlich seine Sinne, sucht den Stand der Engel im irdischen Leibe darzustellen, hat nur das Göttliche vor Augen, und während seine Seele in Bußtrauer lebt, ist sein Geist von göttlichem Licht bestrahlt. Wer in diesen zwar mühsamen, aber herrlichen und durch Gott erleichterten Kampf sich begibt, der soll wissen, daß er gleichsam in ein läuterndes Flammenmeer sich zu stürzen hat, wenn er verlangt, daß das göttliche Liebesfeuer in ihm entbrennen soll.“

Von der vierten Stufe, „dem seligen und lobenswürdigen Gehorsam,“ schreibt Johannes: „Wer durch das geistliche Gelübde das Weltkleid ausgezogen und das Joch Christi auf sich genommen hat, begibt sich in die Dienstbarkeit des Gehorsams, nur um dafür in die ewige Freiheit versetzt zu werden, und läßt sich, von den Händen Anderer emporgehalten, sorglos über das wilde Meer des Lebens tragen. Da er in der Absicht, Demuth zu erlangen und sein Heil zu bewirken, einem Anderen seine Leitung anvertraut, so ist er gleichsam schon am Ziele des Guten, des Geistigen, des Gottgefälligen angelangt; denn Gehorsam ist die voll-

komme Verläugnung des irdischen Menschen, die Grablegung des eigenen Willens, die Auferweckung der Demuth, das selige Leben der Weltabgestorbenheit.“ Darauf spricht er von einem Kloster, in welchem er sich einige Zeit aufhielt, dessen Abt ein ungemein gottseliger Mann war, der durch Belehrung und Beispiel seine geistlichen Söhne zu einer feurigen Liebe des Gehorsams entzündete und somit zu hoher Vollkommenheit sie führte. Auf dem Wege der Selbstüberwindung, unter Leitung des Gehorsams, gelangten viele dieser Mönche zu einer wunderbaren Abtödtung. Einer von ihnen hieß Abbacrus, und Johannes erzählt von ihm, daß er gleichsam die Zielscheibe aller Verfolgung gewesen und sogar von den dienenden Brüdern so übel behandelt worden sei, daß sie ihm nicht selten die nothwendige Nahrung versagten. Johannes fragte ihn einst: „Wie kommt es mir, mein Bruder, daß du so häufig vom Tische fortgeschickt wirst und dich hungrig zur Ruhe begeben mußt?“ „O mein Bruder,“ antwortete der selige Abbacrus, „unsre Väter prüfen mich, ob ich fähig bin, ein Mönch zu sein. Im Ernst geschieht das nicht, und weil ich ihre liebevolle Absicht sehr gut kenne, so ertrage ich Alles ganz leicht und froh. Vor fünfzehn Jahren, bei meinem Eintritt in das Kloster, sagten sie mir, daß sie dreißig Jahre Diejenigen zu prüfen pflegten, welche sich dem Gehorsam und der Weltentsagung widmeten. Und daran thun sie recht, denn ohne Prüfungsfeuer wird das Gold nicht geläutert.“ Nach zwei Jahren wanderte Abbacrus zum Herrn. Da sagte er mit sterbenden Lippen zu dem Abte: „Ich danke Gott und dir, daß du mich zu meinem Heile beständig geprüft hast. Sieh, wegen dieser Ursache bin ich seit siebenzehn Jahren frei von allen Versuchungen des bösen Feindes geblieben.“

Ein anderer Mönch hieß Laurentius, war ein herrlicher, liebenswürdiger Greis von achtzig Jahren und nahm im Kloster, wegen seiner Priesterwürde, nach dem Abte den ersten Rang ein. Einst hatte sich die zahlreiche Genossenschaft eben zur Mittagsmahlzeit niedergelassen, als der Abt mit lauter

Stimme den frommen Priester, Bruder Laurentius, zu sich rief. Dieser stand eilig auf, verließ seinen Platz, trat vor den Tisch des Abtes, kniete nieder, empfing den Segen wie es üblich war, erhob sich dann und erwartete, der Abt werde ihm irgend einen Auftrag geben. Aber ohne ihm ein Wort zu sagen, ohne nur eines einzigen Blickes ihn zu würdigen, ließ der Abt ihn vor dem Tische stehen. Da stand nun der herrliche Greis mit seinem milden, freundlichen, von Silberlocken umwallten Antlitz eine volle Stunde vor der ganzen Versammlung. Als man sich erhob, befahl ihm der Abt weiter nichts, als den neununddreißigsten Psalm zu beten, was er sogleich mit großer Inbrunst that. Später fragte ihn Johannes: „Was dachtest du, ehrwürdiger Vater, als du so am Tische standest?“ Laurentius gab zur Antwort: „Ich sah in unserm Abt den Herrn Jesus und glaubte dem Befehle Gottes, durch unsern Obern ertheilt, nachzukommen. Deshalb stand ich nicht vor dem Tische der Menschen, sondern vor dem Altare Gottes!, und während ich an ihn meine Gebete richtete, wuchs mein zärtliches Vertrauen zu unserm gottseligen Abt.“

Der Verwalter dieses Klosters hieß Menas, und war ein ganz ungewöhnlich begabter Mann, klug, sanft, demüthig wie Wenige, dabei so gewandt, daß auch das Zeitliche unter seiner Hand gebieh und alle Brüder die Nothdurft des Lebens in dem armen Kloster hatten. Diesem vortrefflichen Bruder gab einst der Abt ohne irgend einen Grund irgend ein Vergehen Schuld und ließ ihn aus der Kirche weisen. Johannes, der die Handlungsweise des großen Abtes gegen seine geistlichen Söhne noch nicht kannte, und der ganz gewiß wußte, daß sich Menas in jener Sache nicht vergangen habe, Johannes begab sich später zum Abte und wollte ihn aufklären über die Unschuld des Menas. Mild lächelnd unterbrach ihn der Abt und sprach: „Ich kenne seine Unschuld; aber ein Seelenführer muß sich bemühen, seinen Zöglingen so viel Kronen zu bereiten, als er weiß, daß sie tragen können, sei es durch Unbilden, Schmähworte, Herabsetzung oder

Spott. Ich könnte dem Bruder Menas keinen größeren Nachtheil zufügen, als wenn ich ihn des himmlischen Lohnes beraubte, welcher der sanftmüthigen Ertragung unverdienter Kränkung bereinst bestimmt ist." Johannes warf dagegen ein, das Geschlecht der Zeit sei nicht mehr stark genug für eine solche Strenge, und Viele würden sich deshalb von der Genossenschaft trennen. „Nein,“ entgegnete der Abt, „eine Seele, welche durch Christus in Glauben und Liebe mit ihrem Hirten verbunden ist, trennt sich nicht von ihm, besonders dann nicht, wenn er sie von den Bunden ihrer Sünden heilt hat. Eine Seele aber, die nicht so in Christus gegründet ist, um ihrem Führer im unbedingten Gehorsam zu folgen, würde ohnehin keinen Nutzen von ihrem Aufenthalt zwischen uns haben.“ Und er fuhr fort, den Menas mehr und mehr zu einem Opfer der vollendeten Abtödtung zu machen. Einst kehrte Menas halbtodt vor Ermüdung von einer Geschäftsreise Abends in das Kloster zurück, warf sich nach Gewohnheit dem Abt zu Füßen und bat um die Gnade des Segens. Am Boden hingestreckt ließ der Abt den heiligen Greis, der schon neunundfünfzig Jahre im Kloster war, bis zum andern Morgen liegen. Dann segnete er ihn zwar und hieß ihn aufstehen, warf ihm aber vor, ein Heuchler und innerlich ungeduldig zu sein. Zur unsäglichern Erbauung des ganzen Klosters ertrug Menas großmüthig eine solche Bußübung, und als Johannes ihn später fragte, ob er während der langen Zeit weder mißmüthig noch schläfrig geworden sei, entgegnete Menas freundlich, er habe sie dankbar benutzt, um den ganzen Psalter zu beten.

Ein angesehenener Bürger von Alexandrien meldete sich einst um Aufnahme bei dem Abt. Dieser wollte erproben, ob kein weltlicher Vorwitz ihn treibe, suchte ihn zu demüthigen und sprach: „Hast du dir wahrhaft vorgenommen, das Joch Christi zu tragen, so will ich, daß du im Gehorsam dich übest.“ Isidor, dies war sein Name, entgegnete: „Wie der Schmied das Eisen geschmeidig macht, so gebe ich mich in deine Hand.“ „Wohl, mein Bruder,“ sprach der Abt,

stehe an der Klosterpforte, beuge dein Knie vor Jedem, der aus- und eingeht, und sprich dazu: Vater, ich bin ein Sünder, bitte für mich! Isidor gehorchte dem Abt, wie ein Engel Gott dem Herrn gehorcht. Er stand und bat sieben Jahre an der Klosterpforte. Darauf nahm der Abt ihn mit großer Freude unter die Brüder auf und wollte ihn zum Priester weihen lassen, weil er Isidor für einen sehr vollkommenen Mann hielt. Aber Isidor bat demüthigst, man möge ihn mit einer so hohen Würde verschonen und ihn auf dem Platz lassen, der seiner Unwürdigkeit gebühre, draußen an der Klosterpforte. Gerührt willigte der Abt in diese Bitte; aber nach zehn Tagen verließ Isidor seinen Platz, nicht um in's Kloster, sondern in den Himmel zu gehen. Johannes hatte einst Isidor gefragt, in welcher Seelenverfassung er sich während jener mühseligen sieben Jahre befunden habe. Isidor antwortete: „Im ersten Jahre war mir zu Muth wie einem für seine Sünden bestraften Sklaven und bitterer Schmerz erfüllte meine Seele, so daß ich trostlos den Leuten mich zu Füßen warf. Im zweiten Jahre schwand die Trübsal vor der Hoffnung, dereinst den Lohn meiner Geduld zu ernten. Im dritten Jahr aber schätzte ich mich der Ausnahme im Kloster und aller Gnaden des geistlichen Lebens ganz unwürdig, senkte mehr noch das Herz als das Auge zu Boden und bat flehentlich die Ein- und Ausgehenden um ihr Gebet für mich armen Sünder. Und in dieser Stimmung bin ich seitdem immer ruhig und zufrieden auf meinem Platz geblieben.“ Wie rein muß das Menschenauge sein, das zu einer solchen Selbst- und Gotteskenntniß gelangt!

Immer höher und höher führt Johannes nun auf seiner Paradiesesleiter und beschreibt Schritt um Schritt, wie die Kirche, kraft des ihr innewohnenden heiligen Geistes, stufenmäßig lehrend, ühend, reinigend, stärkend, den Menschen entzündigt und auf göttliche Weise die Heilung der Todeswunden seiner Seele bewirkt. Zu dieser Entzündigung muß der Mensch sich aber auch selbst befähigen durch die vollkommene Buße. Johannes widmet ihr die fünfte Stufe und nennt sie „eine zweite Taufe, aber durch Thränen; ein Gericht, das

man über sich selbst hält; eine dauernde Abwehſung alles Troſtes; eine freiwillige Duldung aller Trübfal; eine Strafe und Verwundung der Seele zum Zweck der Selbſtbeherrſchung. Buße iſt Abwendung von der Sünde, d. h. von dem ganzen, alten ſündhaften Menſchen.“ Das Andenken des Todes eifert zur Buße an; heilhame Trauer über frühere Sünden begleitet ſie und ihre Wirkung bringt drei Tugenden hervor: Reinheit der Gedanken, Geduld in Trübfal und beharrliches Gebet. Indem die Bußſtreng nach und nach Borne, Heuchelei, Trägheit, Geiz, Wolluſt, Hoffart und alle Laſter angreift, rötet ſie allmählig die böſen Leidenschaften durch Einpflanzung entgegengeſetzter Tugenden aus. Von der lieblichen Tugend der Sanftmuth ſagt Johannes auf der vierundzwanzigſten Stufe: „Vor der Sonne ſtrahlt das Morgenlicht; ſo geht der Demuth die Sanftmuth voraus. Sanftmuth iſt jener unveränderliche Zuſtand der Seele, der ſich bei Lobreden wie bei Beleidigungen immer gleich ohne Verwirrung, ohne Unruhe, ohne Betrübniß bleibt. Sanftmuth verhilft zum Gehorſam und iſt eine Eigenschaft der Engel. Eine ſanfte Seele wird erleuchtet mit dem Geiſt der Einſicht und iſt der Sitz der Einfaſt. Die einfältige Seele iſt von jedem verkehrten, eitlen, überflüſſigen, vorwitzigen Gedanken fern; ſie geht aufrichtig und gerade zum Herrn, wie der Schüler zum Lehrer. Da er ſelbſt ſeiner Natur nach einfach, ohne Zuſammensetzung und Beimischung iſt, ſo will er, daß einfache, reine, unverſtellte Seelen ſich ihm naßen. Selig die Einfaſt, die wir durch viele Mühen und Kämpfe gegen unſere eigene Boſheit erringen; ein überſchwenglicher Lohn iſt ihr bereitet, denn ſie bahnt den Weg zur tiefften Demuth. Schöner und vollkommener ſah man ſie nie, als bei jenem ſeligem Paul, genannt der Einfältige. Ihr verſchwieſt iſt die Unſchuld, d. h. jene heitere Stille der Seele, die jeden böſen Gedanken ausschließt.“ Ueber die Demuth ſagt Johannes auf der fünf und zwanzigſten Stufe, es wären einſt die Väter des Kloſters auf dem Sinai zuſammen gekommen, um ſich über die Demuth zu unterhalten und was

einige Väter gesagt hätten, fährt er an, 3. B.: „Demuth ist ein beständiges Vergessen unserer guten Handlungen. Demuth ist die Erkenntniß unserer Gebrechlichkeit. Demuth ist das Gefühl eines geknirschten Herzens und die Verleugnung des eigenen Willens. Demuth ist es, sich für den letzten der Menschen und für den größten Sünder anzusehen.“ Dann setzt er hinzu: „Demuth ist eine namenlose Gnade der Seele, ein unaussprechlicher Schatz, eine besondere Gabe Gottes. Christus sagt: Lernet von mir, nicht von den Menschen oder Engeln oder Büchern, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Ist diese Königin der Tugenden in unserer Seele herrschend geworden, dann achten wir alles Gute, das wir thun, für nichts; dann fürchten wir täglich unsere Sündenlast zu vergrößern; dann erregt die Fülle der Gnaden, die uns überfließen und deren wir unwürdig sind, die Besorgniß vor ewiger Strafe in uns; dann empfangen wir mit offenen Armen jede Kränkung und jede Schmach, weil sie Arzneien für unsere Seelenkrankheiten der Hoffart und Ehrsucht sind; dann werden wir uns nicht blos Sünder nennen, nicht blos im Herzen uns dafür halten, sondern uns freuen, daß die ganze Welt uns dafür hält. Die Demuth ist ein göttlicher Schutz und Schleier, der unsere guten Werke und Tugenden verbirgt, um sie unsern eigenen vorwitzigen Augen zu entziehen. Die Buße weckt uns auf; die heilige Trauer klopft an die Himmelsporte; die Demuth öffnet sie. Diese Tugend ist es allein, welche kein Teufel nachahmen kann. Mache die Hoffart aus Engeln Dämonen, so ist kein Zweifel, daß die Demuth aus Dämonen Engel machen könne. Wer sich beeifert, dem feindlichen und stürmischen Meere der Hoffart zu entrin-  
nen, der wird alles ausdenken und thun, wird Gebet und Thränen anwenden, bis er mit göttlicher Hülfe in unansehnlicher Lebensart das Schiffchen seiner Seele in den stillen Hafen der Ruhe, in die Demuth lenkt; und ist er dort angelangt, so wird er, wie der Bößner, für alle übrigen Sünden leicht genug thun. Demuth ist die Thüre des Himmelreiches,



welche Alle hineinläßt, die sich ihr nahen. Durch sie ging, glaube ich, der Herr selbst hinein. Ohne Prophezeiungen, Erhasen, Zeichen und Wunder haben Viele das Heil erlangt; allein ohne Demuth kann Niemand zum Brautfest mit dem göttlichen Bräutigam eilen. Wer diese Stufe erstiegen hat, fasse Muth und Vertrauen, denn er hat Christus nachgeahmt."

Von Klarheit zu Klarheit steigt die gereinigte Seele auf. „Denn wo immer Gott, der über die Natur ist, gegenwärtig ist und wirkt, dort pflegt auch sehr Vieles gewirkt zu werden, was über die Natur ist.“ Und eine solche Wirkung, die aus göttlicher Erleuchtung entspringt und die mit ihrem Licht Das zu erleuchten vermag, was in Anderen dunkel ist, ist „die Gabe der Unterscheidung“, die auf der sechsundzwanzigsten Stufe liegt und die Johannes so erklärt: „Die Unterscheidung ist und wird erkannt als zuverlässiges, wahres Verstehen des göttlichen Willens, zu jeder Zeit, an jedem Ort, in jedem Geschäft. Diese Einsicht haben nur Die, welche rein sind dem Herzen, den Worten und dem Leibe nach; denn nichts trübt und verwirrt den Geist so sehr, als unreine Begierden, Gedanken und Werke. Wer den Willen Gottes kennen lernen will, muß zuvor den seinigen abtödten, sich selbst verläugnen, mit Glauben und Einfalt beten, die Väter und Brüder kindlich um Rath fragen. Ein von aller sinnlichen Begierde befreites Gemüth sieht Himmlisches. Einsamkeit, Stillschweigen und beständige geistige Wachsamkeit geben der Seele eine Ruhe, in welcher Betrachtung und Gebet gedeihen. Viele haben schon in einem Augenblick durch die vollkommene Neue Nachlassung der Sünden erlangt; allein noch Niemand ist plötzlich zur höchsten Seelenruhe gekommen; denn das fordert Zeit und Arbeit und eine besondere Hilfe Gottes. Ein Liebhaber der einsamen Seelenruhe bringt in die Tiefe der göttlichen Geheimnisse, wohin kein zerstreuter und begierlicher Weltling gelangt, nur dann, wenn er zuvor das Brausen und Stürmen der Leidenschaftenfluten und der Dämonen gehört, gesehen, bekämpft hat. In ein-

samer Ruhe vernimmt unser Ohr große Dinge vom Herrn. Das bestätigt der heilige Apostel Paulus, der vielleicht nie geheime und unaussprechliche Dinge vernommen haben würde, wenn er nicht nach seinen Kämpfen in das Paradies, als den Ort einsamer seliger Ruhe, entzückt worden wäre. Wer einsam lebt, bedarf des Schutzes und der Tugend eines Engels; denn einsam leben heißt: in immerwährender Anbetung vor Gott stehen. Deshalb ist der wahre Einsiedler das Bild eines irdischen Engels. Zum Fall kommt er nur durch Unterlassung des Gebetes. Das Gebet ist seiner Natur nach ein vertraulicher Umgang und die Vereinigung des Menschen mit Gott \*). Hinsichtlich seiner Kraft und Wirksamkeit ist es die Nahrung aller Geister, die Quelle aller Tugenden, der Brunnen der göttlichen Gnaden, die Erleuchtung aller Seelen, der Vorgesmack zukünftiger Herrlichkeit. Das Gebet ist eine heilige Gewalt, die man Gott anthut. Die Frucht des Gebetes ist Ueberwindung der Leidenschaften und aller Feinde unsers Heiles. Sei immer starkmüthig in deinen Kämpfen und nie müde und nachlässig; rufe beständig den himmlischen König um Hülfe an, und du wirst Gott in deinem Gebet zum Lehrer haben. Wir können die Sehkraft durch keine Belehrung uns aneignen, weil sie eine Mitgabe der Natur ist. So auch ist in der Wissenschaft des Gebetes Gott selbst unser Lehrer, der dem treuen Väter das Gebet eingibt.“

In Folge der Befreiung von allen Leidenschaften steigt die Seele über sich selbst empor „zur seligen Stille des Geistes, zum irdischen Himmel“, wovon Johannes Climacus auf der neunundzwanzigsten Stufe sagt: „Siehe, auch wir, obwohl selbst im tiefsten Meer der Unwissenheit, und in der Finsterniß der Verwirrung und Unruhe, und im Schatten dieses Todesleibes liegend, haben uns erdreistet, von dem irdischen Himmel zu reden. Denn die Stille des Geistes halte

---

\*) Der heil. Nilus sagt: „Das Gebet ist eine Erhebung des Geistes zu Gott.“

ich für nichts anderes, als für den Himmel des Geistes im Herzen. Und wie die Sterne die Zierde des Firmamentes sind, so sind die Tugenden die Zierden dieses Himmels. Wer sein Fleisch von jedem Makel des Verderbens gereinigt, und alle Sinne dem Geist unterworfen, und den Geist über die ganze Schöpfung und alle Naturkraft erhoben, und die Seele selbst vor Gottes Angesicht gestellt hat: der ist gelandet im himmlischen Hafen v o r der Auferstehung des Leibes und genießt die Wonne der Entzückungen in dem Himmel, der Betrachtung Gottes. Diese Stille des Geistes hatte der heilige Antonius, der da sagte: „Ich fürchte Gott nicht; ich liebe ihn.“ Hatte der heilige Ephrem, der Syrer, der da sagte: Laß ab von mir, o Herr, mit deinen Gnadenströmen. Wer keine Furcht mehr hat und kein Verlangen nach geistigem Genuß, ist entweder ganz aufgelöst in die Ruhe der göttlichen Liebe, oder er ist, der Seele nach, todt. Wer in jener Stille des Geistes ruht, lebt nicht selbst mehr, sondern Christus lebt in ihm. Aber die Krone des Sieges besteht nicht aus einem kostbaren Stein, und so wird die Stille des Geistes nicht vollendet, wenn auch nur eine Tugend vernachlässigt wird.“

In einem so gereinigten Gemüth wirken nun ungehindert die Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe, durch welche der Mensch zur höchsten Stufe der Heiligkeit, sogar dem Leibe nach, geführt wird und in sich das göttliche Ebenbild wieder herstellt. Er ist rein; nun ruht er in Gott, nun ist er Herr der Natur. Denn mit dem Glauben kann er Alles thun und unternehmen; mit der Hoffnung Alles befestigen und besiegen; aber die Liebe, die ihrer Natur und Beschaffenheit nach eine Aehnlichkeit mit Gott ist, insoweit Sterbliche sie erreichen können; die Liebe ist mächtiger als der Glaube und stärker als die Hoffnung, denn sie wird Gott genannt.“ (1 Joh. 4.) „Gott ist die Liebe.“

Zu welcher Ruhe der Seele muß er selbst, der tiefe, erhabene, heilige Mann gelangt sein, um ein solches Werk abfassen zu können! Wie muß er eingegangen sein in die Stille

des Geistes, um die Einsprache des göttlichen Geistes so zu vernehmen! wie in die Heiligkeit, um die Wege zur Heiligung so zu beleuchten! wie in die Liebe, um das Werk der göttlichen Liebe, die Erlösung und Entfündigung des Menschen so von der Wurzel bis zum Gipfel auseinander zu falten! wie in die Kindschaft Gottes, um mit einem so demüthigen und so glühenden Verlangen an der Ausbreitung des Reiches Gottes in den Seelen zu arbeiten! Auf ihn sind zwei seiner schönsten Sentenzen anzuwenden: „Die Stille des Geistes, die Liebe und die Aufnahme zum Kinde Gottes, unterscheiden sich nur dem Namen nach von einander; im Grunde sind sie Eines und dasselbe, so wie das Licht, das Feuer und die Flamme eine Natur und Wirkung, aber ihre besondere Benennung haben.“ Und: „Der Ursprung und die Mutter der Stille des Geistes ist Gehorsam aus Demuth.“

Mit seinen wunderbar schönen Aussprüchen und Sentenzen lassen sich Bogen füllen. Deshalb soll nur noch eine einzige hier Platz finden. „Die Vorsehung Gottes zeigt sich an allen seinen Geschöpfen; die Hilfe Gottes an allen gläubigen Christen; die Barmherzigkeit Gottes an seinen besondern Dienern; der Trost Gottes an denen, die Ihn lieben.“

Außer dieser heiligen Leiter ist noch ein kleines Werk von Johannes Climacus vorhanden, ein Schreiben an den gottseligen Abt von Mailhu, das er „Hirtenbrief“ nennt, worin er ihm die Pflichten eines geistlichen Hirten gegen seine Heerde entwickelt und an's Herz legt. „Du bist von Gott gerettet,“ ruft er dem frommen Abt zu, „wohlan! so rette du auch Andere. Du selbst bist von Christus der Todesgefahr entriffen, so entrette auch Andere der Gefahr, die in den Tod stürzt. Dies ist das große Amt, das Gott dir und denen, die den Geist dazu haben, übertragen hat; ein Amt, das alle Thaten und Werke der tugendhaftesten Sterblichen übertrifft: ein Gerosse und Mitarbeiter Jesu Christi zu werden und durch deinen Eifer, deine Sorge, dein Feuer, deine Liebe, dein Gebet das verlorene Schäflein aufzusuchen, zur Ruhe es anzusetzen und als ein reines Opfer es Gott darzustellen. Keine

Gabe ist Ihm angenehmer, als wenn wir eine gerettete Seele vor seinen Thron führen. Die ganze Welt ist nicht so viel werth, als eine einzige Seele; denn die Welt vergeht, aber die Seele ist unsterblich und ewig."

Im Jahre des Heiles 600 zählte Johannes Climacus fünfundsiebzig Jahre seines Alters, von denen er bereits sechzig in der Einöde zugebracht hatte. Da war der Ruf seiner Heiligkeit durch sein Leben und seine Schriften, die gleichmäßig von göttlicher Weisheit leuchteten, so hoch gestiegen und so allgemein verbreitet, daß er einstimmig zum Abt des Klosters auf dem Sinai, und zum Vorsteher sämtlicher Mönche und Einsiedler im ganzen Lande Arabien gewählt wurde. Mit heiliger Furcht unterwarf er sich dieser Würde, die in einer schweren Zeit auf ihn fiel. Arabien und das benachbarte Palästina litten eine furchtbare Hungersnoth. Der Himmel war wie verdorrt; keine Wolke löste sich in Regen auf; entseßliche Dürre raubte dem Boden seine Fruchtbarkeit; die Völker verschmachteten vor Elend, Noth und Krankheit. In Tagen der Trübsal wenden sich die Betrübnen hülfesuchend immer an die hervorragendste Erscheinung ihrer Tage; das war Johannes Climacus. Für einen Moyses, zu dem Gott sprach, hatte er schon längst gegolten; nun sollte er auch ein Elias werden und nicht nachlassen mit Gebet, bis Gott die Plage der Dürre aufhören lasse. Und es gefiel Gott die Fürbitte seines treuen Dieners schnell zu erhören; gedeihliche Regenströme befruchteten weit und breit die erstorbenen Landschaften. Zugleich schrieb Gregor der Große, der heilige Papst aus dem Geschlecht der Anicier, an den heiligen Abt, empfahl sich seinem Gebet und schickte ihm beträchtliche Geldsummen für das Pflege- und Pilgerhaus am Fuße des Sinai.

Johannes hatte zitternd wegen der schweren Verantwortung vier Jahre die Würde seines Amtes getragen und dessen Obliegenheiten in großer Vollkommenheit erfüllt. Nun aber, im Vorgefühl seines baldigen Todes, wuchs sein Verlangen, seine letzten Tage fern von jeder Sorge um Zeitliches zu ver-

leben und seine geistlichen Söhne gönnten ihm die stille Vorbereitung auf seinen Heimgang. Er legte sein Amt nieder und zog sich in seine liebe Einsiedelei zu Thola zurück. Mit unaussprechlicher Freude und neuem Eifer ergab er sich dem Gebet. Diese selige Freude, in die Liebe Gottes gleichsam verloren und in die Wonne der Vereinigung mit dem Ziel seiner langen Sehnsucht versenkt zu sein, strahlte aus seinem Antlitz. So ward Moyses von himmlischem Glanze umflossen, als er gewürdigt war, Gott den Herrn zu schauen. Und so ging Johannes Climacus am 30. März 605 in die Ewigkeit hinüber. Dieser heilige Patriarch christlicher Ascese, dieser erhabene Sionswächter des Klosterlebens, dieser Apostel des Standes der Vollkommenheit, war ein Zeitgenosse des Mannes, der sechs Jahre nach seinem Tode auftreten und die Welt verwüsten sollte durch die Lehre: Es ist Ein Gott und Mahomed ist sein Prophet.



## Die Töchter der Grachen.

Das vierte Jahrhundert begann im Purpur des blutigen Martyrerthums, welches die Verfolgung Kaiser Diocletians über die Christenheit verhängte; und es endete im Lilienweiß des unblutigen Martyrerthums der heiligen Ascese, welchem die Blüthe der Christenheit aus Liebe zur Nachfolge Jesu sich hingab. Der Gott am Kreuz und der Gott in der Eucharistie bildete den Mittel- und Lebenspunkt dieser beiden Martyrien. Sein heiliges Leiden, wie seine heilige Verdemüthigung, wollte Er fortgesetzt sehen in den begnadetsten Gliedern seines mystischen Leibes. Der Orient mit den Vorzügen eines warmen Klimas, eines heitern Himmels und mit der Eigenthümlichkeit großer Länderstrecken, deren Beschaffenheit des Bodens nur solchen Ansiedlern lothend ist, welche den Erwerb von Geld und Gut nicht als die Hauptaufgabe ihres

Lebens betrachten: der Orient bot die äußeren Bedingungen am reichlichsten, unter denen sich das ascetische Leben, mochte es ein anachoretisches oder ein gemeinschaftlich klösterliches sein, großartig und einflussreich entfalten konnte. Ueberdies hatte der Orient noch einen übernatürlichen Zauber: er war die irdische Heimath des menschengewordenen Gottes. Im heiligen Land, wie das glaubensstarke Mittelalter so richtig Palästina nannte, war „die Sonne der Gerechtigkeit“ aufgegangen und ihre Strahlen lockten und zogen zu den Stätten des Morgenlandes hin, auf denen sich theils die wundervollen Geheimnisse des christlichen Glaubens zugetragen, theils die Ereignisse begeben hatten, welche ihn vorbereiteten oder mit ihm in Zusammenhang standen. Eine der anziehendsten Stätten in dieser Beziehung war Egypten. Dahin zogen die Kinder Israels einst so freudig mit ihrem Patriarchen und ließen es sich wohl sein, bis die fremden Herrscher ihnen das Joch der Sklaven auf die Schultern wälzten. Und erlegen wären sie der Mühsal und den Nothen, wenn nicht ein Gottgesandter sie durch tausend Zeichen der Wunderkraft Gottes gerettet, und durch neue Drangsale und Kämpfe geläutert, der ersten Heimath zugeführt hätte. Aber die Knechtschaft in Egypten, und der Zug durch die Wüste, und die Rückkehr in's gelobte Land waren nicht bloß geschichtliche interessante Thatfachen; die christliche Seele erkannte zugleich in ihnen die Wege und die Schicksale ihres eigenen Lebens und fand in dieser Erkenntniß einen unerschöpflichen Stoff zu heilsamer Betrachtung und einen glühenden Sporn zu nothwendiger Nachseiferung. Und nach Egypten ging in der Fülle der Zeiten der menschengewordene Gott, der himmlische Flüchtling, das arme verfolgte Kind Jesus; ging von dem Thron der heiligsten Dreifaltigkeit in die Krippe von Bethlehern, und aus der Krippe in die Wüste des fremden Egyptens; denn „die Vögel haben wohl Nester und die wilden Thiere wohl Höhlen; aber Er hat keine sichere Stätte, um sein bedrohtes, heiliges Haupt zu betten.“ Lieblich erzählt die Legende: so wie sein kleiner Fuß den ägyptischen Boden betreten habe, seien alle

Götzenbilder, an denen das Land reicher denn irgend eines war, wie vom Blitz getroffen zusammengekracht und zerschmettert hingestürzt. Aber die christliche Seele sehnte sich, die Wüste und die Fremde zu theilen mit dem Gott ihres Herzens, dessen gnadenvolle Erscheinung auch dieses Herzens Götzenbilder in den Staub geschmettert hatte. Gerade Egypten war am Schlusse des Jahrhunderts gleichsam ein mystischer Garten, in welchem die christliche Ascese in zahllosen „Kilien unter den Dornen“ massenhaft blühte. Schriftsteller wie Palladius, Rufinus, Cassian, welche damals Egypten bereisten und sich jahrelang dort aufhielten, um aus dem Umgang mit heiligen Männern einen heiligenden Einfluß auf sich selbst hinzuwenden, geben Zahlen an, über welche man sich fast entsetzt, weil die dem idealen Element abholde Richtung der Gegenwart an einen gar dürftigen Maßstab gewöhnt hat. Damals aber war die ideale Richtung die vorherrschende in der christlichen Welt. Dazu kamen auch gewisse äußere Strömungen der Zeit, welche viele Seelen ergriffen und ihnen im Frieden der Zelle einen Hafen eröffneten, der gegen brohende Ungewitter Schutz gewähre. Der Andrang der barbarischen Völker von Nordosten her gegen das alte Römerreich, das Kaiser Theodosius der Große mühsam in seiner kräftigen Hand zusammenhielt, erfüllte alle Gemüther mit einer unbestimmten Vorahnung vom Umsturz der alten Weltordnung. Es macht sich häufig am Schluß der Epochen und auf der Schwelle welterschütternder Ereignisse ein allgemeines dumpfes Unbehagen bemerklich, eine Schwüle der geistigen Atmosphäre, wie sie sich in der physischen vor dem Ausbruch eines Erdbebens kund gibt. Jeder spürt eine gewisse Unsicherheit in den bestehenden Verhältnissen und sucht irgendwo sich ab- oder anzuschließen oder auf einem festen Punkt sicher zu stellen. Nur ganz oberflächliche Gemüther, die ganz und gar in die Aeußerlichkeiten der Dinge zerfloßen sind, merken nichts davon, oder nur gerade genug, um noch begierlicher nach dem Genuß oder Besiz der Scheingüter zu werden, die ihnen vielleicht bald verloren gehen sollen. Sonst sind dies



Augenblicke, in denen oftmals Leichtsinnige nachdenkend werden und Denkende sich ernsteren und höheren Dingen zuwenden; die tiefsten Gemüther aber aus ganzer Seele das Ewige und Himmlische ergreifen, so daß sie durch den Verlust des Vergänglichsten und den Umsturz des Irdischen nicht verarmen, sondern bereichert werden. Ein solcher Sinn fand in der Entsagung der Zelle einen Punkt, der ihm zugleich Stütze und Aufschwung bot. Trieb einerseits der Sturm, der aus der Welt herüber drohte, in die klösterliche Stille, so war andererseits der Unfriede, den Häresien in der Kirche selbst stifteten, ein Grund, daß sich sehr viele Gläubige von allem Streit der Parteien in möglichster Ferne zu halten suchten, um den unaussprechlichen Schmerz des Bruderszwistes im Schoß der übernatürlichen heiligen Mutter nicht vor Augen zu haben oder wohl gar in ihn hineingezogen zu werden. Endlich auch wiederholt sich hier die allgemeine Erfahrung, daß nicht alle Seelen in reinster Absicht, sondern vielmehr durch gemischte Beweggründe zum Heiligsten hinzutreten. Wie zur Zeit Kaiser Constantins die Heiden in Massen äußerem Antriebe folgten und sich ohne christliche Gesinnung zum Christenthum bekannten: so wurden auch jetzt manche Christen nicht durch den heiligen Geist zum Anschluß an das Klosterleben bewogen, was aus der rohen ungeistlichen Einmischung mancher Mönche und Aebte in religiösen Differenzen zur Genüge hervorgeht. Diese Erwägungen werden die Zahlen, welche Palladius und Cassian geben, minder fabelhaft erscheinen lassen.

Palladius sagt: Damals waren Klöster in allen Gegenden Egyptens, die ältesten in der untern Thebais, unfern vom rothen Meer, auf den Bergen Colzim und Bispir, Gründungen des heiligen Antonius. Dort lebten die meisten seiner Jünger und ihre Zahl belief sich auf fünftausend. Eine andere Genossenschaft von tausend Mönchen regierte der heilige Isidor nach einer sehr strengen Regel; die Klausur wurde so genau beobachtet, daß man Niemand hineintreten ließ, der nicht mit dem Entschluß kam, innerhalb derselben sein Leben zu beschließen. Bei Antinopolis bestand eine Genossenschaft von zweitausend

send Mönchen, die zum Theil als Anachoreten in Höhlen und Zellen zerstreut lebten. Aber die größte Merkwürdigkeit der untern Thebais war die Stadt Oxyrinchis, denn sie war so zu sagen von Mönchen bevölkert, indem deren Zahl größer, als die der übrigen Einwohner war. Klöster bildeten die Mehrzahl der Gebäude und außerdem wohnten noch Mönche auf den Thoren und Thürmen der Stadt. Tag und Nacht hörte man das Lob Gottes in Psalmen und Hymnen erschallen, denn zehntausend Mönche und noch mehr gottgeweihte Jungfrauen ergaben sich mit heiligem Eifer dem Gebet. Die übrige Bevölkerung war unvermischt mit Heiden und Ketzern rein und gut katholisch und so ergeben den Werken der Barmherzigkeit, daß die öffentlichen Behörden an den Stadthoren Wachen aufstellten, welche die Ankunft von armen Reisenden, Fremdlingen und Pilgern zu erspähen und anzuzeigen hatten, damit man sie gleich mit aller Gastfreundschaft empfangen könne. In der obern Thebais befand sich die Schöpfung des heil. Pachomius, Tabenna, mit seinen Tochterklöstern. Der heil. Hieronymus erzählt, die Tabennasioten hätten eine ungeheure Congregation gebildet, welche sich alljährlich zur gemeinsamen Osterfeier bis zu fünfzigtausend vereinigt hätten. Im eigentlichen Egypten lag Nitria mit seinen fünftausend Mönchen und jene Einöde, welche man die Zellen nannte, weil ungefähr fünfhundert Einsiedler sie bewohnten. Ueber die Wüste Scete, die an Lybien grenzte, finden sich keine Zahlen, obwohl Cassian sich eine Zeitlang dort aufhielt. In und um Alexandrien befanden sich zweitausend Mönche; bei Arsinoe, Canopus, Pelusium Tausende. Bei Heliopolis, dem heutigen Dorf Matariah, wo ein wunderschöner Obelisk von dem alten Sonnentempel noch übrig geblieben ist, lebten fünfhundert Mönche unter der Führung des heil. Apollonius. Sie mußten immer weiß gekleidet sein, um schon durch ihr Aeußeres an die nothwendige Reinheit der Seele gemahnt zu werden, und um diese zur höchstmöglichen Lauterkeit zu erheben, rieth Apollonius seinen Jüngern die tägliche heilige Communion an. Palladius gibt im Jahre 395 die Gesamtzahl der ägyptischen Mönche auf

76,000 und die der Nonnen auf 20,700 an. Der heil. Pachomius zuerst hatte seiner Schwester Regeln für weibliche Genossenschaften aufgestellt, welche sich sehr bald verbreiteten und mit den männlichen wetteiferten in Abtödtung, Arbeitsamkeit, Demuth und Andacht. Sie hielten strenge Klausur und überschritten sie nur am Sonntag, um im Gotteshause die heilige Communion zu empfangen. Einer solchen Genossenschaft stand die Abtissin Talida vor, die achtzig Jahre im Kloster lebte. Ihre Jüngerinnen hingen mit so heiliger Zuneigung an ihr, daß die Pforte des Klosters nie verschlossen und dennoch nie von einer einzigen geöffnet wurde. Unter diesen Jungfrauen befand sich Laor. Sie war von einer so unbeschreiblichen Schönheit, daß die frommsten und gottseligsten Männer sie nicht ohne Bewunderung ansehen konnten. Um dies zu vermeiden, verließ sie nie ihr Kloster und wenn sich die Genossenschaft zur Feier der heiligsten Geheimnisse begab, verzichtete Laor auf dieses Glück und blieb einsam im Gebet, vom Auge Gottes allein geschaut. Diese Nonnen betrachteten Krankheiten als den größten Segen wegen der Uebung in der Geduld, und bedienten sich darum nie der Arznei. Ihre Klöster fielen ebensowenig als die der Mönche den Einzelnen oder der Bevölkerung des Landes zur Last. Ihr Hauptnahrungsmittel, Gemüse, bauten sie in ihren Gärten, die Baumwolle zu ihren Gewändern spannen und webten sie selbst, und mit der Anfertigung verschiedener Handarbeiten verdienten sie so viel, daß nicht nur die Kosten ihres Unterhaltes bestritten wurden, sondern daß sie auch noch Almosen spenden, namentlich in Kriegszeiten arme Gefangene loskaufen konnten. So war es, mehr oder minder, im ganzen Morgenland.

Im Abendland gestaltete sich das ascetische Leben anders, weil es sich unter anderen Verhältnissen entwickelte. Es hat nun einmal seinen Ursprung im innersten Kern des Christenthumes und kann nirgends fehlen, wo die ganze Fülle und Tiefe des christlichen Wesens begriffen wird. In Rom, in dem Mittelpunkt der gesammten Kirche und besonders der

ganzen abendländischen Welt, wurde das ascetische Leben seit den ersten Anfängen des Christenthumes von einzelnen Individuen im Kreise ihrer Familie und mit Beibehaltung weltlicher Beziehungen geübt. Die Verfolgungen, die Leiden, die Schicksalswechsel, die Zerrwürfnisse mit Verwandtschaft und Freundschaft boten der Entsagung einen so weiten Spielraum, daß die Kräfte nur eben hinreichten, um ihn auszufüllen. Aber als im Anfang des vierten Jahrhunderts das Christenthum mit den Kaisern zur Herrschaft kam und diese Herrschaft ihre Schattenseite in der Verweichlichung, Eitelkeit und Hossart des Lebens hatte: da bildete sich die ascetische Richtung um so bestimmter aus, als sie den erhabenen Schwung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre sowohl dem heidnischen, als auch dem oberflächlich-christlichen Unwesen gegenüber aufrecht zu halten und zu vertreten hatte. Der große Licht- und Feuergeist des Jahrhunderts, Athanasius der Große, der, wohin er auch kommen mochte, wie die Sonne eine Fülle von Wärme und Erleuchtung verbreitete, regte auch in Rom die Funken zu hellen Flammen an. Seine Verbannungen wurden Apostolate, seine Reisen Missionen der höheren christlichen Vollkommenheit. Als er vor seinen Feinden aus Alexandrien zum Papst Julius floh, begleiteten ihn zwei ägyptische Mönche, die als Musterbilder des ascetischen Lebens gelten konnten. Ammonius hieß der eine. So ganz war sein innerstes Wesen dem Göttlichen zugewendet und vom Verlangen nach himmlischen Dingen entzündet, daß nichts Irdisches seinen Blick zu fesseln vermochte. Wie ein Blinder, der an den höheren Bildern einer seligen Welt sich labt und es nicht merkt, daß seine Augen für die Schönheit der Erde geschlossen sind: so ging er zwischen den Herrlichkeiten Roms umher, ohne sie zu beachten. Der andere Mönch hieß Isidor und die Lauterkeit seiner himmlischen Seele, die sich zugleich in bezaubernder Freundlichkeit und heiliger Weisheit kund gab, nahm die Römer so ein, daß sogar die Heiden ihn liebten. So spiegelte sich die Heiligkeit, d. h. die Vereinigung der Seele mit der ewigen Liebe, in diesen gottseligen Männern zugleich erhaben und anmuthig ab, und

flößte eine gewisse Zuneigung zu einem Stande ein, der solche Seelen entwickelte. Den Eindruck, den diese beiden Männer durch ihre persönliche Erscheinung machten, verstärkte Athanasius durch seine Berichte über das Mönchsthum in Egypten, die er später in seiner Lebensbeschreibung des heil. Antonius zusammenfaßte. Er stellte darin ein Vorbild für die Askese auf, zeigte den Weg zu demselben und die Regeln, nach denen der Weg zu durchwandeln sei, und zündete damit ein Feuer heiliger Liebe in unzähligen Herzen an, welche bis dahin keine Nahrung für diese lautere Flamme gehabt hatten. In dem üppigen Rom waren bisher die Mönche theils unbekannt, theils verachtet gewesen; denn in Rom stand damals noch das Heidenthum in Blüthe, und einer der Gründe, weshalb Constantin seine Residenz nach Byzanz verlegte, war der, daß sich so wenige der alten vornehmen römischen Geschlechter zum Christenthum bekehrten. Deren Reichthümer, deren Ansehen, deren Macht und Einfluß waren ihnen vererbt mit der Größe des heidnischen Roms, ja bildeten einen Theil dieser Größe; und bei diesen Schätzen war ihr Herz. Deshalb hat der göttliche Heiland von ihnen und von Allen, die ihnen ähnlich sind, gesagt, es sei schwer, daß die Reichen in's Reich Gottes kämen. Die Welt war besiegt und beherrscht von den stolzen Römern; diese von ihren stolzeren Frauen. Aber es kam der Tag, wo diese stolzen Frauen vom Christenthum besiegt und beherrscht werden sollten.

Von dem Luxus, in welchem römische Damen aus consularischen und senatorischen Geschlechtern lebten, ist es schwer sich eine Vorstellung zu machen, weil durch die Ueberfeinerung von Prachtliebe und Kunstsinne einerseits Verzerrung hervortritt, andererseits durch den gänzlichen Mangel an sittlichem Zügel eine grenzenlose Barbarei sich einmischt. Sie betrachteten sich nicht bloß als die Herrinnen, sondern als die Göttinnen der Erde, und schalteten und walteten als solche. In seltenen Fällen nur störte sie ein unnachgiebiger Gemahl. Im Allgemeinen hatten die Männer nichts dawider, daß der Prunk und die Hoffart, worin ihre Frauen lebten, ihnen Be-

wunderer und Reiderinnen zuzog; es sprach ja für den Reichthum und den Glanz des Geschlechtes. Das unselige Schlaventhum bekräftigte die vornehme Römerin in ihrem Göttingen-Wahn. Der Slave war weniger als ein Thier, viel weniger als der Lieblingsaffe, der Lieblingspapagei, das Lieblingshündchen! Diese Thiere wurden mit widerlicher Zärtlichkeit gehegt und gepflegt, gespeist und gebettet, betrauert und beweint! für sie hatte man Mitleid, Theilnahme, Sorgfalt. Aber der Slave war nur ein Ding und für ein solches kann man ja kein anderes Interesse haben, als das, welches aus der Brauchbarkeit entspringt. Die reichen Römer hatten Sklaven zu vielen Tausenden, vertheilt in ihren Häusern und Landgütern. Sklaven verrichteten alle und jede Dienste, welche der Herr bedurfte, von der Bestellung seiner Felder an bis zur Bedienung seiner Person. Zu Hunderten wurden die Sklaven auf dem Lande am Morgen aus den engen, kerkerhaften Räumen, die ihnen Nachts Obdach gewährten, von den Aufsehern auf die Felder geführt, um bei möglichst schmaler Kost möglichst viel Ackerarbeit zu verrichten. Sie trugen an einem Fuß einen eisernen Ring als Fessel; nicht als ob sie durch diese Unbequemlichkeit besonders gestraft werden sollten; o nein! es war nur so das Sklavenzeichen, die Sklavensitte. Mochten diese armen Ackerknechte es bei saurerer ländlicher Arbeit aber auch noch so schwer haben, so war ihr Loos doch gewiß weit glücklicher, als wenn sie in die nächste Umgebungen ihrer Herren gekommen wären. Da hat es sich ereignet, daß sich Sklaven das Leben nahmen, weil sie sich nicht entschließen konnten, die beschämenden Dienste zu leisten, die man ihnen zumuthete. Am schlimmsten hatten es ohne Zweifel die Sklavinnen bei ihren Damen; erstens, weil die Damen eine hauptquälerische Eigenschaft im höheren Grade als die Männer besitzen: böse Laune; zweitens, weil das Weib seine eigene Verderbniß minder gut ertragen kann, als der Mann die seine: es wird leichter und gründlicher entmenscht. Und das war ein großer Theil der vornehmen Römerinnen in den letzten Jahrhunderten des heidnischen Roms. Fünfhundert Sklavinnen zu

ihrer persönlichen Dienst, fünfhundert armselige Geschöpfe, die sich an Schmeicheleien und Intrigue überboten, um durch die Gunst der Herrin ihr Schicksal zu erleichtern; das war nicht zu viel für die endlosen Dienstleistungen, welche etwa eine Asteria aus dem consularischen Geschlecht der Turcier nöthig hatte, deren Toilettenkasten von der schönsten Silberarbeit aus dem vierten Jahrhundert, mit Geräthschaften von gediegenem Silber, zum großen Theil vergoldet und die zusammen tausendneunundzwanzig Unzen wiegen, am Fuß des Esquilins vor etwa sechzig Jahren ausgegraben worden ist. Die Häuser der Großen waren sehr prächtig und amuthig mit ihren inneren von Säulenhallen umgebenen Höfen, auf welche die Gemächer mündeten, und welche mit Springbrunnen, Statuen und Vasen geschmückt waren. Marmor, Bronze, Elfenbein, Alabaster, kostbare Steine wurden zu Kunstgegenständen und Hausgeräthen gebraucht, und zwar so, daß wo möglich jedes Geräthe, jedes Tischchen, jeder Sessel, jede Lampe ein Kunstwerk wurde. Aber in den Hintergebäuden dieser herrlichen Paläste sah es minder freundlich aus, denn sie wimmelten von Sklaven, wie ein Dienstoff von fleißigen Dienen. Ein besonderer Flügel war immer den Sklavinnen angewiesen; in kleinen Zimmern mußten sie sich eng und ärmlich behelfen und zusammengedrängt schlafen, in größeren arbeiten. Für diese verschiedenen Arbeiten waren sie in Kotten eingetheilt, welche unter einer Aufseherin standen und oft von dieser ebensoviel zu leiden hatten, als von der Herrin selbst. Die niedrigste und verachtetste Kotte war die der Spinnerinnen, weil sie am weitesten entfernt waren von persönlicher Bedienung ihrer Herrin. Aus einer andern Kotte zu den Spinnerinnen versetzt zu werden, galt für eine große Schmach. Sie spannen Baumwolle und Wolle und suchten sich bei der reichlich zugemessenen Arbeit durch Gesang zu erheitern. Die zweite Kotte, aber höher hinauf, waren die Weberinnen. Sie webten das Material, welches jene spannen, zum feinsten Muslin, zum weichsten Kaschmire, und auch zu gewöhnlicheren Stoffen aus. In alten Zeiten hatten die besten Römerinnen

im Kreise ihrer Dienerinnen sich selbst damit beschäftigt; ja die Kaiserin Livia wirkte noch mit eigenen Händen die Hausgewänder des Kaisers Augustus. Aber eine Aleria bekümmerte sich nicht weiter um ihre Weberinnen, als daß sie der Aufseherin mehr Eifer und Fleiß für das Weberzimmer empfahl und ihr neue Muster einhändigte. Höher geschätzt weil ihre Arbeit unmittelbar die Person der Herrin betraf, waren die Kleidermacherinnen. Sie hatten das entsetzlich mühsame Geschäft, die kostbaren Stoffe der syrischen und alexandrinischen Kaufleute so zu verarbeiten, daß sie die Eitelkeit ihrer Gebieterin zufrieden stellten. Die Stickerinnen bildeten, wegen des Luxus und der Künstlichkeit ihrer Arbeit, eine noch höher geschätzte Classe, welche in einem vierten großen Gemach beisammen arbeitete; und dieses stieß an das eigentliche Garderobegemach, in welchem die Kleiderfalterinnen thätig waren. Die vornehmen Römerinnen durften öffentlich nicht anders erscheinen, als in der bestimmten Matronalkleidung, welche von keiner Frau niedern Standes und geringer Herkunft, von keiner Freigelassenen, keiner Sclavin, keiner Schauspielerin, auch von keiner Fremden getragen werden durfte. Dieser Anzug bestand aus einem weißen Kleide (Tunica) und einem weißen Mantel (Palla). Der Stoff war die feinste Wolle, oder Seide und Wolle verwebt. Nun kam Alles darauf an, diesen Gewändern den höchsten Grad von Glanz und von Glätte und eine besondere Art von Faltenbrechung zu geben. Man brauchte dazu eigene Glättmaschinen und Kleiderpressen, und es gehörte viel Übung und Geschicklichkeit dazu, um diese Maschinerie gehörig anzustellen. Am untern Saum der Tunica saß eine in tausend Fältchen gelegte Falbel, die immer mit einem Purpur- und Goldstreifen gesäumt sein mußte, zugleich aber auch mit Perlen, Edelsteinen und Gold gestickt und besetzt sein durfte. Auf dem Laube und bei Lustparthieen, die sie incognito machten, bedienten sich die vornehmen Römerinnen sehr gern der farbigen Kleider. Ueberdies waren die Gewänder für jedes Fest und für jede Jahreszeit mit irgend einer Besonderheit,



entweder im Stoff oder in der Verzierung versehen. Daher enthielt das Garderobezimmer, außer den Preßmaschinen, einen beträchtlichen Schatz von Gewändern aller Art. Sie wurden aufbewahrt in großen Kästen von kostbarem und fremdländischem Holz, die an den Wänden hingereiht standen und durch Aufschriften ihren Inhalt bezeichneten, damit kein Fehlgreifen oder Suchen statt finde. Deffnete man einen Kasten, so entströmten ihm balsamische Wohlgerüche. Die Aufseherin der Garderobe war stets eine höchst wichtige Person, da Alles, was Kleidermacherinnen, Falterinnen und Stickerinnen zu leisten und zu liefern hatten, unter ihre Obforge kam.

Ferner hatte eine Asteria ein ganzes Heer von Kammerjosen, das auch wieder in verschiedene Compagnien zerfiel. Zuerst kamen die Schminkmädchen mit Seifen, Salben und Essenzen, um die Frische und Weiche der Haut zu erhalten; dann um die Wangen roth und weiß, die Augenbrauen und Wimpern aber rabenschwarz zu malen, und um die Zähne zu putzen und zu beizen, oder um künstliche einzusetzen, was ein so uralter Gebrauch ist, daß man bei der Aufgrabung altrömischer Gräber auch sieben Zähne an einem Golddraht gefunden hat: woraus hervorgeht, daß man sie sogar den Leichen ließ. An die Schminkmädchen reihten sich die Haarschmückerinnen. Sie mußten verstehen, das Haar weich, glänzend und lockig zu machen, es zu färben, zu flechten, zu kräuseln und aufzustecken. Die kostbarsten Salben und Pomaden, die feinsten Nardendele mußten den Kopfschmuck durch ihren Duft schmücken; sie waren so theuer, daß oft die Einkünfte eines Landgutes für diese Essenzen verschwendet wurden. Die armen Haarschmückerinnen hatten aber ein Geschäft, das mehr wie jedes andere sie der Ungeduld und übeln Laune ihrer Herrin preisgab, weil der Kopfschmuck die Hauptsache bei der Toilette ist. Es gehörte zur Kleiderordnung der Sclavinnen, daß sie, so lange sie im Toilettenzimmer ihrer Gebieterin im Dienst waren, Brust und Arme völlig entblößt haben mußten, um sogleich jede beliebige Züchtigung empfangen zu können. Eine sehr allgemeine, womit die ungeduldigen

Damen ganz schnell bei der Hand waren, war die, daß sie ihre langen und starken goldenen Haarnadeln in Dolche\*) verwandelten, und jedes Versehen durch Stiche in Brust, Schultern und Arme strafen. Es war ein großes Glück, wenn sie den beklagenswerthen Föfen nicht gar ein Auge austachen und sich damit begnügten, sie zur Abwechslung mit den Knöcheln der geballten Faust in's Gesicht, und damit Blut aus Mund und Nase zu schlagen. Dies waren aber noch ganz milde Strafen. Es kamen Geißelungen bis auf's Blut vor und eine der qualvollsten Strafen bestand in einem eigens dazu ausgehöhlten Holzblock, welcher der unglücklichen Delinquentin oberhalb der Kniee angeschlossen wurde und den sie Tag und Nacht mit sich herumschleppen mußte. Ein eigener Zuchtmeister vollzog die verschiedenen Strafen, welche Herr und Herrin nicht eigenhändig verhängten, an männlichen und weiblichen Slaven. Ein höchst wichtiges Amt bei der Toilette war das der Nägelschneiderin. Strümpfe und Handschuhe, diese nordischen Erfindungen, waren in Rom gänzlich unbekannt, die Hände immer unbedeckt und die Füße nur bei feierlichen Festen mit Schuhen bekleidet. Daher legte man auf ihre Schönheit den höchsten Werth, und umsomehr, als diese keine Surrogate zuließ, wie das bei dem Haar, den Zähnen und der Gesichtsfarbe möglich war. Schmale Füße, schlanke Finger, schöngeformte Nägel konnte man sich nicht künstlich erschaffen; deshalb mußten sie mit höchster Sorgfalt gepflegt werden. Hatte diese Slavin ihr Werk mit silbernem Messerchen und Zangen verrichtet und die Nägel mit einem in Weingeist getauchten Schwämmchen gewaschen, so wurden die Finger beringt, und zwar so, daß an jede Hand acht Ringe kamen. Jede Jahreszeit hatte ihre eigene Ring-Garnitur: im heißen Sommer konnte man sie unmöglich so schwer wie im kalten Winter tragen und die hellen Farben des Frühlings paßten wiederum nicht zum Ernste des Herb-

---

\*) Die römischen Herren hatten ähnliche Marterwerkzeuge und zu demselben Zweck in ihren Schreibgriffeln.

tes. Es war auch nicht genug die Ringe mit edeln Steinen zu besetzen; sondern jeder Stein mußte ein von Künstlerhand geschnittenen, bald erhöhtes und bald vertieftes Bildchen tragen. Hatte ein solcher Ring einen Stammbaum, d. h. konnte man nachweisen, daß eine Cleopatra oder Verence, ein Antonius oder König Agrippa ihn getragen habe, so wurde er mit Unsummen bezahlt; denn Männer und Frauen wetteiferten in dieser verschwenderischen Liebhaberei. Natürlich stellten die Juweliere ihren Gemmen die herrlichsten Certificate aus. Aber keine Verschwendung wurde so wahnsinnig gesteigert, als die mit Perlen. Anfangs trugen die Damen in jedem Ohr eine einzige Perle, die von einer so fabelhaften Schönheit sein mußte, daß Julius Cäsar für eine Perle, welche er der Mutter des Brutus schenkte, 60 Sextertien oder 272,835 Thaler zahlte. Solche Perlen nannte man „Unio-nes“, d. h. Einziges. Aber die Mode stieg von den consularischen Matronen zu den Frauen geringerer Stände herab. Da gaben jene sie auf und trugen Ohrgehänge von drei nebeneinander hängenden Perlen, welche man mit dem Modeausdruck „Respectsvormelber“ nannte, weil nur die allerreichsten Frauen sie tragen konnten, denn ein solches Ohrgehänge war ein großes Landgut werth und die Damen trugen manchmal zwei, drei Erbschaftsmassen im Ohrläppchen. Es versteht sich, daß die Juwelen und Kleinodien einer besonderen Kunst von Sklavinnen anvertraut waren. Das Hals-, Haar- und Ohrschmuck, die Ringe, die Armbänder, diese verschiedenen Kostbarkeiten hatten auch ihre verschiedenen Wächterinnen, welche die versiegelten Schmuckkasten aufzubewahren, der Herrin zu bringen und den Inhalt ihr anzulegen hatten. Ein böses Amt verwaltete die Spiegelhalterin. Toilettenspiegel, die man bald so und bald anders drehen kann, gab es damals nicht. Sklaven mußten an elfenbeinernem Griff die Spiegelscheibe von geschliffenem und polirtem Metall halten, und jedem Blick mit geschickter Wendung, gleichsam vorahnend begegnen; auch mit feinen trockenen Schwämmen den leisesten Anhauch, das feinste Stäubchen

so gleich abwischen. Der Spiegel einer Aetria bestand aus einer silbernen, mit Edelsteinen ringsum besetzten Platte, deren Rückseite mit Goldblech überlegt war, weil dann die Bilder um so deutlicher zurückstrahlten. Von diesen Spiegeln sagt ein heidnischer Schriftsteller mit Unwillen: „Die Wittgatt, welche einst der römische Senat der Tochter des Scipio gab, reicht jetzt nicht hin zu einem Spiegel für die Tochter einer Freigelassenen.“ Diesem Spiegel mußte die Spiegelträgerin die höchste Aufmerksamkeit zuwenden, zuerst um ihn in befriedigender Weise der Herrin vorzuhalten, dann um ihn im Futteral so aufzubewahren, daß nicht der mindeste Fleck seinen Glanz trübe. Dies war der Zweck ihres Lebens. Zu einer maschinenmäßigen Vollkommenheit in der Ausübung einer einzigen Sache wurden diese unglücklichen Geschöpfe abgerichtet oder auch gleichsam zu Hausgeräth gemacht; zu einem Leuchter die Eine, denn sie hielt unbeweglich die Fackel; zu einem Tisch die Andere, denn unbeweglich hielt sie unter den Händen der Gehieterin das Waschbecken. Andere mußten sich mit Leib und Leben der Sorge für die zärtlich geliebte Menagerie der Herrin hingeben, die Eine dem Schoßhund, die Zweite dem Affen, die Dritte der Schlange. Denn auch Lieblingschlangen hatten die vornehmen Damen, von einer kleinen unschädlichen Art, die man epidaurische Drachen nannte. An diesen widerlichen Thieren fanden sie großes Vergnügen, ließen sich Arme und Hals von ihnen umzingeln, und nahmen sie mit zu Tisch und wenn sie Besuche machten. Mit den eigentlichen Kammerfrauen, denen es oblag, die Herrin anzukleiden, mag das Heer der weiblichen Dienerinnen vollzählig sein; doch außerdem hatte sie ihre männlichen Sklaven; junge Bagen, welche sie bei der Mahlzeit bedienten; handfeste Männer, die zu Sechß und zu Acht, bevor Wagen innerhalb der Stadt erlaubt waren, auf ihren Schultern mittelst vergoldeter Stangen die ruhebettartige Sänfte der Herrin trugen; schnellfüßige Käufer, pechschwarze Afrikaner vom Stamme der Mazyken, die für das schnell- und leichtfüßigste Volk der Erde galten und deshalb von den

Herren der Erde zu diesem Geschäft gewählt wurden; Pfortner an den Eingängen ihrer Zimmer, die nicht durch Thüren, sondern nur durch Vorhänge aus buntgewirkten kostbaren Teppichen geschlossen wurden. Man hörte also draußen jedes Wort, das man im Zimmer sprach, und Sklaven hielten Wache, um unberufene Lauscher abzuhalten. An den Kaiserhöfen war es eine hohe Hofcharge. Endlich Zwerge, diese Wonne der römischen Damen, besonders darin, wenn es kleine Mißgestalten mit unförmlich dicken Köpfen waren. Sie mußten die Castagnetten schlagen und tanzen lernen, ein Schauspiel, das ihre Herrinnen ungemein ergötzlich fanden. Die Natur erzeugte nicht so viele Zwerge, als es den Römerinnen beliebte; deshalb griff man zu der unmenschlichen Kunst, durch Einpressen in besonders dazu erfundenen Kästen das Wachsthum zu hindern und kleine Pygmäengestalten künstlich zu erschaffen. Und dies Uebermaß der tödtlichen Beleidigung Gottes in seinem Geschöpf und seinem Ebenbild schien der übermüthigen Römerin ganz in der Ordnung zu sein, und kaltblütig fragte sie: ob denn der Sklav ein Mensch sei? Hätte sie ihm das aber auch zugestanden — Römer war er nun einmal gewiß nicht; und die Luft, welche den Römer von jedem anderen Menschen schied, war ungefähr ebenso groß als die, welche zwischen einem Menschen und einer Sache lag.

Rechnet man den Besuch der Badehäuser hinzu, der bei den Römern, wie noch jetzt bei den Orientalen, eine höchst umständliche und langwierige Angelegenheit war, so stellt sich heraus, daß die Toilette einer vornehmen Römerin einen beträchtlichen Theil des Tages in Anspruch nahm. Und womit mag Asteria den übrigen Theil hingebracht haben? Sie las Milesische Märchen (so nannte man die Romane) und Gedichte der leichtesten Art; vielleicht auch einmal eine philosophische Abhandlung, oder ließ sie von einer Lieblingsclavin sich vorlesen. Sie unterhielt sich mit der Klasse von Schmarobern, welche den Namen Philosophen trugen und deren ganze Weisheit darin bestand, sich um den Preis unsäglich

Demüthigung als Gast und Tischgenosse in reiche Häuser zu drängen. Asteria hatte gewiß ihren Hausphilosophen so gut wie ihr Schößhündchen und ihren Favoritaffen, und fand großen Spaß daran, ihn recht boshaft zu necken und recht übermüthig zu quälen. Dann besuchte sie den Circus, in welchem die öffentlichen Wagenrennen (wie man jetzt Pferderennen hat) statt fanden. Die Kutscher des Circus waren in vier Parteien getheilt und in Farben gekleidet, die den vier Jahreszeiten entsprachen. Es gehörte zum guten Ton, für eine dieser Parteien sich zu fanatisiren und deren Farbe zur Livree der Sklaven, besonders der Sänfenträger zu machen, so daß alle Welt, wenn die Dame öffentlich erschien, sogleich wissen konnte, welche Partei des Circus die Ehre habe von ihr beschützt zu werden. Die genussreichste Unterhaltung gewährten die Gladiatorenkämpfe im Amphitheater, von denen früher schon gesprochen worden ist und denen die vornehmen Damen eine ebenso wahnwitzige Theilnahme schenkten, wie das gemeine Volk. All ihre Freuden waren krankhafter, convulsivischer Art, wie nur verzerrte Seelen und entstellte Charaktere sie empfinden, die in tiefer Lasterhaftigkeit stumpf geworden sind für jedes höhere Gefühl. Das innere sittliche Leben in diesen Kreisen auch nur entfernt anzudeuten, ist unmöglich! — So war es beschaffen mit den vornehmsten Frauen aus Rom's edelsten Geschlechtern, mit den Nachkommen einer Cornelia, die noch jetzt als „die Mutter der Braven“ eine zweitausendjährige Berühmtheit genießt, weil sie ihre Kinder höher schätzte als ein Paar Diamanten. Wohl ihr, daß es so war und unangetastet bleibe ihr Ruhm! aber eine Tugend, die aus einem gewissen stolzen Selbstgefühl entspringt, ist sehr unfruchtbar, sehr wenig befähigt, Keime auszustreuen, die sich wiederum zu Tugendblüthen entfalten. Denn sie geht mehr darauf aus, das Individuum zu verherrlichen, als Gott. Die Mutter der Braven verherrlichte sich selbst durch ihre Söhne mit dem antiken römi-

---

1) „Das Coliseum“ in den „Martyrern.“

Heinrich Heine, Bilder aus der Kirchengeschichte. II.

sehen Stolz. Der Stolz wucherte fort und fort durch die Geschlechter, erstickte die Tugend, die immer gebrechlich ist, wenn sie auf das Ich sich stützt, wandelte das Selbstgefühl in Selbstliebe um, was sehr leicht ist, sobald die Leidenschaft hinzutritt, und machte nach wenig Jahrhunderten aus den Töchtern der Gracien und der Scipionen das entseeligste, was es auf Erden gibt: ein entartetes Weibergeschlecht. Welch eine unerhörte göttliche Kraft zur Erneuerung der Seelen muß dem christlichen Glauben und der heiligen Ascese eigen sein, um aus diesem Geschlechte Heilige zu bilden! Welch ein riesiger Wille gehörte dazu, um sich aus solchem Meer von Verwöhnungen an das kühle Gestade der Armuth und Entsagung zu begeben; welch ein Wille, der mit solchem Zug der Gnade Schritt hielt! Denn wenn auch nicht alle vornehmen Römerinnen in die Excesse der Selbstsucht versunken waren: so wuchsen sie doch alle, auch die in christlichen Familien, nicht bloß mit solchen Bildern und Beispielen vor den Augen auf, sondern auch umringt von allem Luxus, Wohlbehagen und Pomp, die unzertrennlich von kolossalen Reichthümern, hohen Würden und großartigen Lebensverhältnissen sind. Es war gewiß eine große Verherrlichung des Werkes Gottes, daß da, wo dem natürlichen Menschen nach nichts als Schwäche, Verzärtelung und Ueppigkeit zu erwarten war, himmlische Kraft und erhabener Opfergeist sich kund gaben, welche die Zeit in eine andere Bahn rissen aus Liebe zu dem menschgewordenen Gott.

— 1. 2. —

### Die heilige Marcella.

„Auf einem Weibeschop da hat er mich gelagert. Im Wasser der Erquickung hat er mich erzogen.“ Ps. 22, 1.

Der Aventin, einer der sieben Hügel, auf die Rom gebaut ist, war in der alten Zeit der Republik der Waffenplatz, auf dem sich die römischen Bürger versammelten, um kriegerische Zurüstungen zu machen. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts wurde er ein Waffenplatz anderer Art für Solche, welche mit himmlischen Waffen zur Eroberung des Reiches

Gottes auszogen. Denn auf dem Aventin stand Marcella's Palast. Der heilige Hieronymus, der große Kirchenlehrer, hat das Leben dieser und anderer heiliger römischer Frauen beschrieben, die eifrig seine Belehrung und geistliche Führung suchten, als er, vom Papst Damasus berufen, 382 nach Rom kam, um die Uebersetzung der heiligen Schrift aus dem Griechischen und Hebräischen in's Lateinische zu machen — eine Uebersetzung, welche unter dem Namen der Vulgata in der ganzen katholischen Kirche eingeführt ist. Es versteht sich, daß der große Hieronymus Spott, Mißbilligung, Tadel und Verleumdung zu ertragen hatte, weil er sich der Seelen dieser Frauen annahm. In welchem Sinne er es that und wie sehr sie es verdienten, das bewies ihr ganzes Leben. Er aber antwortete kalt auf tadelnde Bemerkungen: es sei nicht seine Schuld, daß die römischen Männer sich das Heil ihrer Seele minder angelegen sein ließen, als die römischen Frauen. Uebrigens sei dies keine neue Erscheinung, denn unter dem Kreuz Christi hätten drei Marien gestanden und nur ein Johannes. Marcella war von consularischem Geschlecht aus dem Hause der Furier, sehr reich, sehr vornehm, sehr angesehen. Ihr Vater starb früh; ihre Mutter Albina blieb Wittve und gab ihren beiden Töchtern Isella und Marcella eine sehr gute Erziehung. Beide Schwestern waren noch ganz jung, als der heilige Athanasius nach Rom kam. Was sie von ihm hörten über den heiligen Antonius, das Leben der ägyptischen Einsiedler, den heiligen Pachomius und die Regeln, welche dieser seinen Ordensbrüdern und Schwestern gegeben, regte sie zu dem lebhaften Verlangen an, denselben Weg des Heils betreten zu dürfen und dies stand bei der zehnjährigen Isella so fest, daß sie sich gottgeweihter Jungfräulichkeit anverlobte und schon bei zwölf Jahren eine Zelle im Hause ihrer Mutter sich bereitete. Da hatte sie nichts von den Verhaglichkeiten des Lebens als ein Obdach! die Zahlen vier Bände umgaben sie; auf der bloßen Erde schlief sie; bei Wasser und Brod jahraus, jahrein that sie sich noch Abbruch und in der Fasten brachte sie mehrere Tage der Woche ganz ohne Nahrung



zu. Sie verließ ihre liebe Zelle nur, um die Kirchen der Martyrer zu besuchen, und zwar zu den Stunden, wo sie leer zu sein pflegten. Da betete Asella ungestört und unbemerkt mit tiefer Andacht. Aber auch in ihrer Zelle gab sie sich mit ganzer Seele dem Gebet und der Betrachtung hin, so daß sie in beständiger Geistesammlung war. Dabei beschäftigte sie sich unausgesezt mit weiblichen Handarbeiten für die Armen und Hülfbedürftigen. Das Stillschweigen war ihre Bonne und doch, oder eben deshalb, erbaute sie durch jedes Wort, das sie sprach. Immer gesund, immer freundlich, immer voll ernster Milde, lebte sie mitten im üppigen, volkreichen Rom abgetödtet und einsiedlerisch wie in einer Wüste. Höchst ungern und nur wenn eine dringende Nothwendigkeit vorlag, gestattete sie Männern, auch den frommsten, Zutritt zu ihrer Einsamkeit. Sogar ihrer Schwester Marcella, die sie herzlich liebte, war es selten vergönnt, sie zu sehen, so rein, so tief, so ganz hatte ihre schöne Seele die Richtung zu Gott genommen.

Marcella verheirathete sich, verlor aber ihren Gatten schon nach einem halben Jahre und beschloß nun das Leben einer christlichen Wittwe eben so vollkommen zu führen, wie ihre Schwester das einer christlichen Jungfrau. Sie war wunderschön und der reichste und vornehmste Mann in Rom bewarb sich um sie. Cerealis hieß er, war mit dem Kaiserhause verwandt, Präfect und Consul gewesen, nicht jung mehr; und deshalb wollte er ihr, im Falle seines Todes, sein ganzes Vermögen hinterlassen. Die Schattirungen im christlichen Leben, von den Heilbinnen und den Idealen der Ascese an bis zu den Frauen, die sich nur durch den Namen Christinnen, aber nicht durch Sinn und Sitte von den Heilbinnen unterscheiden, waren unzählbar und berührten alle Stufen, die zwischen einer äußern christlichen Form und der innern höchsten Vollkommenheit liegen. Albina, die Mutter so heiliger Töchter, stand auf einer dieser Mittelstufen und hätte die glänzende Heirath Marcella's gar gern gesehen. Aber obwohl Marcella ihrer Mutter so ergeben war, daß sie aus Gehorsam Manches

that, was ihrer Neigung zuwider lief: so konnte sie sich doch nicht entschließen, zum zweiten Mal der Mutter zu Gefallen sich zu verehlichen und der Bewerbung des Cerealis Gehör zu geben. Da Albina sehr in sie drang, antwortete Marcella, wenn ihr Sinn nach einer zweiten Ehe stände, würde sie doch lieber einen Mann nach ihrer Neigung, als einen Mann um des Geldes willen nehmen. Und dabei verblieb es. So entschieden wies sie den Cerealis zurück, daß fortan kein Bewerber sich ihr zu nahen wagte, und daß nie auch nur ein Hauch von bösem Leumund den hellen Glanz ihres Rufes während eines langen, sehr langen Wittwenstandes und inmitten der sehr verderbten, also sehr zu übler Nachrede geneigten römischen Welt, trübte. Sie machte ihr Haus zu einem Kloster, dessen thätige, umsichtige, fromme Vorsteherin sie war. Albina lebte bei ihr und hielt sich immer in ihrer Gesellschaft auf. Ohne Zeugen sprach Marcella mit keinem Mann. An ihren Dienerinnen duldete sie keine Leichtfertigkeit im Anzuge oder in Worten; sie mußten Alle sitzsam, still und züchtig, sanft und friedfertig sein. Dafür ging sie auch schweesterlich mit ihnen um. Marcella's Kleidung war die allereinfachste; grobe Stoffe genügten ihr. Alles Geschmeide verkaufte sie und gab den Erlös den Armen. Von Gold behielt sie nichts, als ihren Siegelring. Damals nämlich waren die vielen Schlüssel und Schlösser unserer Tage nicht gebräuchlich; man versiegelte die meisten angreifbaren Sachen. Da nun die Hausfrau Alles zu verwahren hatte, so gebührte ihr, nach der Meinung des Alterthums, der Siegelring des Hauses und der Kirchenvater Clemens von Alexandrien, gest. um 217, gestattet, des Versiegeln's gewisser Hausrathsgegenstände wegen, auch den christlichen Hausfrauen einen goldenen Siegelring. Den also behielt Marcella, nicht zum Schmuck, sondern weil er zu ihrem Amt und Beruf gehörte. Einfach wie ihr Anzug war ihre Kost; Fleisch und Wein versagte sie sich, und Wein, das war schwer! denn Wein mit heißem Wasser gemischt war das einzige damals übliche warme Getränk, welches die Stelle vom Thee und Kaffee späterer Zeit einnahm, also beinahe etwas

Unentbehrliches! Aber nichts fand Marcella zu schwer, was ihr half, die sinnliche Natur mit ihren Neigungen zu besiegen. Gebet, Betrachtung, fleißiger Kirchenbesuch, das Lesen ernster Bücher, die Verwaltung ihres Hauses, Sorge für Kranke und Arme, eifrige Handarbeit füllten das Leben der heiligen Wittve und machten sie zum Musterbild der christlichen Frauen Roms, die sich häufig in ihren Seelenangelegenheiten Marcella's Rath ausbaten. Andere stellten sich auch ganz oder zeitweise unter ihre Leitung und machten bei ihr eine Vorschule des ascetischen Lebens durch, um es dann in ihren eigenen Häusern fortzusetzen. So bekamen Paläste und Villas mancher großen römischen Familie eine klösterliche Bestimmung, wenn auch nicht in der Form, welche später gewisse Regeln dem gemeinsamen Leben gaben. Eine Sophronia, Paula, Eustochium, Principia waren alle Marcella's Jüngerinnen, Freundinnen und geistliche Töchter. Sie war bereits über die Mitte des Lebens hinaus, als sie mit dem heiligen Hieronymus bekannt und befreundet wurde. Das gab ihrem hohen Geiste einen neuen Schwung. Hieronymus hatte das Leben der Einsiedler in der syrischen Wüste und dabei das Studium der heiligen Schrift gründlich geliebt, bevor er nach Rom kam; das waren zwei Punkte, welche, wie Magnet das Eisen, unwiderstehlich Marcella anzogen. Hieronymus war kein sehr zugänglicher Charakter, hatte überdies nicht die mindeste Neigung, mit den römischen Damen in irgend eine Verbindung zu treten; aber Marcella's heilige Zudringlichkeit überwand seine heilige Zurückhaltung. Sie begehrte durch ihn zu einem tieferen Verständniß der heiligen Schrift zu kommen, „denn ich galt damals für einen Schriftkundigen,“ sagt der große Kirchenlehrer ganz demüthig. Und da er an ihr so viel Tugend und Geist, solche Lauterkeit der Gesinnung und Heiligkeit des Herzens fand, daß er nicht wagte, sie zu beschreiben, „weil Niemand mir glauben würde,“ sagt er: so gab er ihr alle Erklärungen und Belehrungen und alle Rathschläge für das innere Leben, nach welchen ihr frommes Verlangen stand. Mit großem Scharfsinn warf sie Fragen über die heilige

Schrift auf, und gab sich nicht gleich mit der kürzesten Beantwortung zufrieden, ohne jedoch im mindesten von thörichter Neugier oder von dem Drange nach oberflächlicher Vielwifferei getrieben zu werden. Sie begehrte mehr zu wissen, um besser zu werden, und nicht um Klügesei war es ihr zu thun, sondern um Tugend. Diese ganz reine Absicht machte ihren ohnehin eben so feinen als schwunghaften Geist dermaßen klar und erleuchtet, daß der heilige Hieronymus von ihr schreibt: „Alles, was ich mit vielem Studium, mit langem Nachsinnen und Betrachten mühsam erlernt habe, lernte die selige Marcella auch, aber ganz leicht, und indem sie keine ihrer übrigen Beschäftigungen aufgab und keine ihrer Pflichten vernachlässigte. Sie hatte so gründlich die heilige Schrift nebst Allem studirt, was die Väter und Lehrer der Kirche über dieselbe an Auslegungen und Erklärungen geschrieben, daß, wenn wir (er und andere gottselige gelehrte Männer) über das eine oder andere Zeugniß uns nicht einigen konnten, wir uns mündlich oder schriftlich an Marcella wendeten, und jedes Mal veranlaßt wurden, ihren Ausspruch oder ihr Urtheil als die richtigen zu bewundern. Verständig und demüthig, wie sie war, richtete sie ihre Antworten immer dergestalt ein, daß sie ihre Ansicht mir oder einem Andern zuschrieb, damit sie nie für eine Meisterin, wohl aber stets für eine Schülerin gehalten werden möge.“ Und über den unglaublichen Eifer, der sie für das Lesen der heiligen Bücher beseelte, schreibt er: „So oft ich mir ihren Fleiß bei diesen göttlichen Lesungen vorstelle, kann ich mich nicht enthalten meine Trägheit zu verdammen, daß ich in einem Kloster und zwar auf dieser heiligen Stelle (nämlich zu Bethlehem), wo ich allzeit die Krippe des Erlösers vor Augen habe, das nicht thue, was eine vornehme Frau in den Stunden that, welche sie aus dem Gewirre der Beschäftigungen und Sorgen für ihre Familie und ihren zahlreichen Hausstand erübrigte.“ Nachdem der heilige Hieronymus drei Jahre in Rom zugebracht hatte, kehrte er nach dem Morgenlande zurück, im Jahre 385, blieb aber im ununterbrochenen Briefwechsel mit Marcella und ihrer Schwester, und sagt:

Unentbehrliches! Aber nichts fand W  
 ihr haß, die sündige Natur mit ih  
 Gebet, Betrachtung, fleißiger  
 ster Bücher, die Verwaltung  
 und Arme, eifrige Handar  
 gen Wittve und machten  
 Frauen Roms, die sich  
 Marcella's Rath au  
 oder zeitweise unt  
 Vorschule des a  
 eigenen Häuser  
 mancher gr  
 mung, v  
 Regeln  
 Paw  
 ne  
 äußerung.

Sehe er sich zu  
 lieb er an Aella:  
 e und mit allen  
 id wenn auch dieser  
 hr gering ist: so thust  
 ischen nach dir missest,  
 ; denn es ist eine gefahr  
 en." Am Schluß sagt er:  
 es jungfräulichen, züchtigen,  
 dem Herrn recht oft an mich und  
 beten die Fluten des Meeres." Er  
 eine große Freimüthigkeit, die zuweilen an  
 sigkeit streifen mochte, unter den verzärtelten  
 manche Feinde gemacht, besonders dadurch, daß er  
 die Mängel im geistlichen Leben wo möglich noch  
 als im weltlichen rügte; darauf bezieht sich die obige

Marcella hatte nicht nur auf heilsbegierige und gottselige  
 personen ihres Geschlechts einen großen Einfluß gewonnen;  
 auch in weiteren Kreisen machte er sich geltend. Die origeni-  
 stischen Streitigkeiten erfüllten die Kirche. Rufinus, der ge-  
 lehrte Presbyter von Aquileja, hatte ein Werk des großen  
 Origenes übersetzt (Periarchon, d. h. die Grundlehren), wor-  
 rin Meinungen ausgesprochen waren, welche die katholische  
 Lehre als irrig bezeichnet, welche aber nichtsdestoweniger von  
 blinden Anhängern des Origenes zu Lehren der Kirche erhoben  
 werden sollten. Die hauptsächlichsten waren diese: „Die Höl-  
 lenstrafen seien nicht ewig; die Seelen seien vor den Leibern  
 da gewesen; die gefallenen Engel würden wieder zu ihrer verlor-  
 nen Würde gelangen; das Paradies sei nur eine bildliche  
 Vorstellung des Himmels; der Mensch würde nicht in dem-  
 selben Leibe auferstehen.“ Schon bei seinen Lebzeiten hatte  
 sich der große und fromme Origenes beschwert, daß die Ab-  
 schreiber seiner so sehr zahlreichen Schriften sehr wenig ge-  
 wissenhaft zu Werk gingen und große Mißverständnisse ver-  
 anlaßten, welche denn von unruhigen, spitzfindigen, neue-

tigen Köpfen ausgebeutet wurden, ihn selbst in ein falsches und Manchen zum Aergerniß, Andern zum Nutzen. So war es auch jetzt! durch den Glanz seines Namens sollten jene Ansichten zu einer dogmatischen Kirche gebracht werden. Obgleich nun selber Bewunderer des Origenes und ein langjähriger Rufinus von Aquileja war, trat er doch mit Zeit gegen Irrthümer auf, welche die Kirche, und umsomehr, als diese irrigen Lehren der Geistlichen und Mönchen vielen Beifall und Einkommen und sogar aus dem Morgenlande nach Rom sich verbreiteten. Je glänzender der Name des Origenes war, um desto breiter war der Deckmantel für die Ketzerei, gegen die er selbst, der heilige Mann, sich gewiß zuerst aufgelehnt hätte. Denn über seine Ansichten hatte die Kirche zur Zeit, als er schrieb, noch nicht die Entscheidung des heiligen Geistes abgegeben. Und nicht der Irrthum macht den Ketzerey aus, sondern die wissenschaftliche beharrliche Empörung gegen die Kirche, welche der Sohn Gottes auf Erden gestiftet hat, als er sprach: „Wer euch hört, der höret mich.“

Bald nach der Abreise des heiligen Hieronymus hatte Marcella ihre geliebte Mutter Albina verloren. Diese, obwohl sie eine sehr tugendhafte Matrone war, hing doch ganz mit der Fleisch- und Blutliebe der Welt an ihrem Geschlecht, und da ihre Töchter dasselbe nicht fortgepflanzt hatten, so vermachte sie ihr ganzes Vermögen den Kindern ihres Bruders. Marcella hatte es unaussprechlich gern gehabt, um es den Dürftigen zuzuwenden; aber sie ließ sich die Entziehung desselben mild gefallen, um ihre Mutter nicht zu betrüben und Gott in seiner unbegrenzten Liebe erfüllte doch den Wunsch dieser heiligen Seele; denn durch einen der Erben dieses Vermögens, durch Marcella's Neffen Pammachius, kam dieses und noch viel mehr in die Hände der Nothleidenden. Asella trat nun als Vorsteherin zu einer Genossenschaft von neubekehrten Personen weiblichen Geschlechtes und wirkte durch ihre Belehrungen ungemein für die Ausbreitung des Glaubens in Rom, wo Palladius sie im Anfang

des fünften Jahrhunderts sah, bewunderte und von ihr erzählte, es hätten auch Männer, durch ihre Ermahnungen geweckt und angeeifert, zum Glauben sich bekehrt. Marcella zog sich mehr und mehr aus der Welt und aus ihrem Palaß auf dem Aventin in ein einfaches Landhaus zurück, das sie in einer Vorstadt von Rom besaß. Als aber das originistische Unwesen auch dort ausbrach, gab sie sich die größte Mühe, die räudigen Schafe aus der Heerde Christi zu entfernen und der Irrlehre einen Damm zu setzen. Es war schwer, den Häretikern auf die Spur zu kommen, denn das Buch Periarchon war anonym übersezt, und wer sich zu dessen Lehren bekannte, behauptete dennoch, rechtgläubig und gutkatholisch zu sein, weil jene Lehren nichts Wesentlichen und den Grund des Christenthums Antastendes wären; kurz, sie befolgten die Taktik, welche die meisten Häretiker beobachteten. Der Papst Siricius ließ sich auch wirklich durch solche Versicherungen über ihr gefährliches Treiben beruhigen. Allein Marcella in ihrer Stille und Abgeschlossenheit ruhte nicht. Der katholische Glaube war gefährdet, und zwar an dem Ort, wo die heiligen Apostel Petrus und Paulus ihn verkündet hatten und für ihn gestorben waren; arglose Seelen ließen sich diesem Glauben entfremden, von dem nichts hinweggenommen und zu dem nichts hinzu gesetzt werden darf, wenn er der wahre und reine, der geoffenbarte Glaube sein soll: wie hätte Marcella nicht auf Mittel und Wege sinnen sollen, um Alles zu thun, was in ihrer Macht stand, um die Trübung des höchsten Kleinods, das Hienieden der Christ besitzt, zu verhüten! Mit größter Vorsicht und Zurückhaltung ging sie zu Werk und es gelang ihr, glaubwürdige Personen zu finden, welche Zeugniß ablegten, daß sie von Dem und Dem in der originistischen Irrlehre unterrichtet worden wären. So konnten denn diese Lehrer zur Rechenschaft gezogen und ihre Lehre verdammt werden.

Unter den vielen gottliebenden Seelen, die mit Marcella in Verbindung standen, hatte sie sich Eine auserwählt, bei der sie zugleich Mutterstelle vertrat. Dies war Principia. Sie

kam in zarter Jugend zu Marcella. Sie war verwaist und aus einem angesehenen Patriziergeschlecht, denn der heilige Hieronymus schreibt ihr: „Ganz Rom freute sich, daß du eine Mutter und daß Marcella eine Tochter gefunden.“ Mit dieser geliebten Pflegetochter vereint, widmete sich Marcella unausgesetzt ihren gottgefälligen geistlichen und leiblichen Werken, und erreichte ein hohes Greisenalter, dessen letzte Tage noch sehr stürmisch und qualvoll sein sollten. König Alarich mit seinen Gothen wälzte sich wie ein verheerender Strom durch Italien und bis vor die Mauern Roms. Kaiser Honorius saß in Ravenna und trieb dort eine seiner Lieblingsbeschäftigungen: er fütterte seine Hühner, und die höfischen Schmeichler, die ihn umringten, wagten so wenig, ihn in diesem kaiserlichen Vergnügen zu stören, daß sie nicht einmal den barbarischen Namen Alarich vor ihm nannten, viel weniger ihm sagten, daß dieser König mit seinen Barbaren Rom belagere. Dies geschah im Jahre 410. Es war eine schwere Belagerung! Hungersnoth und Krankheit herrschten in der Stadt, und durch Verrath fiel sie am 24. August in Alarichs Hand. Er überließ sie der Plünderung und die Barbaren hausten in ihr mit Feuer und Schwert. Alarich und seine Gothen waren Arianer. Dennoch hatten sie so große Ehrfurcht vor den heiligen Aposteln Petrus und Paulus, daß Alarich den Befehl gab, die beiden Basiliken, welche auf dem Vatican und an der Straße von Ostia ihnen geweiht waren, sollten zwei Freiflächen für alle Flüchtlinge sein. Diese Ehrfurcht vor den Jüngern des Heilands bei dem arianischen Mangel an Ehrfurcht vor Ihm Selbst, den Meister, zeigt, wie wenig folgerichtig der Menscheng Geist denkt, sobald er sich vom katholischen Glauben ablöst. Alarichs Befehl wurde von seinen siegestrunkenen und beutegierigen Gothen mit staunenswerther Pünktlichkeit erfüllt, welche durch einen Zug unter vielen recht anschaulich wird. Eine bejahrte gottgeweihte Jungfrau hatte die heiligen Altargefäße der Basilika von St. Petrus in ihrem Hause in Verwahrung genommen und erwartete im Gebete, was Gott über sie verhängen werde. Ein angesehener gothischer Krieger drang mit seinem



Gefolge zu ihr ein, beleidigte sie aber nicht, und verlangte nur die Auslieferung von Gold und Silber oder von Kleinodien. Sie antwortete ihm, daß sie in der That große Schätze habe, die sie ihm sogleich zeigen werde, und sie führte ihn in das Gemach, wo die prachtvollen Geräthschaften sich befanden, die den Gothen durch ihre Menge, ihr Gewicht, ihre Schönheit in frohes Erstaunen versetzten. „Diese Gefäße gehören dem heiligen Apostel Petrus,“ sagte die ehrwürdige Jungfrau zu dem Gothen; „da ich sie nicht vertheidigen kann, so wage ich nicht, sie zurückzuhalten. Nimm sie, wenn du den Muth dazu hast.“ Aber er hatte ihn nicht. Er setzte Alarich durch einen Soldaten von diesem Fund in Kenntniß und dieser befahl, daß die heiligen Geräthe, die gottgeweihte Jungfrau und alle Christen, welche sich ihr anschließen würden, ungefährdet zur Basilika des Apostelfürsten geleitet werden sollten. Der Vatican lag am andern Ende der Stadt und so zog denn eine feierliche Procession mitten durch das kriegerische Getümmel. Die Christen trugen mit großer Andacht und Ehrerbietung die heiligen Gefäße, die ihnen jetzt das Leben retteten, und zu beiden Seiten gingen Soldaten mit blankem Schwert; und Römer und Gothen sangen Loblieder zum Preise Gottes; und je mehr Flüchtlinge sich dem Zuge anschlossen, desto williger öffneten die Soldaten ihre beschränkenden Reihen. Woher diese Ehrfurcht der Irrgläubigen vor goldenen Kelchen und Schalen? ob ihnen nicht die Ahnung der Wahrheit durch die Seele ging: sie haben den Leib und das Blut Gottes umschlossen?

Marcella hatte sich während der Schreckenszeit still in ihrem Hause verhalten. Für sich fürchtete sie nichts; desto mehr für Principia. Als ein Soldatentrupp zu ihr hereinströmte und, nach der Größe und Stattlichkeit der Wohnung urtheilend, verborgene Schätze forderte, zeigte sie ihre geringen Kleider vor und betheuerte, daß sie weiter nichts besäße. Dies schien wenig glaubwürdig und sie wurde mit Stockschlägen mißhandelt. Aber sie beachtete es gar nicht und bat nur immer, man möge sie nicht von ihrer Tochter trennen. Gott rührte das Herz ihrer Peiniger, und sie wurden

beide nach St. Pauls Basilika gebracht. Dort brach Marcella in Lobpreis Gottes aus, daß die Gefangenschaft sie nicht arm gemacht, sondern arm gefunden habe, und daß ihre Principia gerettet sei. Und nach wenig Tagen entschloß sie in den Armen ihrer geliebten Pflgetochter und gab ohne Krankheit und ohne Todeskampf ihre schöne Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück.

---

## Die selige Fabiola.

---

„Ich will gefallen dem Herrn im Lande der Lebendigen.“ Ps. 114, 9.

Minder vollkommen in ihrem früheren Leben als die heilige Marcella, hat sich diese edle Römerin doch aus so ganzem Herzen zu Gott bekehrt, daß ihr Bußgeist ein nicht minder erbauliches Vorbild für Alle wurde, welche aufrichtig dahin streben, ihre Seele zu retten; und der heilige Hieronymus hat sie in ihrer Lebensbeschreibung als ein lebendiges Denkmal der Barmherzigkeit Gottes hingestellt, die Jeden, auch wenn er auf Irrwegen wandelt, aber doch guten Willens ist, Erleuchtung schickt und Gnade anbietet, um sich auf den richtigen Pfad zurückzufinden. Heidnische Sitten, Gebräuche, Ansichten herrschten überhaupt im ungläubigen Rom und drängten sich auch in das christliche hinein, das durch tausend Bande der Familie und der Freundschaft mit jenem verwebt war. Ein gläubiges Familienglied war zuweilen von einer ganzen Schaar heidnischer Anverwandten umringt und auch der umgekehrte Fall trat ein. Wehte nun freilich die reine Luft des christlichen Lebens zu den Heiden hinüber und trug ihnen den Duft der Tugend der Heiligen zu; so legte sich dafür auch die Schwüle ihrer Atmosphäre betäubend auf manche Stirne, und der sinnliche Mensch, möge er auch Christ heißen, ist immer ein heidnischer Mensch. In kein Verhältniß war in Folge des ersten Abfalls und der damit verbundenen Ableh-

rung von dem ursprünglichen göttlichen Gesetz ein so tiefes Verderben eingerissen, als in das der beiden Geschlechter zu einander und in dem, was der schönste und höchste Ausdruck dieses Verhältnisses sein sollte: in die Ehe. Die Geschichte der vier vorchristlichen Jahrtausende ist voll der Gräuel, welche in Folge dieses Verderbens einst die Sündflut auf die sündige Welt herabzogen, aber ach! mit der neuen Erde wieder auftauchten aus den großen Wassern. Kein Zorngericht Gottes, kein Schwefelregen, keine Sündflut, kein Untergang Sodom's, den die heilige Schrift bekundet, kein Untergang des Eilandes Atlantis, von dem die alten Griechen erzählen, nichts vermochte dem unaussprechlichen Verderben Einhalt zu thun, welches durch das Gesamtgeäder der Menschheit froh und das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einem Etwas machte, das namenlos ist wegen seiner Entwürdigung. Aber was keine Sündflut und kein Zorn Gottes vermochte, das konnte das Blut Gottes und seine Liebe: das verlorene Ideal wieder aufrichten und den Weg zu ihm bahnen. Christus that es. Er sprach zu den Juden: „Um der Härte eures Herzens willen ward euch die Scheidung erlaubt; im Anfang aber war es nicht so.“ Er, der jedem Gebot die Vollendung gab, der die Barmherzigkeit des Samariters, und die Liebe zu den Feinden, und die freiwillige Armuth, und die Herzensreinheit bis in die Gedanken hinein lehrte; Er zog auch das göttliche Gesetz der Ehe wieder aus dem Schlamm hervor, worin es versunken und zertreten war. Er legte die Gnade des Sacramentes auf sie und wie hoch und heilig Er sie gehalten wissen wollte, das bezeugt der heilige Apostel Paulus, indem er die eheliche Verbindung zwischen Mann und Weib mit derjenigen vergleicht, welche zwischen Christus und Seiner Kirche besteht. Der Christ ist ein übernatürlicher Mensch und auf übernatürlichen Boden hat Christus die Ehe gestellt, weil sie, sobald sie nicht dort steht, Gefahr läuft, grenzenlos gemein zu werden und die Menschheit wieder in quakende Krater der Entsittlichung hineinzureißen. Bleibt sie aber auf idealischer Höhe, ist sie ein Sinnbild der Verbin-

dung Christi mit der Kirche, so geht eine gesegnete Menschheit, das Heil der Generationen für Zeit und Ewigkeit aus ihr hervor. Es versteht sich von selbst, daß nichts sie auflösen kann als der Tod, denn ihr innerstes Wesen ist ja eben eine durch zwei Menschen in der Gnade geknüpfte und im Blut Jesu zusammen geschmolzene Einheit. Und auch das versteht sich von selbst, daß das Heidenthum diese Auffassung der Ehe nicht kannte und die Secten außerhalb der Kirche sie nicht anerkennen; denn sie ist dem Sinnenmenschen lästig.

In der heiligen Fastenzeit des Jahres 390 hatte Rom ein seltenes und herzerhebendes Schauspiel. Unter den öffentlichen Büßern vor der Basilika von St. Johannes zum Lateran, welche um die Gnade flehten, wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen zu werden, befand sich Fabiola, die vornehme, hochgeehrte, unermesslich reiche Fabiola aus dem uralten Geschlechte der Fabier. Im harenen Bußgewand und ohne Sandalen, mit aufgelöstem Haar und verweintem Antlitz, mit Asche auf dem Haupt und dem Rachen und mit Erdenstaub in den Händen kniete sie am Boden und flehte unter heißen Thränenströmen um die Gnade, durch heilsame Buße wieder mit Gott ausgesöhnt zu werden. Der Papst Siricius, die Geistlichen, Fabiola's Standesgenossen, das ganze römische Volk, Alle sahen mit Erbauung und Rührung an dieser Büßenden, wie tief und weltvergessend die Neue eines guten Herzens sein kann, wenn es aus seiner Verblendung erwacht. Fabiola war früh mit einem Manne vermählt, der ein so lasterhaftes Leben führte, daß es ihr unmöglich schien, an seiner Seite zu bleiben. Sie war sehr jung und wähnte das Recht zu haben, so große Beleidigungen, wie er sich gegen sie zu Schulden kommen ließ, nicht ertragen zu dürfen. Ueber ihn sich zu beklagen, verbot ihr das weibliche Zartgefühl; sie nahm lieber die Schuld der Uneinigkeit in der Ehe auf sich und verließ das Haus ihres Gatten, um zu ihrer Familie zurückzukehren. Uebrigens kannte ganz Rom den sittenlosen Wandel dieses Mannes. Nachdem Fabiola eine Zeitlang bei ihren Anverwandten gelebt hatte, glaubte sie mit Fug und Recht eine

Unentbehrliches! Wer nichts fand Marcella zu schwer, was ihr half, die sündige Natur mit ihren Neigungen zu besiegen. Gebet, Betrachtung, fleißiger Kirchenbesuch, das Lesen ernster Bücher, die Verwaltung ihres Hauses, Sorge für Kranke und Arme, eifrige Handarbeit füllten das Leben der heiligen Wittwe und machten sie zum Musterbild der christlichen Frauen Roms, die sich häufig in ihren Seelenangelegenheiten Marcella's Rath ausbaten. Andere stellten sich auch ganz oder zeitweise unter ihre Leitung und machten bei ihr eine Vorschule des ascetischen Lebens durch, um es dann in ihren eigenen Häusern fortzusetzen. So bekamen Paläste und Villas mancher großen römischen Familie eine klösterliche Bestimmung, wenn auch nicht in der Form, welche später gewisse Regeln dem gemeinsamen Leben gaben. Eine Sophronia, Paula, Eustochium, Principia waren alle Marcella's Jüngerinnen, Freundinnen und geistliche Töchter. Sie war bereits über die Mitte des Lebens hinaus, als sie mit dem heiligen Hieronymus bekannt und befreundet wurde. Das gab ihrem hohen Geiste einen neuen Schwung. Hieronymus hatte das Leben der Einsiedler in der syrischen Wüste und dabei das Studium der heiligen Schrift gründlich geliebt, bevor er nach Rom kam; das waren zwei Punkte, welche, wie Magnet das Eisen, unwiderstehlich Marcella anzogen. Hieronymus war kein sehr zugänglicher Charakter, hatte überdies nicht die mindeste Neigung, mit den römischen Damen in irgend eine Verbindung zu treten; aber Marcella's heilige Zudringlichkeit überwand seine heilige Zurückhaltung. Sie begehrte durch ihn zu einem tieferen Verständniß der heiligen Schrift zu kommen, „denn ich galt damals für einen Schriftkundigen,“ sagt der große Kirchenlehrer ganz demüthig. Und da er an ihr so viel Tugend und Geist, solche Lauterkeit der Gesinnung und Heiligkeit des Herzens fand, daß er nicht wagt, sie zu beschreiben, „weil Niemand mir glauben würde,“ sagt er: so gab er ihr alle Erklärungen und Belehrungen und alle Rathschläge für das innere Leben, nach welchen ihr frommes Verlangen stand. Mit großem Scharfsinn warf sie Fragen über die heilige

Schrift auf, und gab sich nicht gleich mit der kürzesten Beantwortung zufrieden, ohne jedoch im mindesten von thörichter Neugier oder von dem Drange nach oberflächlicher Vielwifferei getrieben zu werden. Sie begehrte mehr zu wissen, um besser zu werden, und nicht um Klügelei war es ihr zu thun, sondern um Tugend. Diese ganz reine Absicht machte ihren ohnehin eben so feinen als schwunghaften Geist dermaßen klar und erleuchtet, daß der heilige Hieronymus von ihr schreibt: „Alles, was ich mit vielem Studium, mit langem Nachsinnen und Betrachten mühsam erlernt habe, lernte die selige Marcella auch, aber ganz leicht, und indem sie keine ihrer übrigen Beschäftigungen aufgab und keine ihrer Pflichten vernachlässigte. Sie hatte so gründlich die heilige Schrift nebst Allem studirt, was die Väter und Lehrer der Kirche über dieselbe an Auslegungen und Erklärungen geschrieben, daß, wenn wir (er und andere gottselige gelehrte Männer) über das eine oder andere Zeugniß uns nicht einigen konnten, wir uns mündlich oder schriftlich an Marcella wendeten, und jedes Mal veranlaßt wurden, ihren Ausspruch oder ihr Urtheil als die richtigen zu bewundern. Verständig und demüthig, wie sie war, richtete sie ihre Antworten immer dergestalt ein, daß sie ihre Ansicht mit oder einem Andern zuschrieb, damit sie nie für eine Meisterin, wohl aber stets für eine Schülerin gehalten werden möge.“ Und über den unglaublichen Eifer, der sie für das Lesen der heiligen Bücher beseelte, schreibt er: „So oft ich mir ihren Fleiß bei diesen göttlichen Lesungen vorstelle, kann ich mich nicht enthalten meine Trägheit zu verdammen, daß ich in einem Kloster und zwar auf dieser heiligen Stelle (nämlich zu Bethlehem), wo ich allzeit die Krippe des Erlösers vor Augen habe, das nicht thue, was eine vornehme Frau in den Stunden that, welche sie aus dem Gewirre der Beschäftigungen und Sorgen für ihre Familie und ihren zahlreichen Hausstand erübrigte.“ Nachdem der heilige Hieronymus drei Jahre in Rom zugebracht hatte, kehrte er nach dem Morgenlande zurück, im Jahre 385, blieb aber im ununterbrochenen Briefwechsel mit Marcella und ihrer Schwester, und sagt:

„Im Geiste waren wir immer beisammen.“ Ghe er sich zu Ostia, dem Hafen von Rom, einschiffte, schrieb er an Afella: „Wenn mich gleich Einige für grundböse und mit allen Gräueln der Sünde beledet ausschreien und wenn auch dieser Lohn im Vergleich zu meinen Sünden sehr gering ist: so thust du doch wohl daran, daß du die Menschen nach dir mißsest, d. h. auch die Bösen für gut hältst; denn es ist eine gefahrvolle Sache, einen Anderen zu richten.“ Am Schluß sagt er: „Gute Afella, du Musterbild des jungfräulichen, züchtigen, reinen Sinnes, denke vor dem Herrn recht oft an mich und sänftige mit deinen Gebeten die Fluten des Meeres.“ Er hatte sich durch seine große Freimüthigkeit, die zuweilen an Schonungslosigkeit streifen mochte, unter den verzärteltesten Römern manche Feinde gemacht, besonders dadurch, daß er unerbittlich die Mängel im geistlichen Leben wo möglich noch strenger, als im weltlichen rügte; darauf bezieht sich die obige Aeußerung.

Marcella hatte nicht nur auf heilsebegierige und gottselige Personen ihres Geschlechts einen großen Einfluß gewonnen; auch in weiteren Kreisen machte er sich geltend. Die origenistischen Streitigkeiten erfüllten die Kirche. Rufinus, der gelehrte Presbyter von Aquileja, hatte ein Werk des großen Origenes übersezt (Periarchon, d. h. die Grundlehren), worin Meinungen ausgesprochen waren, welche die katholische Lehre als irrig bezeichnet, welche aber nichtsdessenweniger von blinden Anhängern des Origenes zu Lehren der Kirche erhoben werden sollten. Die hauptsächlichsten waren diese: „Die Höllestrafen seien nicht ewig; die Seelen seien vor den Leibern da gewesen; die gefallenen Engel würden wieder zu ihrer verlorenen Würde gelangen; das Paradies sei nur eine biblische Vorstellung des Himmels; der Mensch würde nicht in demselben Leibe auferstehen.“ Schon bei seinen Lebzeiten hatte sich der große und fromme Origenes beschwert, daß die Abschreiber seiner so sehr zahlreichen Schriften sehr wenig gewissenhaft zu Werk gingen und große Mißverständnisse veranlaßten, welche denn von unruhigen, spitzfindigen, neue-

rungsfüchtigen Köpfen ausgebeutet würden, ihn selbst in ein falsches Licht stellten und Manchen zum Aergerniß, Andern zum Fallstrick gereichten. So war es auch jetzt! durch den Glanz seines berühmten Namens sollten jene Ansichten zu einer dogmatischen Geltung in der Kirche gebracht werden. Obgleich nun Hieronymus ein großer Bewunderer des Origenes und ein langjähriger Freund des Rufinus von Aquileja war, trat er doch mit aller Entschiedenheit gegen Irrthümer auf, welche die Kirche mißbilligte, und umsomehr, als diese irrigen Lehren bei Laien, Geistlichen und Mönchen vielen Beifall und Eingang fanden und sogar aus dem Morgenlande nach Rom sich verbreiteten. Je glänzender der Name des Origenes war, um desto breiter war der Deckmantel für die Keterei, gegen die er selbst, der heilige Mann, sich gewiß zuerst aufgelehnt hätte. Denn über seine Ansichten hatte die Kirche zur Zeit, als er schrieb, noch nicht die Entscheidung des heiligen Geistes abgegeben. Und nicht der Irrthum macht den Ketzer aus, sondern die wissenschaftliche beharrliche Empörung gegen die Kirche, welche der Sohn Gottes auf Erden gestiftet hat, als er sprach: „Wer euch hört, der höret mich.“

Bald nach der Abreise des heiligen Hieronymus hatte Marcella ihre geliebte Mutter Albina verloren. Diese, obwohl sie eine sehr tugendhafte Matrone war, hing doch ganz mit der Fleisch- und Blutliebe der Welt an ihrem Geschlecht, und da ihre Töchter dasselbe nicht fortgepflanzt hatten, so vermachte sie ihr ganzes Vermögen den Kindern ihres Bruders. Marcella hätte es unaussprechlich gern gehabt, um es den Dürftigen zuzuwenden; aber sie ließ sich die Entziehung desselben mild gefallen, um ihre Mutter nicht zu betrüben und Gott in seiner unbegrenzten Liebe erfüllte doch den Wunsch dieser heiligen Seele; denn durch einen der Erben dieses Vermögens, durch Marcella's Nefsen Pammachius, kam dieses und noch viel mehr in die Hände der Nothleidenden. Asella trat nun als Vorsteherin zu einer Genossenschaft von neubekehrten Personen weiblichen Geschlechtes und wirkte durch ihre Belehrungen ungemein für die Ausbreitung des Glaubens in Rom, wo Palladius sie im Anfang



des fünften Jahrhunderts sah, bewunderte und von ihr erzählte, es hätten auch Männer, durch ihre Ermahnungen geweckt und angeeifert, zum Glauben sich bekehrt. Marcella zog sich mehr und mehr aus der Welt und aus ihrem Palast auf dem Aventin in ein einfaches Landhaus zurück, das sie in einer Vorstadt von Rom besaß. Als aber das originistische Unwesen auch dort ausbrach, gab sie sich die größte Mühe, die räubigen Schafe aus der Herde Christi zu entfernen und der Irrlehre einen Damm zu setzen. Es war schwer, den Häretikern auf die Spur zu kommen, denn das Buch Periarchon war anonym übersezt, und wer sich zu dessen Lehren bekannte, behauptete dennoch, rechtgläubig und gutkatholisch zu sein, weil jene Lehren nichts Wesentlichen und den Grund des Christenthums Antastendes wären; kurz, sie befolgten die Taktik, welche die meisten Häretiker beobachteten. Der Papst Siricius ließ sich auch wirklich durch solche Versicherungen über ihr gefährliches Treiben beruhigen. Allein Marcella in ihrer Stille und Abgeschiedenheit ruhte nicht. Der katholische Glaube war gefährdet, und zwar an dem Ort, wo die heiligen Apostel Petrus und Paulus ihn verkündet hatten und für ihn gestorben waren; arglose Seelen ließen sich diesem Glauben entfremden, von dem nichts hinweggenommen und zu dem nichts hinzu gesetzt werden darf, wenn er der wahre und reine, der geoffenbarte Glaube sein soll: wie hätte Marcella nicht auf Mittel und Wege sinnen sollen, um Alles zu thun, was in ihrer Macht stand, um die Trübung des höchsten Kleinods, das Hienieden der Christ besitzt, zu verhüten! Mit größter Vorsicht und Zurückhaltung ging sie zu Werk und es gelang ihr, glaubwürdige Personen zu finden, welche Zeugniß ablegten, daß sie von Dem und Dem in der originistischen Irrlehre unterrichtet worden wären. So konnten denn diese Lehrer zur Rechenschaft gezogen und ihre Lehre verdammt werden.

Unter den vielen gottliebenden Seelen, die mit Marcella in Verbindung standen, hatte sie sich Eine auserwählt, bei der sie zugleich Mutterstelle vertrat. Dies war Principia. Sie

kam in zarter Jugend zu Marcella. Sie war verwaist und aus einem angesehenen Patriziergeschlecht, denn der heilige Hieronymus schreibt ihr: „Ganz Rom freute sich, daß du eine Mutter und daß Marcella eine Tochter gefunden.“ Mit dieser geliebten Pflegetochter vereint, widmete sich Marcella unausgesetzt ihren gottgefälligen geistlichen und leiblichen Werken, und erreichte ein hohes Greisenalter, dessen letzte Tage noch sehr stürmisch und qualvoll sein sollten. König Alarich mit seinen Gothen wälzte sich wie ein verheerender Strom durch Italien und bis vor die Mauern Roms. Kaiser Honorius saß in Ravenna und trieb dort eine seiner Lieblingsbeschäftigungen: er fütterte seine Hühner, und die höfischen Schmeichler, die ihn umringten, wagten so wenig, ihn in diesem kaiserlichen Vergnügen zu stören, daß sie nicht einmal den barbarischen Namen Alarich vor ihm nannten, viel weniger ihm sagten, daß dieser König mit seinen Barbaren Rom belagere. Dies geschah im Jahre 410. Es war eine schwere Belagerung! Hungersnoth und Krankheit herrschten in der Stadt, und durch Verrath fiel sie am 24. August in Alarichs Hand. Er überließ sie der Plünderung und die Barbaren hausten in ihr mit Feuer und Schwert. Alarich und seine Gothen waren Arianer. Dennoch hatten sie so große Ehrfurcht vor den heiligen Aposteln Petrus und Paulus, daß Alarich den Befehl gab, die beiden Basiliken, welche auf dem Vatican und an der Straße von Ostia ihnen geweiht waren, sollten zwei Freistätten für alle Flüchtlinge sein. Diese Ehrfurcht vor den Jüngern des Heilands bei dem arianischen Mangel an Ehrfurcht vor Ihm Selbst, den Meister, zeigt, wie wenig folgerichtig der Menscheng Geist denkt, sobald er sich vom katholischen Glauben ablöst. Alarichs Befehl wurde von seinen siegestrunkenen und heugierigen Gothen mit staunenswerther Pünktlichkeit erfüllt, welche durch einen Zug unter vielen recht anschaulich wird. Eine bejahrte gottgeweihte Jungfrau hatte die heiligen Altargefäße der Basilika von St. Petrus in ihrem Hause in Verwahrung genommen und erwartete im Gebete, was Gott über sie verhängen werde. Ein angesehener gothischer Krieger drang mit seinem

Gefolge zu ihr ein, beleidigte sie aber nicht, und verlangte nur die Auslieferung von Gold und Silber oder von Kleinodien. Sie antwortete ihm, daß sie in der That große Schätze habe, die sie ihm sogleich zeigen werde, und sie führte ihn in das Gemach, wo die prachtvollen Geräthschaften sich befanden, die den Gothen durch ihre Menge, ihr Gewicht, ihre Schönheit in großes Erstaunen versetzten. „Diese Gefäße gehören dem heiligen Apostel Petrus,“ sagte die ehrwürdige Jungfrau zu dem Gothen; „da ich sie nicht vertheidigen kann, so wage ich nicht, sie zurückzuhalten. Nimm sie, wenn du den Muth dazu hast.“ Aber er hatte ihn nicht. Er setzte Marich durch einen Soldaten von diesem Fund in Kenntniß und dieser befahl, daß die heiligen Geräthe, die gottgeweihte Jungfrau und alle Christen, welche sich ihr anschließen würden, ungefährdet zur Basilika des Apostelfürsten geleitet werden sollten. Der Vatican lag am andern Ende der Stadt und so zog denn eine feierliche Proceßion mitten durch das kriegerische Getümmel. Die Christen trugen mit großer Andacht und Ehrerbietung die heiligen Gefäße, die ihnen jetzt das Leben retteten, und zu beiden Seiten gingen Soldaten mit blankem Schwert; und Römer und Gothen sangen Loblieder zum Preise Gottes; und je mehr Flüchtlinge sich dem Zuge anschlossen, desto williger öffneten die Soldaten ihre beschirmenden Reihen. Woher diese Ehrfurcht der Irrgläubigen vor goldenen Kelchen und Schalen? ob ihnen nicht die Ahnung der Wahrheit durch die Seele ging: sie haben den Leib und das Blut Gottes umschlossen?

Marcella hatte sich während der Schreckenszeit still in ihrem Hause verhalten. Für sich fürchtete sie nichts; desto mehr für Principia. Als ein Soldatentrupp zu ihr hereinstürmte und, nach der Größe und Stattlichkeit der Wohnung urtheilend, verborgene Schätze forderte, zeigte sie ihre geringen Kleider vor und betheuerte, daß sie weiter nichts besitze. Dies schien wenig glaubwürdig und sie wurde mit Stockschlägen mißhandelt. Aber sie beachtete es gar nicht und bat nur immer, man möge sie nicht von ihrer Tochter trennen. Gott rührte das Herz ihrer Peiniger, und sie wurden

beide nach St. Pauls Basilika gebracht. Dort brach Marcella in Lobpreis Gottes aus, daß die Gefangenschaft sie nicht arm gemacht, sondern arm gefunden habe, und daß ihre Principia gerettet sei. Und nach wenig Tagen entschlief sie in den Armen ihrer geliebten Pfliegerochter und gab ohne Krankheit und ohne Todeskampf ihre schöne Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück.

---

### Die selige Fabiola.

---

„Ich will gefallen dem Herrn im Lande der Lebendigen.“ Ps. 114, 9.

Minder vollkommen in ihrem früheren Leben als die heilige Marcella, hat sich diese edle Römerin doch aus so ganzem Herzen zu Gott bekehrt, daß ihr Bußgeist ein nicht minder erbauliches Vorbild für Alle wurde, welche aufrichtig dahin streben, ihre Seele zu retten; und der heilige Hieronymus hat sie in ihrer Lebensbeschreibung als ein lebendiges Denkmal der Barmherzigkeit Gottes hingestellt, die Jeden, auch wenn er auf Irrwegen wandelt, aber doch guten Willens ist, Erleuchtung schickt und Gnade anbietet, um sich auf den richtigen Pfad zurückzufinden. Heidnische Sitten, Gebräuche, Ansichten herrschten überhaupt im ungläubigen Rom und drängten sich auch in das christliche hinein, das durch tausend Bande der Familie und der Freundschaft mit jenem verwebt war. Ein gläubiges Familienglied war zuweilen von einer ganzen Schaar heidnischer Anverwandten umringt und auch der umgekehrte Fall trat ein. Wehte nun freilich die reine Luft des christlichen Lebens zu den Heiden hinüber und trug ihnen den Duft der Tugend der Heiligen zu; so legte sich dafür auch die Schwüle ihrer Atmosphäre betäubend auf manche Stirne, und der sinnliche Mensch, möge er auch Christ heißen, ist immer ein heidnischer Mensch. In kein Verhältniß war in Folge des ersten Abfalls und der damit verbundenen Ableh-

Die altrömischen Geschlechter gingen mit dem alten heidnischen Rom dem Fleische nach unter, um im Geiste aufzuerstehen. Mit vollem erleuchteten Auge überschauten sie die Vergangenheit, die sie irdisch groß, reich, mächtig und zu Herren der Welt gemacht hatte und die nun für immer dahin war. Hohe Seelen klammern sich nicht an vergängliche Größe; sie wenden sich ab und der wahren Größe zu, sobald sie dieselbe als ihre Bestimmung erkannt haben. Von welcher Art diese sei, lehrt das Evangelium, lehrt das Leben des menschengewordenen Gottes. Die erste senatorische Familie, die sich in allen ihren Gliedern dem Christenthum zuwendete, war die der Anicier, aus der zweihundert Jahre später der heilige Gregor der Große auf den Stuhl Petri erhoben wurde. Proba Falconia, an die der heilige Augustinus ein berühmtes Schreiben über das Gebet richtete, war aus diesem Hause, das dem christlichen Rom mehr Heilige noch, als dem heidnischen Consule gab. Mit diesem Geschlecht wetteiferte das der Julier und der Aemilier, die sich in Logotius und Paula verbunden hatten.

Paula war am 5. Mai 347 zu Rom geboren. Ihr Vater, Rogatus, war von griechischer Abkunft und wollte seine Ahnen bis zu Agamemnon hinauf führen; ihre Mutter zählte die edelsten Namen der Republik, Scipio, Paulus Aemilius, wirklich zu den ihren. Die unermesslichen Reichthümer des Hauses entsprachen der Abkunft und waren königlich. All dieser Glanz fiel Paula zu und ihrem einzigen Bruder. Die Natur hatte sie mit allen Gaben des Geistes und des Herzens reich geschmückt, und als sie bei achtzehn Jahren mit Logotius aus dem Hause der Julier sich vermählte, der ihr gleich an Adel des Geschlechtes und der Gesinnung, und an Gaben des Glückes und des Herzens war, da freute sich ganz Rom über die Verbindung dieser beiden Geschlechter in zwei so edlen Sprösslingen. Sie führten auch einen christlichen, sehr erbaulichen Wandel, der auf einer solchen Höhe des irdischen Glückes ein weithin strahlendes, segnenreiches Beispiel ist. Paula war tabellos und bewundernswerth nach dem Urtheil der Welt, aber noch ganz

fern von der evangelischen Vollkommenheit. Ihr Herz hing mit leidenschaftlicher Zuneigung an ihrem Gemahl, an ihren Kindern, und sie konnte sich in dem Beifall der Welt und in der Zufriedenheit mit ihrer eigenen Tugend. Ihre Kinder hießen Vlesilla, Paulina, Custodium, Rufina und Logotius. Die vortrefflichen Eigenschaften der Eltern waren auf sämtliche Kinder übergegangen, und an diesem Kranz von lebendiger Anmuth und Tugend erfreute sich die beneidenswerthe Mutter bis zur Verausung. So genoß sie vierzehn Jahre ein ungetrübtes, beinahe übermenschliches Erdenglück. Da starb Logotius, ihr Gemahl. Sie hatte ihn mit einer solchen Glut des Herzens geliebt, daß ihr das Leben ohne Logotius unerträglich schien, daß sie sterben wollte vor Gram. Nun war ihr der Beifall der Menschen und die Herrlichkeit der Welt ganz gleichgültig. Nun fand sie nirgends Trost, nirgends Linderung, als einzig und allein in der Hoffnung, bald ihrem Logotius nachzufolgen. Nun war sie so grenzenlos elend, wie jede Seele werden muß, früh oder spät, die es vergessen hat, daß das Geschöpf nur um des Schöpfers willen zu lieben ist. In dieser Nacht des Leidens wartete die Barmherzigkeit Gottes auf sie. Gott wollte nicht, daß die Liebeskraft eines so schönen Herzens vergeudet werden sollte. Er ließ Sterne in der Finsterniß aufleuchten, andere Gedanken, andere Freuden, andere Wünsche und Hoffnungen, als die, welche mit Logotius zu Grabe gegangen waren; und Paula wendete diesen neuen Gestirnen ihre traurigen Augen zu und ein übernatürliches Licht ging ihr darin auf. Nicht einen einzigen Augenblick hatte sie sich nach irdischer Tröstung umgesehen; das befähigte sie, himmlische zu empfangen. War ihr die schönste Blüthe des Zeitlichen entsunken, so wollte sie sich denn ganz davon lossagen und mit Sinn und Seele das Ewige ergreifen. Um sich selbst klar zu machen, wie sie das am Gründlichsten bewerkstelligen könne, verließ sie für einige Zeit ihr Haus und zog sich in dasjenige zurück, das schon für manche ringende Seele die Wahlstatt unsichtbarer Schlachten gewesen war, in das Haus auf dem Aventin, zu Marcella, ihrer ge-

liebten und verehrten älteren Freundin. Durch Marcella's erleuchtete Rathschläge hoffte sie den Pfad, der in's Himmelreich führt, schärfer erkennen und entschiedener betreten zu können. Es gehörte zu den Fügungen Gottes, daß sie nur gerade ihre Tochter Eustochium mit zu Marcella nahm. In dem Herzen dieses ganz jungen Mädchens, das unter Paulas geistvollen, begabten und sinnigen Kindern vielleicht das ausgezeichnetste war, entzündete sich dort eine stille, unauslöschliche Flamme heiliger Liebe, welche ihr ganzes Leben verklärte und sie früh zu dem Entschluß brachte, keinen anderen Bräutigam zu wählen, als den göttlichen Heiland selbst. Paula entschloß sich wirklich, der Fahne des Kreuzes zu folgen, die Marcella so tapfer und beharrlich vorantrug. Um eine tiefe Kluft zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu reißen, auch um sich einigermaßen bekannt zu machen mit der vollen Strenge und Herbe des ascetischen Lebens, verließ sie nach einiger Zeit Marcella's Haus und begab sich in noch größere Einsamkeit, in eine klösterliche Frauen-Genossenschaft außerhalb Rom. Eustochium ließ sie aber bei Marcella, welche das gottselige Kind unter ihre eigenste Aufsicht nahm, um den Knospen der Gnade in diesem jungen Gemüth heilige und reichliche Pflege zuzuwenden. Paula aber prüfte im Kloster den Vorsatz, den sie bei Marcella gefaßt hatte; und als sie sich mit ihm und mit dem heiligen Joch, das er ihr auflegte, genugsam bekannt gemacht und unter unsäglichen Thränen und Gebeten um die Gnade der Beharrlichkeit gekämpft hatte: da kehrte sie nach Rom zurück und lebte in ihrem königlich reichen Hause, wie in einem Kloster. Sie that das, was die ersten Jünger in so hoher Vollkommenheit thaten, daß es vielleicht die Schneeflocke war, welche eine ganze Lavine von Gnaden in Bewegung setzte: sie „stand auf und folgte Ihm nach.“ Dies Aufstehen und mit einem Schritt Alles verlassen, ist, was der göttliche Heiland nennt „die Hand an den Pflug legen und nicht zurücksehen.“ Diesen heroischen Anfang der Laufbahn der Heiligen machte auch Paula. Mit einer so unaussprechlichen Freude ergab sie

sich dem Dienste Gottes, daß es den Anschein hatte, als müsse ihres Gemahls Tod, der sie zu diesem Dienste gebracht, ihr äußerst willkommen gewesen sein. Stellt man ihren früheren Schmerz neben diese Selbstüberwindung, so zeigt es sich, daß Paula gelernt hatte, mit dem heiligen Apostel Paulus zu sagen: „Ich kann Alles in Dem, der mich stark macht.“ Wenn auch nicht mit all den Uebertreibungen einer Alsteria, hatte Paula doch ein so verzärteltes Leben geführt, wie das nun einmal bei den vornehmen Römerinnen üblich war; hatte sich gekleidet in den kostbarsten Stoffen, sich geschmückt mit den reichsten Kleinodien, sich genährt mit den feinsten Speisen; hatte geruht auf einem hehaglichen Lager und sich tragen lassen von ihren Dienern in vergoldeter Sänfte; hatte ihr Haar durchflochten mit Blumen und durchdastet mit köstlichen Essenzen. Jetzt trug sie ein unscheinbares Kleid und darunter ein härenes Fußgewand, schlief auf dem harten Boden, den sie mit einem groben Teppich bedeckte, genoss weder Fleisch noch Wein, weder Fische noch Eier noch Honig, und ließ nur an Festtagen ihr Gemüse mit Del zubereiten. Nie saß sie mehr mit irgend einem Manne zu Tische, nicht einmal mit den heiligen Bischöfen, die aus der Ferne nach Rom kamen und bei ihr wohnten. Nie, außer in Krankheiten, brauchte sie Bäder. Mit Thränen und nächtlichem Gebet weinte sie sich die Augen so blind und marterte sie ihren Körper so ab, daß selbst Hieronymus, der eiserne Heilige, ihr Mäßigung anrieth. Doch sie gab zur Antwort: „Wöge mein Antlitz immerhin entstellt werden, das ich, wider Gottes Gebot, durch Schminke und thörichten Zierrath habe schmücken wollen, um meinem Manne und der Welt zu gefallen. Jetzt begehre ich nichts, als meinem Herrn und Heiland zu gefallen, und wenn auch der verzärtelte Körper darüber zu Grunde gehen sollte! der verdient nichts Besseres!“ Sie hatte einen lebhaften, feinen Geist, der sie früher viel Unterhaltung finden ließ in geselligem Umgang. Bald überzeugte sie sich aber, wie leicht der Verkehr mit der Welt den Verlust der Geistesammlung nach sich zieht und wie wenig Nahrung die Seele aus all'



den Gesprächen empfängt, und da gab sie die Besuche auf. Ueber geistliche Dinge unterhielt sie sich doch zuweilen mit frommen Personen. Alle irdischen Freuden waren ihr verächtlich und überhaupt unwürdig eines Christen, der ein Fremdling hienieden sein soll. An ihren Kindern hing sie noch immer, vielleicht ohne es selbst zu wissen, mit unaussprechlicher Bärtlichkeit, die so groß war, daß sie ihrem heißen Verlangen, in's Morgenland zu pilgern, die Waage hielt. Aber liebreich und gütig wie für diese Kinder, war sie auch für die Armen, denen sie bis zur Verschwendung Almosen spendete. Jeder Noth suchte sie abzuhelpen: den Kranken ließ sie nachfragen und pflegte sie; die Sterbenden aufsuchen und tröstete sie und sorgte für ihre anständige Beerdigung. War ein Hungriger oder Nackter von einem Anderen gespeist und gekleidet als von ihr, so warf sie sich das als Saumseligkeit vor. Sie verwendete für diese Almosen nicht nur Alles, was sie von der Beschränkung ihres früheren Aufwandes für ihr Haus und ihre Person ersparte, und dies war sehr viel! sondern auch den Theil ihres Vermögens, über den sie frei verfügen durfte. Es fiel ihr gar nicht ein, für ihre heiliggeliebten Kinder, die freilich durch das väterliche Erbe sehr reich waren, Geld und Gut zu sammeln. Die Verwandten warfen ihr das, was sie Verschwendung und Beraubung der Kinder nannten, vor; doch lächelnd antwortete Paula: „Ich beraube nicht meine lieben Kinder; im Gegentheil! ich hoffe statt des zeitlichen Erbtheiles ein ewiges, die Barmherzigkeit Gottes ihnen zuzuwenden.“ Höchst willkommen war ihr aber dieser und jeder andere Tadel, und nichts peinlicher, als Lob und Beifall der Menschen. Im Jahre 382 berief der heilige Papst Damasus mehrere abend- und morgenländische Bischöfe nach Rom, um einige Streitpunkte in der Kirche aufzuklären und festzustellen. Paula hatte ein großes Verlangen, in die heiligende Nähe dieser frommen Männer zu kommen; und da ihr Haus eines der größten und sie selbst die geehrteste Frau in Rom war, so nahm der heilige Epiphanius, Bischof zu Salamis auf der Insel Cyprien, ihre ehrerbietige Einla-

nung an und nahm Herberge bei ihr. Durch ihn lernte sie den heiligen Hieronymus kennen, der in Begleitung des Bischofs Paulinus von Antiochien eben auch nach Rom kam. In Hieronymus fand Paula den Lehrer und Führer, welchen ihre Seele bedurfte, um sich zur Vollkommenheit aufzuschwingen. Er galt bei Vielen für einen herben Eiferer; aber heilsbegierige Seelen fanden das nicht, fanden vielmehr eine Erleuchtung und eine Erhabenheit in ihm, welche ihnen die Zuversicht einflößte, daß er sie „auf dem schmalen Wege und durch die enge Pforte“ in's Himmelreich führen werde. Nichts Anderes verlangte Paula. Sie war viel zu edel und zu hoch, um irgend eine schmeichelnde Verweichlichung in der Frömmigkeit zu begehren. Was ihr Noth that, war, daß die Liebesfülle und Glut ihres Herzens beständig in Schranken gehalten werde; denn dieser himmlische Reichtum, der das Geschöpf so ähnlich dem Schöpfer machen kann und der bei den meisten Menschen ein Vorzug sein, weil er selbstfüchtige Kälte überwinden würde, drohte durch Uebermaß immer bei ihr zur Klippe zu werden. Ohne Maß will Gott allein geliebt sein; und sie an dies Maß in jedem irdischen Verhältnisse zu mahnen, dazu war Hieronymus gerade der rechte, der gottgesandte Mann. Er wurde auch nicht nur der Lehrmeister ihres inneren Lebens, sondern, wie ihre Freundin Marcella, suchte sie aus seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit für sich und ihre Töchter den Vortheil der Schrifterklärung zu ziehen. Um desto besser im Stande zu sein, das volle Verständniß der heiligen Schriften sich zu eignen zu machen, besonders um sich so recht in den Geist des königlichen Psalmen dichters zu versetzen, der, wie kein Anderer, die Liebe und Barmherzigkeit Gottes gepriesen hat, begann Paula das Studium des Hebräischen mit glücklichem und schnellem Erfolg. All' ihre Studien, wie all' ihre Werke der Barmherzigkeit theilte Eustochium mit ihr. Außer dem kurzen Aufenthalt Eustochiums bei Marcella, als Paula im Kloster war, vielleicht in dem Kloster, welchem die heilige Lea, auch eine gottselige Wittwe aus edlem römischen Geschlecht, vor-

hand, hatten sich Mutter und Tochter nie getrennt. Sie theilten ein und dasselbe Zimmer, sie trieben eine und dieselbe Beschäftigung, sie ruhten auf einer und derselben armseligen Lagerstatt; sie lebten gleichsam mit einem und demselben Herzen in zwei Körpern. Eustochium blickte ehrfurchtsvoll zu ihrer Mutter wie zu dem Ideal christlicher Tugend empor; Paula sah mit frommer Ehrfurcht auf die jungfräuliche Seele ihrer gottverlobten Tochter. Nie gab es ein innigeres, tieferes, festeres Verhältniß zwischen Mutter und Kind. Paula hatte mit der Welt abgethan und nie berührte die Welt Eustochiums Sinn. Ihr reiner, durch keine irdischen Gedanken gefesselter Geist schwang sich leicht mit dem ihrer Mutter zum Ueberirdischen empor und entwickelte sich schnell unter der hochgehaltenen Führung des heiligen Hieronymus.

Paula's älteste Tochter, Bleßilla, ward inzwischen mit einem Manne vermählt, dessen Name nicht erwähnt wird und der nach sechs Monaten starb. Bleßilla fiel in eine gefährliche Krankheit und fastete nach ihrer Genesung den großmüthigen Entschluß, ihr übriges Leben ungetheilt Gott zu weihen. So ernst war es ihr um die vollkommene Hingebung an Gott zu thun, daß sie nicht sowohl den Tod ihres Mannes betrauerte, als vielmehr dieses, ihre Liebe einem Menschen geschenkt zu haben. Man wetteiferte sie mit Paula und Eustochium in allen Tugenden einer gottliebenden Seele und lebte in Abtödtung, Gebet, frommen Werken und Betrachtungen der heiligen Schrift unter der geistlichen Leitung des heiligen Hieronymus. Er sagt von Bleßilla, daß sie einen ungemein lebhaften Geist gehabt und mit großer Anmuth gesprochen habe. Das Griechische war ihr so geläufig wie das Lateinische, und noch schneller als ihre Mutter lernte sie das Hebräische. Um sie bei ihren neunzehn Jahren und bei ihren glänzenden und lebenswürdigen Eigenschaften in heiliger Weltverachtung zu bestärken, las Hieronymus mit ihr das Buch vom Prediger Salomo, und Bleßilla drang ihm das Versprechen ab, eine Auslegung desselben zu schreiben, damit sie es künftig auch ohne ihn lesen und verstehen könne.

Paulina, die zweite Tochter Paula's, heirathete jetzt einen so ausgezeichnet edlen Mann, daß ihn die Kirche zu den Lieblingen Gottes, den Heiligen zählt. Er verdiente Paula's Schwiegersohn und Marcella's Neffe zu sein. Er war, wie Marcella, aus dem uralten Geschlechte der Furiar, war römischer Senator und sehr reich, hieß Pammachius und war sehr befreundet mit Hieronymus, der ihm mehrere seiner Schriften zur Ansicht und Beurtheilung vorlegte. In einer Umgebung von so geistvollen, so hochgebildeten, so gottseligen Menschen lebte Paula. Gott in seiner großen Gnade und Barmherzigkeit sorgte aber auf jede Weise dafür, daß sie sich des Glückes nicht überhebe, solchen Kreis von heiligen Kindern und Freunden zu haben. Der Neid, diese Ausgeburt der Bosheit, die das Schöne und Gute haßt, weil sie selbst häßlich und schlecht ist, suchte Gift auf Paula zu spritzen. Es war kaum möglich, denn schon in ihrem weltlichen Leben war ihr Ruf makellos wie ihr Wandel gewesen. Der Neid versucht manchmal aber auch das Unmögliche und flüsterte die Behauptung umher: dieser Wandel sei plötzlich zur Scheinheiligkeit herabgesunken. Paula entsetzte sich nicht und erzeiferte sich nicht, blieb in großer Ruhe und in liebevoller Geduld, klagte über keinen Verläumder und schwieg zu jeder Verläumdung. Sie äußerte ganz gelassen: „Diejenigen werden selig gepriesen, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen (Matth. 5, 10.). Leidet also der Mensch nur nicht wegen seiner Sünden, so ist die Verfolgung auf dieser Welt eine Veranlassung zu himmlischer Belohnung.“ Im Stillen freute sie sich, wie jene Apostel „gewürdigt zu sein, für den Namen Jesu Schmach zu leiden.“ (Act. 5, 41.) So hoch und fest war ihre Tugend. Auch unter dem Schein der Theilnahme näherte sich ihr der Neid. Jemand sagte ihr eines Tages in's Gesicht, ihr feuriger Glaubens- und Tugendelfer mache, daß Viele sie für unsinnig hielten und sich wunderten, weshalb ihre Familie sie nicht wie eine Geistesfranke einsperren und ärztlich behandeln lasse. Paula entgegnete ganz liebreich: „Wir sind Thoren um Christi willen,

ihr hingegen seid klug. (I Cor. 1, 25.) Aber diese Thorheit ist vor Gott besser und weiser als menschliche Klugheit." Kein Wind, der von der Welt herwehete, konnte den schönen Frieden ihres Herzens stören, in das sie tief jenen Ausspruch des göttlichen Heilandes geprägt hatte: „Darum haßt euch die Welt, weil ihr nicht von der Welt seid.“ (Joh. 15, 18.) Mit diesen und ähnlichen Zeugnissen aus heiliger Schrift bereitete sich Paula die Waffen einer unüberwindlichen Geduld und langmüthigen Nachsicht, die endlich den Reiz selbst besiegten und zum Schweigen brachten. Je tiefer sie in das nichtige und oft so sündhafte Welttreiben hinein schaute, je mehr sie erkannte, daß der Fuß mit jedem Schritt und Tritt über Basilisken hinweg gehen muß, desto klarer wurde ihr die unermessliche Schwierigkeit, mit fleckenloser Seele so vielen Gefahren auszuweichen. Die vollkommenen Seelen fliehen die mindeste Trübung ihres Inneren mehr, als die unvollkommenen große Makel, weil ihr Gewissen so viel zarter und ihre Liebe zu Gott so viel inniger ist. Der Umgang mit den heiligen Bischöfen Epiphanius und Paulinus und mit dem heiligen Hieronymus bestärkte ihre Neigung zur Abgeschiedenheit und erhöhte ihr Verlangen, sich gänzlich und für immer aus der Hauptstadt der Welt, in der sie durch ihre Verhältnisse stets mit der Welt verflochten bleiben mußte, und in der stets tausend und aber tausend Augen auf sie blickten, in tiefe Einsamkeit und Unscheinbarkeit zu begeben. Die Verborgenhelt auffuchen mit dem „verborgenen Gott,“ wie Isaias prophetisch ihn nannte, das war der Zug der Gnade in Paula. Aber sie widerstand noch. Die Kinder, die geliebten Kinder, hielten die zärtlichste aller Mütter fest. Gott kam ihr zu Hülfe. Blesilla starb. Die anmuthige, geistvolle junge Frau starb im zwanzigsten Jahre. Gott belohnte ihre Hingebung an ihn mit einem frühen Tode und brachte ihr Opfer in Sicherheit. Paula verfiel aber wieder in einen ganz übermäßigen Schmerz. Wie eine Leiche wurde sie von Blesilla's Beerdigung hinweg getragen. Sie kam nur zur Besinnung, um sich in jammernde Wehklagen zu er-

gießen, und gerieth in einen Zustand, der die größte Besorgniß für ihr Leben veranlaßte. Sie verging vor Gram. Ihr Herz hatte dies Kind, das älteste, wenn nicht am meisten, doch am längsten geliebt. Sie sah in Bleßilla ihr Ebenbild, denselben Geist, dasselbe Schicksal, dieselbe Befehrung. Sie hatte in Bleßilla ein zweites Leben gehabt; nun fiel gleichsam ihr eigenes Leben mit der Tochter ins Grab! sie weinte und klagte wie jene „Stimme zu Rama,“ die sich „nicht trösten wollte.“ Das sah Hieronymus mit tiefem Schmerz. Auch ihm ging Bleßilla's Verlust zu Herzen, aber er fand es unvereinbar mit Paula's Hingebung an Gott, daß sie so übermäßig trauere um eine Person, für welche der Tod nur der Uebergang aus der Zeit in die Ewigkeit, nur die Heimkehr aus der Verbannung gewesen war. Er suchte ihr Muth und Fassung einzusprechen; doch umsonst! In diesem Gram verließ er sie und ging im Jahre 384 nach dem Oriente zurück, weil er fand, daß ein Ausleger der heiligen Schriften sich mit dem Verklärten Palästina's auf's genaueste bekannt machen müsse. Von dort schrieb er an Paula über ihren Gemüthszustand einen Brief voll jener heiligen Strenge, die aus einer übernatürlichen Liebe zu den Seelen hervorgeht! die Liebe der Welt kennt eine so ernste Sprache nicht! „Deine Tochter,“ schreibt er, „ist in dem glühenden, durch reinigende Buße gekräftigten Entschluß, sich ganz Gott zu weihen, aus diesem Leben geschieden. Ahnest du nicht, daß der Erlöser dir zuruft: Paula, wie magst du dich grämen, weil deine Tochter die meine geworden ist? Deine Thränen sind eine Empörung gegen meine Vorsehung, eine Beleidigung meiner Liebe! Ich weiß, daß eine Mutter der Natur etwas zugestehen darf; aber nimmermehr die Herrschaft eines so vernichtenden Schmerzes. Das gereicht deinem Glauben nicht zur Ehre und bringt das ascetische Leben in keinen guten Ruf. Insofern Bleßilla's glückseliger Zustand es erlaubt, betrübt sie sich, weil du den Heiland betrübest. Von den Höhen des Himmels ruft sie dir zu: O gönne mir meine Seligkeit! ich bin hier bei der Mutter Gottes und in der Gesellschaft der Engel und Hei-

ligen. Du weineſt, weil ich die Erde verlaſſen habe; aber ich beklage deine Verbannung, in der du ſo großen Gefahren ausgeſetzt biſt.“ Hieronymus wollte nicht den Flecken weichlicher Schwäche an Paula dulden, weil er am beſten wußte, zu welcher Vollkommenheit ſie befähigt war. Das ſpricht er an einem andern Ort aus, indem er ſagt: „Alle irdiſchen Freuden verachtete ſie; aber vom irdiſchen Leid um ihre Lieben ließ ſie ſich zuweilen übermeiſtern, jedoch mehr dem Leibe als dem Gemüthe nach. Dies war ihr größter Fehler, ein Fehler, den man bei anderen Tanten Tugend nennen würde.“ Jenes Schreiben übte eine heilſame Wirkung auf Paula; ſie ermannte ſich und ihr Schmerz wurde das, was der Schmerz überhaupt für jeden Chriſten ſein ſoll: das Mittel, um eine höhere Stufe der Liebe zu Gott zu erſteigen. Bleſilla war alſo hinüber! Jeden Augenblick konnte ein jedes ihrer Kinder Bleſilla folgen und ſie daran erinnern, daß Gott ihr die Kinder nur geſchenkt, nur auf kurze Zeit anvertraut und ungleich größeres Recht an ihnen habe als ſie. Warum ſollte ſie nicht freiwillig das Geliebteſte ihm übergeben? warum nicht ganz das Opfer ihres ſäßeſten Glückes bringen? Leichtes ſchien es ihr, dieſem Glück vollkommen zu entſagen, als es zu genießen und dabei vollkommen zu werden; ſo ſtark war dieſe Feſſel! Paula hatte einen ungeheuern Kampf zu beſtehen. Auf der einen Seite den Zug der Gnade und der Ruf, der unaufhörliche, Alles überkömende Ruf: „Folge mir nach! Nimm' auf dein Kreuz! Wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, iſt meiner nicht werth!“ Auf der andern Seite der Zug der Natur zu dem, was in ihr am heiligſten, was durch die Pflicht geboten iſt, was unterſtützt wurde durch all' ihre Verhältniſſe, durch die Güten ihrer Kinder, die Vorſtellungen ihres einzigen Bruders, die Wünſche ihrer ganzen Familie. Und Paula in der Mitte mit einem Herzen, das bei dem Gedanken an Trennung, freiwillige, ſelbſtgewählte Trennung zu brechen drohte, und dennoch! dennoch! dieſe Trennung erſehnte! Das war ein Kampf! Nicht der gewöhnliche und alltägliche zwiſchen gut und böſe,

Licht und Finsterniß, den jeder Mensch zu kämpfen hat; sondern der Kampf der Heiligen, wo die Vollkommenheit mit der höchsten Vollkommenheit ringt und wo Tugend mit noch stärkerer Tugend zu besiegen ist. Ein solcher Kampf erwacht nicht in alltäglichen Seelen; ein solcher Sieg geht nicht aus Gedanken dieser Welt hervor.

Als Paula's Entschluß endlich unwiederruflich fest stand, traf sie alle Anordnungen, um ihn baldmöglichst auszuführen. Ihre jüngste Tochter, Rufina, war bereits mit Aletius, einem vornehmen Römer verlobt und sollte bis zu ihrer Vermählung bei ihrer Schwester Paulina leben. Die Erziehung von Paula's Sohn, Logotius, mußte sie in den besten Händen bei ihrem Schwiegersohn Pammachius und ihrem Bruder. Ihre Vermögensangelegenheiten ordnete sie in der Art, daß sie ihren Kindern Alles überließ, was sie von ihrem verstorbenen Gemahle geerbt hatte und was ihnen vom mütterlichen Vermögen rechtmäßiger Weise zustand. Das Uebrige behielt sie zu Almosen und Werken der Barmherzigkeit mehr, als für ihren eigenen Gebrauch. Als nun Alles geordnet und das Schiff, das sie für immer nach dem fernen, fernem Lande bringen sollte, segelfertig in Porto (dem heutigen Ostia) am der Mündung der Tiber war, verließ Paula im Jahre 385 das Haus und die Heimath ihrer Väter, und die Hauptstadt der Welt, und tausend Erinnerungen und Hoffnungen, und die Stätten, auf denen sie mit vielem Glück und vielem Leid von Gott gesegnet worden war. Ihre ganze Verwandtschaft gab ihr das Geleit, um sie wenigstens bis zum letzten Augenblicke noch zu sehen. Als der kam, und als nun Abschied genommen werden mußte, brach der Schmerz aus in Thränen und Klagen. Rufina weinte ganz untröstlich und Logotius, der noch ein Kind war, umklammerte seine Mutter. Sie aber unterdrückte ihr Herzeleid und ihre Zähren; empfahl sich und die Ihren der Gnade Gottes und stieg auf's Schiff. Euphrosin folgte ihr; denn Mutter und Tochter waren von demselben Entschluß besetzt, im heiligen Lande dem klösterlichen Leben sich zu widmen. Das Schiff stieß ab



vom Ufer und fuhr hinaus auf's hohe Meer, und alle Abreisenden schauten zurück nach dem Gestade, wo die Zurückbleibenden ihnen Grüße zuwinkten und wo der kleine Logotinus seine Arme nach der geliebten Mutter ausstreckte. Aber Paula allein sah nicht mehr auf die Erde, sondern gen Himmel; sie hatte überwunden! Als sie an der Insel Ponzia vorüberfuhr, wo Flavia Domitilla um des Namens Jesu willen in der Verbannung gelebt und unter Domitian die Marterpalme errungen hatte, fühlte sich Paula von freudigem Muth befeelt, in freiwillige Verbannung um des Namens Jesu willen ziehen zu dürfen. Zwischen der Scylla und Charibdis, in der Meerenge von Messina, schiffte sie glücklich hindurch, wendete sich dann gen Osten und landete wohlbehalten auf der Insel Cypern, wo der heilige Epiphanius ihr mit Freuden die Gastfreundschaft erwieberte, die er in Rom bei ihr gefunden hatte. Paula benutzte ihren zehntägigen Aufenthalt auf Cypern gar nicht um sich auszuruhen oder um sich an der Gesellschaft des heiligen Greises zu erfreuen, für den sie doch eine kindlich zärtliche Ehrfurcht hegte und ihn als einen Vater ihrer Seele betrachtete. Sie besuchte Klöster und Arme, betete und spendete Almosen und erbaute Andere noch mehr, als sie selbst sich erbaute; empfing dann des heiligen Bischofs Segen und segelte nach Seleucia in Syrien, wo sie ihre Seefahrt beendete und zu Lande weiter nach Antiochien reiste. Auch der dortige Erzbischof Paulinus war froh, sie im Morgenlande zu sehen, und hielt sie einige Zeit fest. Dann aber trat sie ihren eigentlichen Pilgerzug nach Jerusalem an, und zwar ganz armselig, auf einem Esel, was ihr, dem Velbe nach, recht schwer wurde, weil sie daran gewöhnt war, in einer bequemen Sänfte getragen zu werden. Sie wollte es aber nicht bequem haben, dort, wo der Sohn Gottes in Armuth und Mühlsal gelebt, und sogar bei seinem festlichen Einzuge in Jerusalem nur eines Esels sich bedient hatte. Sie schlug den Weg längst der Küste ein, welcher genau derselbe ist, den man noch jetzt zu nehmen pflegt, „am sandigen Meerufer“ von Betrut über Sidon nach Tyrus,

und weiter nach Ptolemais (heut Acca oder St. Jean d'Acree), nach Cäsarea, nach Jaffa (dem biblischen Joppe). All' diese Städte waren ihr wohlbekannt aus heiliger Schrift Alten und Neuen Testaments. Auf den üppigen Phönizierstädten lag schon damals die Last der erfüllten Weissagungen des Jesaias. Cäsarea war aber noch ganz volkreich und blühend, und Paula sah das Haus, in welchem der Hauptmann Kornelius, der erste unter den Heiden, zum Christenthum bekehrt und welches in eine Kirche verwandelt worden war. Bei Jaffa, wo sie der von den Todten auferweckten Tabitha gedachte und des Petrus, dessen Glaube dies Wunder vollbrachte, verließ Paula das Meeresufer, wendete sich landeinwärts und ging über Emmaus nach Jerusalem. Die Andacht, Abtödtung, Mildbthätigkeit und Demuth, welche sie bei ihrem Pilgerzuge geübt hatte, fanden überreichen Lohn in der unaussprechlichen Freude, womit sie Jerusalem begrüßte und durchwanderte. So war sie denn endlich am Ziele der mühevollen Wallfahrt! endlich auf den Stätten, die der Sohn Gottes durch Leben und Lehren, durch Leiden und Sterben, durch Liebe und immer wieder Liebe verklärt hatte! Der Statthalter von Palästina, der Paula und ihre ganze Familie von Rom her sehr gut kannte und daher auch wußte, welcher Glanz sie dort umgab, stellte ihr zu Jerusalem sogleich ein großes, prächtig eingerichtetes Haus zur Verfügung; aber um Paläste zu bewohnen war Paula nicht gekommen! Sie lehnte dankbar das Anerbieten ab und zog mit Eustochium und mit ihren Dienerinnen in die dürftigen Zellen eines Nonnenlosters, vielleicht in das, welches ihre große Landesmännin und Zeitgenossin, die heilige Melania, dort gegründet hatte. In ihrer Zelle lebte sie so abgelöst von allem Irdischen, so arm im Geiste und im Herzen, so entblößt von Jeglichem, was des natürlichen Menschen Freude ist, als habe sie ihr Lebenlang nichts gekannt, geübt und geliebt als die strengste Askese. Und doch waren es nur fünf Jahre, aber fünf Jahre einer ebenso aufrichtigen als schwunghaften Bekehrung, welche sie so gefördert hatten. Welche Keinheit der

Abſicht und welche Kraft des Willens ſetzt das voraus! Täglich beſuchte ſie irgend eine der geheiligten Stätten und verweilte betend und betrachtend vor dem Geheimniß göttlicher Gnade, das dort vollzogen ward. Das ſogenannte Coenaculum ſuchte ſie auf, den Saal, in welchem der göttliche Heiland ſich ſetzte, das Oſterlamm mit ſeinen Jüngern zu eſſen, um das Mahl des Neuen Bundes in ſeinem Fleiſch und Bluteinzuſetzen. Und den heiligen Delberg, wo die entſetzliche, unausſprechliche, ach unausdenkbare Lobesangſt begann, dieſes myſtiſche Leiden, das vier Jahrtausende der Sünden auf das Lamm Gottes wälzten, deſſen Blut für ſie überflüſſig genug thun ſollte. Und den ganzen langen ſchmerzreichen Weg der Gefangenſchaft, von einem ungerechten Richter zum andern, von einer Pein zur andern, von der Weiſelung zur Dornenkrönung und von da zur ſchweren Kreuztragung nach Golgotha. Aber vor dem heiligen Kreuze ſank ſie zu Boden und auf ihr Angeſicht und betete an, als ob ſie den Herrn, aus allen Wunden blutend, daran hängend und verſcheidend vor Augen hätte. Und das Grab, das den heiligen Leib des Herrn umfaſſen und doch nicht feſtgehalten hatte, bedeckte Paula mit Zähren und Räuſen liebender Andacht und ſeliger Dankbarkeit. Und auf allen dieſen gebenedeiten Stätten verweilte ſie mit einer Inbrunn, wie wenn ſie begehrte, auf einer jeden vor Liebe zu ſterben. „Wer wird mir Flügel geben, wie einer Taube, daß ich hinauffliegen könnte und ruhen?“ Dieſes himmliſche Verlangen des königlichen Pſalmenſängers blieb fortan Paula's einzige Sehnsucht, und mehr und mehr ſah ſie ſich als einen Fremdling hierieden, welcher ſein wahres Bürgerrecht erſt im ewigen Leben hat. Darum wählte ſie auch nicht Jeruſalem zu ihrem Ruheort; ſie ſetzte den Pilgerſtab weiter, durch ganz Paläſtina fort und ſuchte alle Orte auf, welche in der Geſchichte des iſraelitiſchen Volkes nicht minder als durch die Geheimniſſe des Erlösungswerkes wichtig und anziehend waren. Ihre gründliche Kenntniß der heiligen Schriften, die ihr nicht aus den Händen kamen, und ihre tiefinnerliche Andacht, belebten und befeſtigten die auf-

ren Umgebungen dermaßen, daß sie Alles, was sie las oder woran sie sich erinnerte, wie mit eigenen Augen sah. Ihre vergangenen schwere Kämpfe wurden mit den süßesten Wonnen belohnt, die ein reines Herz empfinden kann.

Bevor Paula Rom verließ, vielleicht schon früher, hatte sie ihren Slaven die Freiheit und zugleich die Mittel gegeben, sich eine Existenz zu begründen. Von den weiblichen Slaven waren aber sehr viele als freiwillige Dienerinnen bei ihr geblieben und beehrten nichts Anderes, als die Mühen und Entsagungen ihrer geliebten Herrin zu theilen. Diese Alle hatte sie mit sich über das Meer in's Morgenland geführt. In Jerusalem schlossen sich noch andere heilsbegierige Frauen ihr an, um aus ihrem Umgang und ihren Belehrungen recht viel Erlernung über das geistliche Leben zu schöpfen. So war Paula immer umringt mit einer ganzen Schaar frommer Frauen, deren verehrte Führerin sie äußerlich und innerlich wurde. Manche von ihnen begleiteten sie auch auf ihren Reisen. Nachdem nun Paula ganz Samaria und Galiläa ebenso aufmerksam und andächtig durchpilgert war, wie Judäa, reiste sie mit Eustochium und zahlreichen Begleiterinnen nach dem Lande, das zugleich Born und Höhepunkt des ascetischen Lebens war. „Durch die weite syrische Wüste voll weichen Sandes, worin sich die Fußtapfen der Reisenden gleich wieder verlieren,“ damals wie jetzt! ging Paula mit ihrer Reisegesellschaft nach Alexandrien und machte von dort aus Besuche bei verschiedenen klösterlichen Genossenschaften. In Ägypten wurde sie mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Aber sie war so demüthig, daß sie sich all' den frommen Männern zu Füßen warf und Den verehrte, der in ihnen lebte, Christus den Herrn. Je armseltiger die Jellen, um desto besser gesieler sie ihr, um desto mehr entbrannte ihr Verlangen, sich auch so abzuschließen. Ueberall spendete sie Almosen für Kranke und Schwache mit der demüthigen Liebe, welche auf keine Gabe stolz ist, weil sie eine jede in die liebesumwobene Hand des göttlichen Heilandes selbst legt. Dann schiffte sie sich in Pelusium ein, landete in Majuma, dem Hafen von

Gaza, und pilgerte durch das Land der alten Philistäer wieder ins gelobte Land zurück. Denn dort war eine Stätte, die ihr lieblicher und anziehender schien als die ganze übrige Welt! ein Punkt, von welchem sich ein übernatürliches Licht über die ganze Schöpfung von Geschlecht zu Geschlecht ergoß! und das war die geheimnißvolle Grotte zu Bethlehem. Als Paulg zum ersten Male diese Grotte betrat, sank sie in Entzückung auf die Kniee, und das wundervolle Mysterium von der Menschwerdung Gottes ergriff, durchdrang und erleuchtete ihre Seele so mächtig, daß die dunkle Höhle für sie der Thabor wurde, auf dem sie die Verklärung des Herrn sah und wo sie Hütten zu bauen beschloß. Demzufolge begab sie sich nach der glücklichen Heimkehr aus Egypten nach Bethlehem, um ihren Plan dort auszuführen. Sie bezog mit Eustochium und ihren Dienerinnen ein kleines ärmliches Haus, in welchem sie sich drei Jahre recht eng und kümmerlich behelfen mußten. Das war nun gerade ihre Wonne! wie hätte sie Wohlbehagen und Bequemlichkeit genießen mögen neben der Krippe, wo ihr Gott und Herr als zartes Kindlein auf hartem Stroh gelegen, und wo seine allerjüngste jungfräuliche Mutter so viel herbe Entbehrungen ausgestanden hatte! O nein! Leid für Leid und Liebe für Liebe dachte Paula. Aber eben darum begnügte sie sich auch nicht mit einer leidenden Liebe und verschloß sie nicht in ihrer Zelle, sondern überströmend wie jene des leidenvollen göttlichen Knechts gewesen war, welche die armen Hirten und die reichen Magier erquollte: so ergoß sich auch ihre Liebe zu dem Nächsten in ein Werk der leiblichen und der geistlichen Barmherzigkeit. Mit tiefsinniger Härlichkeit ließ Paula da, wo der im Fleisch erscheinende Sohn Gottes keine Herberge fand, ein Pilgerhaus bauen; und um das ewige „Gloria“ der Engel auch hienieden ertönen zu lassen, ein Kloster, worin gottesbräutliche Seelen sein Lob singen, zu seiner Ehre frohlocken sollten. Pilger des Morgen- und Abendlandes, aus fernen Gegenden, wie Persien, Indien, Aethiopien, wie Gallien und Britannien, wurden damals in großer Menge, oft

in beträchtlichen Jagen von frommer Andacht nach Palästina geführt, um die Stätten des Heiles zu verehren. Manche kehrten mit erwärmter Seele in die Heimath zurück; Manche mochten sich nicht wieder trennen von dem begnadeten Lande und begehrten Gott und dem Nächsten dort zu dienen. Von diesen blieben die Meisten in Jerusalem, wo die Grotten und Höhlen des Delberges die Einsiedlerischgesinnten anzogen und aufnahmen, und wo der Zusammenfluß so vieler Pilger, unter denen es nicht an Kranken, Schwachen und Dürftigen fehlte, die thätige Bruderkiebe in Anspruch nahm. In Jerusalem, dem Sitze eines Erzbischofs, war reichlich für diese verschiedenen Bedürfnisse gesorgt; dort lebte überdies gerade damals die berühmte heilige Wittve Melania mit ihren ungeheuren Reichthümern, die sie während fünfundzwanzig Jahren mit vollen Händen ausschüttete. Bethlehem, das kleine Landstädtchen, entbehrte bis jetzt einer solchen Unterstützung. Paula gewährte sie; und während sie selbst in geringer Wohnung und mit vielfacher Einschränkung lebte, baute sie an der Straße von Jerusalem eine große Herberge für Pilgrimme; die mit einem Männerkloster in Verbindung stand. Die Mönche übernahmen die Verpflichtung, die Fremdlinge zu bedienen, eine Pflicht, welche mehr oder minder nicht nur die Klöster, sondern sogar die Anachoreten zu erfüllen hatten. Damit es der Gastfreiheit nie an Mitteln gebreche, trug Paula Sorge für das Zeitliche. Im Uebrigen standen die Mönche unter der Führung des heiligen Hieronymus. Zugleich hatte Paula auch ein Nonnenkloster bauen lassen, das sie ebenfalls in diesem Jahre 389, vier Jahre nach ihrer Abreise von Rom, mit ihrer geliebten Eustochium und vielen frommen Wittwen und Jungfrauen bezog. Da diese Frauen von sehr verschiedener Herkunft, Bildung und Gewohnheit, von sehr verschiedenem Alter und Gesundheit, überdies aus ganz verschiedenen Ländern, und nur durch Gottes Fügung bei Paula zusammen gekommen waren; so führte sie drei Gebäude auf, die aber unter einem Dache sich befanden. Jedem Schäflein ihrer kleinen Herde wies sie in einer der drei Abtheilungen

seinen Platz an, und jede Abtheilung aß und arbeitete gemeinschaftlich unter einer von Paula dazu ausgewählten Oberin, welche Mutter genannt wurde. Paula selbst war die oberste Pirtin und Custodium unterstützte sie. Zum Gebet vereinigte sich das ganze Kloster in dem gemeinschaftlichen Bethaal früh Morgens, sobald der Weckruf: „Alleluja!“ erklang; dann wieder zur Terz, Sext und Non (9, 12, 3 Uhr), dann Abends zur Vesper und endlich zur Mette um Mitternacht. Da wurden in geordneter Weise die vorgeschriebenen Psalmen gesungen. Jede Schwester mußte den Psalter auswendig wissen, täglich in der heiligen Schrift lesen und betrachten. Sonntags ging jede Schaar unter Anführung ihrer Oberin in die Kirche, welche den Knotenpunkt der drei Gebäude bildete, und wohnte dort dem feierlichen Gottesdienste bei. Die Kleidung Aller war ganz gleichförmig und von grobem Baumwollenzug. Der Leinwand bedienten sie sich nur zu Handtüchern. Sie verrichteten alle häuslichen Beschäftigungen, und spannen, webten und nähten ihre eigenen Gewänder, so wie auch die für dürftige Pilger und überhaupt für Arme. Keine hatte irgend ein Eigenthum, ausgenommen das Kleid, das sie trug. Die vornehmen Frauen trennte Paula sorgfältig von ihren ehemaligen Dienerinnen, damit sie nicht an die früheren weltlichen Verhältnisse erinnert und versucht würden, dieselben auch im Kloster fortzusetzen. Keinem Manne, welchen Alters und Standes er sein mochte, war der Eintritt in's Kloster erlaubt. „Dadurch war den bösen Zungen jede Möglichkeit zu übler Nachrede abgeschnitten, die sie so eifrig suchen, um ihre eigene Untugend zu beschönigen,“ bemerkt der heilige Hieronymus. Paula war die Seele und das Herz dieser Genossenschaft, ganz brennend und leuchtend von Glauben und Liebe, das demüthigste Kind Gottes, die zärtlichste Mutter ihrer geistlichen Töchter. Sie war überall die Erste und Letzte, die Erste zum dienen, zum beten; die Letzte zum ruhen. Sie und Custodium übernahmen die niedrigsten häuslichen Verrichtungen, zündeten die Lampen an, schürten das Feuer des Küchenheerdes, säuberten das Gemüse, deckten

die Tische, füllten die Becher, kehrten das Hans. Reine Beschäft war ihnen zu gemein oder zu schwer! sie thaten ja nur, was der göttliche Heiland dreißig Jahre im Häuschen zu Nazareth gethan hatte, und was die heilige Schrift in dem einen Wort zusammenfaßt: „Er war seinen Eltern unterthan.“ Die Unterthänigkeit ihres Gottes bis zum Tode am Kreuze war der Quell, aus dem diese beiden heiligen Seelen ihre grenzenlose Dienstwilligkeit schöpften. Es war ja doch noch immer ein himmelweiter, unvergleichlicher Unterschied zwischen: aus dem Himmel zur Krippe, und: aus dem Palast in Rom zur Krippe; und an diesen Unterschied dachten sie stets. Was das für ein Abstand sei: Vom Palast in Rom zur Krippe, daran dachten sie hingegen nie. Die Kranken pflegte Paula mit unaussprechlicher Sorgfalt und kam überreichlich ihren Bedürfnissen zuvor. Mit weiser Mäßigkeit und Vorsicht, und um Allen und immer geben zu können, richtete sie all ihre Spenden oder Almosen stets nach der Nothdurft des Empfängers ein; aber für Kranke überschritt sie dies Maß, und theilte ihnen reichlich Fleisch, Wein und was sonst zu ihrer Labung dienen konnte, mit. Uebrigens wurde im Kloster streng gefastet und von der jüngsten und stärksten Schwester nicht so streng als von Paula selbst. Gegen Andere war sie ganz Mitleid und Barmherzigkeit, gegen sich selbst ganz Härte und Lieblosigkeit, schreibt der heilige Hieronymus und erzählt weiter: „Sie war einst krank, die selige Paula, und ganz abgeschwächt von einem heftigen Fieber, welches sich durch die unerträgliche Sonnenhitze bis zur Lebensgefahr gesteigert hatte. Die Allmacht Gottes erhielt sie; nun aber schrieben die Aerzte ihr vor, ihren abgematteten Körper durch den Genuß von Wein zu stärken. Sie that es aber nicht. Der heilige Bischof Epiphanius war damals in Jerusalem und besuchte zuweilen die selige Paula in Bethlehem. Ich bat ihn heimlich, er möge sie doch überreden, ja ihr befehlen, Wein zu trinken, da ich wußte, welche kindliche Ehrfurcht sie vor ihm hatte. Als er davon zu reden anfang, sagte sie lachend, sie wisse schon, auf wessen Anrathen er diesen Punkt



berühre. Der Bischof Euphantius ließ aber nicht nach mit Zureden und blieb ziemlich lange bei der Kranken. Als er von ihr gegangen kam, fragte ich ihn, wie die Sache geendet habe? Er sprach: So hat sie geendet, daß Paula mich alten Mann fast überredet hat, keinen Wein mehr zu trinken. Ich erzähle dies," setzt Hieronymus hinzu, „nicht eigentlich, um ein so schonungsloses Verfahren mit einer geschwächten Gesundheit zu loben, sondern um ihre Liebe zur Abtödtung zu zeigen." Mit linder Schonung, die nie in schwache Weichlichkeit ausartete, weil sie die hohe Bestimmung gottgeweihter Seelen immer vor Augen hatte, behandelte Paula ihre geistlichen Töchter und wußte ihnen durch ihr Beispiel opferwilliger Liebe eine so zärtliche Verehrung einzufößen, daß ein trauriger Blick von ihr zur schmerzlichen Strafe wurde. Heftige und zornmüthige Naturen behandelte sie klug mit den mildesten Worten, während sie durch tausend Geduldsübungen ungesucht sie zu zügeln wußte. Träge Naturen spornte sie schärfer an. Gegen Verletzungen des Stillischweigens, der schwesterlichen Eintracht, der züchtigen Kleidung war sie unerbittlich und geschwätige, zänkische, eitle Schwestern mußten, wenn Ermahnungen fruchtlos blieben, an der Thüre stehend essen und beten, um sie durch öffentliche Beschämung auf das Uergerniß aufmerksam zu machen, das sie der Genossenschaft gaben. Paula sagte: „Fehler, welche die Weltmenschen für gering, ja für gar nichts halten, werden in Klöstern zu groben Lastern." Sie besaß den Geist der Bußfertigkeit in einem solchen Grade, daß sie ihre kleinsten Vergehungen mit einer Bitternührung beweinte, als ob sie sich ungeheurer Verbrechen schuldig gemacht habe. Ihre Liebe zur Armuth ging mit der zur Abtödtung Hand in Hand und sprach sich auch in ihren Bauten aus. Nicht bloß die Klöster, sondern auch die Kirchen waren schmucklos und niedrig und in ihrer Ausstattung nur mit dem Nothwendigsten versehen, damit die Armen nur nimmer zu kurz kommen möchten. Hieronymus machte ihr zuweilen einige Vorstellungen wegen dieser grenzenlosen Freigiebigkeit gegen die Armen. Dann nahm sie

äußerst demüthig und mit wenig Worten Gott zum Zeugen, daß sie ja um Christi willen Alles austheile und nichts verlange, als am Bettelstab zu sterben, in einem erbettelten Leichentuch begraben zu werden und ihrer Custochium keinen Pfennig zu hinterlassen. Alles Demjenigen wieder zu geben, von dem sie Alles auf Erden empfangen und Alles im Himmel zu hoffen hatte, und in möglichster Armuth des Herzens und Geistes dem armen Jesus nachzufolgen: dies war die aus dem Glauben geschöpfte Triebfeder ihrer Handlungsweise; von einem gewissen natürlichen Mitleid mit fremder Noth ließ sie sich durchaus nicht leiten. Nicht minder großmüthig in ihrer Liebe zu Gott war Custochium. Mit frohem Herzen und Antlitz sah sie ihr ganzes väterliches und mütterliches Erbe durch Paula's Hände zu den Armen gehen, während sie selbst nie auch nur einen einzigen Pfennig besaß oder berührte. Sie betrachtete die Gottseligkeit ihrer Mutter als ihren größten Reichthum und war ihr mit solchem Gehorsam ergeben, daß sie weder Tag noch Nacht von Paula's Seite wich, und nie ohne die Mutter weder aß, noch trank, noch ausging. Hieronymus schreibt von ihr an die Furia, eine mit ihr verwandte junge Wittwe in Rom: „O wenn du Custochium sehen und die Reden ihres heiligen Mundes hören könntest, so würdest du staunen über den gewaltigen Geist in diesem zarten Körper; staunen, daß alle Schätze des alten und neuen Testaments aus ihrem Herzen strömen. Fasten ist ihr ein Spiel, beten eine Wonne. Mit dem Tamburin in der Hand singt sie, wie Mirjam, dem Reigen der Jungfrauen voran und bildet Sängerinnen und Saitenspielerinnen zu Ehren des Hellandes. So geht Tag auf Tag dahin. Mit dem Oele in der Lampe erwartet sie die Ankunft des göttlichen Bräutigams.“ Custochium war, wie Paula und die verstorbene Blephila, des Hebräischen so vollkommen kundig, daß sie die Psalmen in dieser Sprache betete. Hier in Bethlehem war es auch, wo Mutter und Tochter nicht nachließen, den heil. Hieronymus mit Bitten zu bestürmen, bis er sich entschloß, die ganze heilige Schrift mit ihnen zu

lesen und durch seine Auslegungen und Erklärungen sie zum tiefsten Verständniß derselben einzuweihen. Der große Kirchenlehrer widmete der Eustochium seine Commentare über die Propheten Isaias und Ezechiel und schrieb für sie eine Abhandlung über die Jungfräulichkeit, bekannt unter dem Namen: Brief an Eustochium. Für das Kloster zu Bethlehern übersezte er auch in's Lateinische die Regel des heiligen Pachomius.

Das unaussprechlich gottinnige, anmuthige und genußreiche Leben dieser beiden heiligen Seelen, in denen die höchste Ascese in idealischer Lieblichkeit erscheint, beschreiben sie selbst am Besten. Ihre Freundin Marcella hatte im Jahre 389 ihre Mutter verloren und sich nach deren Tode, wenigstens für eine Zeit, auf's Land in der Gegend von Rom begeben. Nun wünschten aber Paula und Eustochium, daß Marcella in's Morgenland, wo möglich nach Bethlehern, kommen möge und sprachen ihr diesen Wunsch in einem dringenden, zärtlichen, seelenvollen Brief aus, in dem sie unter anderm sagen: „Du warfst den ersten Funken in unser Herz; du hast uns mit Wort und That zu dieser Lebensweise ermuntert; du hast uns, wie die Henne ihre Küchlein, unter deine Flügel versammelt; willst du uns nun frei ohne unsere Mutter fliegen lassen? soll die milde, liebliche und über allen Begriff freundliche Marcella, die durch den Zauber ihrer Beredtheit zu unserm neuen Leben uns hindrängte, jetzt für uns eine strenge Marcella werden? sollte die heiterste Sitte sich bei unserer Bitte in finstere Falten legen? Wir möchten dich ja nur zu dem Schritt bereden, zu welchem du uns zuerst und so oft angelockt hast! Von der Auffahrt des Herrn bis auf diesen Tag, wie viele Martyrer, Bischöfe, Kirchenlehrer besuchten Jerusalem! Es war ihnen, als mangle ihrer Religion, Weisheit und Tugend etwas, wenn sie nicht Christum an den Orten angebetet hätten, wo das Licht des Evangeliums vom Kreuze aus seinen ersten Schimmer verbreitete. Wenn Jemand mit Recht getabelt werden dürfte, daß er griechische Wissenschaften in Sizilien, statt in Athen,

lateinische in Lybien statt in Rom, studirt habe: wie können wir denn glauben, daß Jemand den Gipfel der christlichen Weisheit erreichen könne, ohne Jerusalem zu besuchen? Zwar läugnen wir gar nicht, daß das Reich Gottes inwendig in uns selbst sein müsse, und daß es auch in andern Ländern große und heilige Männer gebe. Aber wir wollten nur sagen, daß gerade die, welche in der ganzen Welt zu den vorzüglichsten Menschen und unter die Ersten gehören, sich hier versammeln. Wir gehören freilich nicht unter die Ersten; doch eben weil wir unter den Letzten sind, haben wir uns hierher begeben, um die ausgezeichnetsten und edelsten Menschen aller Länder sehen zu können. Von allen Seiten drängen sich Pilger her, Mönche und Weltliche, und singen in den verschiedensten Sprachen, aber von demselben Glauben beseelt, das Lob Gottes. Die lauterste Eintracht herrscht unter diesen Fremdlingen. Sucht einer den andern zu übertreffen, so ist es in der Demuth. Der Geringste wird geachtet wie der Bornehmste. Auf den Anzug legt Niemand Werth, da Keiner die Kleider des Nächsten betrachtet. Von strengem Fasten macht man kein Aufheben und bescheidene Sättigung wird nicht getadelt. Keine üble Nachrede, keine Ueppigkeit, kein Splitterrichten findet statt, und in der ersten Christentugend, einem reinen und keuschen Wandel, üben sich Alle. Mit Eifer und Andacht besuchen sie die zahlreichen, dem Gebet gewidmeten Stätten in Jerusalem. Da aber Jeder gern das rühmt, was er besitzt, so wollen wir nun vom Städtchen Christi, von der Herberge Maria's dir erzählen. Hier ist nichts als Stille, Friede und schlichtes Landleben, denn hier ist die Krippe, in der das göttliche Kind geweint hat, und schweigend ist sie am Besten zu verehren. Von Rom's Herrlichkeiten findest du hier nichts, keine Säulenhallen, keine Prunkgemächer mit Gold getäfelt, keine Paläste vom Frohndienst der Sklaven erfüllt und vom Elend der Dürftigen umringt. Zwar lieben wir Rom, denn dort ist eine heilige Kirche, dort glänzen die Siegeszeichen der Apostel und Martyrer, dort wird Christus wahrhaft bekannt und der Glaube

vom Apostel verkündet; dort schwingt sich jetzt das Christenthum in die Höhe und das Heidenthum sinkt in den Staub. Aber Roms Macht, Größe und Herrlichkeit, Roms unzählbare Menschenmenge, dies Sehen und Gesehenwerden, dies Grüßen und Begrüßtwerden, dies Reden und Hören, dies Loben und Tadeln, gönnen dem beschaulichen Leben die Sammlung des Geistes nicht. Nehmen wir die Besuche an, so ist unsere Ruhe dahin. Schließen wir unsere Thüre zu, so schreit man uns als stolze Leute aus. Bisweilen muß man denn auch einen Besuch erwidern. Man begibt sich in prächtige Paläste, geht an Schaaren geschwägiger Diener vorüber, betritt Purpurteppiche; doch welchen Gewinn bringt man heim? Wie anders hier, auf dem Landgut Christi! hier siehst du nichts, als ländliche Einfalt! Hier hörst du nichts, als das Lob Gottes! Nur Psalmengesang unterbricht die Stille. Der Adersmann am Pfluge, der Schnitter auf dem Felde, der Winzer im Rebengarten, Alle stärken sich bei ihrer mühseligen Arbeit durch den Gesang der Psalmen. David's Lieder sind die einzigen Liebeslieder in diesem Lande: so beseelt ist hier das ganze Leben vom geistigen Leben! Und die Stunde sollte nicht kommen, wann ein athemloser Bote uns die Freudennachricht brächte: Marcella ist am Gestade von Palästina! O gewiß, sie kommt noch! O gewiß, der Tag bricht noch an, da wir Hand in Hand betreten werden die Grotte der Geburt des Herrn, weinen werden an seinem Grabe, küssen werden sein Kreuz, zum Delberg aufsteigend ihm nachfliegen werden im Geist und auf den Schwingen der Sehnsucht. Dann wandeln wir weiter und sehen Lazarus aus seinem Grabe in Bethanien hervorgehen; sehen den Jordan, der nach der Taufe Jesu heller und reiner floss; sehen die Zelte der Hirten, die Grabstätte David's, die Hütten Abraham's, Isaak's und Jacob's, die Felsenhöhlen, in welche die Propheten sich in Tagen der Verfolgung flüchteten. Und noch weiter wandeln wir — nach Nazareth und zu den übrigen Blumen Galiläas; nach Cana, wo der Heiland sein erstes Wunder wirkte; zum Thabor, wo wir Ihn nicht mit

Mosyes und Elias, sondern mit dem Vater und dem heiligen Geist in der Verklärung schauen wollen; zum See Genesareth, auf dessen Fluten er wandelte; zur Wüste, in welcher er Tausende durch die Macht seines Wortes speiste; und nach Capernaum, der vertrautesten Stätte seiner Wunder. Dann kehren wir um und gehen an anderen Stätten vorüber, wo überall christliche Kirchen, als eben so viele Siegesfahnen Jesu aufgerichtet sind. Und haben wir dann gemeinschaftlich die schöne Reise gemacht und unser stilles Haus wieder erreicht, o dann wollen wir in lebhafter Freude recht viel weinen vor Gott, und lobsingen, und unaufhörlich beten, und verwundet von der Liebe Jesu einander das Lösungswort dieser Liebe zurufen: Ich hab' Ihn gefunden, den meine Seele lieb hat. Ich hab' Ihn und halte Ihn und lasse Ihn nimmer von mir."

Marcella's Weg durch's Leben war ein anderer, als der dieser beiden „Tauben in den Felsenklüften." Sie widerstand der lieblichen Einladung, nahm Principia in ihr Haus und erzog sie zu einer zweiten Custodium.

Den Punkt ihres Herzens, auf dem Paula am verwundbarsten war, berührte die Hand Gottes fort und fort. All' ihre Kinder zu Rom starben vor ihr. Dem Geist und dem Willen nach war sie freilich von jeder ungeordneten Liebe abgelöst. Mit dem Zeichen des Kreuzes, zu dem sie unbedingt Vertrauen hatte, bezeichnete sie Mund und Brust, gedachte, daß Gott durch den Propheten Isaias jedem seiner Geschöpfe sagt: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! und vereinigte sich mit dem anbetungswürdigen göttlichen Willen. Allein jedesmal führte eine solche Todesnachricht eine Todeskrankheit für sie herbei. Rufina, die zu einer gottseligen Jungfrau herangeblüht und mit Metius vermählt war, betrühte ihren vortrefflichen Gatten nie, außer durch ihren frühzeitigen Tod. Er war sehr befreundet mit dem heiligen Paulin, Bischof von Nola, auch einem der großen Bekehrten dieser an Bekehrungen so reichen Epoche. In dem Trostbrief, den Paulin an Metius nach Rufina's Tode

schrieb, nennt er sie „Tochter der Vollkommenheit, Schwester der Jungfräulichkeit, Gattin des Glaubens; denn sie war Paula's Tochter, Eustochium's Schwester und dein Weib.“ Sie hinterließ keine Kinder. Paulina, Paula's zweite Tochter, starb im Jahre 398, ebenfalls kinderlos. Sie hatte in einer sehr glücklichen Ehe mit Pammachius gelebt und, wie er, alle christlichen Tugenden mitten in der Welt, zwischen allen Klippen geübt, an die hoher Rang und großer Reichtum so leicht führen. Thätige Liebe für die Armen war Paulina's hauptsächlichste Beschäftigung und Pammachius hielt es keinesweges unter der Würde seines Standes, seines Geistes und des Ansehens, das er als römischer Senator und als ein Mann der Gelehrsamkeit und Wissenschaft genoß, seiner Frau dabei zur Seite zu stehen; hielt es auch nicht für Raub seiner Zeit oder unvereinbar mit ernstern Studien und hohen Würden, Werke der Barmherzigkeit zu üben. Er wetteiferte mit seiner Frau in dieser demüthigen Tugend, die nur im Himmel ihren Lohn, auf Erden aber ein reiches Maß des Undankes, der Verkennung, ja sogar des bitteren Tabels findet. Paulina erreichte kaum die Mitte des Lebens, als Gott sie in die Ewigkeit rief. Pammachius hatte sie zärtlich geliebt. Ihr Tod löste ihn noch mehr von der Welt ab, zog ihn noch mehr zum Ueberirdischen hin. Ihrem Herzen voll heiliger Liebe wollte er ein Denkmal setzen, das ihrer würdig sei, und den Plan, den Beide schon entworfen hatten, führte er um so eifriger allein aus. Er baute in Ostia, dawo die Tiber in's Meer sich ergießt und wo die Schiffe landen, die von fernen Küsten kommen, ein großes Hospiz und verwendete für diesen Bau, dessen Ausstattung, Einrichtung und dauernde Begründung nicht nur Paulinens ganzes Vermögen, das sie ihm vermacht hatte, sondern auch sein eigenes, sehr beträchtliches, und behielt sich nur ein ganz geringes jährliches Einkommen vor. Dies Hospiz, und gerade auf dieser Stelle, war eine große Wohlthat. Rom war noch immer der Mittelpunkt der Welt. Aus allen Ländern, die der Zeppter der römischen Kaiser beherrschte, aus allen Nationen, die dem Hirtenstabe des Apostelfürsten

folgten, wogten Schaaren auf Schaaren nach Rom. Die afrikanische und asiatische Küste des mittelländischen Meeres war damals nicht so starr und todt, wie sie jetzt unter der Herrschaft des Islams geworden ist. Mauritanien, Numidien, Libyen, Egypten, Syrien, Kleinasien waren blühende, cultivirte Länder, mit einer zahlreichen Bevölkerung und mit vielen großen Städten, in denen Handel und Wandel, Bildung und Verkehr jeder Art im großartigen Maßstabe statt fanden. Unzählige Bischofsitze und die drei Patriarchate von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien ergossen christliches Leben, das sie in Rom schöpften, durch diese Völker und Länder. Zu Gallien, Spanien und Britannien stand Rom in demselben lebendigen und belebenden Verhältniß. Daraus entsprangen tausend Beziehungen, vielfache Verbindungen, die Fremdlinge aus allen Zonen und von allen Zungen nach Rom führten. Das Hospiz des Pammachius zu Ostia, Roms Hafenstadt, nahm gastfrei Alle auf, die müde, erschöpft, krank von den Unbequemlichkeiten einer oft recht langwierigen Seefahrt dort landeten, und Ruhe und Pflege bedurften, bevor sie die Landreise antraten. Dies Hospiz war zugleich Herberge und Krankenhaus, hauptsächlich wohl für Arme und Dürftige, aber auch für Jeden ohne Unterschied, der dort die Gastfreundschaft in Anspruch nahm. Alle wurden liebevoll, wohlwollend und großmüthig aufgenommen. Auch die Reisenden, die von Rom kamen, über's Meer wollten und oft recht lange auf ein passendes Schiff, oder auf günstigen Wind zu warten hatten, durften im Hospiz bleiben, was für Unbemittelte eine große Erleichterung war. Daher war der Zudrang denn auch sehr beträchtlich, und der heil. Hieronymus sagt, schon im ersten Jahre der Eröffnung des Hospizes sei die Kunde „von der Herberge am römischen Meerestade nach Britannien, Persien und Egypten gedrungen und sei von der ganzen Welt gesegnet worden.“ Froh seines Werkes verließ Pammachius zuweilen Rom, seine Studien, seine wissenschaftlichen Beschäftigungen, seine Arbeiten für Kirche und Glauben, seinen Briefwechsel mit Hieronymus, seinen Umgang mit



den frommsten und gelehrtesten Männern seiner Zeit, eilte nach Ostia, nahm die Kleidung eines Spitaldieners, ging armen Fremdlingen entgegen, wusch ihnen die Füße, wechselte ihre Kleider, bediente sie bei der Mahlzeit und bereitete ihr Lager. Und mehr und mehr freute er sich, daß er die irdischen Güter, welche nach seinem Tode vielleicht in Haber und Zwietracht zerstreut worden wären, in der Zeit ausgesäet habe, um in der Ewigkeit, wenn er „seine Garben bringe“, Himmlisches dafür einzuernten. So lebte dieser Gerechte noch zwölf Jahre nach Paulina's Tode und nachdem er die Trübsale Roms bei der Eroberung durch Alarich noch mit durchgemacht hatte, verschieb er im Frieden des Herrn um dieselbe Zeit, wie Marcella, im Jahre 410.

Paula's einziger Sohn, Logotius, machte keine Ausnahme in dieser Familie von Heiligen. Er hatte sich verehelicht mit Beta, der frommen Tochter des alten heidnischen Götzpriesters Albinus. Das Reis des Christenthums war auf diesen grauen Stamm gepropft worden und hatte die Wildlinge umgebildet, so daß sie heilige Früchte trugen. Der Greis selbst aber blieb heidnisch zwischen seinen christlichen Kindern. Die Ehe des Logotius war anfangs kinderlos. Das Gebet beider Gatten und das Gelübde: wenn Gott ein Kind ihnen schenke, es ganz Ihm zu weihen, erwarben ihnen denn auch wirklich ein Kind der Gnade, Paula, zum Unterschiebe von ihrer Großmutter, die jüngere genannt. Diese Nachricht erfüllte die heilige Paula mit unsäglichlicher Freude, die sich durch Alles, was sie von der lieblichen Enkelin vernahm, immer steigerte. Mit stammelnder Zunge und in der Wiege sang die kleine Melusja! und die ersten Namen, die sie aussprach, waren Paula und Eustochium. Albinus war ein entschiedener Feind der christlichen Religion gewesen; doch dies Kind, an dem sein Herz hing, das er auf den Armen trug und ungern von seiner Seite ließ, dies betende Kind wandelte seine Seele um. Beta's Ehe und tugendhaftes Leben, die gottseligen Gespräche, die sie mit Logotius führte, die fromme und freudige Pflichterfüllung, in welcher beide sich übten, die guten

Lehren und Beispiele, die sie ihren Hausgenossen gaben, Alles das hatte ein gründliches Fundament zur Befehrung des Albinus gelegt, welche jetzt durch das Gebet der Unschuld vollendet wurde. Er konnte nicht länger widerstehen! dies heilige, gläubige Haus heiligte den ungläubigen Greis und Peta pries Gott für das große Wunder, daß ihr Vater, der heidnische Hohepriester, in seinem späten Alter zur Wiedergeburt durch die Taufe gelangte und sich mit den Kindern und Einfältigen demüthig in der katholischen Glaubenslehre unterrichten ließ. Damit ihr aber die Schaafe des Lebens nicht allzu süß sei, mischte Gott heilsame Bitterkeit hinein: Trogotius starb. Peta faßte den Entschluß, alle christlichen Tugenden ebenso treu als Wittwe, wie als Gattin zu üben und nur für Gott, für das Heil ihrer Seele und für ihre Tochter zu leben. Um diese zur geistlichen Vermählung mit Christus erziehen zu können, erbat sich Peta eine schriftliche Anleitung von Hieronymus. In der Seele aller Heiligen klingt das Wort Jesu nach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Für alle Heilige ist die Erziehung der Kinder eine hohe und heilige Aufgabe, weil es nichts Höheres gibt, als zu Jesu hinzuführen. Mit bewundernswürdiger Liebe, gleichsam mit einer Mutterliebe, welche auf geringe Einzelheiten sieht, die dem Auge eines Vaters allenfalls entgehen können, erfüllt der große Kirchenlehrer Peta's Wunsch und verschmäht nicht, zwischen all' seinen gewaltigen Arbeiten mit der Erziehung dieses kleinen Mädchens sich zu beschäftigen. Es ist einzig, wie die Liebe zu Gott die Herzen der Heiligen so groß und so weit macht! Er schreibt an Peta: „Soll deiner Tochter unbekannt bleiben, was Eitelkeit und Laster ist, so erziehe sie im Tempel wie Samuel und in der Wüste wie Johannes den Täufer. Was sie hört und sieht, soll geeignet sein, sie zu Gott zu führen. Kein Wort, das ihr einen Begriff vom Bösen geben könnte, berühre ihr Ohr, kein weltliches Lied ihre Rippen. Sobald sie verständlich spricht, präge ihrem Gedächtniß etwas von den Psalmen ein. Keine Dienerin darf ihr nahen, die vom Weltgeist befeelt ist, und kein Kind,

das ein schlechtes Beispiel ihr geben könnte. Laß sie nie lernen, was sie in der Folge wünschte, nicht zu wissen. Verschaffe ihr ein Alphabet, dessen Buchstaben von Holz oder Elfenbein sind, damit sie spielend sie lerne. Später übe sie durch Handführung, daß sie jeden Buchstaben mit ihrem Finger auf Wachs nachbilde, und dann laß sie die Namen der Patriarchen von Adam an schreiben. Hüte dich, ihr Abneigung gegen das Lernen zu erregen, weil diese Gesinnung ihr später bleiben möchte. Wähle ihr als Lehrer einen unterrichteten, tugendhaften Mann, der es seiner nicht unwürdig hält, in den Anfangsgründen sie zu unterweisen. Aristoteles versah ja dies Amt bei Alexander dem Großen! Sie darf an ihren Eltern nichts sehen, was sie nicht nachahmen dürfte. Sie sei liebevoll gegen Jedermann und besonders zärtlich gegen ihren heidnischen Großvater. Frühzeitig erfahre sie, daß sie eine Braut Christi werden soll. Wenn deine Tochter herangewachsen sein wird, so gehe sie nie anders als mit ihren Eltern aus, meide tändelnde Belustigungen und große Gastmähler. Die allerseeligste Jungfrau Maria, die bei dem Anblick eines Engels erbehte, weil er unter der Gestalt eines Mannes erschien, sei ihr Vorbild. Sie gehe nur in die Kirche und zu den Gräbern der Martyrer, und am häufigsten halte sie sich in ihrem Kämmerlein auf, abwechselnd beschäftigt mit Veten, Lesen, Arbeiten. Was die Arbeit betrifft, muß sie spinnen und ihre Kleider anfertigen können. Lesen muß sie griechisch und lateinisch ganz geläufig und beide Sprachen mit größter Reinheit sprechen und schreiben. Die Ordnung, nach welcher sie die heiligen Schriften kennen lerne, sei diese: mit dem Psalter beginne sie und übe sich dabei zugleich im Psalmengesang. Dann lasse sie die Sprichwörter lesen, damit sie die Sittenvorschriften kennen lerne. Auf diese folge das Buch Ecclesiastes, das so recht geeignet ist, Verachtung der Welt einzulösen. Dann gib ihr die Evangelien, welche deine Tochter allezeit in Händen haben soll. Darauf lese sie die Geschichte der Apostel und ihre Briefe, und lerne die Propheten und die geschichtlichen Bücher auswendig. Dann kann sie das

Hohelied lesen, weil sie vorbereitet sein wird, es im geistigen Sinne zu verstehen. Außerdem kann sie ohne Gefahr die Werke des heil. Cyprian, die Briefe des heil. Athanasius und die Schriften des heil. Hilarius durchgehen. Was das Gebet betrifft, so stehe sie zur Nachtzeit auf und halte pünktlich die Gebetsstunden des Tages, um dem Psalmengesang zur Mette, Terz, Sext, Non und Vesper obzuliegen. Uebermäßige Fasten mißbillige ich. Auf einer langen Reise muß man seine Kräfte schonen, weil man auf halbem Wege unterliegt, wenn man Anfangs zu geschwinde läuft. Die Bußübungen der Fastenzeit sollen freilich ganz streng sein; mehr jedoch bei wohlgenährten Weltleuten, als bei Solchen, deren Leben ein beständiges Fasten ist. Die gewöhnliche Speise deiner Tochter sei Gemüse, zuweilen etwas Fleisch, und jede Mahlzeit so mäßig, daß sie gleich darauf lesen oder Psalmen singen könne. Wein braucht sie nie zu trinken. Sind die Weisungen, die ich dir gebe, zu Rom nicht ausführbar, so schicke deine Tochter nach Bethlehem, damit sie unter den Augen ihrer Großmutter erzogen werde. Ich selbst will dann ihr Lehrer und Vormund sein und ich werde mich geehrt fühlen, eine Braut Jesu Christi zu unterrichten, die da bestimmt ist, dereinst im Himmel zu herrschen.“

So abgetödtet war in Leta die betrügerische Natur, die unter dem Vorwande der Pflichterfüllung nur eine Befriedigung ihrer Selbstliebe sucht, daß sie den Rath des heiligen Hieronymus wohl erwog. Und als sie erkannte, daß es zu Rom nicht möglich sei, ihre Tochter „wie im Tempel und wie in der Wüste“ zu erziehen, und daß diese Erziehung die Grundlage des ewigen Heiles und eine Bedingung der Glückseligkeit ihres Kindes sei: da fragte sie nicht Fleisch und Blut um Rath. Sie trennte sich von dem Kinde, dem einzigen, dem heißerflehten, in dem alle Erinnerungen an alles Glück ihrer Vergangenheit sich verschmolzen, und schickte es, nachdem es etwas herangewachsen war, zu der Großmutter nach Bethlehem. Sie selbst blieb in Rom und heiligte sich durch das Gelübde beständiger Keuschheit und durch Werke

der Barmherzigkeit. Paula aber empfing mit unsäglichlicher Freude das Kleinod dieser zarten Seele, welche sie zu einem vollkommenen Opfer, zu einer makellosen Braut Christi ausbilden sollte. Unter dem Einfluß ihrer Gottseligkeit und mit dem Beispiele ihrer Entfagung vor Augen, und umringt von lauter Seelen, die ihr nachzueiferten, wuchs die Kleine wirklich wie im Tempel und in der Wüste auf. Paula's Leben aber ging zu Ende. Ihr heißes Verlangen „aufgelöst und bei Christus zu sein“, sollte in Erfüllung gehen. Sie fiel in eine schwere Krankheit und litt sehr. Eustochium war unermüdlich in der Pflege der geliebten Mutter, unzertrennlich von dem Krankenbett, ausgenommen, daß sie oftmals mit ihren Thränen und Gebeten in die heilige Grotte der Geburt sich flüchtete und dort Gott anflehte, sie nicht der Mutter zu berauben oder ihnen beiden eine und dieselbe Todesstunde zu schenken. Aber kein Gebet und keine Pflege konnten Paula erhalten! sie fühlte wie der Tod nah und näher kam, wie die äußeren Glieder kalt und kälter wurden. Nur das Herz, das liebeglühende große Herz, war immer noch warm und hielt immer noch das Leben fest, und mit leiser Stimme sprach sie zu Gott Worte des Psalmensängers: „O Herr, ich habe den Ort geliebt, wo deine Herrlichkeit wohnt.“ „Wie lieblich sind deine Gezelte, Herr der Heerschaaren!“ „Mein Fuß steht in deinen Vorhöfen, Jerusalem.“ Aber mit den Menschen redete sie nicht mehr, obgleich Eustochium und der heil. Hieronymus, mehrere Bischöfe und noch mehr Priester immer in ihrer Umgebung waren. Das Kloster war wie belagert von Geistlichen und Weltlichen, die von ihr hören, wo möglich sie sehen wollten. Hieronymus fragte sie: „Warum redest du so gar nicht mit uns? bist du bekümmert? brüdest dich eine Last?“ Paula antwortete in griechischer Sprache: „Nicht doch! sondern Alles ist still und ruhig in mir.“ Und mit gänzlicher Nichtachtung der Erde und aller Dinge, die zu ihr gehören, schloß sie die Augen, um nicht in dem Frieden ihrer letzten Stunde gestört zu werden, und sprach bis zum letzten Athemzug leise, ganz leise mit Gott allein. Dann erhob

sie ihre Hand, machte über ihren Mund das heilige Kreuzzeichen, seufzte mit der Braut des Hohenliebes: „Der Winter ist vorüber, die Blumen lassen sich sehen in unserem Lande!“ und ihre Seele entfloß in's Reich der ewigen Liebe. Kein Weinen, keine Wehklage wurde laut; keine bittere Trostlosigkeit gab sich kund. Psalme wurden gesungen voll heiliger Hoffnung, voll feierlicher Freude, voll erhabener Liebe. Um was hätten Thränen neben dieser Leiche fließen können? Priester nahmen brennende Kerzen zur Hand, Bischöfe nahmen die Bahre auf ihre Schultern, ein langer Zug von Betenden schloß sich ihnen an; so ging die Wallfahrt zur Kirche über der Grotte der Geburt. Dort wurde die heilige Leiche öffentlich ausgestellt. Wie eine Schlafende lag sie da, unverändert blieb ihr schönes ernstes Antlitz. Von nah und fern strömten die Andächtigen herbei. Es fehlte kein Mönch, und wenn ihm seine Zelle, kein Einsiedler, und wenn ihm seine Abgeschiedenheit noch so lieb war. Sogar die Nonnen erhielten Erlaubniß, ihre Klöster verlassen zu dürfen. Man hätte es für eine Art von Kirchenberaubung gehalten, dieser wahrhaft Seligen nicht die letzte Ehre zu erweisen. Aber auch Bettler und Krüppel, Wittwen und Waisen mischten ihren Dank und ihre Lobsprüche in die Psalmen- gesänge, die eine ganze Woche hindurch in griechischer, syrischer, lateinischer und hebräischer Sprache über ihrem Grabe erklangen. Paula starb am 26. Januar 404, Abends nach Sonnenuntergang, in ihrem siebenundfünfzigsten Lebensjahre. Sie starb ärmer als die Armen, die sie je unterstützt hatte. Die ganze Sorge für ihre beiden Klosterstiftungen, in denen sich eine beträchtliche Anzahl von Mönchen und Nonnen befanden, war das irdische Erbe, welches sie ihrer geliebten Custodium hinterließ und welches diese mit derselben Hochherzigkeit antrat. „Der Herr regieret mich und nichts wird mir mangeln!“ (Ps. 22, 1.) In solchem Vertrauen auf Gott setzte sie das Werk ihrer Mutter fort. „Sei getrost, meine Custodium,“ so redet Hieronymus sie in Paula's Lebensbeschreibung an; „dir ist eine große Erbschaft heimge-

fallen, denn Gott der Herr ist dein Theil.“ (Klagl. 3, 24.) „Und damit du um so mehr dich erfreuest, so wisse, daß deine Mutter durch eine lange Marter ihre Krone errungen hat. Denn nicht im Blutvergießen allein besteht die Marter, sondern auch das ist eine, und zwar eine tägliche und langwierige, Gott dem Herrn mit unsträflichem und eifrigem Gemüthe dienen. Jene Marter verdienet einen blutrothen Kranz von Rosen; diese aber einen weißen, von Lilien. Dem Bräutigam im Hohenliede wird darum die rothe und weiße Farbe zugeschrieben, weil er den Ueberwindern, sei's im leiblichen, sei's im geistlichen Marterkampfe, diese Siegeskränze theilt. Deine Mutter, meine Custochium, ist dem Befehl des Herrn bei Jeremiaß (51, 6.) nachgekommen, welcher sagt: Fliehet mitten aus Babylon und erlöset eure Seelen. Das hat sie gethan. Sie hat ihr Vaterland verlassen, sie ist in Chaldäa geblieben, sie hat nie nach Egyptens Fleischtöpfen zurückverlangt. Unter jungfräulichen Schaaren ist sie eine Genossin unseres Heilandes geworden und aus dem armen Städtlein Bethlehem in's himmlische Jerusalem zu Ihm hinauf gestiegen. Jetzt sagt sie zu Ihm, wie einst Ruth zur Noemi: Wo Du bleibst, da will ich auch bleiben; Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott ist mein Gott.“ Und mit dem Anrufe an die Heilige schließt der Heilige: „So lebe denn wohl und ewig wohl, du selige Paula, und hilf durch deine Fürbitte dem hohen Alter Desjenigen, der dich immer geschätzt und geliebt hat. Dein Glaube und deine Werke haben dich Christo dem Herrn zugesellt und vor seinem Angesicht wird deine Bitte Erhörung finden.“

Custochium wurde zur Vorsteherin des Klosters in Bethlehem gewählt und lebte dort eine Reihe von Jahren mit dem Blick auf die Ewigkeit, abgestorben für die Welt. Aber in der Welt gedachte man ihrer: das Elend und die Armuth, um sie zu segnen; die Bosheit, um sie zu hassen. Der Irlehrer Pelagius warf die göttliche Gnade aus dem inneren Menschen heraus; wie hätte er die zarteste und höchste Blüthe, welche unter dem Strahl der Gnade sich entfaltet, das jung-

fräuliche gottgeweihte Leben, nicht verwerfen sollen! überdies ist es ein Zug, der alle Häresien als die Kinder eines Hauses charakterisirt: sie sind Gegner der heiligen Ascese und der Klöster, d. h. mit anderen Worten: sie sind Gegner der christlichen Vollkommenheit; und müssen es folgerichtig sein. Denn nur in der katholischen Kirche wird sie gehegt und gepflegt, und von dieser Kirche haben sie sich getrennt! Pelagius fand Schutz bei dem Erzbischofe Johannes von Jerusalem. Er wußte wohl, welche abgesagte Feinde seiner Irrlehre in den stillen Klöstern zu Bethlehem unter der Leitung seines gewaltigen Gegners, des uralten Grelses Hieronymus sich befanden. Er schickte eine wüste Bande dahin ab, um Rache an ihm und an ihnen zu nehmen. Paula's Kloster wurde in Asche gelegt, Mönche und Nonnen geschlagen und mißhandelt, ein Diakon umgebracht. Hieronymus zog sich in einen festen Thurm zurück. Gustochlum und ihre Nichte Paula entflohen mühsam dem Feuer und dem Schwerte und schrieben an den Papst Innocenz I., um sich über solche Gewaltthätigkeit und Grausamkeit zu beklagen. Der Papst nahm die Gefränkten in Schutz; aber Gustochlum starb bald darauf am das Jahr 419 und wurde neben ihrer Mutter beerdigt. Hieronymus hatte eine hohe Meinung von ihrem tiefen, starken und scharfen Geiste. Alles, was er schrieb, legte er ihr zur Beurtheilung vor, und sie war so fest in Christus eingesenkt, daß all ihre gelehrten Studien sie nie aus der inneren Sammlung und aus der Vereinigung mit Gott zu bringen vermochten. Ihre Nichte, die jüngere Paula, starb, wie sie gelebt hatte, „im Tempel und in der Wüste“ des Klosters. Sie war die Letzte ihres Hauses, das nun drei Generationen von Heiligen in den Himmel geschickt hatte. Es hatte seine Bestimmung wohl verstanden und in der Heiligkeit seine frühere Herrlichkeit begraben. Bei Christus entschwindet die Welt. Die letzte Tochter der Aemilier und Iulier ging unbekannt und friedlich unter zu Bethlehem in der Höhle des „verborgenen Gottes.“



## Die beiden Melanien.

„Geh' aus deinem Lande und aus deiner Verwandtschaft,  
und aus deines Vaters Hause, und komm' in das  
Land, das ich dir zeigen will.“ (Genes. 12, 1.)

Die ältere Melania war auch eine jener heilsdürstigen, feurigen Seelen, die, gleich dem heiligen Apostel Paulus, „Alles zum Schaden sich rechnen, was nicht Christus ist;“ war auch eines jener Werkzeuge Gottes, welches der Zeit ein großes Beispiel der Entsagung gab, und durch welches das christliche Rom zurückerstattete, was das heidnische geraubt hatte. Ihr Name wurde so glänzend und so groß, daß neben ihm der Name ihres Geschlechtes und ihres Vaters im Dunkel verschwunden sind. Ihr Vater hieß Marcellinus und war Consul im Jahre 341. Mit dem heiligen Priester Felix, der hundert Jahre früher zu Nola in Campanien vielfaches Märterthum litt, war Melania verwandt, war aus einer reichen altrömischen Familie, aber in Spanien geboren, wo sie große Besitzungen hatte. Sie wurde sehr früh vermählt; doch die Sorgen und Freuden des Ehestandes erstickten nicht das Verlangen ihres Herzens nach der höheren Vollkommenheit. Dies Verlangen war so lebhaft und aufrichtig, daß es ihre Seele frei von ungeordneter Neigung zu Mann und Kindern erhielt. Sie verlor ihn und zwei Söhne in einem und demselben Jahre. Sie betete den Willen Gottes an, der durch diese Todesfälle auf andere Wege sie wies, und ohne Thränen und Wehklagen sprach sie: „Herr, nun ist es mir verstattet, ohne Zerstreuung und ohne Rückhalt dir zu dienen.“ Melania war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt. Ein Sohn war ihr geblieben „zum Andenken eines ehemaligen Glückes“, sagt der heilige Paulin, Bischof von Nola, mit dem sie sehr befreundet war. Publicola hieß der Knabe; er war an Geist und Körper von der Natur mit den schönsten Eigenschaften ausgestattet. Sie übergab ihn zur Erziehung ihrem Verwandten, dem Präfecten von Rom, und erwählte noch an-

dere gelehrte und fromme Männer, welche die Aufsicht über ihn führen und seinen Unterricht leiten sollten. Ihre Vermögensangelegenheiten brachte sie ebenfalls mit der größten Pünktlichkeit in Ordnung. Ihr ganzes Vermögen bestimmte sie ihrem Sohne, der schon durch die Beerbung seines Vaters außerordentlich reich war; aber ihre eigenen ungeheueren Einkünfte behielt Melania sich vor und nahm zum Mitgenuß derselben die ganze leidende Christenheit an Kindesstatt an. Wie Marcella die erste vornehme Römerin war, welche das klösterliche Leben befolgte: so war Melania die erste vornehme Pilgerin, die nach dem Morgenlande wallfahrtete, um die evangelischen Rätke, welche sie annehmen wollte, in der Vollkommenheit geübt zu sehen. Sie reiste zuerst nach Egypten, als der hohen Schule der heiligen Ascese, und zu den alten Meistern des inneren Lebens. Der gelehrte Rufinus, Presbyter von Aquileja, der sich damals in Rom befand, wurde Melania's hochgeschätzter Reisegefährte. Durch Frömmigkeit, Wissenschaft, Bildung und Tugend, verdiente er ihr Begleiter zu sein. Im Jahre 372 verließ Melania Rom, welches staunend, aber mehr tadelnd als lobend auf diesen Entschluß der hochherzigen Frau sah. Sie hatte noch keine Vorgängerin gehabt; man wußte nicht, wie die Sache sich wenden, welch' Ende sie nehmen werde; man mißtraute der Beharrlichkeit der Jugend und überhaupt mißfiel es den Leuten, daß sie ein lebendiges Beispiel der Entfagung in dieser Frau bewundern sollten. Welt ist Welt, allezeit und überall! Der heil. Hieronymus stellt später einmal Paula und Melania zusammen und schreibt:

„Wenn Juden und Heiden solche Leben tadelten, so wäre das zu ertragen. Ja noch mehr: es wäre tröstlich, Denen zu mißfallen, welchen Christus selbst nicht gefallen hat. Aber ach! Christen tadeln! katholische Christen suchen nach einem Splitter im Auge des Nächsten! Durch ihren Tadel des ascetischen Lebens hat es wirklich den Anschein, als hofften sie dereinst auf geringere Strafen, wenn ganze Schaaeren mit ihnen zu Grunde gingen! Hätten Melania und Paula ihre

Zeit vergeudet mit dem Besuche der Bäder, und ihr Vermögen verschwendet für kostbare Salben und Essenzen, und ihren Wittwenstand mißbraucht zu unerlaubten Freiheiten, wer weiß, ob man sie nicht heilige Frauen nennen würde! jetzt aber, da sie im Bußkleide und in der Asche, mit Fasten und Weinen, in Armuth und Gebet ihrem Gott dienen wollten, jetzt schilt man sie hoffärtig.“ Hieronymus schmeichelt nie seiner Zeit. Aus solchen Aeußerungen ist zu entnehmen, daß die Stadt Rom, auch die christliche, nicht mit lauter Melanien und Paula's bevölkert war. Wie dem nun sei und welcher Hohn und Tadel sich über Melania ergossen habe, ihr wurde eine glänzende Genugthuung zu Theil, als sie fünf- undzwanzig Jahre später wie im Triumphzuge nach Rom zurückkam. Ueberhaupt hat ihr Leben etwas ungemein Strahlendes und ist dadurch ganz verschieden von dem ihrer heiligen Zeitgenossinnen, aber nicht minder lehrreich und erbauend. Denn wie vollkommen mußte sie sein, um — stehend auf dem Höhepunkt der Zeit, das Augenmerk der christlichen Welt, durch Geist und Tugenden die berühmteste Frau des vierten Jahrhunderts, verehrt und bewundert von den Vätern und Lehrern der Kirche, von einem heil. Hieronymus, einem heil. Augustinus, einem heil. Paulin von Nola, um sich zu jener wundervollen Ablösung von allem Irdischen und allem Erschaffenen zu erheben, welche der Altvater, Abt Ammois, seinen Mönchen mit folgenden Worten empfiehlt: „Wenn der Mensch nicht im innersten Herzen zu sich selbst spricht: Gott und ich — wir sind allein auf der Welt; so wird er nie Ruhe haben.“ Vielleicht hatte Melania diese Lehre von ihm selbst empfangen; denn sie brachte fast ein Jahr in Egypten zwischen den Meistern und Jüngern der Askese zu. Zuerst schiffte sie mit Rufinus von Rom nach Alexandrien, wo sie alsbald die gottseligsten Männer aufsuchte, unter denen der heil. Isidor, der Vorsteher des großen Spitals daselbst, weithin leuchtete. Von früher Jugend auf hatte er in der Wüste ein äußerst bußfertiges, demüthiges Leben geführt und die sündige Natur dermaßen abgetödtet, daß er mehr einem Engel

als einem Menschen ähnlich war. Der heil. Athanasius nahm ihn mit nach Rom, wo Isidor die äppige Römervwelt durch seine anansprechliche Anmuth für die Ascese begeisterte, denn Alles an ihm, seine Person, sein Blick, seine Sprache, sein Verstandniß der heiligen Schriften, seine Erkenntniß der göttlichen Lehre, Alles war bezaubernd, und ein solcher Uebreiz von Milde, Güte und Friedfertigkeit war durch Glaube und Andacht seinem ganzen Wesen aufgeprägt, daß die Heiden nicht bloß ihn selbst, sondern sogar seinen Schatten verehrten. Oftmals wurde sein Geist in der Betrachtung entzündet und zwar nicht bloß bei dem Gebet oder dem Gottesdienst; sondern mitten unter den Brüdern, beim Essen, vergaß er den leiblichen Genuß; die Speise entfiel seiner Hand, selige Thränen entströmten seinen Augen und verklärt saß er da. Fragte man ihn, weshalb er denn weine mitten in der wonnævollen Anschauung himmlischer Geheimnisse: so antwortete er: „Weil ich noch von irdischer Speise leben muß, statt von den Freuden des Paradieses.“ Der berühmte blinde Lehrer Didymus lebte damals auch in Alexandrien. In seinem vierten Jahre verlor er das Augenlicht, wodurch er verhindert wurde, lesen zu lernen. Dennoch brachte er es so weit durch die beständige Sammlung des Gemüthes vor Gott, und durch unabwendbare Aufmerksamkeit auf die Lehre von himmlischen Dingen und ihre Betrachtung, daß er ein großer Kundiger und Dolmetscher der heiligen Schrift wurde und altes und neues Testament Wort für Wort auswendig wußte, übersekte und erklärte. Als die arianischen Streitigkeiten einmal den großen heiligen Antonius nach Alexandrien führten, besuchte er den blinden Ascten und fragte ihn unter anderem, ob es ihm leid thue, blind zu sein? Didymus schwieg verlegen. Doch Antonius wiederholte die Frage und da mußte er freilich gestehen, daß er sich allerdings über seine Blindheit betrübe. „O mein Bruder,“ sprach Antonius, „gräme dich nicht, weil dir etwas fehlt, was auch Mücken und Fliegen besitzen. Freue dich vielmehr, daß dir durch die äußere Blindheit das innere Licht der Erkenntniß so hell aufgegangen ist.“ We-

lania besuchte häufig den frommen gelehrten Blinden, um aus seiner Schriftkunde Nutzen zu ziehen. Häufig ging sie auch zu einer Dienerin Gottes, die nicht weit von der Stadt in einer Felsengrabkammer sich eingeschlossen hatte und ein so einsiedlerisches Leben führte, daß während zehn Jahren nicht Mann, nicht Weib ihr Antlitz sah. Sie hieß Alexandra und Melantia erzählt von ihr: Ich habe sie nie gewahr werden können. Ich sprach mit ihr durch die kleine Oeffnung, in welche man ihr einige Lebensmittel in ihr Grab hinein reichte. Ich fragte sie einst, wie sie es möglich machen könne, sich aller menschlichen Ansprache zu enthalten, und in so gänzlicher Abgeschlossenheit, ohne alle äußere Hülfe, gegen Trägheit, Unlust und Niedergeschlagenheit des Gemüthes tapfer zu kämpfen. „Das kann ich dir auch nicht weiter erklären,“ sprach die selige Alexandra ganz einfach. „Ich weiß nur, daß ich vom Morgen an bis zur Non bete und Psalmen singe und dazwischen etwas in Leinwand nähe. Die übrige Zeit des Tages verbringe ich mit Betrachtung des Lebens der Patriarchen und Propheten, der Apostel und Blutzegen Christi. Abends esse ich mein Brod und die meisten Stunden der Nacht vergehen mit Psalmengebet. So flieheth die Zeit dahin und voll gutem Vertrauen harr' ich auf mein Sterbestündlein, das mich auflösen und vor meines Heilandes Angesicht stellen wird.“ Ich fragte weiter: „Was hat dich aber bewogen, du fromme Dienerin Christi, dich vor den Menschen und in diese Grabkammer zurückzuziehen?“ Die selige Alexandra gab mir zur Antwort: „Mit ungeordneter Zuneigung wendete ein junger Mann mir seine Liebe zu. Da habe ich mich lieber lebendig im Grabe verschließen wollen, als eine Seele bekümmern und verflören, die nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen ist.“ Nach zehn Jahren fühlte Alexandra, wie sich das so oft bei den Heiligen ereignet, daß ihr letztes Stündlein gekommen sei. Sie legte sich still und züchtig zurecht, wie man die Leichen bettet, und wartete so auf den ersuchten Augenblick. Als die Person, welche ihr Nahrung brachte, keine Antwort von ihr empfing, eilte sie mit dieser Nachricht

betrübt in die Stadt zurück. Man kam und brach die Thüre des Fessengrabes auf. Da fand man die fromme reine Magd entschlafen im Frieden des Herrn. Daß aber auch manchmal die Gottseligkeit nur der äußere Anstrich von ganz entgegengesetzten Eigenschaften war, macht ein Beispiel in dieser nämlichen Stadt Alexandrien und zu derselben Zeit recht einleuchtend. Palladius, Bischof von Helenopolis, der auch Melania's Leben beschreibt, erzählt es „den wahrhaft Frommen zum Lob, den Uebrigen zur Warnung.“ Ein Altvater sagt: „Von dem kleinsten Werk, welches der Mensch thut, bis auf das größte, ist Alles in Gefahr des Hochmuthes, sowohl die Werke, als die Gedanken.“ Und der Hochmuth, der die Seele von Gott ab- und dem Ich zuneigt, ist die Wurzel alles Bösen. Es hatte sich eine Jungfrau zu Alexandrien Christus dem Herrn verlobt. Sie lebte still und friedlich in ihrem eigenen Hause, wie das damals oft geschah. Sie war reich. Statt nun dem lieben Gott zu danken, daß Er sie würdige, eine arme Braut des armen Gottessohnes werden zu dürfen, bemächtigte sich der Hochmuth ihres Herzens und raunte ihr zu, daß sie etwas Großes thue und ein bewundernswerthes Opfer bringe. Sie gab diesen Einflüsterungen des bösen Feindes Gehör und betrachtete sich und ihren Entschluß mit Selbstgefälligkeit. Und dies Wohlgefallen an ihrer Handlungsweise brachte sie nach und nach dahin, daß sie allmählich die reine Absicht auf Gott ganz verlor und dem furchtbarsten aller Laster, das jeden Keim der Tugend versteinert, anheimfiel: dem Geiz, unter dem Schein der Gottseligkeit. Sie hatte eine kleine Nichte zu sich genommen und dies Kind wurde ihr Abgott. Sie lebte äußerst still, einsam und spärlich; doch weder Betrübte noch Bedrängte, weder arme Kirchen noch Klöster, sahen auch nur einen einzigen Heller ihres Vermögens; sie speicherte Alles für ihre Nichte auf und suchte sich zu überreden, dies sei tugendhaft und gottgefällig. Der heilige Isidor sah mit Betrübnis, wie sich diese arme Reiche mehr und mehr von ihrem Ziel entferne und er versuchte ihr eine Lehre zu geben. Er ging zu ihr

und sprach: „Ich weiß einen wahren Schatz von Juwelen zu kaufen, Hyazinthen und Smaragden, ein herrlicher Brautschmuck für deine Nichte! vor der Hand fordert man nur fünfhundert Goldstücke. Weißt du sie zahlen? ich gebe dir die Versicherung, daß jeder einzelne Stein viel mehr werth ist.“ „Ich bitte dich, kaufe mir die Juwelen,“ bat sie dringend. „Weißt du nicht mit mir gehen und sie zuvor anschauen?“ fragte Isidor. „O nein,“ entgegnete die Scheinheilige, „du weißt ja, daß ich nicht unter die Leute gehe.“ Ihr Herz brannte aber nach den Diamanten und sie drang dem heiligen Isidor die fünfhundert Goldstücke auf. Er machte sich mit dieser Summe froh davon und in sein Spital und verwendete das Geld für seine Krüppel, Bettler, Kranke und Pilger. Inzwischen harrete die Geizige mit Sehnsucht auf ihre Juwelen. Es kamen aber keine, und Isidor kam auch nicht. Sie verging vor Unruhe und Besorgniß; wagte jedoch nicht, den heiligen Mann an diese Sache zu erinnern. Endlich konnte sie ihr Verlangen nicht mehr bezähmen. Sie trat ihn in einer Kirche und fragte: „Nun, mein Herr, wie steht es mit den Smaragden und Hyazinthen?“ „O,“ sagte er, „ich habe dein Geld gleich für sie verwendet. Komm' in mein Haus, ich zeige sie dir, und gefallen sie dir nicht, so zahle ich die fünfhundert Goldstücke dir zurück.“ Diesmal ließ sie sich nicht länger einladen; sie ging mit Isidor in's Spital. In den unteren Räumen hatte er die Männer beisammen, in den oberen die Weiber. „Schau!“ sagte er, „wie gefallen dir diese Kleinodien der Kirche? sind sie nicht deines Goldes werth? habest du jemals Smaragden und Hyazinthen, die köstlicher gewesen wären?“ Beschämt verließ sie den heiligen Spitalmeister und bedauerte in ihrem Herzen, daß sie nicht freiwillig, sondern durch seine fromme List dazu genöthigt, ihm die fünfhundert Goldstücke für die Armen Christi gegeben habe. Bald darauf verheiratete sich ihre Nichte und starb kurz nach der Hochzeit. Für wen hatte sie nun ihre Schätze gesammelt? Sie ging in sich und gab sie Gott, wie sie sich das in den Tagen ihrer Jugend vorgenommen hatte, und

sie segnete den gottseligen Isidor \*), der ihr eine so heilsame Lehre gegeben hatte.

Isidor fand in Melania eine so heilsdarftige Seele, daß er sich mit großer Liebe ihrer annahm und selbst nach der Wüste Nitria sie begleitete. Da hielt sie sich sechs Monate im Pilgerhause auf und war so glücklich, jene Männer zu sehen, die, dem Leibe und den Leidenschaften nach so abgetödtet waren, daß der heilige Geist sie würdigte, seine lebendigen Tempel zu werden. Einer von diesen war der neunzigjährige Greis Hor, mit seinem schneeweißen Haar und seinem unschuldigen fröhlichen Kinderantlitz. In der äuffersten Wüste hatte er sich lange Jahre geübt in dem Kampfe einer Seele, die nach der Vereinigung mit Gott ringt, und die Alles und Jedes, den Balken und den Splitter, aus dem Wege räumt, was sich zwischen sie und den Gegenstand ihres Verlangens drängt. In diesem geistlichen Streit, den die äufferste Demuth und die unüberwindlichste Geduld allein siegreich führen, und in dem die glänzendsten Eigenschaften ohne diese beiden Tugenden kläglich unterliegen, war der greise Hor zu einer solchen Höhe des Geisteslebens empor gestiegen, daß Gott ihn zum Meister und Lehrer anderer Seelen haben wollte. Denn Meister in einer Sache kann nur Der werden, der selbst Lehrling und Gesell war. Gilt das für Den, der ein Paar Schuhe macht, um wie viel mehr muß es gelten in der schwierigsten und wichtigsten Kunst: die Seelen, und oft so rebellische, unfügige Seelen! zum Ebenbilde Gottes umzubilden. So war Hor nach Nitria gekommen und fünftausend Brüder blickten mit großer Ehrfurcht und Liebe zu ihm empor, denn er wandelte und schaute im Lichte des Glaubens. Ein fremder Bruder war halbnackt vor ihm erschienen und hatte um Kleider gebeten. „Gib ihm keine,“ sprach Hor zu seinen Mönchen; „aber hol ihm die seinen wieder. Er hat sie da und dort versteckt, um von uns Bessere zu erhalten.“ Niemand wagte seitdem

---

\*) Bei einem anderen Autor wird dieser Spitalmeister Macarius genannt.



ein unwahres Wort zu sagen. Er selbst sprach nur von geistlichen Dingen und litt nie, daß man ihm auch nur eine Sylbe aus der Welt erzählte. Seine inneren Erlebnisse theilte er mit, zur Warnung und Belehrung; aber immer als von einem Anderen. Und so erzählte er auch einmal in Melaniens Gegenwart: Ein Anachoret hatte einst eine schwere Versuchung zum Hochmuth, als ob Gott ein großes Wohlgefallen an seiner Tugend haben müsse. Da erschien ihm ein herrlich strahlender Mann und sprach zu ihm: Ich bin mit dir zufrieden, Menschenkind! darum will ich dich vor Aller Augen erhöhen und wie den Propheten Elias bei Leibesleben zum Himmel führen. Aber zuvor bete mich an. Dem thörichten Mönch hatte Anfangs das Herz vor Freude geklopft bei dieser Anrede; allein der Schluß machte ihn betroffen. Ich bete ja täglich meinen Gott und Heiland an, dachte er bei sich selbst; und wenn dies der Herr wäre, so würde er es ja wissen. Schwelgend machte er das heilige Kreuzzeichen und die Erscheinung zerfloß in Dunst. Aber so nahe ist die alte Schlange dem Hochmüthigen und so gern versucht sie ihm zuzuzischen: Du wirst sein wie Gott! Ein anderer Einsiedler, erzählte Hor, hatte seine Abgeschiedenheit in der Wüste so lieb, daß er sich nicht entschließen mochte, dem Rufe Gottes zu folgen, der ihn zu einem Diener anderer Seelen auf dem Wege der Vollkommenheit bestimmt hatte. Der Einsiedler betrübt und fürchtete sich sein eigenes Heil dabei in Gefahr zu bringen. Da schickte ihm Gott einen Engel, der tröstend zu ihm sprach: Sei getrost! es ist der Herr, der dies schwere Amt dir auferlegt und der dich überköniglich belohnen wird. Denn so viele Seelen du für ihn gewinnst, so viele Stufen kommst du ihm näher in der Seligkeit. Aber hüte dich vor eitler Selbstgefälligkeit. So erzählte der gottselige Greis viel Erbauliches und Lehrreiches, was, wie die Mönche versicherten, seine eigenen Erlebnisse waren. Melania sagt von ihm, er habe nie eine Unwahrheit, nie einen Schwur, nie eine böse Nachrede und nie ein überflüssiges Wort über seine Lippen gebracht.

Von dem Altvater Pambo hatte Melania schon durch Isidor eine sehr hohe Meinung, die zur innigsten Verehrung wurde, als sie ihn zu Nitria kennen lernte. Der Greis war beständig eingedenk der Mahnung seines großen Meisters Antonius: „Vertraue nicht auf deine eigene Gerechtigkeit und fessele deine Zunge.“ Demuth nach Innen, Schweigsamkeit nach Außen sind zwei gute Wächter vor der Thüre des Herzens. Melania erzählt mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit, wie es ihr bei ihrem ersten Besuche ergangen sei: „Isidor, der Priester Gottes, führte mich zu dem seligen Pambo, der emsig bei der Arbeit saß und Palmzweige zu Matten verflocht. Ich ließ von dem Silbergeräthe, das ich aus Rom mitgenommen, dreihundert Pfund an Gewicht vor ihm niederlegen und bat ihn, diese Gabe gütig anzunehmen und für die Bedürfnisse der Klöster zu verwenden. „Gott lohne deine Liebe,“ sprach Pambo zu mir und zu einem seiner Jünger: „Nimm dies und Sorge, daß es an unsere Brüder in Lybten und in den Inseln \*) vertheilt werde; denn sie haben es oftmals sehr nöthig. Den Klöstern in Egypten gib aber nichts; in dem fruchtbaren Lande leiden sie keinen Mangel.“ Ich stand unterdessen da und wartete, ob der selige Greis mir nicht seinen Segen geben oder wenigstens ein freundliches Wort sagen würde. Er schwieg aber und das Silbergeschloß wurde fortgetragen, ohne daß er es eines einzigen Blickes gewürdigt hätte. Da sprach ich: „Mein Herr und Vater, damit du wissest, was ich dir gebracht habe: es sind 300 Pfund Silber.“ Ich richtete damit aber nichts aus, denn ohne seine Augen auf mich zu wenden, antwortete der Diener Gottes. „Meine Tochter, Derjenige, dem du dies Geschenk gibst, hat nicht nöthig, von dir zu erfahren, wie viel Pfund es wiegt. In seiner Wage liegen die Hügel und Berge; da wird er schon das Gewicht deines Silbers wissen.

---

\*) Die Alten nannten die Oasen, weil sie wie Eilande im Meere, in der Wüste liegen: Inseln. Die große lybische Oase hieß wegen ihrer Fruchtbarkeit bei den Griechen: die Insel der Glückseligkeit.

Hättest du es mir gegeben, so thätest du wohl daran, mich darauf aufmerksam zu machen. Da du es aber dem Gott geschenkt hast, der den Heller der Wittwe zählte und lobte: so wär' es besser, du schwiegest." Kurz darauf starb der Diener Gottes, ohne Krankheit, sanft und schmerzlos. Er flocht gerade einen Korb, als sein letzter Augenblick kam. Er ließ Melania rufen und sagte: „Ich habe nichts, was ich dir geben könnte, als diesen Korb; nimm ihn und gedenke meiner.“ Zu den Brüdern aber sprach er: „Seit ich meine Zelle in der Wüste erbaute und bewohnte, hab' ich kein Stück Brod gegessen, das ich nicht mit meiner Hände Arbeit verdient, und kein Wort gesprochen, das ich je bereut hätte; und doch sehe ich jetzt ein, meine Brüder, daß ich ein gottseliges Leben noch gar nicht recht angefangen habe.“ Selbst und Gut verschenkte Melania mit vollen Händen; allein den Korb, den Pambo, und die Melote<sup>1)</sup>, die Macarius ihr schenkte, behielt sie. Einst hörte sie auch die Ermahnungsrede, mit welcher der greise Mönch Pinuphins einen jungen Novizen aufnahm und unter Anderem zu ihm sprach: „Von heute an muß nach der Lehre des heiligen Apostels Paulus (Gal. 6, 14.) die Welt dir und du der Welt gekreuzigt sein.“ Und willst du wissen, wie das bei Leibesleben geschehen könne, so sag' ich dir: unser Kreuz ist die Furcht Gottes. Wer am Kreuz hängt, kann seine Glieder nicht regeln und bewegen, wie er wohl möchte: so müssen wir unsern Willen und unsere Wünsche lediglich vom Befehl Gottes abhängig machen. Wer am Kreuz hängt, ist der Welt und den Geschöpfen abgestorben, und wenn ihm auch das Herz noch schlägt: so müssen auch wir irdischen Freuden und Begierden abgestorben sein und unsern Sinn einzig und allein der Ewigkeit zuwenden, in die wir jeden Augenblick berufen werden können. Wer am Kreuz hängt, begehrt nichts mehr von all den Dingen, die er verlassen hat: so müssen wir von der Furcht Gottes dermaßen unser ganzes Gemüth ein-

---

1) Gals- oder Schaffel, das zur Kleidung der Einsiedler gehörte.

nehmen lassen, daß wir eine aufrichtige Verachtung gegen Welt und Zeitlichkeit empfinden. Und diese Verachtung ist die wahre Mutter der Demuth. Denn wenn wir wirklich auf nichts Irdisches Werth legen: so verachten wir unsern Eigenwillen, unser Wohlbehagen, unsere Werke gerade so aufrichtig, wie alles Uebrige, und thun wir das, aber nicht mit den Lippen, sondern aus ganzem Herzen: so sind wir demüthig. Kennzeichen der Demuth ist es, wenn der Mönch seinen Willen bis zu gänzlicher Abtödtung verläugnet; seinem geistlichen Vater Gedanken und Handlungen kindlich anzeigt und demselben überläßt, sie zu beurtheilen; in allen anbefohlenen Dingen mit Geduld und Sanftmuth den Gehorsam übt; Keinem eine Unbill zufügt, hingegen die ihm zugefügte mit Langmuth erträgt: seine Zunge im Zaum hält und sich selbst für den geringsten Menschen schätzt. Demuth aber ist der Anfang unsers Heils, denn sie zermalmt das Herz durch Reue und diese Zerknirschung tödtet den eigenen Willen. Durch die Abtödtung des eigenen Willens werden aber auch die Laster ausgerottet. Auf deren Vertilgung folgt die Frucht der Tugenden. Tugend gibt Reinheit des Herzens und das reine Herz gelangt zur vollkommenen Liebe.“

Viele andere Lehren hörte sie von den weisen und frommen Altvätern in den Wüsten, „die freilich zuerst den Mönchen galten, doch für alle Menschen beherzigenswerth sind, wie z. B.

„Hüte dich, deinen Nächsten zu verachten; denn du weißt nicht, ob der Geist Gottes in ihm oder in dir ist.“

„Der eigene Wille ist eine Mauer von Erz zwischen Gott und dem Menschen.“

„Es gibt keine größere Tugend für den Menschen, als Niemand zu verachten, außer sich selbst.“

„Wie gelangt der Christ zur wahren Demuth?“ fragte ein junger Mönch. „Wenn er allezeit seine Sünden beherzigt;“ antwortete ein Greis.

„Wenn einem Mönch,“ sagte Macarius, „Tadel wie Bob

ist, und Armuth wie Reichthum, und Fasten wie Essen: so wird er kein schlimmes Sterbstündlein haben."

"Ach!" seufzte er, „wenn unsere Zerstreuung im Gebet und unsere Nachlässigkeit beim Psalmengesang uns nachgerechnet wird, so werden wir schwerlich selig werden."

„Armuth, Demuth und Geduld in der Trübsal sind das beste Handwerkszeug eines Mönches," sagte der Abt Moyses.

Dem Abte Poemen erzählte man von einem Bruder, daß er in jeder Woche sechs Tage faste, jedoch sehr zornmüthig sei. „O hätte er sich doch mehr darauf verlegt, den Zorn zu überwinden, als im Fasten sich zu üben!" rief Poemen.

„Wer mit andern Leuten lebt, sei wie eine Bildsäule, die sich nicht erzürnt, wenn sie geschmähet, und nicht überhebt, wenn sie gelobt wird."

„Stimmen unsere Werke nicht mit unserm Gebetsseifer zusammen, so ist der ganze Handel vergeblich."

„Die Fliegen und Mücken fallen nicht auf einen siedenden, sondern auf einen lauen Topf. So wagen sich die Versuchungen des Teufels nicht an den Mönch, der vom Feuer der göttlichen Liebe entzündet ist, wohl aber an den Trägen und Launen."

„Kämpft der Mensch wacker, so wird er auch manchen Sieg erkämpfen."

„Wer selig werden will, muß bei allen Gelegenheiten ein starkmüthiges Herz haben."

Von dem kleinsten Werk, welches der Mensch verrichtet, bis auf das größte, ist Alles in Gefahr des Hochmuths, Werke sowohl wie Gedanken."

„Spricht nicht der Mensch in seinem Herzen: Gott und ich, wir sind allein auf der Welt; so wird er nimmer Ruhe haben."

Aber auch von der Frucht hörte Melania erzählen, welche diese Lehren trugen, von der wunderbaren Frucht des Gehorsams, der bis zu einer übernatürlichen Selbstverleugnung geübt wurde. Zwei junge Novizen wurden in die tiefe Wüste

mit einem Korbe voll Feigen zu einem kranken Einsiedler geschickt. Sie gingen irr, verfehlten den Weg und verschmachteten. Man fand sie später entseelt, in betender Stellung und in dem Korbe neben ihnen fehlte nicht eine Feige!

Dem Abt Sylvan warfen seine Jünger vor, daß ihm der Bruder Marcus lieber sei, als sie alle Gilt. Diese Klage kam anderen Älvätern zu Ohren und sie gingen zu Sylvan, um ihn zur Rede zu stellen. Statt sich zu vertheidigen, führte er sie vor jede Zelle, klopfte an und rief den Bruder bei Namen. Es erschien aber Keiner auf den ersten Ruf. Die Zelle des Marcus war die letzte, und kaum hatte Sylvan dort angeklopft, so stand auch schon Marcus auf der Schwelle und fragte nach dem Befehl. Sylvan schickte ihn mit irgend einem Auftrag fort, ging dann mit den Älvätern in die Zelle und zeigte ihnen, wie pünktlich im Gehorsam Marcus sei; denn er war mit Abschreiben beschäftigt gewesen und den Buchstaben O hatte er, ohne ihn zusammenzuziehen, verlassen. Da staunten die Väter und sprachen: „Wahrlich, du hast recht den Bruder Marcus zu lieben und auch wir wollen künftig ihn lieben, denn ohne Zweifel liebt Gott ihn sehr.“

Zu dem Bruder Johannes dem Kleinen sprach sein Abt: „Fange uns die Löwin ein, die den Einsiedlern den Weg zur Kirche so unsicher und beschwerlich macht.“ Johannes nahm einen Strick und ging nach dem einsamen Kirchlein. Die Löwin ließ nicht auf sich warten, doch statt den frommen Johannes anzufallen, floh sie vor ihm. Er lief ihr nach und rief: „Steh' still! mein Vater hat mir befohlen, ich soll dich fangen.“ Und das wilde und grimmige Thier stand still und ließ sich binden. Mit grenzenlosem Erstaunen sah der Abt spät am Abend seinen Johannes daher kommen und die Löwin unbefangen am Strick führen. Um ihn in der Demuth zu erhalten, eilte er ihm entgegen, gab ihm ein Paar Streiche auf die Schulter und rief: „Thörichter Mensch! wie kannst du uns das wilde Thier herbringen!“ Sanftmüthig löste Johannes die Löwin vom Strick ab und sie floh ihrer Wildniß zu.

Rufinus, der Melania überall begleitete und noch länger als sie zwischen den Asceten lebte, sagt ausdrücklich: „In allen Klöstern ist die erste und vornehmste Tugend: der Gehorsam. Kein Mönch wird von dem Abt aufgenommen, der nicht in der Probezeit vielfach geprüft und also befunden worden ist, daß er keinem Befehl des Abtes sich entziehe, möge derselbe noch so hart, schwer und unbillig sein. Daher sind auch die gemeinschaftlich lebenden Brüder mit nichts minder vollkommen, als die Anachoreten.“ Rufinus bezeugt auch, mit eigenen Augen im Vorhof eines Klosters das Bäumchen gesehen zu haben, an welchem der Bruder Johannes der Kleine dem vollkommenen Gehorsam gäht, indem er auf Befehl seines Abtes Pachomius drei Jahre lang nichts gethan, als einen trocknen Stecken begossen habe. Darauf grünte das Bäumchen, blühte und trug Früchte, die der heilige Abt in die Versammlung der Brüder brachte und sprach: „Kostet die süße Frucht des heiligen Gehorsams.“ Alle Väter stimmten in der Ansicht überein, daß Gott von denen, welche sich zum geistlichen Leben entschlossen, nichts weiter begehre, als die mühsame Erntlingsfrucht des heiligen Gehorsams; aber eines so vollkommenen, daß nicht bloß dem Abt oder sonstigem Vorgesetzten, sondern auch dem geringsten Bruder um Gottes Willen gehorsamt werde. Und da wurde erzählt, daß ein Mönch aus Reid zu seinem frommen Mitbruder sagte: „Steige in den Nil hinab zu den Crocodillen.“ Der gehorsame Bruder that es bereitwillig; und da kamen die Crocodile und leckten seine Füße. Denn „alle Creatur harret auf die Offenbarung der Kinder Gottes.“ (Röm. 8, 14.) Und ein Kind Gottes und Bruder des Gottessohnes, der das Kreuz zum Scepter machte, ist der durch den heiligen Gehorsam gekreuzigte Mensch. Deshalb sagte auch der Abt Hyperichion: „Wer diese Tugend besitzt, wird Alles erlangen, was er begehrt, und wird furchtlos vor dem Angesichte unsers Herrn Jesu Christi erscheinen. Denn er folgt ja an's Kreuz unserm Herrn und Heiland, der gehorsam war bis in den Tod.“ Auch von der Friedfertigkeit und kindlichen Ein-

falt der Anachoreten hörte Melania Vieblihes erzählen; einen Jüng unter vielen, der ihr besonders anmuthig erschien. Zwei greise Altväter bewohnten seit langen, langen Jahren eine und dieselbe Höhle in der Wüste. Sie hatten stets in einer so vollkommenen Eintracht gelebt, weil sie sich beide um die Wette beflissen, nichts zu wollen und zu thun als den Willen Gottes, daß sich nie auch nur die mindeste Verschiedenheit der Meinung, viel weniger eine Uneinigkeit zwischen ihnen fund gegeben hatte. Ja, ihre Friedfertigkeit ging so unglaublich weit, daß sie gar nicht begreifen konnten, was und wie das sei, wenn Leute einen Zank hätten. Da sprach nun einmal der eine heilige Greis zum andern: „Mein Bruder, wir dienen Gott dem Herrn so leicht und so froh, daß wir von unserer Eintracht gar kein Verdienst haben. Laß uns versuchen, einen kleinen Unfrieden zwischen uns zu stiften. Das soll ja in der Welt recht häufig geschehen. „Wie du willst, mein Bruder!“ erwiderte der andere Greis; „nur weiß ich nicht, woher uns Unfriede kommen soll.“ „Aus der Behauptung und Vertheidigung des Mein und Dein entspringt in der Welt am leichtesten Zank und Streit,“ antwortete der Erste. „Gut!“ sprach der Andere, „so soll denn jeder von uns behaupten, daß dieser Stein, den ich jetzt zwischen uns lege, ihm gehöre, und daraus wird denn wohl Unfriede entspringen.“ Der fromme Altvater legte die Hand an den Stein und sprach: „Dieser Stein gehört also mir.“ — „Nein, mir!“ sagte der Andere und streckte die Hand danach aus. „Ich behaupte, daß er mein ist!“ behauptete der Erste. „Nun so behalt' ihn, mein Bruder!“ entgegnete sanftmüthig der Zweite, und der Zank kam nicht zu Stande.

Gegen diese wehrlosen Kämmer der Heerde Christi richtete Kaiser Valens, der den Arianern geneigt war, seine große Verfolgung, gerade als Melania in Egypten war. Da segnete sie Gott den Herrn für den Reichthum, den er ihr gegeben hatte; denn sie ernährte fünftausend aus ihren stillen Zellen verlassene Mönche und nahm sich mit heldenmüthigem Bekenntniß ihres katholischen Glaubens der verfolgten Bischöfe



und Priester an. Rufinus wurde auch in die Verfolgung verwickelt; Melania aber nicht, durch eine besondere Zügung Gottes, der sie brauchen wollte für seine in's Elend geschickten Diener. Der arianische Statthalter von Alexandrien schickte auf Befehl des Kaisers eilf ägyptische Bischöfe, Abt Paphnutius von Scete, Abt Isidor von Hermopolis, viele andere Geistliche und Einsiedler, im Ganzen 126 Personen, nach Diocäsarea in Palästina; und Melania folgte unerschrocken diesen Bekennern Christi nach und sorgte für alle ihre Lebensbedürfnisse, wie eine treue Tochter und Schwester. Der Statthalter von Syrien hatte verboten, diesen Bekennern irgendwie Beistand zu leisten. Man wollte sie nicht gerade öffentlich, doch sehr gern heimlich zu Tode martern und deshalb im Elend umkommen lassen. Melania sorgte aber dafür, daß dies nicht geschehe, und so streng sie bewacht wurden, immer fand sie Mittel und Wege, um die Wachen zu bestechen und die Gefangenen zu erquicken. Um kein Aufsehen zu machen, hüllte sie sich in Sclavenkleider und schlich Nachts zu den heiligen Bekennern. Der Landvogt von Palästina hörte von dem vielen Golde, das diese Frau mit grenzenloser Freigebigkeit für die Gefangenen hingab; er mochte hoffen, ihr ein Lösegeld abzupressen und befohl, sie in den Kerker zu werfen. Da ließ sie ihm mit ruhiger Hoheit sagen: „Ich heiße Melania, war die Tochter eines römischen Consuls und die Gattin eines römischen Senators, bin aber jetzt eine Magd Christi und trage deshalb, nicht aus Furcht und nicht um mich zu verstecken, die Gewänder der Armuth. Wähne also nicht, mich schrecken zu können. Ich mache dir diese Mittheilung, damit du wissest, mit wem du zu thun hast.“ Der Landvogt änderte sogleich sein Verfahren, gab sie frei, behandelte sie mit großer Ehrerbietung und gewährte ihr fortan ungehindert Zutritt zu den Bekennern. Nachdem deren Verbannung aufhörte, ging Melania nach Jerusalem und erbaute dort ein Kloster, in welches sie sich mit fünfzig gottseligen Wittwen und Jungfrauen zurückzog, um arm und abgeschieden, mit Gebet und

Arbeit ihrem Gott zu dienen. Während sie in so großer Dürftigkeit und Unscheinbarkeit über zwanzig Jahre lebte, vollbrachte diese reiche Arme, diese demüthig Vornehme ungeheure Werke der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit. Ununterbrochen flossen ihr aus Rom, wie Del in die Ampel für das ewige Licht, königliche Einkünfte zu und ununterbrochen strömten sie aus ihren Händen in die ganze christliche Welt. Da war weder in Persien noch in England, weder im Süden noch im Norden Noth in einer Kirche, einem Kloster, einem Spital, einem Gefängniß; Melania kam ihnen zu Hülfe und wußte immer und überall Rath zu schaffen. Sie war eine „*Consolatrix afflictorum*“ des großen christlich-römischen Kaiserreiches. In Jerusalem hatte sie eine Herberge gestiftet, worin sie Pilger, Fremdlinge, Reisende, Bettler wie Reiche, Kranke wie Gesunde, Weltliche wie Geistliche aufnahm und Jeden nach seinen Bedürfnissen verpflegte.kehrten diese Leute aus allen Ländern und Nationen wieder in ihre Heimath zurück und erzählten sie von den Herrlichkeiten des gelobten Landes, so rechneten sie auch dazu diese gebenedeite Melania mit ihren Werken der heiligen Liebe, und so wurde sie bei fremden Völkern und in fremden Zungen schon bei Leibesleben selig gepriesen. Der heilige Hieronymus hatte eine solche Verehrung für Melania, daß er sie eine zweite heilige Thesla nannte. Er wußte keinen schöneren Namen ihr zu geben, als den dieser geistlichen Tochter des heiligen Apostel Paulus, dieser ersten christlichen Martyrin, indem Melania auch die Erste in ihrer Zeit und zwischen ihren Standesgenossinnen war, die über die Meere ging, um dort zu dienen, wo ihr Gott dienstbar gewesen war. Wie eine andere Mirjam führte sie den Reigen der Töchter Israels, Bußlieder singend, durch die Wüste, und zog sie schaarenweise sich nach in das himmlische Canaan. Palladius schreibt über Melania: „Sie lebte so, daß sie keinen Menschen beleidigte, sondern fast der ganzen Welt Gutes erzeugte.“ Denn ihre Milde und Liebe öffnete ihr die Gemüther und ihre Gottseligkeit benutzte diesen heilsamen Einfluß, um auf die Seelen

zu wirken und sie für das Himmlische zu gewinnen. Ein Kloster in Jerusalem war von der Irrlehre des Macedonius angesteckt, welcher den heiligen Geist als dritte Person der Gottheit läugnerte. Vierhundert Mönche waren in diesen Irrthum verwickelt. Da es ihnen auch in zeitlichen Dingen übel ging, und Krankheiten und mannigfache Nöthen sie heimsuchten: so ergriff Melania diese Veranlassung, um ihnen zuerst in äußern Angelegenheiten hülfreiche Hand zu bieten. Dadurch wurde sie mit den einflußreichsten unter ihnen bekannt, und ganz allmählich wendete Melania nun ihre Theilnahme den geistlichen Nöthen zu und wurde durch milde Weisheit ein Werkzeug der Gnade Gottes, um diese Irrthümer wieder auf den richtigen Weg zu führen und mit der Kirche zu versöhnen.

Einst kam ein Jüngling Namens Evagrius aus Constantinopel nach Jerusalem und in Melanien's Herberge für Pilger. Er war krank und trotz ärztlicher Sorgfalt und aufmerksamer Pflege blieb er auch krank; ein inneres Fieber rieb ihn auf, das allen Mitteln widerstand; denn es hatte seinen Sitz in einer kranken Seele, in einem fiebernden Herzen. Das erkannte Melania und deshalb nahm sie sich mit besonderer Theilnahme des armen Jünglings an. Wirklich gewann sie dermaßen sein Vertrauen, daß sie eines Tages zu ihm sprechen durfte: „Mein Sohn, deine Krankheit hat keinen natürlichen Grund. Du kannst nimmer genesen, so lange dein Gemüth leidet. Was ist es denn, was dein Herz betrübt und quält? sprich, mein Sohn, vielleicht können wir mit Gottes Gnade durch andere Mittel dir helfen, als durch Arznei.“ Da antwortete Evagrius: „Du hast recht, meine Mutter! kein Arzt der Welt kann mir helfen! nur Gottes Gnade und die Fürbitte gottliebender Seelen.“ Und er vergoß Ströme von Thränen. „Gottes Gnade ist unermesslich,“ sprach Melania liebevoll, „und wir haben ja hier in den Klöstern fromme Seelen, welche gern Tag und Nacht deinetwegen Gott bestürmen werden; also vertraue mir dein Anliegen an.“ Nun sprach Evagrius: „Ich bin aus Pon-

tas gebärtig; der milde, weise, hochgelehrte Bischof Gregor von Nyssa erkannte in mir gute Anlagen und weihte mich zum Lector und dann zum Diakon. Als er in Kirchenangelegenheiten nach Constantinopel reiste, nahm er mich mit und der dortige Erzbischof Nectario glaubte, daß ich ein geschickter Kämpfer gegen das Unwesen mannigfacher Irrlehren sein würde und ließ mich durchaus nicht wieder fort. Ich schrieb und predigte nun zwar wider allerhand Ketereien und hatte viel Zuhörer und großes Lob; aber ach! mein Herz wurde hingerissen zu sündiger Liebe gegen die Gattin eines vornehmen Mannes, die ihrerseits eine strafbare Neigung für mich hatte. Ich fürchtete Gott und bat ihn angsthaft, mich zu retten aus der schweren Versuchung; und doch mochte ich nicht das thun, was mich gerettet hätte: ich floh nicht hinweg, und je länger ich blieb, desto unmächtiger wurde ich gegen die böse Leidenschaft. Da schrie ich zu Gott um Hülfe in dieser großen Noth und er schickte mir ein Traumgezicht: in schwere Kerkerhaft wurde ich geworfen und ein Engel erschien mir und sprach: Hier wirst du umkommen, wenn du nicht auf der Stelle entfliehst. Schwöre mir auf dies Evangelienbuch, morgen die Stadt zu verlassen und ich helfe dir zur Flucht.“ Trost der unverhofften Rettung legte ich den Schwur ab und erwachte. Aber die Stimme des Engels klang noch in meinem Ohr und immer hörte ich die Worte: hier wirst du umkommen! Der Kerker, der mich gefangen hielt, war Constantinopel, und die Kette, die mich fesselte, war die sündhafte Liebe. Ich raffte all meine Kraft zusammen, brachte meine Habseligkeiten auf ein Schiff und floh in's gelobte Land. Aber ach! der böse Feind verläßt mich nicht und quält mich unablässig mit der furchtbaren Versuchung, das geistliche Kleid von mir zu werfen, in die Welt zurückzukehren und zu leben, wie die Welt lebt.“ Nachdem Evagrius mit dieser Trostlosigkeit so gesprochen hatte, antwortete Melania liebevoll: „Gewiß, mein Sohn, du bedarfst recht sehr der Gebethshülfe und wir wollen Gott den Allmächtigen dringend bitten, daß er dir Kraft an Leib und Seele schenken

wolle; aber dafür versprich ihm, aufrichtige Buße zu thun, wenn es ihm gefallen sollte, dein Leben zu verlängern.“ Das versprach Evagrius und Melania und alle frommen Seelen, welche um sie versammelt waren, ließen nicht ab, Gott mit Bitten für den schwerkämpfenden Jüngling so lange zu bestürmen, bis er ihm himmlische Schaaren zu Mitkämpfern schickte, welche den uralten Feind des Seelenheils besiegen halfen. Evagrius genas und fand in dem Entschluß, Buße zu thun, seine Ruhe und seine Kraft wieder. Melania brachte ihm sein geistliches Kleid und nachdem er es angelegt hatte, zog er von dannen nach Egypten und zuerst nach Nitria, wo er die Anfänge des ascetischen Lebens übte; dann in die Ginde der sogenannten Zellen oder Cellia. Fünfzehn Jahre brachte er in diesen Wüsten und in dem Kampfe mit seiner Natur und seinen Leidenschaften zu. Nie genoß er eine andere Nahrung als Wasser und rohe wilde Kräuter, und konnte er mit Fasten und Gebet die Feinde des Heils nicht in die Flucht schlagen: so griff er auch wohl zu heroischen Mitteln, wie er denn einst, als Versuchungen zum Unglauben und zur Gotteslästerung ihn heftig plagten, während der glühenden Sommerzeit vierzehn Tage in afrikanischer Hitze unter freiem Himmel blieb. Dieser Vorgeschmack der Strafe der Verdammten sollte ihn vor dem ewigen Feuer bewahren. Ein anderes Mal überfiel ihn der unlautere Geist; da stieg Evagrius in einen eiskalten Brunnen voll giftigem Gewürm hinab und blieb darin, bis er halberstarrt von der Kälte des Wassers war. Das Gewürm that ihm aber nichts zu leide und der unlautere Geist wich von ihm, als er sah, daß Evagrius den Tod des Leibes weniger scheute, als den Tod der Seele und mit der heiligen Furcht Gottes die Versuchung überwand. Die Sünde ist wohl ein Goliath; aber die Liebe zu Gott ist ein David, und David besiegt den Goliath! Auf solche Weise verzehrte Evagrius Leib und Leben; allein die Seele erfüllte Gottes Gnade mit dem heiligen Geist, so daß er durch Weisheit, Wissenschaft und Erkenntniß weithin leuchtete. Als man ihm die Nachricht vom Tode seines Vaters brachte,

sprach er lächelnd zu dem Boten: „Wohl mir, daß ich einen unsterblichen Vater, Gott den Allmächtigen, im Himmel habe!“ So abgestorben war er gegen Fleisch und Blut.

Es ist sehr lehrreich und warnend für die menschliche Gebrechlichkeit, daß diese fromme und reine, kluge und hochherzige Melania an den Rand eines tiefen Abgrundes streifte. Rufinus, den Palladius „den sanftmüthigsten und gelehrtesten der Menschen nennt,“ lebte in einem Kloster am Delberg zu Jerusalem und machte von dort öftere Reisen nach Egypten und auch zu den Mönchen auf dem Sinai. Wahrscheinlich in Alexandrien, wo Origenes im Anfang des Jahrhunderts Catechet an der Schule der Catechumenen gewesen war und wo sein Andenken in höchsten Ehren stand, wurde Rufinus so eingenommen für diesen gewaltigen Geist, daß er alle Lehren und Ansichten des großen Lehrers ohne Unterschied und ohne Prüfung annahm, und in Folge davon auch dessen Periarchon übersetzte, ein Werk, das namenlos in Rom erschien und dort viel Unheil stiftete, wie schon im Leben der heiligen Marcella erzählt worden ist. Es führte den Bruch der langjährigen Freundschaft zwischen Rufinus und Hieronymus, und Herbe und Leidenschaftlichkeit herbei, die sich so leicht jedem Streit heimischen. Gegner des Rufinus warfen der Melania vor, daß sie ganz von den origenistischen Irrthümern befangen gewesen sei und daß sie dieselben mit Eifer vertheidigt und verbreitet habe. Vielleicht ließ Gott sie in diese geistige Gefahr gerathen, um sie zu prüfen, ob sie zwischen all' ihren Tugenden auch die demüthige Unterwerfung unter die Autorität und Entscheidung der Kirche in Glaubenssachen zähle. Möge sie in Jerusalem die Ansichten des Origenes überschätzt haben; als sie in Rom erfuhr, daß die Kirche dieselben verdamme, war sie eine so vollkommene Katholikin, daß sich die Heiligen an ihr erbauten. Es war aber eine wichtige Familienangelegenheit, welche Melania im Jahr 397 nach Rom zurückführte. Ihr Sohn Publicola war seiner Mutter würdig, hatte sich mit Albina, einer vornehmen Römerin, vermählt, und lebte mit ihr in glücklicher und heiliger Ehe.

Für seine sehr geistvolle und begabte Tochter Melania, die mit dem Namen auch das Herz, den Charakter und die Gesinnung ihrer Großmutter geerbt hatte, suchte er eine glänzende Verbindung aus und vermählte sie bei dreizehn Jahren mit dem sebzehnjährigen Vinian, einem edlen jungen Römer, Sohn des Severus, der Präfect von Rom gewesen war. Die Ehe war sehr glücklich, denn beide Gatten waren in den reinsten Grundsätzen des Christenthums erzogen und lebten darin fort. Ihr gastliches Haus beherbergte mit Freude und Freigebigkeit Fremde, die nach Rom kamen; am liebsten Geistliche und am allerliebsten solche, die um des Glaubens willen zu leiden hatten. Als ein Anhänger des in Constantinopel verfolgten großen heiligen Patriarchen Johannes Chrysostomus kam Palladius nach Rom und in dies Haus. Die ältere Melania hatte er schon früher in Jerusalem kennen gelernt und Alles, was er von ihr erzählte, erfüllte das Herz ihrer Enkelin mit einer so hohen Verehrung, daß ihre Großmutter ihr höchstes Vorbild eines achtyristlichen Lebens wurde. Melania die Jüngere hatte ihrem Gemahl zwei Kinder geschenkt, die beide im zartesten Alter starben. Sie betrachtete diesen Verlust als einen Wink Gottes, der sie von irdischen Fesseln lösen und näher an sich ziehen wolle, und mit reinem Sinn und glühendem Herzen suchte sie ihren Gemahl für ihren Wunsch zu gewinnen, fortan mit ihm in geschwisterlicher Freundschaft zu leben. „Gott hätte uns nicht die Kinder abgefordert, wenn er gewollt hätte, daß wir uns mit irdischen Dingen befassen sollten,“ sprach sie zu Vinian. Und wirklich rang ihre überweltliche Gesinnung dem Himmel die Gnade ab, daß ihr Gemahl denselben Entschluß faßte. Er war jetzt vierundzwanzig und sie zwanzig Jahre alt. Sie begann sogleich ein ascetisches Leben zu führen, aß nur einen Tag um den andern, bediente ihre Dienerinnen, kleidete sich äufferst einfach, verarbeitete ihre kostbaren Gewänder zu Altar- und Kirchenzierden und verkaufte all' ihre Diamanten und sonstige Kostbarkeiten. Den Erlös schickte sie durch den frommen Priester Paulus in's Morgenland an die Klöster und Ein-

siedler. Unter andern kam Paulus auch zu dem Einsiedler Dorotheus in Egypten, überbrachte ihm 500 Goldgulden und bat ihn in Melaniens Namen, dieselben in gottgefälliger Weise für Almosen zu verwenden. Dorotheus antwortete: „Mit solchen Schätzen verstehe ich nicht umzugehen. Bringe sie einem Bruder, der davon mehr Kenntniß hat als ich. Drei Gulden will ich behalten aus Dankbarkeit für den guten Willen der Geberin.“ Melania die Ältere hörte mit inniger Theilnahme den Entschluß des jungen Ehepaars, der übrigens von andern Mitgliedern der Familie nicht eben gebilligt wurde. Sie hielt es für ihre Pflicht, ihrer Enkelin in so schwierigen Verhältnissen beizustehen und sie und Pinian zu ermuntern, beharrlich dem Ruf Gottes zu folgen. Sie hatte so eben die Ausöhnung zwischen Rufinus und Hieronymus vermittelt. In der Kirche der Auferstehung zu Jerusalem hatten diese beiden verfeindeten Freunde der Feier der heiligsten Geheimnisse gemeinschaftlich beigewohnt und sich die Hände gereicht. Von einem guten Werk ging Melania unermüßlich zum andern über, verließ Jerusalem, schiffte sich in Cäsarea ein, begleitet von verschiedenen gottseligen Männern und Frauen und landete glücklich in Neapel. Dorthin war ihre ganze Familie ihr von Rom entgegen gereist, nicht bloß Publicola und Albina, Melania und Pinian, sondern ihre ganze Verwandtschaft, insofern sie dem Christenthum angehörte. Darunter befanden sich römische Senatoren, die mit allem Glanz ihres Ranges und Vermögens reisten und in vergoldeten Wagen, mit herrlichen Pferden in prächtigem Geschirr, umgeben von zahlreicher, kostbar gekleideter Dienerschaft, die arme Dienerin Christi empfingen. Das apostolische Leben der ersten Christen mit „einem Herzen und einer Seele“ blühte damals gar reich und lieblich und in viel größerem Maßstab als zur apostolischen Zeit in der gesammten christlichen Welt. Freilich gab es Spaltungen, Häresien und Irrthümer und in Folge davon Haß, Zwist, Feindschaft und Abfall; aber die Glaubensfesten, die treuen Katholiken, hielten innig zusammen, wußten von einander und kannten sich vom Morgenland bis in's Abendland. Der heilige



Paulin von Nola gibt von dieser freundschaftlichen Gemeinsamkeit und von dem hochgebildeten Leben so vieler Menschen aus der höchsten Gesellschaft ein sehr liebliches Bild. Er selbst stammte aus einem großen römischen Geschlecht, das in Frankreich bedeutende Güter besaß. Dort, in Bordeaux, wo sein Vater Pontius Paulinus Präfect von Gallien war, wurde Paulin um die Mitte des vierten Jahrhunderts geboren und von dem berühmten Gelehrten und Dichter Ausonius, der freilich nur gerade genug Christ war, um nicht Heide genannt zu werden, gebildet und unterrichtet. Bei fünfundzwanzig Jahren empfing Paulin schon die Consularwürde in Rom, war tadellos in seinen Sitten, freigebig gegen die Armen, gerecht und uneigennützig in seinen Aemtern. Zu allen Tugenden ermunterte ihn seine herrliche Gattin Theresia, eine reiche edle Spanierin, in deren Herzen das Verlangen nach höherer Vollkommenheit brannte. Auf einer Reise nach Bordeaux lernte Paulin den heiligen Erzbischof von Mailand, Ambrosius, und den heiligen Bischof von Tours, Martinus, kennen und die Unterredungen mit diesen Männern ließen ihn ein viel höheres Glück im vertraulichen Umgang mit Gott ahnen, als er bis jetzt in seinem Leben, das doch so schön, so reich und so gut war, gefunden hatte. Nach dem irrigen Gebrauch der Zeit, der die Taufe bis an das Ende des Lebens verschob, war auch Paulin, obschon sechsunddreißig Jahr alt, noch Catechumen. Jetzt ließ er sich aber vom heiligen Delphinus, Bischof von Bordeaux, taufen und die Gnade des Sacramentes erleuchtete ihn dergestalt, daß ihm seine ganze Vergangenheit voll Fehler und Gebrechlichkeit erschien. Um sich den Gefahren der Welt zu entziehen und wirksamer an der Heiligung seiner Seele zu arbeiten, legte er Aemter und Würden nieder und zog sich im Jahre 389 auf eines seiner Landgüter in Spanien zurück. Theresia folgte ihm mit Freuden in die Einsamkeit. Ihre Ehe war bisher kinderlos gewesen; jetzt erfreute ihn die Geburt eines Sohnes, doch nur um ihm die Vergänglichkeit jedes irdischen Glückes recht eindringlich vor die Seele zu führen, denn nach acht Tagen

starb das Kind. Heiligen Seelen dient Alles zur Heiligung. Paulin und Theresia lebten fortan nach den evangelischen Råthen der Keuschheit und der Armuth als treue Geschwister mit einander und widmeten sich ganz den Werken der himmlischen Liebe, die in dem Maße wächst, als die irdische abstirbt. Beide hatten die Absicht, in die Wüsten des Orients zu gehen und dort der strengsten Ascese sich zu widmen. Sie verkauften all' ihre Besizungen in Spanien und Gallien und verwendeten das Geld zu großartigen Almosen. Sie befreiten Gefangene, sie zahlten für arme Schuldner, sie versammelten alle Nothleidende um sich, und kleideten, speisten und beherbergten sie. Dieß Beginnen erschien Manchen als Wahnsinn, Anderen als Unrecht; aber die Heiligen in der an großen Heiligen damals so reichen Zeit freuten sich über diese beiden gottseligen Menschen. Paulin ließ sich auch keineswegs durch Tadel und Verläumdung irre machen und antwortete nur immer: „O glückselige Schmach, mit Jesus zu mißfallen!“ Es kam so weit, daß seine eigenen Sklaven, die er wie Brüder behandelte, sich weigerten, ihm die geringsten Dienste zu leisten; so unwürdig eines großen Herrn kam seine Demuth und Armuth ihnen vor. Mit unerschütterlichem Gleichmuth bestand er die Prüfung und plötzlich verwandelten sich auch seine heftigsten Gegner in Lobredner. Ganz Barcelona verlangte ihn am Weihnachtsfest 393 zum Priester und der Bischof wurde gezwungen, ihm, der sich auf's Auserzeste weigerte, die heiligen Weihen zu ertheilen, ohne die festgesetzten Zeiten zwischen den niederen und höheren zu beobachten. Paulin willigte endlich unter der Bedingung ein, daß er nicht an die Kirche zu Barcelona gebunden sei, und nach dem Osterfest 394 vertheilte er Alles, was er noch irgend in Spanien besaß, an die Armen und ging, nachdem er unzählige Thränen getrocknet und unzähligen Nöthen abgeholfen hatte, nach dem südlichen Italien, wo er bei Nola ein kleines Landgut besaß, der einzige geringe Ueberrest seiner „Königreiche,“ wie sein Lehrer Ausonius seine Besizungen nennt. Nola liegt unfern Neapel, in dem reizenden Landstrich, den man damals Campa-

nien nannte, und den die vornehme und reiche römische Welt wegen der Seebäder, der gesunden Luft und der anmuthigen Gegend besonders gern zum Landaufenthalt wählte. Das Land war übersät mit den schönsten Villa's; aber manche derselben verloren jetzt nach und nach ihre ehemalige Bestimmung: Stätten des Wohlbehagens und irdischer Genüsse zu sein. Mit der Bekehrung ihrer Besitzer zog die christliche Äscese in sie hinein und that Buße für die Gräuelt der Ueppigkeit, die hier vor wenig Jahren noch zu Hause gewesen waren. Paulins Landhaus war geräumig, aber sehr einfach und lag unmittelbar neben der Kirche, die über dem Grabe des heiligen Martyrers Felix erbaut war. Diese Nähe war eben das, was Paulin anzog. All' seine Aemter und Würden und alle Ehren, die sein Rang, alle Vorzüge, die Geburt und Vermögen ihm gewährten, gab er auf, um aus einem römischen Consul und Senator ein armer Mönch zu werden, ein Wächter und Pförtner am Grabe eines heiligen Martyrers. Es gesellten sich auch bald gleichgesinnte Männer zu ihm, mit denen er eine klösterliche Genossenschaft bildete. Sie bewohnten das Haus, bearbeiteten den Garten und fanden sich zum Gebete zusammen. Ein Flügel des Gebäudes war in Zellen abgetheilt, der andere in größere Räume. Jener hatte die Bestimmung, Geistliche und dieser Weltleute zu beherbergen. Therosia sorgte liebevoll für das Hauswesen.

Hierher kam Melania mit ihrer Begleitung. Ob sie mit Paulin verwandt war, oder befreundet, oder ob sie als Kinder Gottes Seiner übernatürlichen Familie sich zuzählten und sich kannten, wie die Seligen im Himmel sich kennen — in Gott: das erfährt man nicht; aber Paulin selbst beschreibt diesen Besuch, den Melania bei ihm machte. Er hatte in Aquitanien einen Freund, Sulpicius Severus, den er aus dem Glanz und Ruhm der Welt sich nach und in die Äscese hinein gezogen hatte, gerade zu einer Zeit, als er selbst der Gegenstand bitteren Tadel's war. Severus lebte in einem Dorf bei Toulouse mit seinen Dienern und Sklaven, die seine geistlichen Brüder geworden waren, gerade so, wie

Paulin zu Nola, und ihre Freundschaft wurde nicht geschwächt, sondern erhöht durch ihre beiderseitige ascetische Richtung. An Severus schrieb Paulin:

„Wir haben diese heilige Frau, die nach fünfundzwanzig Jahren aus Jerusalem zurückgekommen ist, bei uns beherbergt. Mein Gott, was ist das für ein Weib! die Kraft Gottes ist über alle Maßen groß in ihr. Sie war zu Neapel von ihren Kindern und Enkeln empfangen worden und mit großem Geleite kam sie in unsere schlechte Wohnung nach Nola. Der Pomp und die Pracht der Welt, mit denen ihre Verwandten die ganze appische Straße \*) erfüllt hatten, wogte nun in Gold und Purpur um sie her, während sie im groben schwarzen Kleide ganz zufrieden auf einem kleinen schlechten Pferde saß. Ihre einfache Demuth überstrahlte all' die Herrlichkeit und die Reichen staunten über ihre Armuth, die Weltleute über ihre Heiligkeit; sie aber lächelte in ihrem Herzen über all' das Erstaunen. Es war ein schöner Anblick und gereichte sehr zur Ehre Gottes, wie sich der Glanz und der Ueberfluß, den sie verschmähet hatte, jetzt vor ihr ausbreitete, als ob sie sich des Sieges erfreuen sollte, den sie über all' die Eitelkeiten davon getragen. Aber schön war es auch, daß ihre Kinder, diese reichen Leute, doch von der Mutter eine solche Armuth im Geiste ererbt hatten, daß sie sich weit mehr über Melaniens Armseligkeit, als über ihre eigene Pracht freuten, und es sich zur hohen Ehre schätzten, deren schlechtes Mäntelchen oder den Saum ihres schwarzen Röckleins zu berühren. Wir priesen von Herzen Gott den Herrn, der die Demüthigen erhöht und die Hungerigen mit Gütern erfüllt. Unsere Wohnung aber, die nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß hat, jedoch ziemlich lang und in viele Zellen eingetheilt ist, gab allen diesen Gästen Herberge und nahm sowohl die fromme Begleitung Melaniens aus Jerusalem, als auch die ganze vornehme Verwandtschaft auf. Die Stille unseres Hauses wurde aber nicht dadurch gestört;

---

\*) Der Weg von Rom nach Neapel hieß die Via Appia.

denn während wir mit Melania und ihren Frauen in der nahen Kirche des heiligen Felix das Lob Gottes in Psalmen sangen, und zu den bestimmten Stunden des Tages und der Nacht unsern geistlichen Uebungen oblagen, verhielten sich die übrigen Gäste sehr bescheiden und eingezogen, und legten durch ihr Schweigen ihre Ehrerbietung vor den Heiligen an den Tag und stimmten so auf ihre Weise in das Lob Gottes ein. Um dir aber noch mehr von dieser auserwählten Taube Melania zu sagen, so wisse: ihre Nahrung ist das Fasten, ihre Ruhe das Gebet, ihre Speise das Wort Gottes. Das Büchlein von dem Leben und den Thaten des heiligen Martinus von Tours, welches du mir gerade zu jener Zeit übersendetest, las ich selbst Melanien vor, die ein großes Wohlgefallen an solchen Geschichten hat. Sie hat mir einen kleinen Partikel des heiligen Kreuzes vom Bischof von Jerusalem mitgebracht und helfolgendes Stücklein vom heiligen Holz überschickt deiner ehrwürdigen Mutter (Schwiegermutter) Bassula, ihre Dienerin, meine Schwester Theresia. Da aber bei euch ein Herz, ein Sinn und ein Glaube ist, so gehört es euch Beiden. In Erinnerung, daß der König der Glorie an diesem Holz gehangen, und daß ihm zu lieb der Fels sich gespalten hat, wollen auch wir es den harten Steinen nachthun und unsere Herzen mit der heilsamen Furcht Gottes zermalmen.“

Es ist so schön, welche Innigkeit und Traulichkeit sich mit der Hoheit der Verbindung verschmolz, in welcher diese vielen gottseligen Menschen zu einander standen. Sie waren sämmtlich nicht nur getaufte Christen, sondern aufrichtige Jünger des Kreuzes; und wie jener Partikel aus frommen Händen von Jerusalem nach Campanien und dem fernen Aquitanien kam: so war der Geist, der vom Kreuz herab weht, die Heiligkeit — das Band, welches sie zusammenschloß. Man hielt die Heiligkeit damals nicht für etwas halb Unmögliches und halb Unnatürliches, wovor man Scheu haben müsse, sondern ganz einfach für etwas Uebernatürliches, für eine Wirkung der Kraft Gottes im gottliebenden Menschen, für Gnaden, an die man glauben und die man lieben müsse. Und daraus

entspringen denn diese anmuthigen und seligen Familien, diese lieblichen Gruppen von Heiligen, die sich um irgend eine auserwählte Seele bilden und die dem Leben in der Kirche etwas so Bezauberndes, so Inniges und dem Herzen so Verwandtes geben, wie die Sternbilder den großen feierlichen nächtlichen Himmel dem Menschen näher rücken und vertraulich machen.

Melania, die Wittwe, begab sich darauf mit ihrer ganzen Familie nach Rom, wo sich sie einem herrlichen Kranz gottseliger Frauen einreihen konnte. Da lebte die hochbejahrte Wittwe Marcella mit ihrer Pflgetochter Principia auf dem Aventin, und Fabiola in ihrem Spital, und Asella als Vorsteherin einer klösterlichen Genossenschaft, und Paulina, der heiligen Paula Tochter, an der Seite ihres edlen Gemahles Pam-machius, wetteifernd mit ihm in Werken der Barmherzigkeit, und Leta, die gottselige Wittwe des Logotius, welche zum Ersatz und zum Trost dafür, daß sie ihr einziges Kind, Paula die jüngere, in's Kloster zu Bethlehem geschickt, alle Arme an Kindesstatt angenommen hatte. Zwischen diesen vielen gottseligen Frauen nahmen nun auch Melanias Schwiegertochter Albina und ihre Enkelin Platz; und während sie diese auf dem Wege der Vollkommenheit bestärkte, gelang ihr eine glänzende Bekehrung. Ihre Schwestertochter Avita war mit einem ganz ausgezeichneten, guten und klugen Mann vermählt, der Apronianus hieß, reich und vornehm war, aber sich durchaus abhold dem Christenthum zeigte. Melania wußte den Apronian durch ihren Geist so einzunehmen und durch ihre Tugenden so zu erbauen, daß er es sich gefallen ließ, in der christlichen Glaubenslehre von ihr unterrichtet zu werden. Und als er nun bei diesem Entschluß beharrte und sein edles Gemüth für die ewige Wahrheit öffnete, da drang sie wie ein Lichtstrom in sein Herz und nahm es so unwiderstehlich für Gott ein, daß nun auch Nichts mehr darin Platz fand als Gott allein; d. h. Nichts mehr nach der Ordnung der Natur, aber Alles durch Gott, mit ihm, in ihm. Der Mensch kann die ganze Welt durch seine Nei-

gungen und Leidenschaften, aber nicht zugleich Gott und die Welt besitzen. In dem Maße, als er die Welt opfert und sich abtödtet und zu überwinden, und die Ordnung der Natur unter die Füße zu treten, und das Verlangen seiner Seele fest und rein auf Gott, als das höchste Gut, zu richten sucht, in demselben Maße geht er in die Gnadenordnung ein, die ihm, aber durch einen anderen Proceß, wiederum zum Besitze der ganzen Welt verhilft. In dieser neuen Ordnung der Dinge findet er zuerst Gott; in Gott den Gottmenschen Christus; in Christus die ganze Menschheit, welche durch das gnadenreiche Geheimniß der Menschwerdung unauflöslich mit der Gottheit verbunden ist. Diesen Proceß machten die Reuebekehrten der ersten Jahrhunderte häufig in wunderbarer Vollkommenheit durch. Mit solcher Kraft und Tiefe erfaßten sie die ewige Wahrheit in ihren gereinigten Herzen, daß diese keinen Raum mehr hatten, etwas Halbes und Vergänglichendes und Scheindinge zu beherbergen. Das eine Herz dem einen Gott, dem König der Liebe die Blüthe der Liebe, dem Herrn des Lebens die Fülle des Lebens: dies war der einfache und verständige Schluß, den sie machten. Und zwar nicht Einmal, Einer oder Zwei! sondern auf jedes Blatt der Geschichte jener altchristlichen Tage drängt sich Name an Name. So machte es auch Apromian. Er fühlte sich durch die Laufe auf Christo „mit einbegaben in seinen Tod“ (Röm. 6, 4.) und schwang sich auf die Wege der höheren Vollkommenheit, auf denen sein glückliches Weib freudiger ihn begleitete, als sie es je auf den betrügerischen Rosenspfaden der Welt gethan. Und nicht genug! Auch seine Kinder Eunomia und Asterius folgten den evangelischen Räthen und dem Beispiele der Eltern und lebten entsagend, jungfräulich, in heiliger Armuth und in dem Schönsten, was es auf Erden gibt: in heiliger Buße eines reinen Herzens.

Melania, die Wittve, hatte ihren Sohn Publicola auch gern in der ascetischen Schaar ihrer Familie gesehen, lieber im Kloster als im römischen Senat, lieber im Bußkleid als im Prachtgewande, weil ihre mütterliche Zärtlichkeit den leise-

sten Schatten fürchtete, den Ehrsucht und Eitelkeit auf ihn werfen könnten. Aber Publicola war einer jener seltenen Menschen, die an allen Verhältnissen der Welt mitwirkend Theil nehmen, ohne sich von ihnen gefangen nehmen zu lassen. Die Gottesfurcht und Demuth seiner Mutter waren auf ihn übergegangen und erhielten ihn, mitten unter allen Verlockungen, fern von Selbstgefälligkeit und Hoffart. Mit dem heiligen Augustin und dem heiligen Paulin war er sehr befreundet und im vertraulichen Briefwechsel, und Paulin lobt ihn, daß er, „der hochgestellte Mann, nicht hoch von sich gedacht, vielmehr nach dem Beispiele unseres Heilandes sich den Verringen gleich gestellt und der Armen erbarmt habe.“ Es kam aber doch der Tag, da er dem Rathe seiner Mutter wenigstens zum Theil folgte und sich aus der Hauptstadt der Welt in die Stille des Privatlebens zurückzog. In Rom, der Königin der heidnischen Welt, saß durch die ungeheure Macht einer Tradition, die Alles für sich hatte, was dem Sinnenmenschen angenehm und willkommen ist, das Heidenthum so unglaublich fest, daß im Anfang des fünften Jahrhunderts das christliche Rom sich zum heidnischen verhielt wie Goldadern zwischen Massen von geringem Erz. Dies Gold mußte aus dem Schacht gesprengt und von den Schlacken befreit werden. Das war nicht möglich ohne gewaltige Mittel. Kaiser Theodosius erließ 392 ein Edict, das den Götzendienst in allen seinen Gebräuchen bei Androhung schwerer Strafen verbot. Kaiser Honorius befahl 399, im Occident alle Tempel auf dem Lande abzubrechen, in den Städten aber als Kunstwerke und öffentliche Zierden zu erhalten. Aber es gab noch ganz andere Tempel, die kein Edict niederreißen konnte: die Menschenbrust, die ihre Götter hegte im Einzelnen, und das öffentliche Leben mit seinen Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen im Allgemeinen. Kaiser Constantin hatte zwar die Gladiatorenspiele verboten, und doch dauerten sie noch fort, wenigstens in der Weise, daß, wenn auch keine Gladiatorschulen mehr bestanden, todeswürdige Verbrecher den Kampf wider die Bestien führen mußten. Ein



solches Fest gab Kaiser Honorius selbst im Jahre 395 zu Mailand, wo er damals residirte. Zu Rom hörten sie gänzlich erst im Jahre 404 auf, als der fromme Einsiedler Telemach sich in die blutige Arena stürzte, um dem Kampfe Einhalt zu thun und dabei sein Leben verlor. Dies Opfer der christlichen Liebe besiegte den heidnischen Gräuel. Aber das römische Volk war entnerot, unlustig zur Arbeit, liebte nichts als Würfelspiel, Theater, wüste Schwelgerei. Sein Tempel, sein Lieblingsaufenthalt, der weit über Haus und Heerd ging, war der große Circus und das höchste Interesse seines Lebens waren die darin stattfindenden Wagenrennen, an denen es ein leidenschaftliches Vergnügen fand, so daß es sich für diesen oder jenen Kutscher bis zum Wahnsinn fanatisirte. Nach der einen Seite hin war es ausschweifend in Genußsucht; nach der andern gedrückt, gequält, elend, tyrannisirt von den Reichen, unberücksichtigt von den Magistratspersonen, ungerecht behandelt von den Richtern, so daß ein Verarmter sehr bald der Slav Desjenigen wurde, der ihm eine Unterstützung zukommen ließ, um ihn in Knechtschaft zu bringen. Die vornehmen Römer, die Nachkömmlinge alter senatorischer Familien, lebten eben so unthätig wie das Volk und eben so schwelgerisch, nur mit jenem Unterschied, den der Reichtum macht. Umgeben von Slaven und Schmeichlern hatten sie für nichts Sinn als für Tafelfreuden, Wäder und Schauspiele; allenfalls noch für Jagd und Würfel. Es gehörte bei Vielen zum guten Ton, an ihre Götter nicht zu glauben, dennoch aber Sterndeuterei zu treiben und nach der vermeintlichen Gunst oder Ungunst der Gestirne ihre Jagd- und Landpartien oder ähnliche Angelegenheiten zu ordnen. Gegen eine so entnerote und im gleichen Maße entfittlichte Volksmenge kämpften das christliche Leben und die heilige Ascese Schritt vor Schritt, unermülich, bald große Siege und bald Kleinere gewinnend, bis endlich die göttliche Vorsehung ihnen Bundesgenossen schickte, die zuerst freilich ganz Rom in einen feurigen Schmelztiegel warfen, in welchem aber das reine Gold des christlichen Roms von den Schlacken

des heidnischen gesäubert wurde, so daß es jetzt erst die Hauptstadt der christlichen Welt werden konnte. Bis dahin war in Rom noch immer ein Stück von Babylon; und bis das nicht zerstört war, erreichte es nicht seine Bestimmung: Mittelpunkt eines geistigen Reiches zu werden. Jene nothwendige und heilsame Säuberung und Sichtung gab die göttliche Vorsehung in rauhe Hände, in die der barbarischen Völker. Die ganze Epoche ist voll von ihren Tüthen, ihren Unternehmungen, ihrer Kühnheit, ihren Siegen. Die ältere Melania beurtheilte ganz richtig die Zeit, und es war kein eigensüchtiges Verlangen nach der Stille ihres Klosters zu Jerusalem, welches sie antrieb, zu den Ihren zu sagen: „Meine Kinder! erinnert euch, daß geschrieben steht: Geliebteste, es ist die letzte Stunde. (1 Joh. 2, 18.) Wer weiß, ob nicht Tage der Trübsal vor der Thüre sind! Laßt uns die Eitelkeit der Welt verlassen und in der Stille Gott dienen und Buße thun für Alle, welche es nicht thun.“ Ihre Warnungen waren so eindringlich und so bekräftigt durch die Vorgänge in der Welt, daß Publicola und Pinian sammt ihren Frauen eine andere Heimath zu suchen beschloßen. Es kostete ihnen viel Mühe, ihre Paläste zu verkaufen; der römische Senat sah es nicht gern und manche ihrer Anverwandten eiferten dagegen. Sie ließen sich jedoch nicht irremachen, und bei dieser Gelegenheit gaben Pinian und die jüngere Melania 8000 ihrer Sklaven frei. Andere, die von Freiheit keinen Gebrauch zu machen verstanden, überließen sie dem Bruder Pinian's; sie selbst behielten nur Fünfzehen als freiwillige Diener, die sich durchaus nicht von ihrer geliebten Herrschaft trennen wollten. Ihre Besitzungen in Spanien, Frankreich und England verkauften sie und gaben den Erlös, bis auf den letzten Heller, den Dürftigen. Die Güter in Campanien, Sicilien und Afrika behielten sie, um ferner Almosen spenden zu können; und wie die Schwalbe ihr Nest verläßt, wenn das Haus baufällig geworden ist: so verließen sie nun den Palast und die Stadt ihrer Väter, schifften sich ein im Jahre 408 und gingen zuerst nach Sici-

lien. Kaum waren sie fort, so begann Alarich mit seinen Gothen die erste Belagerung Roms, die er nur gegen ein schweres Lösegeld und für den Augenblick aufhob, um sie zwei Jahre später zu Ende zu bringen. Es ist bezeichnend für die gänzliche Zerfallenheit der römischen Verhältnisse, daß, als Alarich abzog und sein Lager in Petrurien aufschlug, 40,000 Slaven aus Rom entliefen und ihm folgten. Die ältere Melania lobte Gott, daß die Ihren den entsetzlichen Trübsalen entronnen waren, die sich gleichsam aus den Schaalen jener Zornesengel in der geheimen Offenbarung über Rom ergossen. Pest und Hungersnoth, Feuer und Schwert wütheten nacheinander; und wer in dieser Schreckenszeit noch die Nächstenliebe übte, das waren die vornehmen christlichen Frauen. Melania ging mit ihrer ganzen Reisegesellschaft weiter übers Meer nach Afrika, wohin den Publicola seine Freundschaft für den Bischof von Hippo, und Binian die seine für den Bischof von Tagaste zog. Diese beiden Bischöfe waren der heilige Augustinus und sein Freund, der heilige Alippius, der sich mit ihm zugleich belehrt hatte! In Tagaste ließ sich die gottselige Familie nieder und lebte dort, wie sie nun schon eine Reihe von Jahren theils in Rom, theils auf dem Lande in Campanien gelebt hatte. Jede Stunde des Tages war durch bestimmte gottgeweihte Beschäftigung ausgefüllt: Gebet, Psalmengefang, Lesung und Betrachtung der heiligen Schrift, Besuche bei Armen, Pflege der Kranken, wechselten mit einander ab. Auch ein Theil der Nacht war dem Lobe Gottes in feierlicher Matutine gewidmet. Das Irdische wurde wenig gepflegt und Speise und Schlaf auf das Geringste herabgesetzt; auch die Güter in Campanien und Sicilien zum Besten der Nothleidenden verkauft, und von den Einkünften der numidischen Besitzungen knapp und dürftig gelebt, um mehr und mehr geben, und immerfort geben zu können. Als ob ein Chor von Engeln aus dem Himmel herabgestiegen wäre, um den Menschen zu zeigen, wie man Gott lieben und anbeten müsse, so lebte diese glückselige und gottselige Familie. Gleich nach ihrer

Ankunft in Tagaste starb Publicola. Mit stillem Leid beweinete ihn seine heilige Mutter. Ueber diesen Todesfall schreibt der heilige Paulin von Nola an den heiligen Augustinus: „Er war nach der Lehre Christi dermaßen sanftmüthig und von Herzen demüthig, daß an seiner Seligkeit nicht zu zweifeln ist; denn die Sanftmüthigen werden ja das Erbreich besitzen und Gott dem Allmächtigen gefallen im Lande der Lebendigen. Daher ist auch seine Nachkommenschaft schon mächtig auf dieser Welt und unter den Großen der Erde sehr erhöht worden, und ein Gnadensegens ist ausgegangen über sein Haus und Geschlecht. Doch ich armer Sünder kann von diesem gottgeliebten Mann, meinem theuersten Freunde, und von seiner heiligen Mutter nicht würdig genug sprechen, weil ich ihren Tugenden zu fern stehe. Deine Heiligkeit, die als eine Leuchte und ein Lehrer der Wahrheit in der Kirche Christi strahlt, versteht es besser als ich, solchen hochherzigen Seelen gebührendes Lob zu spenden.“

Die Aufgabe der älteren Melania war erfüllt: die Ihren waren im Himmel und auf Erden mit Gott vereint. Sie durfte wieder dem Zuge ihrer Seele folgen, der sie so früh schon von der Welt abgelöst und in die Einsamkeit geführt hatte. Sie sehnte sich nach einer vollkommenen Abgeschiedenheit von Allem, was nicht Gott war und wie in ihrer Jugend, so schiffte sie auch jetzt in ihrem Alter hinüber in's gelobte Land und suchte mit stiller Borne ihr verwaistetes Kloster zu Jerusalem auf. Doch das irdische Sion hielt Melania nicht lange mehr fest; sie war reif für das himmlische. Bei ihrer Ankunft vertheilte sie die geringen Ueberreste ihres kolossalen Vermögens an die Armen; und, nachdem sie in vollkommener Entblößung von allem Irdischen vierzig Tage mit ihrem Heilande in der Wüste gewesen war, nahm er sie durch einen friedlichen Tod in sein Himmelreich auf im Jahre 410.

Der heilige Bischof Alippius pries Gottes Gnade, die ihm seinen Freund Pinian nach Tagaste geschickt und dadurch seiner Gemeinde ein so nachahmenswerthes Beispiel vor Augen

gestellt hatte. In Afrika war das Unwesen häretischer Spaltungen, die immer mit politischen und socialen Unruhen Hand in Hand gehen, sehr eingerissen, und zog auch die katholischen Kirchen in Armuth und Verwirrung hinein. Da thaten solche Vorbilder der demüthigen Unterwerfung und der christlichen Nächstenliebe doppelt Noth! Pinian und die Seinen lebten ganz für die Interessen der Kirche. Sie begnügten sich nicht damit, den Bedrängten zu Hülfe zu kommen, sondern sie halfen auch den Seelen, die sich zur höheren Vollkommenheit berufen fühlten, indem sie zwei Klöster bauten und mit genügenden Einkünften versahen. In dem einen dienten achtzig Mönche, in dem andern hundertunddreißig Jungfrauen Tag und Nacht dem Herrn. Das Gotteshaus von Tagaste war sehr schön und geräumig; aber arm. Altargeräthe, Schmuck und Zierrath fehlten; man hatte sich auf das Nothwendigste beschränken müssen. Pinian richtete sie nun würdig ein zur Feier der heiligsten Geheimnisse. Die Altargefäße, welche den anbetungswürdigen Leib und das heiligste Blut des göttlichen Heilandes umschlossen, die Lampen und Leuchter, die vor seinem Tabernakel brannten, die Rauchfässer, aus denen ihm zu Ehren wohlriechender Weihrauch aufstieg; Alles wurde von Gold angefertigt und mit Edelsteinen geschmückt. Diamanten zu sparen da, wo der König des Weltalls sein Blut nicht spart: diese Kargheit kannten Pinian und Melania nicht. Sie überwiesen auch dem Bischof liegende Gründe, um die Bedürfnisse der Kirche zu bestreiten, und manche Gemeinde beneidete die von Tagaste um so großmüthig freigebige Gäste. Pinian hatte schon längst gewünscht, den heiligen Augustinus in Hippo zu besuchen. Mit Melania und Albina und in Begleitung des heiligen Alypius reiste er dahin. In Hippo waren donatistische Spaltungen im Schwange, die der heilige Augustinus mit aller Kraft unterdrückte; daher war in der ganzen Gemeinde ein gewisser unruhiger Geist. Sie wurde dermaßen erbaut durch Pinians Gottseligkeit, daß sich eines Tages dasjenige ereignete, was freilich in der alten Kirche nicht

felten war: beim Beginne des heiligen Messopfers, umringten die Gläubigen den Pinian dergestalt, daß er nicht entinnen konnte, und begehrten vom heiligen Augustinus, daß er demselben die priesterlichen Weihen ertheile. Der heilige Paulin war so in Barcelona, so der heilige Augustin selbst in Hippo zum Priester geweiht worden. Beide, und vor und nach ihnen viele heilige Männer, hielten sich für ganz unwürdig, das Priesteramt zu verwalten und weigerten sich, die Weihen zu empfangen. Je nachdem sich ihnen der Wille Gottes kund gab, unterwarfen sie sich zuletzt oder widerstanden bis zum Ende. Dies letztere that Pinian; er floh mit den Seinen nach Tagaste zurück und in Hippo brach ein ungezügelter Aufstand aus. Pinian war aber ganz entschieden, die heiligen Weihen nicht zu empfangen, sondern ein geistliches Leben zu führen ohne sich dem geistlichen Stande einzuverleiben. Sieben Jahre noch blieb er mit den Seinen in Tagaste. Ihrer Aller liebste Beschäftigung und süßeste Erholung war es, gemeinschaftlich die Werke der großen Kirchenlehrer zu lesen und sie abzuschreiben. Melania lebte so außerordentlich streng gegen sich selbst, daß sie nur einen Tag um den anderen etwas Brod und Wasser genoß und ihre Dienerinnen beim Essen bediente.

Wäre die Gnade eben nicht Gnade, d. h. wäre sie keine freie Gabe Gottes, so müßte man billig staunen, daß sich in dieser Familie noch ein Heide befand; nämlich Albina's Bruder, Volusian, ein sehr geistvoller Mann, der später Präfect von Rom und Proconsul von Afrika wurde, und sehr bewandert in den Wissenschaften und in der heidnischen Philosophie war. Um diese Zeit schrieb er dem heil. Augustinus und legte ihm einige Fragen über die Menschwerdung Gottes und über die Wunder Jesu vor. Zuletzt sagt er: „Man erstaunt nicht, wenn nicht alle Geistliche solche Fragen genügend und überzeugend beantworten können. Kommt man aber zu Augustinus und würde er es nicht vermögen, so würde man glauben, daß dies eine Unvollkommenheit der christlichen Religion wäre.“ Der Heilige antwortete an Volusian: „In Allem, was mich betrifft,

glaube mir und nicht Anderen, und gib die allzu hohe Meinung auf, die du von mir hast. Die Wissenschaft der christlichen Glaubenslehre ist so tief, daß, hätte ich sie studirt und sie allein, von frühester Kindheit bis in's höchste Alter, mit dem größten Eifer und Fleiß, und mit viel mehr Verstand, als ich habe, so würde ich täglich neue Entdeckungen darin machen. Ich sage nicht, daß die zu unserem Heile nothwendigen Dinge so schwer zu entdecken wären; aber je gläubiger man in sie eindringt, um desto größere Geheimnisse der göttlichen Weisheit enthüllen sich. Der tüchtigste Kopf und die schärfste Intelligenz werden das von ihr eingestehen müssen, was die Schrift selbst sagt: Wenn der Mensch damit zu Ende ist, fängt er wieder an.“ (Eccl. 18, 6.) Trotz seines Briefwechsels mit dem erleuchtetsten gottseligsten Bischöfe blieb Volusian vor der Hand unbekehrt.

Im Jahre 417 machte Pinian sich auf die Pilgerfahrt in's Morgenland und ging mit Melania und Albina über Alexandrien und durch die Wüste nach Jerusalem. Sie trafen dort den Pelagius, dessen Irrlehre über die Gnade und den freien Willen der heil. Augustin glühend bekämpfte; und sie hatten so lebhaftes Controversen mit ihm, daß er sich für überwunden erklärte und seine Irrlehren selbst verdammt. Freudig meldeten sie dies dem heil. Augustinus. Aber die Härte sitzt mehr im bösen Willen, als im Mangel an Einsicht und Pelagius, wie so manche Irrlehrer, konnte hundert Mal des Irrthums überführt werden, ohne ihn deshalb aufzugeben. Der heil. Hieronymus und die jüngere Paula empfingen freudig und liebevoll diese Geistesverwandten in Bethlehem. Von dort machten Pinian und Melania eine Reise zu den syrischen und ägyptischen Mönchen und Einsiedlern, um sich auf ein ähnliches Leben vorzubereiten. Albina trennte sich jetzt zum ersten Mal von ihrer Tochter und ließ sich in dem Kloster zu Jerusalem nieder, welches ihre Schwiegermutter, die ältere Melania, gegründet hatte, und in welchem noch die ganze Seele dieser großen Frau lebendig und wirksam war. Es war übrigens nicht Laune, sondern nur

ihr Alter, wodurch Albina abgehalten wurde, ihre Kinder auf der beschwerlichen Reise zu begleiten. Sie kehrten von derselben noch mehr entbrannt in heiliger Liebe zurück und Pizian stiftete zu Jerusalem eine Genossenschaft von dreißig Mönchen, mit denen er, in geistlichen Uebungen und in Bebauung seines Gartens abwechselnd, getrennt von Melania lebte. Sie gründete ihrerseits ein Nonnenkloster, war aber nie zu bewegen, die Vorsteherschaft und Leitung desselben zu übernehmen. Auch that dessen Regel der Strenge ihres Bußgeistes kein Genügen. Sie suchte eine einsame Zelle am Delberge auf, wo sie sich ungestört allen Abtödtungen des Irdischen und aller Betrachtung des Himmlischen widmen konnte. Vierzehn Jahre, bis zu ihrem Tode, verbrachte diese begnadete Seele in jener gänzlichen Entäußerung, die dem irdischen Sinn beklagenswerth erscheint, zu der hingegen die Heiligen und die Engel im Himmel Glück wünschen, als zu einem Zeichen der Auservählung. Melanians Kleid war ein härtnes Bußgewand; ihr Lager eine Strohmatte auf dem bloßen Erdboden; ihr Tisch ein Felsblock; ihr Hausgeräth heilige Schriften; ihre Nahrung Wasser und Brod jeden fünften Tag. Von all' den großen Römerinnen jener Zeit hat keine eine so ungeheuere Ascese geübt, als die jüngere Melania. Aus ihrer abgeschiedenen Zelle verbreitete sich der Ruf ihrer Heiligkeit durch die Welt. Im Jahre 433 starb Albina, die ihre Tochter zwiefach geliebt hatte; zuerst als ihr theures Kind, dann als ihr Vorbild für die christliche Vollkommenheit. Sie erlebte aber nicht die Freude, ihren Bruder Volusian für das Christenthum gewonnen zu sehen. Er war jetzt Gesandter bei Kaiser Theodosius II. in Constantinopel und in großen Würden und Ansehen. Da rührte plötzlich die Gnade sein Herz. Er schrieb an seine Nichte Melania und sprach ihr den Wunsch aus, sie einmal zu sehen. Sie war voll Verlangen ihm zu dienen, aber so demüthig, daß sie nicht glaubte, irgend einen günstigen Einfluß auf ihn üben zu können. Er leuchtete geistliche Männer, die sie zu Rath zog, forderten sie dringend auf, ihrem Oheim das Opfer dieser Reise zu bringen.



Sie wählte sich eine passende Begleitung und machte sich wirklich auf den Weg. Allerorten, wo sie erschien und wo sie sich aufhielt, empfingen Bischöfe und Priester, Nonnen und Mönche, wie auch alle Gläubigen beiderlei Geschlechtes, die in der Welt gottselig lebten, sie mit den größten Ehrenbezeugungen und begrüßten sie wie einen Engel vom Himmel, und gingen wo möglich noch erbauter von ihr hinweg, als sie zu ihr gekommen waren. Glückselig gelangte sie nach Chalcodon, einer Stadt in Bythynien, die auf der asiatischen Seite des Bosporus, gegenüber Constantinopel, liegt. Da hatte Melania einen Augenblick von Entmuthigung, Scheu und Verwirrung. Ueber ein Vierteljahrhundert hatte sie nun schon Rom verlassen und von allem Pomp und allem Treiben der Welt sich fern gehalten; seit neun Jahren aber in der äußersten Abgeschiedenheit und Armuth gelebt. Und nun sollte sie aus ihrer engen, stillen, öden Zelle in das große, unruhige, üppige Byzanz hinein, das sich jetzt, nur durch den schmalen Meeresarm von ihr getrennt, anmuthig und herrlich vor ihren Blicken lagerte. Sie entsezte sich vor den Gefahren, von denen jede Seele in der Welt bedroht ist, vor dem geistlichen Hochmuth, der ihr so leicht durch ihre Verhältnisse und ihre Stellung herbeigeführt, wenigstens als Versuchung nahen konnte. Da wendete sie ihre Augen von dem zauberischen Bilde ab, wie der göttliche Heiland es that, als ihm der Teufel vom hohen Berge herab die Reiche der Welt zeigte, und begab sich in die Herberge, welche zur Kirche der heiligen Euphemia gehörte. Diese jungfräuliche Martyrin hatte im Jahre 307 für den Namen Jesu auf dem Scheiterhaufen ihr Leben verloren. Ueber ihren Reliquien erhob sich am Gestade des Meeres eine Kirche sammt Pilgerhaus, in welchem Melania Einkehr nahm. Sie brachte die Nacht im Gebet vor dem Altare der Blutzugin Christi zu und empfing so kräftige und süße Tröstungen, daß sie am anderen Tage fröhlich das kleine Schiff bestieg, welches sie über den Bosporus nach Constantinopel brachte. Bei dem Oberkämmerer des Kaisers Theodosius, der Pausus hieß und

ein sehr frommer Mann war, fand Melania mit ihrem kleinen Gefolge eine Wohnung bereit. Volusian war erkrankt und konnte sie nicht besuchen. Sie eilte zu ihm. Als er sie sah, sie, die er in Rom in dem vollen Glanz der Jugend, der Schönheit und der Verhältnisse gesehen hatte, und die er jetzt so arm, so schlecht gekleidet und mit jenem Aussehen und Ausdruck, welche den Menschen irdisch unschön, aber himmlisch schön machen, wieder fand, da rief er ihr entgegen: „O Melania, welche Veränderung!“ Sie ergriff die Veranlassung, um ihm zu antworten: „Diese Veränderung bezeugt dir eindringlicher, als alle Worte, die Kraft des christlichen Glaubens. Denn was hätte mich wohl veranlassen können, Alles, was man auf Erden Glück nennt, aufzuopfern, und Allem, was man Lust und Freude nennt, zu entsagen, wenn ich nicht mit dem heiligen Apostel Paulus die Zuversicht theilte, daß die Leiden der Zeit nicht werth sind der zukünftigen Herrlichkeit, und daß man nur durch Trübsal in's Reich Gottes eingeht. Aber jede Trübsal wird mir versüßt durch den Glauben an die Verheißung des Gottesohnes, daß Diejenigen, welche irdisches Glück seinetwegen verlassen, in der Ewigkeit hundertfach dafür belohnt werden.“ So erklärte Melania dem Volusian ihr Leben durch die heilige Schrift, und machte ihm die heilige Schrift verständlich durch ihr Leben. Die Glaubenslehre und das Glaubensleben erklären und bedingen sich gegenseitig. Melania ging zu Proclus, dem gottseligen Patriarchen von Constantinopel, und ersuchte ihn, zuweilen Volusian in seiner Krankheit zu besuchen und ihn durch geistreich fromme Gespräche günstig für den christlichen Glauben zu stimmen. Proclus versprach es ihr und hielt dermaßen Wort, daß Volusian später zu sagen pflegte: „Nur drei solche Männer in Rom und das Heidenthum würde bald nicht einmal mehr dem Namen nach dort bekannt sein.“ Volusian stand freilich nicht mehr vom Krankenlager auf, aber seine Seele fand ihre Genesung. Er bekehrte sich aus ganzem Gemüthe zum katholischen Glauben und empfing das heilige Sacrament der Taufe. Melania

war von einem heftigen Schmerz am Fuß befallen, der sie lähmte und an's Zimmer fesselte, so daß sie Volusian einige Tage nicht besuchen konnte. Die frohe Botschaft seiner Tausche machte sie aber auf der Stelle gesund; denn nun war er gerettet für's ewige Leben! sie war unaussprechlich bekümmert gewesen, daß er ungetauft sterben könne. Nun eilte sie zu ihm und verließ ihn nicht mehr. Erfüllt mit geistlichem Trost und erquickt durch die kostbare Bezugsnahme des wahren Fleisches und Blutes Jesu Christi, starb Volusian eines seligen christlichen Todes. Nicht hinter dem heil. Augustinus, sondern hinter Melania hatte Gott seine rettende Hand verbergen wollen. Melania's glücklicher Einfluß beschränkte sich während ihres Aufenthaltes zu Constantinopel nicht auf Volusian. Die Irrlehre des Nestorius von den zwei Personen in Christus, die so Manche, namentlich in Constantinopel, trotz der Verdamnung des Concils zu Ephesus bekehrte, war für die rechtgläubige Melania ein Schwert im Herzen. Unermüdllich bekämpfte sie die falsche Lehre mit der heiligen Schrift, die sie sich durch langes Studium fest in's Gedächtniß geprägt hatte, und durch Erklärungen und Erläuterungen, welche fromme Betrachtung und der heilige Geist ihr eingaben. Vom Morgen bis in die Nacht gab sie Rede und Antwort Allen, welche bei ihr Belehrung, Rath, Richtschnur für die Erkenntniß der Wahrheit oder sonst eine geistige Gabe suchten. Was sie ehemals für die Leiber gethan, that sie jetzt für die Seelen: Werke der Barmherzigkeit. Ihre irdische Habe war dahin gegangen mit Almosen und Spenden; dafür durfte sie jetzt geistige unvergängliche Güter vertheilen. Sie führte viele Verblendete zum wahren Lichte zurück, und hielt Andere auf dem richtigen Pfade fest. Unter Denen, welche sie zur Liebe der katholischen Lehre anfeuerte, war Theodosius der Kaiser selbst. Die Kaiserin Eudocia, mit ihrem feinen und gebildeten Verstande, wußte Melania wenigstens von der Seite ihres Geistes vollkommen zu schätzen und sah sie häufig und gern. Melania benutzte diese Zuneigung, um das Kaiserpaar, wo möglich, etwas ab-

zulösen von der Anhänglichkeit an die Genüsse und die Herrlichkeiten der Welt, von denen es übermäßig eingenommen war, wie das so leicht den Menschen geschieht, die einen irdisch hohen Standpunkt einnehmen. Melania suchte das nachgiebige Gemüth des Kaisers zu entschiedener Feindschaft gegen jede Häresie zu stimmen; den beweglichen, phantasie-reichen Geist der Kaiserin aber durch Erwägung himmlischer Dinge für den Ernst des Lebens im Glauben zu gewinnen. Die Schilderungen, welche Melania vom gelobten Lande, von den heiligen Stätten zu Jerusalem und Bethlehem, von der Ascese der Einsiedler, Mönche und Klosterfrauen, von der Andacht der Pilger und von den Gnaden machte, die eine Wallfahrt nach sich ziehe, ergriffen die Kaiserin so, daß sie sich von ihrem Gemahl die Erlaubniß zu einer Pilgerfahrt nach Palästina erwirkte. Die Vermählung ihrer Tochter Eudocia mit dem weströmischen Kaiser Valentinian war gerade im Werk; daher gab Theodosius seine Genehmigung erst nach den Feierlichkeiten, die damit verbunden waren. Melania enteilte inzwischen dem goldenen Gefängniß von Byzanz, das sie frohlockend wieder vertauschte mit ihrer seligen Freiheit. Kurz nach ihrer Heimkehr starb Valian. Uebernatürlich getrübet sah sie ihn abscheiden, um vor dem Thron des Lammes den Platz einzunehmen, zu dem sie mit übernatürlicher Liebe ihn hingedrängt hatte. Die Frage des heiligen Apostels Paulus im ersten Corintherbrief: „Was weißt du, Weib, ob du nicht vielleicht den Mann werdest selig machen?“ hatte Melania von dem Standpunkt der Vollkommenheit aus erfaßt und gelöst. Inzwischen schickte Eudocia sich zu ihrer Pilgerfahrt an. Sie reiste durch Kleinasien und Syrien, spendete überall sehr reichlich große Almosen und wurde in Jerusalem mit Ehrfurcht und Freude aufgenommen. Melania mit vielen Klosterfrauen zog ihr feierlich entgegen; aber Eudocia erwies ihr noch größere Ehrenbezeugungen, als die Heilige der Kaiserin erwies. Eudocia nannte Melania Mutter und alle Nonnen des von ihr gestifteten Klosters Schwestern, und dankte Gott für die bei-

den großen Gnaden, erstens: das heilige Land und Jerusalem erreicht zu haben; dann: allda dem Geiste nach die Tochter einer solchen Mutter geworden zu sein. Eudocia stand damals auf der höchsten Stufe des irdischen Glücks, war Kaiserin des oströmischen Reiches und Mutter der jungen Kaiserin des Abendlandes. Nicht ahnte sie, daß sie nach einer handvoll Jahren Jerusalem unter ganz veränderten Umständen wiedersehen würde. Kaiser Theodosius starb, kaum fünfzig Jahre alt. Seine Schwester Pulcheria bestieg den Thron und Eudocia war nur noch Kaiserwitwe, nicht mehr Kaiserin. Und auch ihre Tochter war es nicht mehr, war in Afrika die Gefangene des Vandalenkönigs Genseric und ihr Schwiegersohn Valentinian III. war ermordet! Trostbedürftig schlug sie ihre Wohnstatt auf der Stätte des bittern Leidens des Gottessohnes auf und mag oft Melaniens gedacht haben, die sich durch ein freiwilliges Opfer über jedes vergängliche Glück gestellt hatte. Im Todesjahr Pirians, 435, machte Eudocia ihre erste Wallfahrt, zu welcher sie durch Melania angeregt worden war. Sie wohnte in Jerusalem der Einweihung eines neuen Gotteshauses bei. Während der heiligen Ceremonien glitt sie aus, verrenkte sich den Fuß und empfand die Kraft von Melaniens Gebet. Der heftige Schmerz hätte es ihr unmöglich gemacht, der schönen Feier beizuwohnen und dadurch wäre in diese eine Störung gekommen. Melania bezeichnete vertrauensvoll den verletzten Fuß mit dem heiligen Kreuz und das Zeichen des Heiles brachte auch diesmal Heilung. Eudocia ging darauf nach Byzanz zurück. Melania lebte noch vier Jahre mit verschärfter Bußstrenge. Das heilige Weihnachtsfest des Jahres 439 brachte sie in Bethlehem zu, und begab sich, von dort nach Jerusalem heimkehrend, im sichern Vorwissen ihres nahen Todes zu ihren geistlichen Töchtern in's Kloster. Sie kündigte ihnen ganz bestimmt an, die Stunde ihres Abscheidens sei gekommen. Laute Beeklage ergoß sich durch Jerusalem. Man gönnte zwar der Heiligen den Himmel, aber man sah sie doch so ungern von der Erde gehen! Sie tröstete Alle, Geistliche und fromme Weltliche, die sie besuchten und in Thränen zerfloßen. Sie ermahnte Alle zur Beharrlichkeit in der Tugend, wies auf die himmlischen Belohnungen hin und entschlief im seltsamen Vertrauen auf den Gott, den sie so unaussprechlich geliebt hatte, am 31. Dezember des Jahres 439.

# Die Väter der Wüste.

DIE VÄTER DER WÜSTE

(28)

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

HAHN-HAHN

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

1857.

Vet. Ger. III B. 408

In gleichem Verlage sind erschienen:

# Die Martyrer.

## Bilder

aus den drei ersten Jahrhunderten

der

christlichen Kirche.

Von

Ida Gräfin Sahn-Sahn.

Mit hoher bischöflicher Approbation.

IV u. 472 SS. gr. 8. eleg. broschirt 2 fl. 12 kr. oder  
1 Rthlr. 7 $\frac{1}{2}$  Sgr.

Die berühmte Frau Verfasserin hat ihre geistreiche Feder in diesem Werke den ersten drei christlichen Jahrhunderten gewidmet, indem sie dem Leser eine Reihe lebensvoller, historischer Schilderungen vorführt, die, zu einem harmonischen Ganzen sich vereinigend, den herrlichsten Einblick in die älteste Geschichte der Kirche gewähren. Die Aufgabe der Apostel und die Ausgießung des heiligen Geistes, Rom und Jerusalem, Nero und die Christen, der Krieg in Judäa und die Zerstörung Jerusalems mit all' ihren Schrecknissen, die Christenverfolgungen unter Trajan und seinen Nachfolgern, die Katakomben, das Coliseum, der heil. Clemens von Rom, der heil. Simon von Jerusalem, der heil. Ignatius von Antiochien, die letzte Zerstörung Jerusalems und Entweihung der heiligen Stätten, die heiligen Martyrer Polycarp und Justinus, der Fortgang der Verfolgungen und in Folge davon ein überreicher Kranz christlicher Blutzeugen, unter ihnen Perpetua, Trendus, Cyprian, Laurentius, dann die große Diokletianische Verfolgung, der heil. Mauritius, der heil. Sebastian, die heil. Agnes u. A. m. bis zur Befreiung des Kaisers Constantin und deren Folgen — das ungefähr sind die vorzüglichsten der Bilder, welche die Frau Verfasserin in diesem Buche uns bietet, und dürfte dasselbe unbestritten neben den neuesten Werken von Wiseman und Newman den ihm gebührenden Rang einnehmen. Schließlich bemerken wir, daß die „Martyrer“ den ersten Band einer vollständigen Kirchengeschichte bilden, welche die verehrte Verfasserin nach und nach unter dem Collectivtitel:

„Bilder aus der Geschichte der Kirche“

herauszugeben gedenkt. Jeder Band bildet ein geschlossenes Ganze und wird mit entsprechendem Separattitel apart abgegeben.

## Gedichte

von

P. Georg v. Waldburg-Zeil,

Pfarrer aus der Gesellschaft Jesu.

Min.-Ausg. elegant broschirt 48 kr. od. 15 Sgr.; in engl. Einb.  
1 fl. 36 kr. od. 26 Sgr.

Was den Werth dieser Gedichte betrifft, so verweisen wir auf die günstigen Beurtheilungen in der „Katholischen Literaturzeitung“, in den „Historisch-politischen Blättern“, sowie im „Literaturblatt“ von Wolfgang Menzel. Den zahlreichen Freunden des hochw. P. Zeil wird die Sammlung seiner Gedichte als ein theures, werthvolles Andenken an den verehrten Gottschmann stets willkommen bleiben.

Die.  
**Wahrheit und Vernünftigkeit**  
des  
**Glaubens.**

**Gespräche**  
über den katholischen Begriff und Beweis der christlichen Offenbarung  
von

**B. Dechamps,**  
aus der Congregation des allerheiligsten Erlösers.

Deutsch bearbeitet

von

**Dr. J. B. Heinrich,**

Domecapitular und Professor der Theologie in Mainz.

8. geh. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Auf eine Anpreisung dieses Werkes unsererseits verzichtend, begnügen wir uns einige Worte aus einem Schreiben, welches der höchste Justizbeamte Belgiens, Baron de Gerlache, Präsident des Brüsseler Cassationshofes, im „Journal de Bruxelles“ veröffentlichte — hier wieder zu geben:

„Das Buch des Pater Dechamps, davon sind wir überzeugt, ist bestimmt, seinen Lauf durch die ganze Christenheit zu machen und einen Platz an der Seite der berühmtesten Apologien der Gegenwart einzunehmen; ja es scheint uns vor den meisten einen Vörsug zu haben, nämlich den, nicht nur schön und treffend von der Wahrheit zu reden, sondern auch Liebe zu ihr und Sehnsucht nach ihr einzusößen. . . Die höchsten Fragen, jene Fragen, die auch thatsächlich das größte Interesse erregen, die täglich von den Freunden und Feinden der Religion besprochen und bestritten werden, sind darin klar und sprachreif der Fassungskraft aller ernsten Geister dargelegt.“

**Friedrich von Spee.**

Ein deutsches Trauerspiel

von

**Joseph Pape.**

Miniaturn-Ausgabe, elegant geb. 1 fl. 12 kr. oder 20 Sgr. In englischem Einbände 2 fl. od. 1 Rthlr. 5 Sgr.

Die fünfsätzige Tragödie „Friedrich von Spee“, welche den berühmten Sänger der „Truh-Rachtigall“ und Verfasser der „Cautia criminalis“ verhehrt und der Erinnerung des Deutschen Volkes wieder nahe bringt, ist unstreitig die gelungenste Dichtung, mit welcher uns bis jetzt Joseph Pape beschenkte; Männer vom Range, welchen dieses „deutsche“ Trauerspiel im Manuscripte vorlag, zweifeln keinen Augenblick daran, daß auf dem Gebiete unserer vaterländischen Literatur Epoche machende allgemeinen Beifalles sich erfreuen wird.



Bilder  
aus der  
Geschichte der Kirche.

Von  
Ida Gräfin Hahn-Hahn.

---

Zweiter Band.  
Die Väter der Kirche.

---

Mainz,  
Verlag von Franz Kirchheim.  
1857.

11



